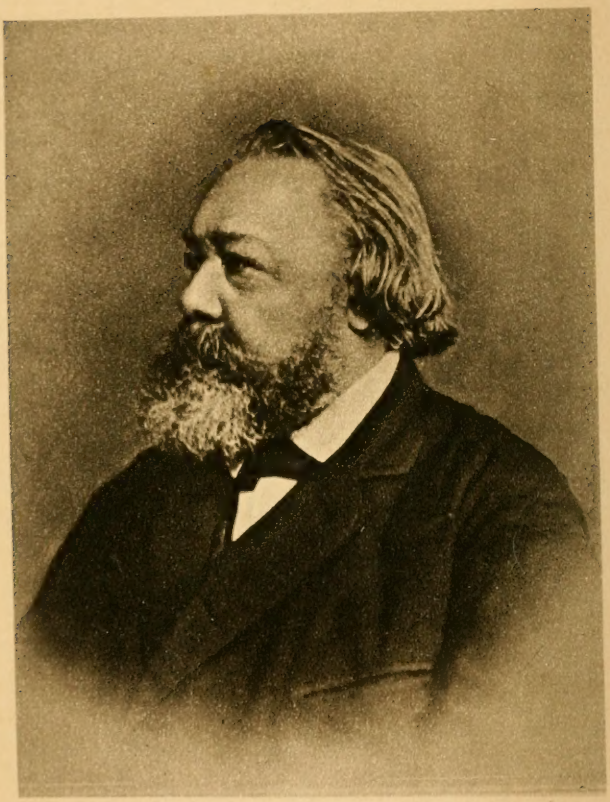
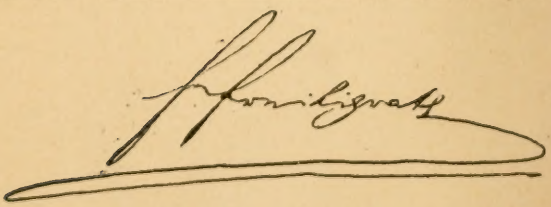
eiligraths Werke

3 1761 04121 5690

Dr Nachdruck
verboten! 196.—
60

74 (22)





Bongs
Goldene
Klassiker
Bibliothek

Freiligraths Werke

in sechs Teilen

Herausgegeben

mit Einleitung und Anmerkungen versehen

von

Julius Schwering

Mit dem Bildnis des Dichters in Gravüre und einer Faksimilebeilage

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Freiligraths Werke

Erſter Teil

Gedichte 1838 — Zwiſchen den Garben

Herausgegeben

und mit einem Lebensbild verſehen

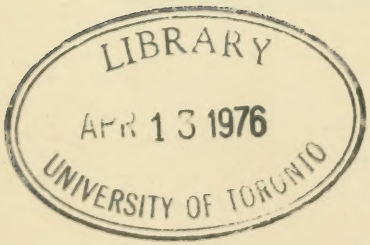
von

Julius Schwering

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung
in andere Sprachen, vorbehalten

PT
1867
A1
1909
V.1-3



Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt des 1. Teiles.

Seite

Lebensbild VII
An Deutschland 1
Gedichte. 1838 5

Seite

Tagebuchblätter.

Moostee 7
Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann 9
Wetterleuchten in der Pfingstnacht 10
Die Amphitrite 10
Die Auswanderer 12
Der schlittschuhlaufende Neger . . 13
Meerfabel 15
Die Griechin auf der Messe . . . 16
Vor einem Gemälde, dessen frische Farben mir beim nahen Betrachten mein Bild zurückwarfen 17
Sandlieder 18
Einem Ziehenden 21
„Wär' ich im Bann von Mekkas Toren." 23
Leben des Negers 24
Nebel 26
Roland 27

Balladen und Romanzen.

Der Mohrenfürst 30
Schwalbenmärchen 32
Der Becher in der Wüste 34
Der Blumen Rache 35
„Prinz Eugen, der edle Ritter." . 37
Der Mann im Walde 38
Banditenbegräbnis 41
Piratenromanze 43
Der Falk 45
Die Schreinergesellen 46
Barbarossas erstes Erwachen . . 47
Meerfahrt 49
Der Biwak 51
Die seidne Schnur 52
Der Tod des Führers 54
Der Wassergeuse 56
Eine Geusenwacht 57
Lieve Heere 60

Terzinen.

Die irische Witwe 62
Die Griechin 66

Alexandriner.

Der Alexandriner 68
Vier Roßschweife 69
Afrikanische Huldigung 69
Florida of Boston 70
Der Schwertfeger von Damaskus 72
Der Scheik am Sinai 73
Der Diwan der Ereignisse . . . 74
Am Kongo 76
Scipio 77
An das Meer 78
Schiffbruch 80
Anno Domini 81
Henry 83
Im Herbst 83

Vermischte Gedichte.

Im Walde 86
Die Tanne 87
Die Toten im Meere 90
Geisterschau 92
Die Magier 93
Nebo 95
Die Bilderbibel 97
Landrinette 99
Das Husarenpferd 102
Heinrich der Seefahrer 102
La vida es sueño 106
Ein Flüchtling 107
Vorgefühl 108

	Seite
Fieber	108
Zwei Feldherrngräber	110
Audubon	112
Ammonium	114
Die Steppe	115
Meine Stoffe	116
Löwenritt	117
Gesicht des Reisenden	118
Unter den Palmen	119
ΟΔΥΣΣΕΥΣ	120
Drei Strophen	122
Leviathan	123
Mirage	124
Die Schiffe	127
Der ausgewanderte Dichter	133
Der Reiter	141
Gelegentliches.	
Bei Grabbes Tod	144
Für Schillers Album bestimmt gewesen	146
In Schillers Album	148
Der Phönix	149
Bannerspruch	150

Zwischen den Garben. Eine Nachlese 1849 153

Vorwort	155
Klänge des Memnon:	
1. Zur Einleitung	156
2. Ein Lied Memnons	157
Ein Ritt	159
In der Nordsee	159
Kreuzigung	161
Das Hospitalschiff	163
Freistuhl zu Dortmund	167
Auf dem Drachenfels	172
Rolandseck	172
Bauerede für Rolandseck	176
Köln und der Rhein	180
Die Rose	182
O lieb', solang du lieben kannst!	184
Mit Unkraut	186
Ruhe in der Geliebten	187
Du hast genannt mich einen Vogelsteller	188
Auch eine Rheinsage	189
Ein Kindermärchen	200
Die Nacht im Hafen	203
Bei Koblenz	208
Die Linde bei Hirzenach	209
Vision	210
Antwort	212
An ein schönes Kind	213
Nulla dies sine linea	214
Leiern und Bügel	214
Brutus	215

Lebensbild.

I.

Im Juli 1838 überreichte der Hallische Lyriker Heinrich Beta dem allezeit hilfsbereiten Freunde und Förderer aufstrebender Talente, Adelbert von Chamisso, ein Bändchen Verse unter dem Titel: „Werdelust des Hallischen Dichterbundes." Der alte Poet und Weltumsegler, der, seine Pfeife rauchend, in schlichter, grauer Jacke auf dem Sofa saß, durchmusterte, hin und wieder seine langen weißen Locken schüttelnd, mit grimmigen Blicken den Inhalt des Büchleins, warf es unwillig auf den Tisch und meinte, daß jetzt überhaupt alle deutschen Dichter die Feder niederlegen und den Mund halten müßten. Dann gab er dem aufhorchenden Jünger die soeben erschienenen Gedichte Freiligraths und bemerkte dazu: „Seitdem dieser hier zu singen angefangen hat, sind wir alle Spatzen. Nehmen Sie's mit, lesen Sie, und Sie werden wie ich auf immer von weiterer Versmacherei geheilt sein."

Diese Worte Chamissos kennzeichnen treffend den überraschenden Eindruck, den die neue Dichtererscheinung auf die deutsche Kritik und Leserwelt ausübte, eine Wirkung, die sich teils aus den Zeitumständen, unter denen er auftrat, teils aus der Persönlichkeit Freiligraths und der Art seines Talentes erklärt. Goethe war tot; Uhlands lyrische Muse fast verstummt, Rückerts vielseitiges Formentalent erschöpfte sich in kunstvollen Nachbildungen fremder Poesien, Platen ruhte seit drei Jahren in der sizilischen Erde; Heines Buch der Lieder wirkte zwar noch nachhaltig fort, hatte aber doch unter der Flut der Nachahmungen den ersten Reiz der Frische und Neuheit für die Zeitgenossen schon verloren. Aus der Traumnacht der Romantik hallten zwar noch immer die Waldhornklänge Eichendorffs, aber er fand keine neuen Töne mehr; die reiche Triebkraft der Lenau-

schen Lyrik schien bereits zu stocken, und Annette von Droste-Hülshoff und Mörike, die in dem gleichen Jahre wie Freiligrath ihre erste Gedichtsammlung veröffentlichten, fanden nur geringe Beachtung. Es war die Zeit, wo das Dekorative, das Luxuriöse in der Sprache Geltung hatte, wo Victor Hugos Exotik blühte, wo Lamartines harmonische Gesänge Widerhall in Deutschland weckten, wo die Freiheitsfanfaren eines Anastasius Grün die Gemüter erregten, wo das schöne, rhetorisch pomphaft klingende Wort mehr wirkte als das charakteristische. So kam die Zeit dem neuen Dichter entgegen, und er gab ihr, was sie verlangte, was die Sinne fesselte und die Phantasie in Bewegung setzte: fremdartige, packende Stoffe, blendende, farbenglühende Bilder, bunte, tönende Reime, markige, in dröhnendem Taktschritt dahinstürmende Rhythmen. Und aus all diesen Stoffen und Formen sprach jene Sehnsucht in die Ferne, jene Europamüdigkeit, jener Überdruß an den heimischen Zuständen, die dem tatenarmen und tatendurstigen deutschen Geschlechte der dreißiger Jahre eigentümlich waren. Wenn auch Gedanke und Empfindung von dem überladenen Redeschmuck vielfach erdrückt wurden, wenn auch das Gräßliche hin und wieder in allzu greller Beleuchtung erschien, wenn auch der Wechselklang der Reime manchmal wie eine wilde Janitscharenmusik die Sinne umwogte, immerhin — gegen die schönselige Zerflossenheit, das matte Geklingel, das farblose Einerlei der sonettierenden Almanachs-Poeten war die flammende Einbildungskraft, die aus diesen Dichtungen loderte, dieses üppige Schwelgen in Bild und Wort, dieses frische, kecke Erfassen der Wirklichkeit ein hoher künstlerischer Gewinn, eine wesentliche Bereicherung der Lyrik. Was damals über die Persönlichkeit des Dichters zuerst im Publikum verlautete, war ganz geeignet, die Neugier rege zu machen und den Eindruck seiner Schöpfungen noch zu vertiefen. Man hatte in ihrem Verfasser einen poetischen Weltfahrer wie Byron und Chateaubriand vermutet, und war erstaunt, als man vernahm, daß Freiligrath in der kleinbürgerlichen Enge einer westfälischen Landstadt aufgewachsen und zum Kaufmann ausgebildet war, daß er hinter dem Ladentische gestanden und Rechnungsbücher geführt hatte, bis ihm in Amsterdam, wo er als Kontorist beschäftigt war, die Betrachtung des Hafenlebens die erste Weltperspektive eröffnete. Das seltsame Problem eines Doppellebens tauchte vor dem Leser auf: des Dichters äußeres Dasein, ein engumgrenztes, schlichtes Alltagswirken in der Prosa des Erwerbs, seine Poesie: Wüsteneinsamkeit, Tropenglut, Urwaldmajestät, Meeressturm und Gewitterdunkel.

Die Geschichte seiner geistigen Entwicklung löst dieses Problem und erklärt und vermittelt diese Gegensätze.

„Ich lasse mich gern an den Ort und in die Zeit zurückversetzen, wo ich einzig und allein mich glücklich gefühlt habe! O meine Kindheit! Da hing noch der Heiligenschein der Hoffnung um meine Zukunft, da baute ich Schlösser, da lebte ich Märchen — ach und brannte vor Ehrgeiz und Erwartung!" So schrieb Freiligrath als 28jähriger Jüngling in wehmütigem Gedenken an seine Knabenjahre der Gattin des Dichters Grabbe. Es war in der Tat eine frische, fröhliche Dichterjugend, in einfachen, naturnahen Verhältnissen verlebt, von wackeren Eltern behütet, umrauscht von kräftiger Bergwaldluft, verklärt durch den romantischen Schimmer sagenumwobener Denkmäler aus der germanischen Vorzeit, gehoben durch frühzeitige Empfänglichkeit für alles Große und Schöne und durchglüht von dem wonnigen Rausche des ersten Schaffens. Am 17. Juni 1810 wurde Hermann Ferdinand Freiligrath als Sohn eines Lehrers zu Detmold geboren. Seine Vorfahren stammten aus dem bergischen Lande. Sein Großvater Johann Peter Freiligrath war Meister an einer Loh- und Farbenmühle zu Kettwig im unteren Ruhrtal. Dort in seiner Geburtsstadt ist auch des Dichters Vater, Johann Wilhelm Freiligrath, als Schulmann tätig gewesen. Nachdem er dann an mehreren andern Orten vorübergehend gewirkt, erhielt er im Jahre 1806 eine Lehrerstelle an der Bürgerschule zu Detmold. Er war ein geistig strebsamer, tüchtiger Mann von festem Willen und tiefer Religiosität, meistens ernst, aber doch nicht ohne Sinn für Humor, ein Mann, der sich die Achtung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Schüler in hohem Maße zu erwerben verstand. In seinen Briefen und Dichtungen hat Freiligrath wiederholt mit Liebe und Ehrfurcht des Vaters gedacht. „Ich erinnere mich noch jetzt", so heißt es in einem Schreiben vom 21. August 1841 an August Nodnagel, „mit Tränen in den Augen der Freude, mit der er die ersten Anfänge des Achtjährigen begrüßte, und der Opfer, die er, der finanziell vielfach Beschränkte und Beengte, mit Liebe brachte, wo es galt, meine Ausbildung zu fördern. Ich liebte ihn über alles und weiß, was ich ihm zu danken habe." Die Frohnatur und die Lust zum Fabulieren hat er aber nicht von ihm, sondern von der Mutter geerbt, deren Ebenbild er auch in seinem Äußern war. Luise Freiligrath, eine Tochter des Lehrers Johann Hermann Tops in Mülheim am Rhein, war eine Frau von lebhaftem rheinischen Temperamente, gemütvoll weltkindlich-froh, frisch bei der Arbeit des

Tages und erfüllt von zuversichtlichem Glauben an eine ewige Güte und Gerechtigkeit. Sie zeichnete geschickt, verfertigte kunstvolle Handarbeiten und war ebenso musikalisch gebildet. Ihrem Manne war sie eine wackere Lebensgefährtin, ihrem Kinde eine treue Pflegerin. Aus den Briefen, die sie an ihre Mutter richtete, spricht das tiefe Glück, das sie an der Seite ihres Gatten fand, und die Freude über ihren „unbändigen Jungen, den lieben süßen, dicken, allezeit fröhlichen und zufriedenen Ferdinand". Am 2. Mai 1813 schenkte sie ihrem Gatten ein Töchterlein, Emma, das aber schon mit drei Jahren starb. Am 20. September 1815 folgte ein zweites Töchterlein, das den Namen Luise erhielt, und dann fing die Mutter an zu kränkeln, ihre Kräfte ließen nach, ein hartnäckiger Husten befiel sie, und am 24. Januar 1816 raffte der Tod sie hinweg. Es war der erste heiße, nachhaltige Schmerz, der die Kindesseele des Dichters traf und sich erneuerte, als man einen Monat später auch sein Schwesterlein begrub. Der Mutter Bild blieb ihm immerdar heilig. In einem kleinen Schrein, den er sein Reliquienschränkchen nannte, bewahrte er pietätvoll ein von ihrer Hand gesticktes Stückchen seiner Seide, ihre Bücher, Musikalien, Zeichnungen, und als Mann mit grauem Haar stand er oftmals sinnend vor diesem Vermächtnis der Toten und gedachte tiefbewegt der so früh dahingeschiedenen Mutter.

Zwei Jahre nach diesem schweren Verluste bildete sich ein neuer Familienkreis um den Knaben. Sein Vater verheiratete sich am 8. April 1819 mit Klara Wilhelmine Schwollmann, einer Predigerstochter aus Alperbeck, die er im Hause ihres Bruders, des Großkaufmanns Moritz Schwollmann, in Soest kennen gelernt hatte. Sie brachte wieder Licht und Wärme in sein vereinsamtes Haus. „Mit herzlicher Liebe", so erzählt uns Gisberte Freiligrath, „umfing sie den aufgeweckten Knaben mit dem schwarzen lockigen Haar, dem dunkeln, bald tiefernsten, bald heiter strahlenden Blick" und treu und aufopfernd ist sie ihren Pflichten nachgekommen, bis er ihrer Fürsorge nicht mehr bedurfte. Ihrer Ehe entsprossen vier Kinder: zwei Söhne, Karl und Otto, und zwei Töchter, Karoline und Gisberte. Mit warmer Zuneigung hingen sie an dem Stiefbruder, der zwar schon zu alt war, um ihnen noch ein rechter Spielgefährte zu sein, dessen Erzählungen sie aber mit kindlicher Andacht lauschten. Gisbertens Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit und Freiligraths Briefe an sie sowie sein Gedicht auf den Tod seines Brüderchens Otto beweisen uns, wie innig die Bande waren, die ihn mit seinen Geschwistern verknüpften, und wie lebhaft seine brüder-

lichen Gefühle von ihnen erwidert wurden. Als er im Jahre 1846 als Flüchtling in der Schweiz die Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden seines Bruders Karl empfing, da war es ihm, nach seinen eigenen Worten, als ob ihm das Herz brechen wollte.

Zwei Männer haben die geistige Entwicklung des kräftigen, aufgeweckten und lernbegierigen Knaben, der zuerst die Bürgerschule und dann das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, mit reger Teilnahme gefördert: der Detmolder Archivrat Clostermeier, der bekannte Historiker, Verfasser der Schrift „Wo Hermann den Varus schlug", und der Schulrat Friedrich Falkmann, ein künstlerisch angeregter Pädagoge, der 1818 poetische Versuche herausgab. Namentlich seinem trefflichen alten Mentor Clostermeier hat Freiligrath stets ein dankbares Andenken bewahrt. „Ich gehörte", so erzählt er, „bis zu meinem 15. Jahre mit zu seinem Hause; allwöchentlich mußte ich ihm zweimal über meine Schulstudien Rechenschaft geben, um dann von ihm selbst allerlei Sprachliches und Historisches, was ich aber auf dem Gymnasium nicht zu hören bekam, nebenbei zu empfangen. Durch meine Freude daran und durch die Leichtigkeit, mit der ich mir alles aneignete, war ich sein erklärter Liebling, wozu vielleicht auch die Naivität und der kindische Witz, durch die ich ihn nicht selten ergötzte, nicht wenig beitrug. Von den Lehrern am Detmolder Gymnasium übten hauptsächlich Rohdewald und Falkmann (der bekannte Stilist) einen wohltätigen Einfluß auf mich aus; jener durch Ausbildung meines sittlichen, dieser durch Weckung und Entwicklung meines ästhetischen Gefühls. Wenn mir Falkmann im Sommer 1825, als ich das Gymnasium verließ, das Distichon ins Stammbuch schrieb:

‚Überall folgen die Musen und Grazien ihrem Verehrer,
Niederer kalter Sinn weist sie allein nur zurück,'

so ist das, meine ich, Beweis genug, daß ich bis dahin nicht Mangel an geistig anregenden Einflüssen gelitten, sondern daß die Talente, die man vielleicht in mir entdeckte, Pflege genug erfahren haben." Clostermeier diktierte seinem Zöglinge lateinische Sprichwörter und kurze Dichterworte, die dieser auswendig lernen mußte, und häufig schickte er den Knaben als seinen „Bibliothekspagen" in die große fürstliche Bücherei, wo der allezeit Lesehungrige, stundenlang auf einer Leiter hangend, „bald in jenes rotgebundene Exemplar von Vossens Odyssee (mit dem Autographen des alten Gleim auf dem Vorsatzblatte), bald in die bildervollen Quartanten des Hawkesworthschen Reisewerkes sich vertiefte, statt die ihm zum Aufstellen angewiesenen

Bücher von Repositor zu Repositor zu schleppen." — Mit dem spätern Schwiegersohn Clostermeiers, dem Dramatiker Dietrich Christian Grabbe, kam der Knabe damals noch nicht in persönliche Berührung. Überhaupt sind die Beziehungen zwischen beiden Dichtern niemals vertrauter Natur gewesen. Grabbe war ungefähr neun Jahre älter als Freiligrath und verließ das Gymnasium, als jener es zu besuchen anfing. Als er dann im Jahre 1827 als Militärauditeur in Detmold angestellt wurde, war Freiligrath schon nach Soest übergesiedelt. Erst im Frühjahr 1830 gelegentlich eines Besuches der alten Heimat lernte der junge Kaufmann und Poet den Dichter des „Gothland" im Clostermeierschen Hause kennen, ohne daß jedoch diese flüchtige Begegnung zu einer engeren Verbindung geführt hätte.

Nach seinem eigenen Geständnisse wurde Freiligrath schon in seinem achten Jahre von einer entsetzlichen Lesewut befallen. Am meisten fesselten ihn Länderschilderungen und Reisebücher; oft saß er bis tief in die Nacht in seiner kleinen Kammer und folgte mit gespannter Teilnahme den Abenteuern Marco Polos, Vascos de Gama, Ferdinand Cortez' und anderer Entdecker und Konquistadoren,

„Die da ohne Furcht
Die See durchfurcht,
Und deren Züge, kreuzend her und hin,
Ein geistig Netz um das Gewässer ziehn."

Auch mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigte er sich eifrig und erwarb sich eine nicht gewöhnliche Kenntnis der Zoologie. Ein Brief des Knaben aus dem Jahre 1819 enthält die Beschreibung einer kleinen Menagerie, die er in Detmold sah. Vielleicht hat der Dichter des „Löwenrittes" die erste Anregung zu seinen berühmten Tierballaden, diesen farbenprächtigen Bildern, die uns einen Blick in die Nachtseite der sich selbst zerfleischenden Schöpfung eröffnen, in dieser dürftigen Detmolder Tierbude empfangen. Den biblischen Orient erschloß ihm zuerst eine Bilderbibel, die aber nicht, wie einige Biographen Freiligraths erzählen, ein Geschenk seiner Eltern war, sondern ihm im Nachbarhause, also wohl bei Clostermeiers, gezeigt wurde. Die erste Fassung des Gedichtes „Die Bilderbibel" gibt uns darüber Auskunft:

„Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Den für mich aufgeschlagen
Ich oft bei Nachbars fand;

Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten."

Die Schilderung des mächtigen Eindruckes, den dieses Buch auf seine kindliche Phantasie machte, hatte ursprünglich folgenden Wortlaut:

„Als eilt' ich dann zurücke
Ins elterliche Haus
Und spräche von meinem Glücke,
Von den Bildern, bunt und kraus;
Als horchte die Mutter schmeichelnd,
Erzählt' ich auch noch so lange,
Als klopfte der Vater streichelnd
Des lieben Sohnes Wange."

Die Gestalten der biblischen Seher, der Hirten und Helden, der Seefahrer und Eroberer, welche die glühende Einbildungskraft des Knaben erfüllten, begleiteten ihn auf seinen Streifereien durch den lippischen Bergwald.

„Das sind die Helden deiner Knabenzeit; —
Die Einsamkeit
Des Tannenwalds durchzogen sie mit dir,
Vasallen schier.
Du führtest sie schweißtriefend und bestaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurerhaupt.
Aus Busch und Wolke traten sie hervor;
Du sprangst empor
Vom moosigen Stamm; da sausten sie vorbei,
Ernst mit dem Blei
Die Tiefe messend, Flaggen schüttelnd; — du
Riefst ihnen Grüße durch das Sprachrohr zu."

Während in Storms Novellen und Liedern Husum, die graue Stadt am grauen Strand, wo er geboren wurde, so anschaulich vor uns erscheint, wird nirgendwo im Rahmen der Freiligrathschen Dichtungen das Stadtbild Detmolds sichtbar, dieser kleinen, freundlichen Residenz mit ihrem altertümlichen Schlosse, den Kirchen und dem säulengetragenen Theater, mit dem reichen Gürtel ihrer wohlgepflegten Gärten und prächtigen Baumgänge. Wohl aber weilt die Phantasie des Dichters auf den buchenumrauschten Höhenzügen, die seine Vaterstadt umschließen, in den grauen Hünenringen auf dem Berge Teut,

wo „die nackten Felsgebeine", die Externsteine, ragen. Den vaterländischen Erinnerungen, die jene Bergwälder umschweben, hat er in mehreren ungedruckten Jugendliedern, im „Wintermärchen" und später in dem Gedichte „Zum Geburtstage meiner Frau", in dem poetischen Gruß „Lang, lang ist's her" und „Im Teutoburgerwalde" warme Worte geliehen. Noch im Nebel Londons sehnt sich der Verbannte nach dem blitzenden Rauhfrost eines Winters im lippischen Walde, nach der von schneebedeckten Buchen und Tannen umsäumten Dörenschlucht, und mitten im Getriebe der Weltstadt ist es ihm zuweilen, als höre er die träumerisch dunkeln Stimmen des heimatlichen Forstes, das Girren der Holztauben und das sanfte Wiegen der windbewegten Äste.

Diese Einwirkung der heimatlichen Natur auf die Seele des Kindes wird in seinen ersten poetischen Jugendversuchen noch weniger fühlbar, vielmehr stoßen wir hier überall auf Anregungen, die ihm seine umfassende Lektüre geboten hatte. Wichtiger als die von Buchner erwähnte humoristische Fortsetzung von „Urians Reise um die Welt" und die satirischen Reimereien, in denen der Zwölfjährige seinen vierbeinigen Feind, den Metzgerhund Schweizer, besingt und ein stadtbekanntes Detmolder Original, den Tabakshändler Stegemann, verspottet, sind die von Eugen Hertel veröffentlichten Aufsätze, die Freiligrath im 14. und 15. Jahre geschrieben hat. Eine dieser Prosaskizzen trägt die Überschrift „Die Lebensgeschichte des alten Stephan, eines Matrosen. Von Ferdinand Freiligrath. 1824". Er erzählt darin die Abenteuer eines Helgoländer Seemannes, Stephan Holm, der auf einer Fahrt nach der Levante von algerischen Piraten überfallen und von einem französischen Kauffahrer wieder befreit, durch einen unglücklichen Zufall mitsamt dem Schiffe seiner Retter in die Luft gesprengt wird, aber doch mit dem Leben davonkommt. Als er dann an der Pfefferküste Sklavenhandel treibt, wird er von Negern ergriffen und in das Innere des Landes geschleppt. Da entreißt ihn eine mitleidige schwarze Schöne seinen Peinigern und, von ihr geleitet, entkommt er glücklich nach der Küste und gelangt dann wieder nach seinem Vaterlande, wo er dankbar seine Befreierin zum Weibe nimmt. In der Schilderung des Entergefechtes und des Geschützkampfes der Schiffe finden wir poetische Keime, die sich später in seiner „Piratenromanze" entfaltet haben. Es sind die Meerbilder und Schlachtszenen, die noch in Amsterdam vor dem geistigen Auge des Jünglings wildphantastisch vorüberglitten:

„Und Flotten sah ich ziehn mit weißen Segelschwingen;
Ich sah sie rüsten sich zum Kampf, ich sah sie ringen,
Entmastet und entmarst.
Ich sah sie bäumen sich, geschaukelt auf dem Rachen
Des alten Ozeans; — ich sah es, wie mit Krachen
Ein Admiralschiff barst."

Auch im Drama hat sich der jugendliche Poet versucht. Sein Erstlingsstück, das den Titel führt: „Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten, oder: Das Stück Leinwand" zeigt stofflich eine große Ähnlichkeit mit seinem späteren sozialen Gedichte „Im Schlesischen Gebirge". Wie in diesem finstern Nachtgemälde der Knabe eines notleidenden schlesischen Leinewebers den Berggeist um Hilfe für die Seinigen anruft und dessen Beistand für ein Päckchen Leinwand erkaufen will, so versucht in dem Dramolett das zwölfjährige Töchterlein einer armen Witwe ein von ihr selbst gesponnenes Stück Leinwand zu veräußern, um dadurch die Not ihrer Mutter zu lindern. Während aber der so heiß ersehnte Helfer Rübezahl ausbleibt, findet die kleine Heldin des Jugendstückes einen rettenden Freund in dem neuen Gutsbesitzer, der sich bereitwilligst der Ihrigen annimmt. Dieses kindlich-fröhliche Finale steht in grellem Gegensatz zu dem tragischen Ausgang der düsteren Ballade von der schlesischen Webernot.

Freiligraths Vater besaß nicht die Mittel, seinen Sohn studieren zu lassen, und bestimmte ihn zum Kaufmann. So verließ denn dieser das Gymnasium, nachdem er es bis zur Prima durchlaufen hatte. In seinem Abgangszeugnis wurde er von dem Direktor Möbius als ein „juvenis et morum probitate et summa diligentia conspicuus" bezeichnet. Wenn auch seine Gymnasialbildung nicht vollständig war, so ist er doch in die Welt des klassischen Altertums, deren bildende Macht er immerdar hochschätzte, tiefer eingedrungen als mancher Zögling, der mit dem Zeugnis der Reife von den humanistischen Studien Abschied nimmt, um sich nie wieder mit ihnen zu befassen. — Es war nicht allein die Rücksicht auf seine beschränkten Geldmittel, die Freiligraths Vater bewog, den Sohn Kaufmann werden zu lassen. Ein älterer Bruder seiner ersten Frau, der Edinburger Großhändler Johann Hermann Tops, machte ihm das Angebot, seinen Neffen Ferdinand an Kindes Statt anzunehmen und als Erben seines Geschäftes einzusetzen. Über diese scheinbar glänzende Aussicht, die sich dem Sohn eröffnete, war Wilhelm Freiligrath natürlich hoch erfreut, er widersetzte sich

jedoch dem Ansinnen des Schwagers, den Knaben in einer Bildungsanstalt der Brüdergemeinde zu Neuwied erziehen zu lassen. Durch diesen Widerstand gekränkt, zog sich der Oheim, ein launenhafter Sonderling, der später fallierte und in Dürftigkeit seine Tage beschloß, von der Familie seiner Schwester ganzlich zurück und zeigte für das Fortkommen seines talentvollen Neffen keinerlei Interesse mehr. Dieser aber siedelte, nachdem er den 15. Geburtstag noch im Elternhause gefeiert hatte, nach Soest über und trat in das Geschäft seines Oheims Schwollmann ein. Damit war ein Konflikt in sein Leben hineingetragen, den er niemals ganz überwunden hat, der Zwiespalt zwischen Beruf und Neigung, der Widerstreit zwischen Kunst und Leben.

Das Geschäft, in dem Freiligrath am 2. Juli 1825 als Lehrling Aufnahme fand, war außerordentlich vielseitig. Sein verwickelter Organismus umfaßte eine Kolonialwaren- und eine Garnhandlung, zeitweilig auch eine Zwirn- und eine Essigfabrik. Es zeigte eine eigentümliche Verbindung von Groß- und Kleinhandel. Während es in regen Beziehungen zu den Kaufhäusern bedeutender Seeplätze, wie Hamburg, Bremen und Amsterdam, stand und aus seinen Magazinen die kleinen Geschäfte Soests und seiner Umgebung sowie die Krämer in den Städten, Dörfern und Flecken des Sauerlandes und der Haar mit den nötigen Vorräten an Kolonialwaren versorgte, unterhielt es zugleich einen ausgebreiteten Detailverkehr, der namentlich dem Landvolke Gelegenheit bot, den Haus- und Küchenbedarf gegen das Erzeugnis seines Winterfleißes, grob- oder feingesponnenes Garn, einzutauschen. Der Hauptleiter der Handlung, Moritz Schwollmann, ein Bruder von Freiligraths zweiter Mutter, war ein ehrenhafter, tatkräftiger und umsichtiger Mann. Er hatte seinen jungen Neffen herzlich lieb und erklärte sich wiederholt bereit, die Mittel vorzustrecken, um dem lernbegierigen und phantasievollen Knaben das Studium zu ermöglichen. Vergeblich! Freiligraths Vater beharrte auf seinem Entschlusse, und so mußte sich denn der wohlwollende Mann darauf beschränken, dem jungen Lehrling den ihm aufgedrungenen Beruf möglichst angenehm zu gestalten und ihm so viele freie Zeit zu lassen, daß er sich durch Privatstunden geistig weiterbilden konnte. Das Dichten freilich hielt der praktische Kaufmann für eine brotlose Kunst, und das poetische Talent seines Schutzbefohlenen hat er nicht erkannt und auch dann noch nicht gewürdigt, als dieser durch seine Veröffentlichungen im Cottaschen „Morgenblatt“ und im „Deutschen Musenalmanach“ die Augen

von ganz Deutschland auf sich lenkte. Noch im Jahre 1836 klagt Freiligrath, daß der brave, gute, ihn von Herzen liebende Mann große Eigenheiten habe und sein Poetisieren mit der schärfsten Lauge begieße.

Der gutwillige 15jährige Lehrling gewöhnte sich rasch an seine neue Tätigkeit, die ihm zunächst eine Fülle von Eindrücken neuer Menschen und Verhältnisse vermittelte. Wohl fühlte er nach einiger Zeit mitten im Getriebe des Geschäftslebens die ewige Gleichförmigkeit der Stunden und Tage; wohl ermüdete ihn diese arbeitsvolle Monotonie, die sein Phantasieleben fast ohne Nahrung ließ, aber sein ernster Wille und der ihm angeborene und stetig geweckte und geübte Sinn für Ordnung und regelmäßigen Fleiß halfen ihm den Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung überwinden, ließen ihn im Kontor und auf dem Lager seine Schuldigkeit tun und belebten seinen Eifer, sich mit allen Zweigen des Geschäftes vertraut zu machen und in die Geheimnisse der Warenkunde einzudringen. Als eine Wohltat empfand er es, daß ihn diese Tätigkeit nicht den ganzen Tag in Anspruch nahm, sondern ihm noch einige Muße gewährte, seine Sprachkenntnisse zu erweitern und sich mit der Geographie und der Mathematik zu beschäftigen. Besonders das Englische betrieb er mit großer Freude. An manchem kalten Wintermorgen, wenn die Sterne noch am Himmel funkelten, wanderte er durch die beschneiten dunkeln Straßen der Landstadt, Miltons „Paradise lost“ und Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ unter dem Arm, und nicht selten mußte er lange vergeblich an der Türe seines Lehrers klopfen, ehe es ihm gelang, den Säumigen aus den Federn zu treiben. Die Frucht dieser Studien war eine vollkommene Beherrschung des Englischen, das Freiligrath fast wie ein geborner Brite schriftlich und mündlich zu meistern verstand.

Kaum ein Jahr war der Jüngling in Soest, als er von einem Brustleiden befallen wurde, das sich in einem heftigen Husten äußerte und seine Lunge zu gefährden drohte. Der Arzt empfahl ihm Ruhe und Schonung und verordnete ihm als Heilmittel isländischen Moostee. Dieser Heiltrank, den „Hekla und Geiser“ ihm gesandt, wurde Gegenstand seiner Phantasie; die vom Nordlichtschein der Polarnacht überflammte Insel lag vor ihm; er sieht, wie ihre eisumstarrten, schneebedeckten Bergkegel aus dampfumwölkten Kratern blutrote Feuergarben emporschleudern und glühende Lavaströme in das Schneegefilde hinabsenden, und er schließt mit den großartig prophetischen Worten:

„Ha! wenn dieser Insel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieser Insel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt: wie rot und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faaröer Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!"

In den einsamen Stunden dieser Krankheit ist Freiligrath zum Dichter geworden. Ganze Tage verbrachte er im Freien, zumeist in dem großen, vor dem Stadttor gelegenen Obstgarten seines Oheims. Hier wandelte der hochaufgeschossene, bleichwangige, schwarzlockige Jüngling, auf einen Stock gestützt, zwischen den Beeten einher, hing seinen Träumen nach und kleidete seine trüben Stimmungen in dichterische Worte. Eine willkommne Abwechslung bot ihm die Unterhaltung mit dem Gärtner Brüggemann, wenn dieser, was öfters geschah, in seiner Nähe arbeitete. Es war ein herkulisch gebauter Mann mit kleinen, blauen, stechenden Augen, der die Gabe des zweiten Gesichtes besaß, und dem begierig Lauschenden von künftigen Hausbränden und Leichenbegängnissen, von Schlachten und Heereszügen erzählte, die er in einsamen Mondnächten geschaut. Die Schilderung dieser wunderbaren Gesichte erregte die Einbildungskraft des jungen Poeten, und in seinem „Wintermärchen" sowie in dem Schlachtbilde „Am Birkenbaum" spüren wir ihre Wirkung.

Freiligrath war noch kaum genesen, als eine wichtige Veränderung in seinen äußeren Verhältnissen eintrat. Mißmutig über einige Zurücksetzungen und Kränkungen, die er während der letzten Jahre in seinem Beruf erfahren hatte, gab sein Vater den Lehrerstand auf und zog im Frühjahr 1827 mit seiner Familie nach Soest, wo er als Mitarbeiter und Teilhaber in das

Schwollmannsche Geschäft aufgenommen wurde. Er bezog ein geräumiges, von einem hübschen Garten umgebenes Haus am Steingraben, welches Eigentum seines Schwagers war. So sah sich Ferdinand wieder in das elterliche Heim zurückversetzt und fühlte sich glücklich im Kreise seiner Geschwister. Unter der treuen Pflege seiner Stiefmutter erstarkte allmählich seine Gesundheit, der alte Jugendmut kehrte wieder, und während seine Einbildungskraft wie ein Vogel, der flügge geworden und seine Schwingen erprobt, immer weitere Flüge wagte, wurde seine erwachende Künstlerseele zum ersten Male vom Hauche der Liebe berührt.

Als Freiligrath im Jahre 1841 seinem Freunde August Nodnagel eine Skizze seines Lebens und Wirkens übersandte, schloß er mit dem wehevollen Geständnis: „Ich bin seltsam bewegt, wie ich Dir da das nackte Gerippe meines Lebens hinstelle, von dem schon so viel Lärm geschlagen und an dem im Grunde so wenig ist. Um es begreifen zu können, müßtest Du imstande sein, zwischen den Zeilen zu lesen. Ach, da grünt manches Grab, da quillt manche Träne, da fehlt es nicht an durchweinten und durchschwelgten Nächten, ein gebrochenes Mädchenherz zuckt dazwischen — ich bin betrübt bis zum Tode." So fiel das Andenken an seine erste Liebe wie ein schwarzer Schatten in das damals so sonnige Dichtergemüt. Es war eine seltsame Fügung eigentümlicher Umstände, die den Jüngling, als sie ihn in die Fesseln der Neigung schlug, zugleich in tragische Schuld verstrickte. Das Mädchen, dem er sein junges Herz zuwandte, war Karoline Schwollmann, die Schwester seiner Stiefmutter. Als guter Hausgeist waltete sie in der Familie seines Oheims, und Freiligrath sah sie täglich. Sie hatte damals bereits die Mitte der zwanziger Jahre überschritten, aber ihren jugendlichen Liebreiz bewahrt; sie war hoch und schlank gewachsen und hatte ein frisches, edel geformtes Antlitz mit gewinnenden Zügen und freundlich blickenden grauen Augen. Karoline war schon früher verlobt gewesen, hatte aber ihren Bräutigam durch den Tod verloren, nachdem schon vorher das Band sich gelockert, das für sie nach der Versicherung ihrer Schwester „kein segenbringendes geworden wäre". Dem zehn Jahre jüngeren Dichter trat sie wie eine ältere Schwester entgegen und faßte die Zeichen seiner knabenhaften Huldigung anfangs wohl nicht allzu ernst auf. Sie übertraf ihn, wie an Jahren, so auch an Welterfahrung, besonders an gesellschaftlicher Gewandtheit; mütterlich nahm sie sich des etwas linkischen Jünglings an und wurde bald die Vertraute seiner Leiden und Freuden. Je

länger sie in seiner Feuerseele las, um so mehr vertiefte sich das Gefühl, das sie für ihn empfand. Sie war wohl die erste, die den Künstler in ihm zu erfassen und zu begreifen suchte, während den andern sein wahres Wesen verschlossen blieb. Freundlich nahm sie teil an seinen Arbeiten, las mit ihm die Dichter, für die er schwärmte und erfreute ihn durch ihr seelenvolles Spiel. Es war ihre geistige Schönheit, ihre Herzensreinheit, Güte, Aufopferungsfähigkeit, was den Jüngling zu ihr hinzog. Nicht verzehrende Leidenschaft, nicht eine „himmelhoch jauchzende Schwärmerei" spricht aus seinen Briefen an sie, sondern Dankbarkeit, innerliche Erkenntlichkeit des Herzens, das Bewußtsein, von einem treuen, selbstlosen Wesen geliebt zu sein. „Es ist ihr Herz, ihr Charakter, was ich an ihr liebe," schreibt er im Jahre 1832 an seinen Freund Ferrentrup, „dabei kommen ein paar lausige Jahre gar nicht in Betracht." Später, als er Ida Melos gegenübertrat, da fühlte er, was seinem Verhältnis zu Karoline gefehlt, da erfuhr er an sich die Wahrheit des Hebbelschen Wortes: „Liebe ist doch alles andere als Freundschaft, und es ist auch wahr, Liebe knüpft sich an Schönheit und Jugend, das Ewige an das Vergänglichste, das Wahrste, Tiefste, Innerlichste an das, was so oft täuscht." — Der schüchterne Jüngling scheint nicht den Mut gehabt zu haben, Karoline seine Neigung zu offenbaren. Wie sie später ihrer Schwester erzählte, war es sein Vater, der sie in seinem letzten Lebensjahre über die Gefühle des Sohnes aufklärte. An einem Spätsommerabende ging er mit ihr nach dem Kirchhofe, und hier an der Begräbnisstätte, wo er bald darauf ruhen sollte, nahm er ihr das Versprechen ab, daß sie Ferdinand, wenn er ihr seine Liebe gestehe, nicht zurückweisen und niemals verlassen wolle. So wurde denn unter der weihenden Macht des väterlichen Wortes dieser seltsame Herzensbund geschlossen, der gleich bei seinem Entstehen den Keim des Todes in sich trug. Mit dem Leben des Jünglings war fortan ein fremdes Geschick verknüpft, ehe er selbst Herr des eigenen war.

Die Liebe Karolinens sollte gleichsam das letzte Vermächtnis sein, das Wilhelm Freiligrath seinem Sohn hinterließ. Im Frühjahr 1829 begann der sonst allezeit rüstige Mann zu kränkeln, wurde von Schwermutsanfällen heimgesucht und sprach beständig von seinem nahen Ende. Seine düsteren Ahnungen gingen nur zu bald in Erfüllung: am 23. November 1829 schied er, im Alter von 45 Jahren, aus dem Leben. Sein Tod schlug dem Herzen des treuen Sohnes eine tiefe Wunde, die noch lange blutete. Die Klage um den Verblichenen, dessen

verklärtes Bild ihn durch sein Leben begleitete, tönt uns aus Freiligraths Ode „Beim Jahreswechsel" entgegen und durchweht noch viel wärmer und unmittelbarer das gefühlsinnige Lied „Der Liebe Dauer", das er unter dem frischen Eindruck des schweren Verlustes dichtete. Man hat sich oft darüber gewundert, daß Freiligrath diese einfachen Verse voll tiefer Empfindungsweihe von der ersten Sammlung seiner Gedichte ausgeschlossen hat und sie erst viel später, im Jahre 1848, in die Nachlese „Zwischen den Garben" aufnahm. Den Grund seiner kritischen Bedenken glaube ich gefunden zu haben: Freiligrath hat nämlich in dem berühmten Lied fremde Gedanken zum Ausdrucke seines eigenen Leides benutzt. In Irvings Skizzenbuch, das der Jüngling, wie seine Briefe beweisen, damals oft und gern las, findet sich die Betrachtung „Begräbnisse auf dem Lande". Darin heißt es am Schlusse: „Ja, tritt heran an die Gruft begrabener Liebe und denke nach! Dort schließe die Rechnung mit deinem Gewissen ab für jede vergangene, unvergoltene Wohltat, — für jede unbeachtet gelassene Liebesbezeigung von jenem dahingeschiedenen Wesen, das niemals, — niemals zurückkehren kann, um durch deine Reue versöhnt zu werden! . . . Bist du ein Kind und hast du je einen Schmerz der Seele oder eine Furche auf die von Silberhaaren geschmückte Stirn liebender Eltern hinzugefügt, — bist du ein Gatte und hast du je dem zarten Geschöpf, das seine ganze Glückseligkeit in deinen Armen suchte, Ursache gegeben, nur eine Sekunde an deiner Güte oder Treue zu zweifeln, — bist du ein Freund und hast du je in Gedanken durch Wort oder Tat der Seele unrecht getan, die sich großmütig dir anvertraute, — bist du ein Liebender und hast du je dem treuen Herzen, welches nun kalt und still zu deinen Füßen schlummert, unverdiente Qualen bereitet: — ja dann sei versichert, daß jeder unfreundliche Blick, jedes unsanfte Wort, jede unzarte Handlung mit Macht in dein Gedächtnis kommt und schmerzlich an dein Herz klopfen wird; — dann sei versichert, daß du dich voll Kummer und Reue auf das Grab niederwerfen und den ungehörten Seufzer ausstoßen und die vergebliche Träne vergießen wirst, um so tiefer, um so bitterer, da sie ungehört und vergeblich ist."

Es sind dieselben Gedanken, die Freiligrath in die Verse kleidete:

„Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß,
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst,
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!"

Nach meiner Ansicht hat also lediglich das Gefühl, daß sein schönes Jugendgedicht sich inhaltlich allzu eng an Irvings gemütvolle Betrachtung anlehnt, den Dichter jahrzehntelang davon zurückgehalten, ihm eine Stelle in seinen Werken anzuweisen.

Ein Vertrauter seiner poetischen Stimmungen und Träume war damals der schon erwähnte Heinrich Terrentrup, dem er im Jahre 1829 näher trat, da dieser in Soest als Lehrer an der Töchterschule wirkte. In seiner Begleitung wanderte der Jüngling an stillen Frühlingstagen, wenn die Arbeit nicht drängte, durch das grüne Land mit seinen buschreichen Dörfern, mit seinen stattlichen Türmen und Bauerngehöften, mit Saatfeldern und Viehscharen, mit Rädergerassel und Sensenklang, mit Taubengeflatter und Lerchengeschwirr. „Weißt du noch," so schreibt Freiligrath im Jahre 1839 an den Freund, „wie wir oft auf den Soester Wällen den kommenden Frühling begrüßt haben? O, dieser erste, milde Strahl der Sonne, dies erste Knospen der Büsche! Das Land mit seinen grünen kurzhalmigen Kornfeldern atmete frisch und lau in die graue Stadt hinein; die bleigedeckten Türme sonnten sich, in den Gärten die Geschäftigkeit des ersten Bestellens! Weiß der Teufel, mir wird ganz weich, wenn ich mir das alles so denke!" Eine Lust war es ihm auch, auf dem Pferde seines Oheims über Land zu reiten oder die Lüttticher Doppelflinte zur Hand zu nehmen und mit den Soester Schützen zur Treibjagd hinauszuziehen. Wie der junge Jäger Oswald in Immermanns „Münchhausen", mit dem er sich später wohl verglich, lehnte er träumend auf seinem Stande und schoß das Wild vorbei, oder er saß, wie er sich selbst in seiner Vision „Am Birkenbaum"

schildert, auf grauem, moosigem Stein an einem Wacholderbusch, den „Mazeppa" von Byron, den er damals verdeutschte, auf seinen Knien, dann und wann einen Vers schreibend oder sinnend hinausblickend in die endlose Ebene:

„Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr, endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz, wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort zur Rechten, überm Gestrüppe,
Das ist meines Osnings dämmerndes Blau!"

In solchen Feierstunden konnte er Duft und Schimmer in die Seele saugen und sich mit Behagen seinen poetischen Stimmungen hingeben, denen sonst nur seine Abende gehörten. Trotz seiner beschränkten Muße hat Freiligrath in Soest viel mehr gedichtet, als man bisher angenommen hat. Drei Richtungen lassen sich in seinen Jugendversuchen unterscheiden: eine „Haus-, Stadt- und Vaterlandspoesie", wie er sie selbst in einem Briefe an Immermann nennt, eine religiös-sentimentale Gefühlsdichtung und eine malerisch exotische Strömung, die den späteren virtuosen Schilderer der Wüste und des Meeres, den Entdecker neuer Stoffe deutlich ankündigt. Die erste Gruppe trägt einen mehr lokalen und provinziellen Charakter und verrät in der Form deutlich den Einfluß Schillers, Matthissons und Schenkendorfs. Der jugendliche Poet gibt zunächst die mittelalterlichen Eindrücke wieder, die das „graue, öde Susatum", die alte Hansastadt mit den steinernen Zeugen ihrer stolzen Vergangenheit, mit ihren prächtigen Kirchen, ihren hohen Giebelhäusern, ihren grauen, altertümlichen Toren auf seine empfängliche Seele ausübte. Der große Teich in Soest, das Wallrondell am Grandwegstore, der Turm der Thomaskirche, das Nöttentor, der Mauerturm auf dem Ulrichswalle erscheinen, romantisch verklärt, im Spiegel seiner Jugenddichtung und weisen uns in die Zeit, wo bürgerlicher Gewerbefleiß die Märkte der Stadt belebte, wo die Soester Kaufleute unter der Flagge und auf den Koggen des Hansabundes ihre Waren nach Bergen und Nowgorod führten und die wilden Scharen der Hussiten die Mauern der festen Stadt vergeblich berannten. Zu dieser Gruppe rechne ich außer den drei Liedern zur Feier des Soester Schützenfestes das Gedicht „Sonst und jetzt" oder „Adler und Schlüssel", ein Preislied auf die alte Stadt, das sein Vorbild,

Schenkendorfs „Deutsche Stätte", nicht ganz verleugnet, ferner ein rathetisch wortreiches Gelegenheitspoem auf den Geburtstag Friedrich Wilhelms III., das die Königstreue und die christliche Gesinnung des jugendlichen Verfassers lebhaft bekundet, und endlich die poetische Erzählung „Der Handschuh des Fürsten Blücher von Wahlstatt", die in Ton und Stimmung an Pfeffels „Türkenpfeife" erinnert. Zu diesen Versuchen, die in den Jahren 1828—1830 gedichtet sind, gesellen sich noch andere, in denen der Jüngling sein erregtes Gefühlsleben mehr lyrisch ausspricht. Sie sind fast alle in tiefe Schwermut getaucht und von Todesgedanken überschattet. Das Hinscheiden seines Vaters und seines kleinen Bruders Otto, der Tod seines väterlichen Freundes Clostermeier, dessen Andenken er in einer Ode feiert, erfüllten die Seele des jugendlichen Dichters mit Bildern des Sterbens und Vergehens und erzeugten in ihm eine schwärmerisch-wehmütige Stimmung, in der er nach dem verlorenen Paradies der Kindheit und der stillen Ruhe des Grabes sich sehnt. Die elegischen Weisen „Todes Wiegenlied", „Das kranke Kind", „Mutterliebe, Mutterschmerz", „Gefühle bei der Leiche meines Brüderchens Otto", „Kindergräber", „Lust am Sterben", „Die Leiche", „Der Tod" zeigen schon eine bemerkenswerte Sicherheit des Ausdruckes, gemahnen aber in einzelnen Motiven an Matthisson, Hölty, Kerner, Lenau und Chamisso. Man versteht es durchaus, daß Freiligrath, dem die Gabe der Selbstkritik in hohem Maße eigen war, sie von der ersten Sammlung seiner Gedichte ausgeschlossen hat. Einige von diesen Kindern seiner Muse hätten es allerdings verdient, daß er sich später umbildend und bessernd ihrer angenommen hätte, z. B. „Todes Wiegenlied" und „Der Tod", worin er den Gewaltigen in leiser Anlehnung an die Odinssagen als Trostbringer in weitem Mantel schildert:

„Der Tod ist gar ein guter Mann;
Er geht bergab, er geht bergan;
Seine Hand ist kalt, sein Antlitz bleich,
Sein schwarzer Mantel weit und weich."

Freiligrath standen wohl die Mittel zu Gebote, hieraus ein Lied ersten Ranges zu schaffen, aber auch, wie es jetzt ist, sollte es nicht ganz übersehen werden. — Ende 1829 verändert sich der Klang seiner Dichterstimme, wir verspüren den Anhauch eines andern, eines neuen Geistes. Victor Hugos 1827 erschienene morgenländische Dichtungen, die „Orientales" und Lord Byrons wildromantische Epillien berauschten die glühende Phantasie des

westfälischen Poeten. Das schon 1826 entstandene, aber zweifellos später stark überarbeitete Gedicht „Moostee" kann als Präludium dieser exotischen Lyrik gelten, die dann in der farbigen Schilderung „Die Zerstörung von Persepolis", „Ibrahim vor Missolunghi", „Das arabische Roß in der Fremde" wahrnehmbar hervortritt. In diesen Jugendversuchen steckt ein Stück des echten spätern Freiligrath. Wir können deutlich verfolgen, wie unsicher und tastend er sich anfangs in der neuen Stoffwelt bewegt, wie es ihn Mühe kostet, die fremden Schemen und Schatten, die fortwährend seine Einbildungskraft bedrängen, mit Blut und Leben zu füllen, wie er aus Mangel an unmittelbarer Anschauung das Lokalkolorit für seine Gemälde aus hundert und aberhundert Zügen musivisch zusammensetzt. Einzelnes klingt wie die versifizierten Noten eines geographischen Handbuchs. Als Adolf Strodtmann im Jahre 1850 dem Dichter eins dieser Jugenderzeugnisse, „Der weiße Elefant", ins Gedächtnis zurückrief, da brach bei der Aufzählung der barbarischen Reime der Verfasser in das heiterste Lachen aus. „Boa, Goa — Dakka, Malakka — Sultan, Multan — Bisam, Nisam — Lava, Java, Ava", diese fremdtönenden Reime machen in der Tat den Eindruck einer grellen Mosaik buntschediger Steine, die aufs willkürlichste aneinandergereiht sind und bei allem gleißenden Farbenschmelz kein anschauliches Gesamtbild geben, sondern höchstens wie die Figuren eines Kaleidoskops zu abenteuerlich wechselnden Arabesken zusammenschießen. — Aber neben diesen ungeheuerlichen, barocken Phantasmagorien entstanden in der Soester Zeit auch einige Dichtungen, die heute zu den bekanntesten Schöpfungen Freiligraths gehören. Er begann damals einen größeren lyrisch-epischen Zyklus „Wintermärchen". Darin erzählt er, wie ihm eines Abends, als er einsam auf seiner Studierstube träumt, plötzlich der Teufel erscheint und ihn auffordert, sein höllisches Roß zu besteigen und einen Ritt um die Welt zu machen. Da der Dichter zögert, so beschreibt der Versucher in lockenden Farben all die Wunder der Ferne, die er schauen soll, die Landschaften des sonnigen Südens und den eisumstarrten Nordpol, bis der Betörte sich in den Sattel schwingt und von dem Höllenrappen davongetragen wird:

„Was weiter sich begeben und mit mir zugetragen,
Will ich, bei Lust und Leben, im zweiten Liede sagen."

Dieser zweite Gesang trägt die Überschrift „Wintermärchen. Zweites Lied" und steht mit dem ersten in keinem fühlbaren

Zusammenhang. Er gibt eine Schilderung des in der Wüste lagernden israelitischen Volkes. Diese Verse entsprechen, von kleinen Abweichungen abgesehen, den ersten sechs Strophen des Gedichtes „Nebo", und daran schließt sich die Erzählung, wie Moses den Berg hinansteigt:

„Da steht er auf der Firne, der hehre Gottesmann,
Und schaut mit kahler Stirne hinab nach Kanaan,
Als wollt' er Heil erflehen und wenden ab das Übel,
So steht er auf den Höhen, so wies ihn mir die Bilderbibel."

Nun folgt das Gedicht „Die Bilderbibel", dessen Text von der jetzigen Fassung nur wenig abweicht. Wir sehen also, daß zwei der bekanntesten und besten lyrischen Erzeugnisse Freiligraths, „Nebo" und „Die Bilderbibel", nur Teile eines größeren Zyklus sind und ursprünglich zu einem Ganzen verschmolzen waren.

Durch sichere Beherrschung des Rhythmus und eine kühne originelle Bildlichkeit der Sprache zeichnen sich noch drei Gedichte aus, die Freiligrath 1831 in Soest geschrieben hat; es sind „Schneeball und Frostblumen", „Das Nordlicht" und „Flaschenkrieg", das als Vorspiel seiner politischen Poesie in humorvollen Versen die damalige Weltlage charakterisiert. Er hat sie später verworfen, wie er überhaupt auf seine Erstlinge mißbilligend zurückblickte und sie mit wenigen Ausnahmen als schwankende, unselbständige, nachahmende Anfänge und Schülerarbeiten von der Sammlung seiner Gedichte ausschloß. Weit höher dachte er in den Jahren seiner Reife von den jugendlichen Übersetzungen, die mit seiner eigenen Produktion Hand in Hand gingen. Buchner irrt, wenn er meint, daß Freiligrath erst 1829 mit dem Verdeutschen fremder Dichtungen begonnen habe. Schon 1826 regten ihn nach seinem eigenen Geständnisse Gustav Schwabs Übertragungen der „Méditations Poétiques" von Lamartine dazu an, als literarischer Dolmetsch an dichterischen Kunstwerken des Auslandes sich zu versuchen. Es war ihm, als könnte er so seinen Lieblingsdichtern einen Teil seiner Dankesschuld abtragen für die seelischen Genüsse, die ihm ihre Schöpfungen bereiteten. Im Oktober 1826 übersetzte er einige Strophen aus Tassos und Ariosts Epen, während des Winters 1827 und im Frühlinge 1829 übertrug er Horazische Oden und Lieder Anakreons in gereimte Verse, und nachdem er so sein Formtalent genügend geschult, begann er seit dem April 1829 Nachbildungen moderner englischer Dichtungen. Er übertrug Walter Scotts Balladen und Romanzen sowie ein ziemlich umfangreiches Bruchstück aus dessen „Lied des letzten

Minstrels", ferner Poesien von Southey, Hogg, Wordsworth, John Wilson, Gay u. a. Die besten und schwierigsten Leistungen des jugendlichen Interpreten sind Byrons „Mazeppa" und Coleridges „Der alte Matrose". Den letzteren hat er, ebenso wie manche seiner Verdeutschungen der Scottschen Balladen, mit geringen Verbesserungen in seine Werke aufgenommen, während das Byronsche Epillion erst 1876 von der Gattin des Dichters herausgegeben wurde. —

In seinem 18. Jahre trat der dichtende Kaufmannslehrling mit seinen Versen in die Öffentlichkeit. Zuerst erschloß ihm das „Soester Wochenblatt" seine Spalten, dann folgten die in Münster und Hamm bei Wundermann erscheinenden „Allgemeinen Unterhaltungsblätter" und das „Mindener Sonntagsblatt". Die Bedeutung des „Soester Wochenblattes" für Freiligraths poetische Entwicklung ist bis heute nicht genügend gewürdigt worden. Es hat nämlich nicht nur seinen Musenkindern die erste Heimstätte geboten, es war auch eine Stoffquelle für seine Dichtungen. Während es in seinen Anzeigen den beschränkten Interessenkreis einer Kleinstadt spiegelt, tragen seine Erzählungen und Aufsätze einen durchaus weltbürgerlichen Charakter und berichten über alle möglichen Völker und Zonen. Da finden sich Skizzen und Reiseschilderungen, deren Überschriften wie Titel Freiligrathscher Gedichte klingen, z. B. „Eine Alligatorenjagd", „Ein Seetreffen bei Nacht", „Die Janitscharen", „Eine Jagdszene aus den Wildnissen des Vorgebirges der guten Hoffnung", „Gefecht eines Negerfürsten mit einem Löwen", „Empörungen auf einem Sklavenschiff", „Das Kanadische Pferd", „Die Hottentottenjäger", „Kampf eines Tigers mit einer Riesenschlange", „Eine Schiffbruchsszene". Mit dem Herausgeber dieses Blattes, dem Verlagsbuchhändler Franz Wilhelm Nasse in Soest, einem vielseitig gebildeten Mann, stand Freiligrath in regem Verkehr und benutzte fleißig dessen Leihbibliothek. Ich halte es daher nicht für ausgeschlossen, daß einige der erwähnten Skizzen und Aufsätze aus seiner Feder stammen; für seine Meer- und Wüstenpoesie haben sie ihm zweifellos manche Motive geliefert. In dem „Soester Wochenblatt" fand vorzugsweise Freiligraths „Stadt- und Hauspoesie" Aufnahme und forderte alsbald einen andern Stadtpoeten, Friedrich Ludwig von Schmitz, zu einer Parodie heraus.

Größere provinzielle Bedeutung hatten die „Allgemeinen Unterhaltungsblätter" und das „Sonntagsblatt", das der Regierungsrat Nicolaus Meier redigierte. Beide Organe zählten nicht bloß unbekannte Tagesschriftsteller, sondern Dichter wie

Grabbe, Heine, Immermann und Levin Schücking, sowie den Historiker Alfred von Reumont und Benedikt Waldeck, den spätern Führer der Fortschrittspartei, zu ihren Mitarbeitern. Für das „Sonntagsblatt" schrieb Freiligrath außer einer Reihe von Gedichten und Übersetzungen auch eine Erzählung, „Die Eggesternsteine". Er sandte diese phantastische, romantische Novelle, der er selbst gar keinen Wert beilegte, zu einer Preisbewerbung ein und erhielt eine goldene Brustnadel als erste Prämie. Während er seine Beziehungen zu den „Allgemeinen Unterhaltungsblättern" schon Ende 1832 abbrach, lieferte er für das Mindener Organ noch im Jahre 1835 einige Beiträge. Manche seiner besten Balladen und Lieder, wie z. B. „Der Blumen Rache", „Die Bilderbibel" und „Der Mohrenfürst", sind hier zuerst erschienen.

Nicht Grabbe, der seinen dichtenden Landsmann einen zweiten Matthisson nannte, sondern Elise von Hohenhausen in Minden hat die Begabung Freiligraths zuerst erkannt. In einem Briefe aus dem Juli 1832 erklärt sie ihm, daß sie in letzter Zeit keinem lyrischen Talent begegnet sei, das sich mit dem seinigen vergleichen lasse, und sie erteilt ihm den Rat, eine Novelle in Tiecks Manier zu schreiben, worin „die Intrigen nur Nebensache, dagegen das Amsterdamer oder niederländische Leben und Treiben die Hauptsache sei".

Der junge Dichter hatte nämlich damals schon Soest verlassen. Seit dem 18. Januar 1832 befand er sich in Amsterdam, wo er in dem Wechselgeschäft und überseeischen Großhandlungshaus von Jakob Sigrist, dessen Leiter ein Deutscher namens Frank war, als Buchhalter Beschäftigung gefunden hatte. In dieser Stellung blieb er bis zum Sommer 1836, also vierundeinhalbes Jahr.

II.

Aus dem stillen westfälischen Landstädtchen war der 22jährige Jüngling in die Meerstadt am Y versetzt. Einsam stand er inmitten des lärmenden Menschengewühls, ein Träumer und Grübler in einer Welt des Handelns und gedankenlosen Genießens, ein Dichter in einer Umgebung, in der nur die Mächte galten, die gestoßen und gewogen werden, wo der Wert eines Menschen lediglich nach seiner Erwerbsfähigkeit eingeschätzt wurde. In dem Alter, wo die Seele sich so leicht und frei erschließt, wie die Blume dem Lichte, war er, allein und unverstanden, auf den Verkehr mit Genossen angewiesen, mit denen ihn nur die Alltagspflichten verbanden, ohne einen Freund, der seinem

Schaffen teilnehmendes Verständnis entgegenbrachte, der die scheue Künstlernatur ermunterte und zu neuen Wagnissen anspornte. „Ich habe keinen Freund," so klagt er der fernen Braut, „die Gespräche mit Bekannten drehen sich um einen neuen Frack, guten oder schlechten Wein, alberne Kontorstreiche, schlechte Häuser usw., daß es oft zum Tollwerden ist. Ich ziehe mich soviel wie möglich zurück, und meine größte Lust besteht darin, wenn ich in stillen Augenblicken an Dich, an Euch alle, ihr Lieben! zurückdenken kann, und wenn mich ein reines Bewußtsein auf alle Erbärmlichkeiten jener nur Sinnentaumel und Zerstreuung suchenden Alltagsmenschen froh herabblicken läßt." In dem Gedicht „Landrinette" schildert er sich selbst inmitten der faden Großstadtgenossen:

„Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr? —
Verdrossen durch die Gassen gingen wir:
Das Wort ließ ich die andern führen.
Bei Gott! es war ein wichtiges Gespräch;
Sie unterhielten sich den ganzen Weg
Von Dirnen und von Staatspapieren."

Immer wieder tönt durch seine Briefe der Sehnsuchtsschrei des wunden Gemütes nach einer wahlverwandten Seele. „In meiner Amsterdamer Zeit", so klagt er Luise Grabbe in einem Briefe vom 27. Juni 1838, „habe ich Perioden gehabt, wo ich ganz starr und abgestorben war, wo ich nach Tränen lechzte und sie nicht vergießen konnte, und wo ich kein ander Lachen als das des Hohns und des Grimmes hatte." „Aber jene Einsamkeit," so schreibt er an Friedrich Müller, „die ich damals so oft verwünscht habe, in der ich so oft verkannt und mißverstanden, und in teils geistloser, teils gleichgültiger und vornehmtuender Umgebung von tiefer, heißer Sehnsucht nach Menschen und Herzen verzehrt wurde, ist es ja eben, die mich in mein Inneres einkehren, die sich meinen Sinn in höherm Grade dem tröstenden, beruhigenden Strahle der Dichtung erschließen ließ, als dies vielleicht in einem äußerlich glänzenderen Verhältnisse geschehen wäre." So hat er als „Siedler in der Weltstadt" in Verborgenheit und Stille die Waffen geschmiedet, mit denen er alsbald seine künstlerischen Siege erfechten sollte. Denn so unbefriedigt auch sein Herz und Gemüt blieben, sein poetisches Talent, das ganz auf Anschauung gestellt war, empfing in der Meerstadt, wo die farbigen Bilder eines großen völkerverbindenden Verkehrs an seinem Auge vorüberzogen, die reichste Nahrung. Die buntbewegte Außenwelt erregte seine Ein-

bildungskraft mächtig und ließ zugleich dem Einsamen Sammlung genug, das Geschaute festzuhalten und poetisch zu gestalten. So wurde Amsterdam die eigentliche Geburtsstätte seiner Dichtung. Hier empfing er die phantasiebefruchtenden Eindrücke, die für seine Entwicklung entscheidend waren, sein Blick ward schärfer und sein Gedankenkreis erweiterte sich. — Die Berufsarbeit fesselte ihn den größten Teil des Tages an das Kontor; hatte er sie aber beendet, so war er ein freier, unabhängiger Mann. Er wohnte nicht im Hause seines Prinzipals, sondern hatte sich ein paar Zimmer in einem der schönsten Stadtteile gemietet, auf „de Oudezyds-Voorburgwal", dem hübschen, altertümlichen Pförtchen des weiland Athenaeum illustre, der jetzigen Universität gegenüber. Da er seine geschäftlichen Aufgaben mit Leichtigkeit bewältigte, so blieb ihm auch während seiner Kontorstunden noch Zeit, seine Lieblingsdichter zu lesen oder Verse aufs Papier zu werfen, und mit Vergnügen dachte er später an diese Stunden zurück, die er dem Frondienst des Merkur entzogen hatte, um sie den Musen zu opfern. „Ich erinnere mich noch sehr wohl des Fensterpults auf meinem Amsterdamer Kontor," so schreibt er am 7. Juni 1838 an Ernst Kapp, „wo ich unterm Schirm eines mächtigen Rechnungsbuches den ‚Meister' im Jahre 1832 zuerst las. Zu meiner Seite ein breiter Kanal mit Schiffen und Kähnen, um mich herum Summen und Rechnen, vor mir mein Foliant — und im Kopf das Klappern von Philinens Pantoffeln, Mignons Eiertanz und zwischendurch, wie Blitze meinem Schädel entzuckend, eigene Lieder, die dann meist gleich an Ort und Stelle auf zerrissenen Rechnungen oder Briefen niedergeschrieben wurden." Am frühen Morgen und in später Abendstunde schlenderte er durch die labyrinthische Stadt und betrachtete ihren fremdartigen Häuserstil, das Gewirr der Giebel, die verschlungenen Kanäle. An den arbeitsfreien Sonntagen wanderte er gern durch die Parkanlagen nach der Episcopal church, auf den grünen Burgwall, „wo die Sonne, durch matte Scheiben brechend, blondgelockte Töchter Albions bestrahlte", wo Mädchenstimmen hell wie Glocken ihm oft die Brust durchzittert haben, wo er „Holy Bible und Common Prayerbook auf dem Knie", so manchmal den Vikar von Wakefield zu erleben glaubte. Bei einem solchen Besuche des Gotteshauses entstand das stimmungsvolle Gedicht „Palmsonntag in einer englischen Kirche". Oder er schritt langsam die Grachten entlang, um „hinter dem rötlichen Flintglas der prächtigen Spiegelfenster die feinen, bleichen Gesichter schlanker Bankierstöchter in ruhiger Verklärung zu schauen".

Am liebsten aber weilte er im Hafen, wo es ihn wie Luft aus allen Zonen, wie Klang und Duft aus allen Breiten anwehte, wenn die Flaggen der seefahrenden Nationen, der Holländer, Dänen, Engländer und Hanseaten, ihn von den Masten grüßten, wenn die Ankerwinden knarrten, die Taue rollten, wenn die ungeheuern Raubvogelschnäbel der Kräne immerfort neue Schätze aus dem weiten Bauche der Schiffe heraufholten, auf den Verdecken die rüstigen Matrosen sich drängten und tummelten, wenn die Laute fremder Zungen ihn umsummten und umschwirrten, und neben wettergebräunten, derben, friesischen Seemannsgesichtern kecke Südprofile auftauchten. Er sah, wie die großen Hafenschleusen sich öffneten und die transatlantischen Fahrzeuge langsam hindurchglitten:

„Bugspriet und Masten kahl; die Segel sind mit Schnüren
Zu Bündeln eingerafft; — hier gilt es zu bugsieren!
Die Ankerwinde knarrt, das Schiff rückt langsam vor.
Rasch mit den Speichen dreht sich Weißer und Mulatte,
Und majestätisch zieht die schwankende Fregatte
Durch das weitoffne Schleusentor."

In allen möglichen Beleuchtungen erscheint in Freiligraths Seebildern der Amsterdamer Hafen. Wir erblicken ihn im grauen Dunstflor eines rauhen Herbstmorgens, wenn der Nebel von den Segeln tropft, und matt und trübe die Laternen an den Masten schimmern, oder in träumerischer Mondnacht, wenn die breiten Schatten der Korvetten und Fregatten auf dem stillen Wasserspiegel ruhen, und die flüsternden Segel mit den sanftplätschernden Wellen leise Zwiesprache halten, oder wenn an einem heißen Juliabend eine drohende Wetterwolke ihn mit einem finstern Bogen überspannt:

„Die Sonne sank, ein Wetter drohte;
Der Hafen kochte, weiß und grau;
Geschaukelt stießen sich die Boote,
Und tausend Wimpel, scharlachrote
Mastzungen, leckten hoch im Blau."

Oft fuhr der junge Dichter im leichten Boot einige Knoten ins Y hinaus, bis er das weite Halbrund des „weltgleichen Amsterdam" überschauen und seine Blicke von den Kunstmühlen des gewerbfleißigen Zaandam nach Westen schweifen lassen konnte, wo die große Kirche von Haarlem über den Wassern emporsteigt. In einem noch ungedruckten Gedichte, „Das Notzeichen", das ich in seinem Nachlasse fand, hat er dieses Küstengemälde fest-

gehalten, indem er zeigt, wie vor dem Auge des sturmverschlagenen, auf der öden Küste des Feuerlandes lagernden Schiffers die heimatliche Seestadt auftaucht.

„Gen Nordost schaut sein Gefährte:
Halbmondgleiches Amsterdam,
Hafen, wo die unverschrte
Eintracht jüngst vor Anker schwamm.

Schiffbelebte, sturmdurchschnaubte
Bucht des Südermeeres Y!
Die es trägt auf seinem Haupte
Zackig wie ein Hirschgeweih.

Mastenwald, geschäft'ge Werften,
Ankerschmieden, Seilerbahnen,
Zeughauskammern mit geschärften
Schwertern und erkämpften Fahnen.

Speicher ihr, und ihr Paläste,
Wirres Treiben, reges Tun!
Kirchen, wo die heiligen Reste
Alter Indienfahrer ruhn!

Und du Turm mit weißem Steine
In der roten Ziegelmauer:
Fünfzehnhundertsechzigneune
Steht darauf, ein Weib in Trauer

Und ein Schiff; zuletzt hab' dorten
Weib und Kinder ich gesehn —
Deiche, Schleusen, Türme, Pforten,
Hell seh' ich euch vor mir stehn."

Der in dem Gedicht erwähnte Turm mit dem weißen Stein in der roten Ziegelmauer ist der am Hafen stehende „Schreyerstoren", unter dessen Mauern die nach beiden Indien bestimmten Fahrzeuge die Anker lichteten, und der als Zeuge manchen tränenreichen Abschiedes diesem Umstande wohl seinen Namen zu verdanken hat. An diesem alten Wahrzeichen einstiger Seemacht hat der Dichter oft gestanden und sich hineingeträumt in die große Zeit der niederländischen Freiheitskriege, da ganz Holland ein ungeheures Schiffswerft war, da sich die zahllosen kleinen Kauffahrer in behende Kaper verwandelten und das im Barbareskenkampf gestählte Schiffsvolk der Mittelmeerfahrer die Orlogsschiffe füllte, da die holländischen Entdecker und Eroberer mit den Spaniern und Portugiesen in allen Meeren um die Herrschaft stritten, und die Flagge der Republik an den Küsten

Chinas und Amerikas, auf den Inseln der Südsee wie an den unwirtlichen Gestaden des Polarlandes ihr Haupt erhob, da die Heemskerk, Linschoten und Barendsz bei Spitzbergen und Nova Zembla „dwers door't ys" zu steuern versuchten. Den Zug Heemskerks wollte Freiligrath, wie aus einem Fragmente in seinem Nachlaß hervorgeht, zum Gegenstand eines Gedichtes machen. Er schildert darin, wie der Held ganze Nächte durchsinnt, wie er im Geiste den Erdball überschaut, die Meere mißt und vereinigt.

„Kühn durch des Nordens starrende Gewässer
Will er des Ostens Glutgefilde suchen."

Gern lauschte der Dichter den Erzählungen der fremden Kapitäne und Matrosen, mit denen ihn sein kaufmännischer Beruf in Verbindung brachte, und seine Phantasie folgte ihnen auf ihren Fahrten nach der traumhaft schönen Welt der Sundainseln. Er sah sie strahlend zwischen den fünf Meeren des Ostens liegen, geschmückt mit den prächtigsten Wunderbildungen der Natur, umhaucht von feuchtheißer Luft, worin der König der Bäume, der Waringin, sein ungeheures Laubgewölbe zu weiten Bogengängen ausspannt, worin die herrlichsten Gewürze gedeihen, umschattet von Akazienwäldern, in deren Zweigen goldglänzende Vögel nisten, während das Einhorn und der schwarze Tiger im undurchdringlichen Röhricht sich bergen und über all dieser Pracht zur Nachtzeit die schönsten Sterne, das Kreuz des Südens und der Skorpion, funkeln.

„Goldne Küsten, Inselgruppen,
Wo die Töchter der Malaien
Seltner Fische bunte Schuppen
Schiffern vor die Füße streuen,

Auf die Stirne des Piloten
Federndiademe drücken
Und in langen, schmalen Booten
Dastehn mit gesenkten Blicken.

Gleich wie Lampen, die in dunkeln
Gängen glühn mit süßem Lichte,
So an dem Gestade funkeln
Edle, sonnengelbe Früchte.

Meere, deren stille Häfen
Sich mit Inselgürteln schürzen,
Nie umziehet meine Schläfen
Mehr der Duft von euern Würzen."

So ergriffen die Wunder der Ferne mit magischem Reiz Gemüt und Phantasie des jungen Kaufmannes, wenn er sich nach den Kontorstunden auf dem Hafenkai erging. Inmitten der Weltstadt mit der ganzen transatlantischen Perspektive eines Seeplatzes fühlte er die Atemzüge des fremden Natur- und Völkerlebens. Hinter ihm versanken die heimatlichen Berge, die Wälder, die Heiden:

„Sie ruhn im Meer, im Meere ruht
Meine Lieb', mein Hoffen und mein Sehnen,"

ruft er in den „Sandliedern" aus, und das Meer wird fortan das Element seiner Poesie. Der Ozean reicht ihm den Purpur, mit dem er den Königsmantel seiner Dichtung färben soll:

„Du reichst den Purpur mir: mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll; ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben."

In frischer Schaffenslust entstand nun Gedicht auf Gedicht. Sie bilden gleichsam seine Tagebuchblätter. Schon das erste Jahr seines Aufenthaltes in Amsterdam brachte eine reiche Ausbeute. Da schrieb er „Die Tanne", „Vier Roßschweife", „Die Amphitrite", „Die Auswanderer", „An Afrika", „Der Falk", „Hafengang", „Schwalbenmärchen", „Prinz Eugen, der edle Ritter", „Piratenromanze". 1833 folgten „Meersagen", „Die Griechin auf der Messe", „Die Toten im Meere", „Der Mann im Walde", „Des Räubers Begräbnis", das er später „Banditenbegräbnis" betitelte, „Der schlittschuhlaufende Neger", „Zwei Feldherrengräber", „Florida of Boston" u. a. Anfänglich begnügte er sich noch ziemlich einseitig mit der bloßen Abspiegelung und Wiedergabe des Geschauten, seine Bilder sind vielfach nicht von dem Fluidum der lyrischen Stimmung umwallt. Aber manchmal gelingt es ihm auch jetzt schon, Gemälde zu schaffen, in denen die Szenerie nicht lediglich Dekoration ist, sondern geheimnisvoll mitbestimmend auf den menschlichen Vorgang wirkt. Ausgezeichnet sind in dieser Hinsicht „Die Auswanderer" mit dem lyrisch fein abgetönten Gegensatz zwischen der Idylle der Schwarzwaldheimat und den Wäldern, den Maisfeldern und Blockhütten am Missouri, ferner „Der Tod des Führers", diese Tragödie des deutschen Ackersmannes, der fünfzig Jahre die heimatliche Erde gepflügt hat, und den die Not von der Väterscholle trieb, um ihm ein Grab im fremden Meere zu bereiten, endlich „Prinz Eugen, der edle Ritter",

dieses frische, kecke, kriegerische Bild aus dem Feldlager des alten Türkenbesiegers. In diesen Erzeugnissen entfaltet sich Freiligraths lyrisches Schilderungstalent in voller Eigenart, während manches andere der damals entstandenen Gedichte den Einfluß Victor Hugos nicht verleugnet, mit dem er sich eingehend beschäftigte. Der Buchhändler Sauerländer machte ihm im August 1835 den Vorschlag, Hugos „Odes et Poésies diverses" zu übersetzen, und Freiligrath ging auf dieses Angebot mit einem wahren Feuereifer ein, der sich jedoch während der Arbeit bald abkühlte. Unter der Einwirkung des französischen Romantikers bildete er nun seinen Alexandriner aus; er befreite ihn von den allzu engen Fesseln der Zäsur, so daß sein feuriges „Wüstenroß aus Alexandria" bald nichts mehr mit dem bedächtigen Renner gemein hat, den Boileau gezäumt und mit Franzosenwitz geschult hat. Die blendende Manier Hugos wurde ihm in mancher Hinsicht vorbildlich für seine Technik; Gedichte wie die „Magier", „Schahingirai", „Am Kongo", „Scipio", „Unter den Palmen", „Anno Domini" wären sicher nicht so geschrieben, wenn sich die Phantasie des Dichters nicht an den Versen der „Orientales" berauscht hätte. Für „Scipio" ist Hugos „Schmerz des Paicha", für „Anno Domini" „Mazeppa" vorbildlich gewesen. Auch der „Löwenritt" verleugnet die Manier des französischen Romantikers nicht ganz. Daß dieses vielumstrittene Gedicht keine Nachbildung von Thomas Pringles „The Lion and the Giraffe" ist, hat Pachaly nachgewiesen. Wie mir Emil Rittershaus erzählte, entwarf Freiligrath die berühmte Tierballade in einem Amsterdamer Restaurant. Er lehnte träumend an der Tür des Zimmers und schaute in einen anstoßenden Ballsaal, und während das Gewirr der tanzenden Paare an seinem Auge vorüberglitt, stand plötzlich vor seinem geistigen Blicke die Wüstenszenerie: die Feuer des Tafelberges, die nächtliche Karoo, die Giraffe an der Lagune und der im Röhricht kauernde König der Tiere. Seine Einbildungskraft war damals immerfort fieberhaft beschäftigt. Wie die Fragmente in seinem Nachlasse beweisen, vermochte er die ganze Fülle der Bilder, die ihn umgaukelten, in dichterischem Wort nicht festzuhalten. So entwarf er ein düsteres Nachtstück aus der großen Passionsgeschichte der Menschheit: Die Pest und die Cholera in Konstantinopel, wie sie sich in den Straßen der am Bospor schlafenden Stadt begegnen. „Diese ist als Indierin, jene als Türkin zu schildern, und beide sind mit Vampiren zu vergleichen", so bemerkt der Dichter in seinen Aufzeichnungen. Ein anderes Gedicht sollte in mehreren Abteilungen die Schilde-

rung eines orientalischen Harems geben, die Hauptpersonen, der Pascha, die Zirkassierin, die Mohrin, eine Griechin und eine Französin und endlich der Eunuch sollten mit möglichst scharfer Charakterisierung redend eingeführt werden. Auch ein Molochfest wollte er darstellen und in einer längeren poetischen Erzählung die Fahrten Marco Polos in einzelnen Bildern vorführen. Nur zwei Strophen sind uns davon erhalten:

„Der Lagune Geifer fliegt
Um des Hafens rost'ge Kette;
Von der Dogenbraut gewiegt,
Senkt den Anker die Korvette.

Ihre Wimpel, Blut und Gold,
Hoch im Blauen läßt sie fliegen;
Straff die Segel aufgerollt,
Rastet sie von ihren Zügen."

Als dichterische Stoffe, die er noch bearbeiten wollte, sind in seinen Aufzeichnungen vermerkt: „Der Kapwein", „Aus Südamerika", „Der Negerpage", „Eldorado", „Das Einhorn", „Der Renegat" und „Das Bad".

Während der ersten beiden Jahre seines Amsterdamer Aufenthaltes erschienen Freiligraths poetische Erzeugnisse noch in untergeordneten Almanachen und Unterhaltungsblättern. Das westfälische Taschenbuch „Gunloda", das der Paderborner Oberlandesgerichtsrat Moritz Bachmann im Jahre 1833 herausgab, brachte 13 Beiträge aus Freiligraths Feder, unter anderm die „Auswanderer", „Prinz Eugen" und „Die Tanne". Ein zweites lyrisches Taschenbuch, das der rechtsgelehrte Reimer und Anthologe im folgenden Jahre veröffentlichte, enthielt gleichfalls mehrere Gedichte des jungen Kaufmanns. Auch für das „Lipsische Magazin" vom Jahre 1835 und für das Taschenbuch „Lies mich", das bei Langewiesche in Iserlohn erschien, steuerte er mehrere lyrische Gaben bei, deren Bedeutung Wolfgang Menzel damals schon in seinem Literaturblatt gewürdigt hat. — Das Jahr 1835 bildet einen Markstein in Freiligraths dichterischer Laufbahn. Denn nun gewann er mit einem Male, was er bisher vergeblich gesucht hatte: literarisch angesehene, urteilsfähige Freunde, einen bedeutenden zahlungsfähigen Verleger und allgemeine Anerkennung in seinem Vaterlande. Der „Deutsche Musenalmanach", den Schwab und Chamisso herausgaben, brachte damals die ersten Gedichte Freiligraths: „Scipio", „Löwenritt", „Moostee", „Anno Domini". In demselben Jahrgang

des Cottaschen „Morgenblattes“ erschienen ferner von ihm „An das Meer“, „Schiffbruch“, „Der Alexandriner“ und „Eine Geusenwacht“. Da fand er ein anderes Publikum und andere Sanggenossen, da figurierten seine Gedichte neben Liedern eines Lenau, Uhland, Grün, Arndt und Eichendorff. Schwab und Chamisso, die ihm so seine literarische Laufbahn ebneten, wurden ihm nun treue, wohlmeinende Ratgeber, sie warnten ihn vor Manier, vor der beständigen Wahl allzu schauerlicher und phantastischer Stoffe, vor Spielerei in der Form. Mit einer für einen jungen Dichter unerhörten Bescheidenheit nimmt er diese Warnungen und Vorwürfe auf. Gustav Schwab antwortet er: „Wie gegründet Ihr Tadel in betreff der angeregten beiden Punkte ist, fühle ich nur zu sehr. Die fatalen Bouts-rimés! Ich bin eigentlich nur durch das Vermeidenwollen des alltäglichen Geklingels hundert- und aberhundertmal wiederholter Reime dazu gekommen, sehe aber jetzt wohl ein, wie leicht es ist, auf diese Weise aus einem Extrem ins andere zu geraten. Ach, ich möchte zuweilen verzweifeln, wenn ich die in edler Schlichtheit dastehenden Meisterwerke der Chorführer der neueren Lyrik mit meinem schwülstigen Zeuge vergleiche! Jene Endreime, wie auch meinen schlechtzäsurigen Alexandriner zu vermeiden, wird mir zwar, da sie etwas Äußerliches und Willkürliches sind, keine besonderen Schwierigkeiten machen; mehr dagegen werde ich mich schon zusammennehmen müssen, um auch in der Wahl des Stoffes Ihrer freundlichen Warnung Folge zu leisten. Gott mag wissen, wie ich friedfertiger Mensch dazu komme, so viel Blut zu vergießen! Nicht Wahl — eher Wahlverwandtschaft ist es, was mich, und mit mir die meisten Dichter des deutschen Nordens, das Düstere und Gräßliche ergreifen läßt und mich der Gefahr aussetzt, eine dereinstige Sammlung meiner Gedichte eher zu einem Schlachtfelde oder einem anatomischen Theater als, nach dem Vorgange der Sänger des Südens, zu einem sonnigen, duft- und farbenreichen Blumengarten zu machen. Was ich tun kann, um nicht zu einseitig in der einmal eingeschlagenen Richtung zu beharren, werde ich gewiß nicht versäumen.“ Anderseits zeigen auch seine Briefe, wie ihn das Lob des Meisters erfrischte, wie glücklich den Einsamen diese Anerkennung machte. Gern möchte er sich den schwäbischen Dichtern, mit denen er doch sonst so wenig gemeinsam hatte, zugezählt wissen. Als diese im Jahre 1836 von dem Musenalmanach sich zurückzogen, weil darin ohne ihr Vorwissen das Porträt Heines erschienen war, der soeben in seiner „École romantique“ Uhland heftig angegriffen hatte, da forderte auch Freiligrath

seine Beiträge zurück. Chamisso, der „das lecke Schiff" des Almanachs allein weiterzusteuern übernommen hatte, bewog ihn jedoch, seine Weigerung aufzugeben, und der dankbare Jünger sandte ihm unter andern das schöne Huldigungslied auf Platen: „Odysseus" und den „Leviathan". Das gab nun Veranlassung zu einem vertrauteren brieflichen Verkehr, der uns Zeugnis ablegt von dem ehrlichen, feinen und liebenswürdigen Sinne des alten Dichters, der dem Freunde neben manchem Lobeswort wieder einige ernste Warnungen zuruft. Er erkannte die Glut und die frische Lebenskraft dieser Poesie mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Stammes an, aber er mahnte auch den jungen Mitarbeiter, sich vor Nachahmung seiner selbst zu hüten und seine Poesie nicht im Gräßlichen zu suchen. Seine Augen pflegten aufzuleuchten, wenn von Freiligrath die Rede war. Er spornte ihn an, seine Gedichte zu sammeln und bei Cotta herauszugeben, und Freiligrath hatte guten Grund, Chamisso freundlich in dem Liede „Einem Ziehenden" zu gedenken und ihm und Gustav Schwab seine „Gedichte" zu widmen, die im Juni 1838 in Stuttgart erschienen.

Während der Name des jungen Kaufmannes auf den Schwingen des Ruhmes durch Deutschland flog, wurde in ihm jener Freiheitsdrang lebendig, der zwar nicht Arbeit oder Pflichten von sich weist, aber Pflichten und Arbeit selber wählen will. Freiligrath beschloß, seine Stellung im Handelshause Sigrist aufzugeben. „Weniger mein ehemaliger Widerwille gegen den Kaufmannsstand," so erklärt er am 15. März 1837 seinem Freunde Schwab, „als vielmehr meine täglich zunehmende Abneigung gegen das kalte, neblige Holland und die Überzeugung, daß ich meiner krumm gesessenen Maschine eine Ausspannung schuldig sei, ließen mich schon im Winter 1835/36 den Entschluß fassen, mein Amsterdamer Verhältnis aufzulösen. Häufige Verdrießlichkeiten auf dem Kontor und eine mir durch die Salärerhöhung eines Kollegen widerfahrene persönliche Zurücksetzung beschleunigten die Ausführung." Voll Sehnsucht nach der Heimat, voll Freude, der kaufmännischen Zwangsarbeit für einige Monate entronnen zu sein, nahm er im Sommer 1836 Abschied von dem Lande der Wiesen und der Dünen, das ihm trotz mancher trüben, einsamen Stunde, die er darin verlebt, ans Herz gewachsen war. „Grüße es mir," ruft er zwei Jahre später seinem Freunde Wolfgang Müller in Amsterdam zu, „grüße das Toben und Treiben der Straßen, grüße die stattlichen Bäume der Grachten, grüße die Schiffe und die Schiffer, die Dünen- und die Fischerdörfer! Grüße das Meer, das Meer!"

III.

Als Freiligrath Amsterdam verließ, stand er vor einer der schwersten Krisen seines Lebens. Diese Tatsache muß endlich einmal mit vollem Nachdruck hervorgehoben werden, weil sie von den früheren Biographen des Dichters entweder nicht hinreichend erkannt oder beschönigt worden ist. Sein kaufmännischer Beruf, dem er nie mit ganzer Seele angehörte, war insofern ein Glück für ihn gewesen, als er ihn nach der niederländischen Hauptstadt führte und ihn mit dem bewegten modernen Weltleben in engere Fühlung brachte, als es etwa im Binnenlande der Hörsaal eines Professors, die Amtsstube des Richters oder Advokaten, das Schulzimmer des Pädagogen vermocht hätten. In der Enge der heimatlichen Verhältnisse, in Soest und in Barmen, wo er die nächsten Jahre verlebte, fehlten ihm die Anregungen der Meerstadt, während die Prosa des Erwerbs dasselbe graue Einerlei bot. Der Dichter, der sich selbst gefunden und die Anerkennung der Besten in Deutschland erworben hatte, kehrte in das beschränkte Gehege der alten Traditionen zurück, welche die geistigen Werte nur insoweit schätzten, als sie sich in Geldwerte umsetzen ließen, in eine Umgebung, wo ein gesicherter kaufmännischer Kredit unendlich mehr galt als ein junger Dichterruhm, ein sauber geführtes Kontobuch mehr bedeutete als ein Band lyrischer Poesien. Seine beiden Oheime achteten seine kaufmännischen Fähigkeiten, für den Künstler in ihm hatten sie kein Verständnis, und namentlich Christian Schwollmann wußte ihm die Grundsätze eines geregelten Broterwerbs so eindringlich zu Gemüte zu führen, daß sich dem jungen Stürmer und Dränger nach seinem eigenen Geständnisse manchmal das Herz im Leibe umdrehte. Vor der Seele des Dichters standen heiße Bilder von Glück und Liebe, und er sah sich an die Seite eines verblühenden Mädchens gefesselt, dessen Bild sein Herz nicht mehr ausfüllte. Wenn sich auch während ihres Zusammenlebens in Soest, wo Karoline an seinen literarischen Arbeiten regen Anteil nahm und ihn beim Ordnen seiner Gedichte unterstützte, seine Empfindungen für sie wieder erwärmten, — jenes tiefe, unaussprechliche Glücksgefühl, das die echte Liebe verleiht, vermochte sie ihm nicht mitzuteilen, und der Zauber, der von ihr ausging, war nicht so stark, um ihn mit all den Mißhelligkeiten der Kleinstadt zu versöhnen. Daher die tiefe Schwermut, die Entmutigung, die jetzt, nachdem die erste Freude des Wiedersehens mit den Seinigen vorüber war, aus so vielen seiner Briefe spricht; daher das all-

mähliche Verstummen seiner Muse. Seine Schaffenskraft erlahmt in dem Maße, als die in Amsterdam empfangenen Eindrücke und Erinnerungen verdämmern und verblassen. Und dieser Stillstand in seiner Produktion ist nicht etwa jenes heilsame Ausruhen der Kräfte, jene Sammlung, deren der Künstler bedarf, um sich zu neuen Taten vorzubereiten, es ist vielmehr die Ermattung einer Seele, die im fortwährenden Kampfe mit dem Alltäglichen, Ewig-Gestrigen in Gefahr gerät, ihre Flugkraft einzubüßen. Eine reiche Ideenwelt stand ihm nicht zur Verfügung, sein Talent war ganz auf Anschauung gestellt, wenn es sich darüber erhob in den Äther des reinen Denkens, versagten ihm die Schwingen. Er, der dichtende Maler, bedurfte mächtigerer Anregungen von außen, belebter Szenen, farbiger Bilder und Kontraste, wenn seine Phantasie sich entzünden sollte. Er erkannte das selbst, er fühlte instinktiv, wo die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten seines Talentes lagen, wenn er jetzt fortwährend in seinen Briefen betont, daß er wieder hinaus müsse aus den engen Verhältnissen in eine weite, freie Welt, um neue Anschauungen zu gewinnen, neue Stoffgebiete zu erobern und von dem Odem eines mächtigen, völkerverbindenden Weltverkehrs sich die Segel seiner Dichtung mit frischem Winde schwellen zu lassen. „Wenn mich etwas zu einem größeren Gedichte aufzufrischen imstande wäre," schreibt er am 24. Juli 1838 an Immermann, „so wäre es weniger, wie ich glaube, das Nachholen dessen, was ich früher auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst versäumt habe, als vielmehr, für ein paar Jahre wenigstens, ein rasches, in wilden Pulsschlägen hinstürmendes Leben, ein glühendes Erfassen der Welt und ihrer Erscheinungen, etwa eine Studienreise aufs Mittelmeer oder über den Ozean. Da ließen sich Stoffe sammeln und hinterher am Herd verarbeiten! Ich trage mich jetzt mit einer närrischen Idee, an deren Ausführung sich wohl alle die Bleigewichte hängen werden, die seit Jahren meine Flügel am Boden gehalten haben, eben wenn sie die kühnsten Flüge wagen wollten. Ich möchte nämlich, wenn es geht, erst die Nordsee, auf dem Elemente selbst kennen lernen, und zu diesem Zwecke etwa eine Sommerexpedition (vom Mai bis August) auf dem holländischen Kriegskutter mitmachen, der — lachen Sie nicht! — die Heringsflotte nach den Shetländischen Inseln eskortiert, und dort oben, angeweht vom Ossianschen Hauche der Schottischen und vom Eddasturm der Skandinavischen Küste längere Zeit umherkreuzt, manchmal auch im Hafen des Hauptteilands vor Anker liegt. Zurückgekehrt, möchte ich mich dann nach Smyrna,

Konstantinopel und Odessa einschiffen und mir aus dem Pontos ein goldnes Liedervlies holen. Das Mittelmeer — Naturgeschichte! — und an den Ufern ein kecker, schöner, malerischer Menschenschlag, braune und weiße Gesichter, Dolch, Speer und Kaftan, Gitarrenschlag und aus düsterer Lockennacht das Gazellenauge der Natolierin." Ähnlich äußert er sich in einem Briefe an Wolfgang Müller vom 20. März 1838: „Wenn mir etwas ersprießlich wäre, dann wär's Reisen! Großstädte, das Meer, die Poesie der Matrosenjacke — das ist's, was mir fehlt, und wenn Familien- und andere Verhältnisse mir nicht Ketten an Hände und Füße geworfen hätten, dann sollte mich, wahrlich! nichts abhalten, um Himmel und Hölle zur Erlangung einer Sekretärstelle auf einem englischen oder holländischen Kriegsschiffe in Bewegung zu setzen. Die Welt! Es ist bei den Göttern noch viel Poesie auf dem alten Globen, die noch kein Menschenmund gesungen hat, und die, auch außer Männern wie Cooper, Paulding, Irving, Marryat u. a. ihre Interpreten haben sollte." Schade, daß Freiligrath sein Vorhaben nicht ausgeführt hat, vielleicht wäre eine Dichtung wie „Childe Harold" entstanden, ein poetisches Reisetagebuch mit glänzenden farbensprühenden Schilderungen. Aber der Dichter bezwang seine Sehnsucht, die einem so tiefinnerlichen Bedürfnis seines ganzen Wesens entsprang. Er vermochte sich von der heimatlichen Scholle nicht loszureißen und opferte dem ihm aufgezwungenen Berufe drei entscheidende Jahre seines Lebens. Der Quell seiner Lyrik, der in Amsterdam so voll und reich sprudelt, fängt mit einem Male zu stocken an. Er wird vom Alltag verschüttet. Was Freiligrath zunächst schuf, wie z. B. „Im Herbst", „Mirage", „Die Schiffe" und „Der Reiter", wurzelt noch in den alten Amsterdamer Eindrücken. Mit tiefem Schmerz erkennt er, daß der Strom seiner Dichtung in der grauen Öde der Alltäglichkeit verrinnt:

„Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend schon er wallt:
Sie wissen nicht, daß vor der Tür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben."

Nun fängt er an, die Poesie, diese edelste Mitgift strebender Geister, als ein Martyrium zu empfinden.

„Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!"

klagt er in seinem Liede „Bei Grabbes Tod". Es war im September 1836, als er bei einem Besuche des preußischen Manöverlagers bei Salzkotten, wo Gläserklang, Würfelklirren, Lieder der Harfnermädchen, Ruf der Wachen, abendlicher Trommelwirbel und Trompetenweisen ihn im bunten Wechsel umtönten und umwogten, die Nachricht von dem Hinscheiden des unglücklichen Mannes empfing. Auf der Streu eines Lagerzeltes liegend, dichtete er nachts den ergreifenden Nachruf auf den Toten, der, eine Ahasvernatur, im Widerstreit mit dem Leben zugrunde gegangen war, und es entrang sich seiner wunden Brust das Geständnis:

> . . . „durch die Mitwelt geht
> Einsam mit flammender Stirne der Poet;
> Das Mal der Dichtung ist ein Kainstempel!"

Was hier in Versen ausgesprochen ist, bestätigen die wehevollen Bekenntnisse seiner damaligen Briefe, die zornigen Aufwallungen einer Seele, die nicht verstanden wird, die leidenschaftlichen Anklagen gegen „die Hunde von Kritikern, die den Zwiespalt der Muse mit dem Leben nicht kennen und in vornehmer Selbstgefälligkeit auf die Zuckungen herabsehen, in denen man sich zwischen dem Rufe der Inspiration und der Misere des Alltagslebens abmartern muß". Immer mehr wird ihm Soest, das „alte Nest", zuwider, immer lebhafter erwacht seine Sehnsucht nach einer großen Stadt, „deren Vorzüge man fühlt, wenn man nicht drin ist", und immer verklärter wird die Erinnerung an seine schönste produktivste Zeit an der Küste, „als ich obskur war, als meine Umgebung mich für einen stillen, guten, etwas einfältigen Menschen hielt, und als ich knirschte und nach Herzen heulte". Es ist ein vergebliches Bemühen, das Gewicht dieser Äußerungen dadurch abzuschwächen, daß man sie mit Buchner und andern als Ausflüsse hypochondrischer Stimmungen erklärt. Sie reden eine zu deutliche Sprache, sie zeigen, wie düster damals der Hintergrund in Freiligraths Seele war. Zu einem rechten Schaffen kam er nicht mehr, er übersetzte für Sauerländer, in dessen Verlag seine erste poetische Arbeit, die Übertragungen der Oden Victor Hugos, im Mai 1836 erschienen war, auch „Die Orientalen" des französischen Romantikers und sammelte, sichtete und feilte seine Gedichte, bei deren Auswahl er mit unbarmherziger Selbstkritik zu Werke ging. Erst im Mai 1837 sandte er den Rest der Handschrift an Schwab. Dieser besorgte die Anordnung der Gedichte und Gustav Pfizer später die Durchsicht der Korrektur-

bogen. Als die Sammlung nach längerer Verzögerung im Jahre 1838 ans Licht trat, hatte Freiligrath Soest bereits verlassen.

„Lieber August, ich bin wieder Kontorist hier im pietistischen Wuppertal, verdiene jährlich 500 Taler und bin betrübt bis in den Tod!" Mit diesen Worten meldete der Dichter am 26. Mai 1837 seinem Freunde A. Schnetzler die Rückkehr zur kaufmännischen Tätigkeit, die er jetzt, „zur Zufriedenheit der Seinigen", in Barmen ausübte. In der Firma J. P. von Eynern und Söhne hatte er eine Buchhalterstelle gefunden. Die Leiter des Geschäftes waren treffliche, zuvorkommende Männer; ihre Liebenswürdigkeit hat dem Dichter die Bürde einer zehnstündigen Tagesarbeit nach Möglichkeit erleichtert, aber sie vermochte die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß ihm für seine poetischen Arbeiten nur die späten Abendstunden übrig blieben, daß er wieder am Pulte stehen und „Verse in sich hineinfressen mußte". Immerhin fand er noch Muße, mit den Vertretern der rheinischen Schriftstellerwelt, mit Immermann, Wolfgang Müller, Gottfried Kinkel, Pfarrius, Matzerath u. a., Beziehungen anzuknüpfen und mit Ignaz Hub und Schnetzler das „Rheinische Odeon" herauszugeben, wobei ihm der Mangel an Gewissenhaftigkeit und die Kritiklosigkeit seiner Mitarbeiter manchen Ärger verursachte. Immermann begrüßte ihn mit hohen Lobsprüchen und suchte ihn in Barmen auf. Er fand ihn, wie er an Professor O. L. B. Wolff berichtet, „als Kommis eines Wuppertaler Handlungshauses in den geisttötendsten Verhältnissen. Aus Sekunda abgegangen, es tut einem in der Seele um ein so wahres, reiches Talent wehe, und doch läßt sich nur das Prognostikum stellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werden". Freiligraths Verkehr mit Immermann, dessen Münchhausen er mit Begeisterung aufnahm, seine freundlichen Beziehungen zu Wolfgang Müller von Königswinter waren nur vereinzelte Lichtblicke, von denen das beängstigende Grau seines Tagewerkes und seiner Lage um so trostloser abstach. Wir haben wieder das Bild des Pegasus im Joche. Wohl fand der Dichter einige Freunde in Barmen, die ihm später in den Wirrnissen seines politischen Lebens treu und aufopfernd zur Seite standen, aber auch die Besten unter ihnen, Ludwig Elbers, August Bölling, Theodor Eichmann und Heinrich Koester konnten doch nur von ihm empfangen, sie hatten ihm wenig oder nichts zu geben, sie ergänzten ihn geistig nicht. und selbst der „Deklamationsklub", von dem Buchner erzählt, bestand, von Hack-

länder und Adolf Schults abgesehen, aus lauter Tagesmenschen, welche die Beschäftigung mit der Poesie nebenher als Liebhaberei trieben, als einen Zeitvertreib für müßige Stunden, wie Jagen, Fischen und Schwimmen. Und dazu kamen die Schmarotzerseelen, die sich an das poetische Wundertier heranbrängten, und als sie sahen, daß der Dichter sich räusperte und spuckte wie andere Sterbliche und sich nicht von Nektar und Ambrosia nährte, sondern alten Rheinwein bevorzugte, kopfschüttelnd sich von ihm abwandten und ihn in den Philisterkreisen verketzerten, nachdem er, wie er selbst sagt, „dumm genug gewesen war, sich jedem freundlich und als eine fidele Seele zu zeigen, der ihm zudringlich entgegentrat". „Drängt sich solch Schmarotzervolk an mich heran, so weiß ich nicht, es mir vom Halse zu halten, bin höflich, artig und verbindlich (was man für freundschaftlich hält), und wenn ich die Kerls später zu desavouieren gezwungen bin, so habe ich den Teufel am Halse." Die Stadt Barmen hat damals Freiligrath für seine dichterische Entwicklung nichts geboten, sie hat vielmehr hemmend auf sein poetisches Schaffen, sein ganzes inneres Leben eingewirkt. Er nennt sie ein „vermaledeites Nest, prosaisch, kleinstädtisch, dünkelhaft und verketzernd wie kein anderes". „Gerechter Gott," ruft er in einem Briefe an Schnetzler vom 26. Mai 1837 aus, „warum ließest du mich geboren werden, oder wenn einmal gelebt werden muß, keine von diesen Maschinen- und Kontorseelen werden, die des schnöden Goldes die Fülle haben, Weib und Kind in Samt und Seide kleiden, den ‚Musenalmanach' kaufen und die Nase rümpfen, wenn ein Poet einen abgeschabten Rock trägt!" Immer stiller wurde es in seinem Innern, die dichterischen Stimmungen blieben aus. Vom März bis Dezember 1837 hat Freiligrath kein Gedicht geschaffen. „Ich habe ein wüstes, trübes Jahr hinter mir", so gesteht er Schwab in einem Schreiben vom 25. März 1838, „und hoffe nur, daß es in dieser Art das erste und letzte ist und bleiben wird!" „Ein verschleudertes Jahr" nennt er dieses erste Jahr seines Barmer Aufenthaltes in einem Briefe an Luise Grabbe, „bald gehetzt und bald todmüde, habe ich eben nichts getan, als was die dringendste Notwendigkeit gebot, als was das triste Einerlei des Alltagslebens mit sich brachte". Das Gefühl der Abspannung, der geistigen Erschöpfung, des Abstandes zwischen seinen Zielen und denen seiner Genossen, ferner körperliches Mißbehagen und Krankheiten verdunkelten ihm viele Tage und Stunden. Es war ihm zumute, als ob die Elemente, aus denen er bestehe, noch immer durcheinander tosten

und gärten, als ob sie gar nicht in eine beschränkende individuelle Form eingeschlossen seien. Einige Verse, die ich in seinem Nachlasse fand, sind erfüllt von dieser schwermütigen Stimmung.

„Lasset ab! — Ich weiß es selber!
Habt nicht nötig, mir's zu sagen! —
Ach, kein Lied noch, das, ein Blitzstrahl,
Glüh'nd in jedes Herz geschlagen!
O dies Tappen, o dies Suchen,
Diese ewigen Dissonanzen,
Diese ed'gen Brocken eines
Durch und durch verhunzten Ganzen.

Lied und Leben! — O, wie strebt' ich,
Was sich fremd ist, zu versöhnen!
Doch das Lied stirbt mit dem Leben
Und das Leben mit den Tönen;
Keins von beiden will geraten!
Ewige Halbheit, ew'ges Pfuschen!
Nichts als Schwächen, nichts als Flecken,
Nur der Tod kann sie vertuschen!"

Um die mahnenden Stimmen seines Innern zum Schweigen zu bringen, stürzte sich der Dichter, der in Amsterdam wie ein Klausner gelebt hatte, jetzt mitten in den Strudel der Geselligkeit, und die „schöne, tolle, gläserzerschlagene Lustigkeit" war oft genug eine Maske, seine weltschmerzliche Stimmung zu verbergen.

In dieser Zeit hatte Freiligrath im wesentlichen mit der Periode der Wüsten-, Urwald- und Meeresdichtung abgeschlossen. Er wendete sich nun näherliegenden Stoffen zu, lauschte den Stimmen des Tages und fand so allmählich den Übergang zu einem neuen Schaffen, das allerdings zunächst noch einen durchaus unpolitischen und tendenzlosen Charakter trug. Das Geschick der sieben Göttinger Professoren, die der König Ernst August von Hannover im Jahre 1837 ihrer Ämter entsetzte, und das Auftreten der freisinnigen österreichischen Lyriker Anastasius Grün und Karl Beck ergriffen ihn mächtig. Im Mai 1838 schreibt er an Ludwig Merckel: „Ob Hölty auch wohl Mailieder gemacht hätte, wenn Anno 1773 sieben Professoren par ordre de Mufti exiliert worden wären? — 's ist eine schwüle Zeit: der Poet steht vereinsamt in ihr, ein überflüssiges Gerät! — Wohl ihm, wenn er die Interessen der Zeit so zu erfassen versteht, wie in neuester Zeit Grün und Beck. — Des letzteren ‚Nächte', ‚Gepanzerte Lieder' kann ich Dir nicht genug

empfehlen! Der edelste Liberalismus und dabei eine Phantasie, wie Feuer und Flammen. Bild auf Bild, Blitz auf Blitz, Streich auf Streich.“ Und ein paar Monate später äußerte er sich über den Plan, auf der Grotenburg ein Hermannsdenkmal zu errichten, in folgender Weise: „Ich dächte, in einer Zeit, wo die Göttinger Sieben und unter ihnen ein Jakob Grimm, Landes verwiesen werden, könnte sich der deutsche Patriotismus auch wohl noch anders und schöner als durch Errichtung eines Mals für Hermann betätigen. Was liegt nicht alles in unserer Zeit! Wer das Zeug dazu hat, sie recht zu packen, der macht wohl noch anderes als Denkmäler.“ In Momenten geistiger Erhebung glaubte er die Kraft zu besitzen, um zu gestalten, was jene Tage im Tiefsten bewegte. Immer drängender wurde die innere Mahnung, daß er die Fesseln, die ihn in Barmen drückten, abschütteln müsse, wenn er nicht sein Selbst aufgeben, seine besten Gaben ruhen und verkümmern lassen, seinem innern Leben ein Ende machen wolle.

IV.

Der glänzende Erfolg seiner Gedichte gab Freiligrath endlich den Mut, seine Stellung bei der Firma von Eynern aufzugeben und als freier Schriftsteller vom Ertrage seiner Feder zu leben. Nachdem ein festliches Abschiedsmahl, bei dem der Dichter in Ansprachen und Liedern gefeiert wurde, den Kreis seiner Freunde noch einmal um ihn vereint hatte, verließ er Barmen, um in Begleitung des Berliner Malers Karl Schlickum Westfalen zu durchwandern und Studien für ein größeres beschreibendes Werk zu machen, dessen Gegenstand seine Heimatprovinz sein sollte. Unter dem Titel: „Das malerische und romantische Westfalen“ sollte das geplante Buch, dessen Verlag Langewiesche in Barmen übernommen hatte, das Land der roten Erde in Wort und Bild schildern. In dem wonnigen Gefühl uneingeschränkter Bewegungsfreiheit trat der Dichter im Juni 1839 seine Wanderfahrt an. Die Fesseln der kleinen Tagessorgen hatte er abgestreift und mit neuem Jugendmut zog er an der Seite des getreuen Schlickum durch den alten Sachsengau, ließ sich von der Kraft verjüngender Waldluft umwehen, und das Leben in den kleinen westfälischen Städten ging ihm gar lustig ein. In herrlichen Briefen schildert er seinen Freunden alle Abenteuer der Reise; er erzählt ihnen, wie er das rauhe, gebirgige Land von der Sieg bis an die Weser durchstreifte, wie er auf der Schauenburg rastete und

die ganze stromdurchflossene Fläche von Hameln bis Rinteln im hellsten Sonnenschein vor sich sah, wie er mit den guten Schauenburger Wirtsleuten abends vor der Tür unter der großen Linde saß und Volkslieder sang, wie er den Hohenstein erkletterte, mit pferdehütenden Waldbuben über die Weißelfen des Gebirges schwatzte, sich zu den Kohlenbrennern an ihre Meiler, zu den Holzfällern auf ihre Eichen setzte, wie er im Weserwalde seinen „Roland" dichtete und vor der köstlichen Teufelsmühle in der Fähre sich schaukeln ließ. Und nicht minder erquickte ihn die Wanderung durch die westfälische Mark, über die er seinem Freunde Künzel berichtet: „Eichenwälder, das kräftige Grün wie mit Blut besprenkelt — Birken und Heidegesträppe — Sonnenschein und rosige Mädchengesichter — Wittekinds alte Feste, Hohensyburg — in der Ferne das graue Dortmund mit der Rheinoldkirche, wo das kühnste der Heymondskinder schlummert — Wagengerassel und Hufschlag, Römerklang und Rüdesheimer — auch ein paar Tränen: — Das alles zittert mir noch durch die Seele." In Münster lernte er Levin Schücking persönlich kennen, mit dem er bereits seit dem April 1839 in Briefwechsel gestanden hatte. Der junge Dichter fand sofort den Weg zu seinem Herzen. Ihn liebte er als Menschen, wie er ihn als Schriftsteller und Kritiker schätzte. Es war die Verwandtschaft des Gemütes, des Talentes und der Lebensauffassung, die Übereinstimmung ihres Geschmacks und ihrer literarischen Tendenzen, die beide Männer zusammenführte und bei jedem Wiedersehen so viele Berührungspunkte in ihrem Dichten und Denken entdecken ließ, daß sie stets erneute Freude für Geist und Herz schöpften. Aus den Briefen Freiligraths, die Buchner mitteilt, spricht schlicht und schön das warme freundschaftliche Gefühl für seinen Landsmann, der „mit seiner Gemütlichkeit, seinen Gespensteraugen, seinem Second sight, mit seiner ganzen tiefen, innerlichen, niedersächsischen Natur ihm als die schönste Verklärung des treuen, tiefen poetischen Westfalentums" erscheint. Die Briefe Schückings an den Freund sind bis heute nicht veröffentlicht, aber sie verdienen es, denn sie geben uns manche wertvolle Aufschlüsse über das literarische Leben jener Epoche, ungeschminkte Urteile über Zeitgenossen und einige neue interessante Einblicke in das Verhältnis Annettens von Droste zu ihrem jungen hochstrebenden Freunde. In Detmold wurde Freiligrath die Stelle eines fürstlichen Bibliothekars angeboten, er lehnte sie jedoch ab und brachte Schücking dafür in Vorschlag, der aber gleichfalls keine Lust verspürte, das Amt zu übernehmen, weil

er fürchtete, daß die lippische Residenzstadt nur allzubald „das Gespinst ihrer niederträchtig kleinstädtischen Interessen und Intrigen um ihn ziehen werde". Zu Anfang August traf Freiligrath wieder in Barmen ein, er verheimlichte jedoch noch eine Zeitlang seine Rückkehr, um ungestört an dem Einleitungsgedicht zu dem „malerischen und romantischen Westfalen" arbeiten zu können. Es wurde ihm nicht leicht, den poetischen Geist zu beschwören, und manche Strophe hat er zehn- bis zwölfmal umgestaltet, ehe sie seinem Künstlersinn genügte. Nach vierzehn Tagen war endlich das Gedicht „Freistuhl zu Dortmund" beendet, worin er sich als Fronboten schildert, der alle mißachtete und übersehene Schönheit Westfalens vor den Richterstuhl der Feme lädt, damit die Acht von ihm genommen und das vielgeschmähte und verkannte Land wieder in seine alten Rechte eingesetzt werde. Am Schlusse gelobt er, seine Muse fortan in den Dienst seiner Heimat zu stellen:

„Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rote Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht: —
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!"

Man hat die Bedeutung dieses Programmgedichtes weit überschätzt; die darin gegebenen Verheißungen hat Freiligrath nicht gehalten. Wenn Ernst Ziel sagt, daß der Dichter, den Mutterboden berührend, „wie ein zweiter Antäus neue Kraft und neue Inspirationen aus diesem alten Boden empfangen habe", so ist das lediglich eine Phrase. Wo sind denn die Dichtungen, deren Inhalt, Charakter, Stimmung und Farbe Westfalen bestimmt hat? Wir suchen sie vergeblich in Freiligraths Werken. Das Wüstenroß Alexandrias hat sich ihm niemals in das Fohlen Wittekinds verwandelt, und dieses, wie fremdartig nimmt es sich aus in Freiligraths Schilderung:

„Zahm und geduldig schirrt er's vor den Pflug;
Des gelben Haarrauchs dunstig Nebeltuch
Umweht als Decke flatternd seine Flanken.

Wo sich der Torweg hebt, von Rauch gebräunt,
Vom grünen Eichkamp sassisch noch umzäunt;
Wo des Gehöftes Halmendächer ragen;
Wo, von dem Kranz der Pilgerin umweht,
Der Schrein des Heil'gen dicht am Wege steht,
Da lebt es dumpf und hat verlernt das Schlagen!"

„Des gelben Haarrauchs dunstig Nebeltuch" und die „sassische Umzäunung", erscheinen sie uns nicht wie exotische Drapierungen der heimatlichen Natur? Es fehlt hier völlig der Duft und Hauch der roten Erde. Der „Cri de terre" zittert nicht durch die ganze Schilderung. Jene künstlerische Abhängigkeit vom Heimatlande, das fast ausschließliche Aufgehen in seiner Natur, wie es Annette von Droste-Hülshoff eigen ist, gehört nicht zu den charakteristischen Merkmalen Freiligrathscher Dichtung. Man sollte ihm keine Züge leihen, die er nicht besitzt. Er bedurfte eines farbigen Hintergrundes für seine Bilder, wenn die echte Dichterwärme sein Herz durchströmen sollte, und war daher zum Tropenmaler geeigneter als zum Sänger seines schlichten Heimatlandes. Er fühlte das selbst und hat darum die Fortsetzung des „malerischen und romantischen Westfalens" seinem Freunde Schücking überlassen, der sich in der Prosa leichter bewegte. Nur der erste Bogen des Werkes stammt aus Freiligraths Feder; trotz allem Drängen Langewiesches ist er nicht darüber hinausgekommen.

Nicht in Westfalen, sondern am Rhein schlug der fahrende Poet sein Zelt auf. Er wollte sich anfänglich in Honnef ansiedeln, gab aber bald diese Absicht auf und wählte das freundliche, am rechten Rheinufer gelegene Unkel zu seinem Wohnsitze. Das fröhliche Leben an dem sagenumkränzten Strom hat ihm das Herz durchsonnt. „Und so sitze ich denn hier in Unkel," schreibt er am 9. September 1839 an Schücking, „hab' ein Belvedere hart am Rhein, um das mich ein Fürst beneiden würde, lasse mir Unkeler Roten kredenzen und schreibe am malerischen Westfalen, so gut es unter Rolandseck gehen will:

„In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelroten wie der gelben,
Seh' ich das Rheintal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben."

Und der Römer muß getrunken sein! Die Romantik ist der Wein, von dem er schäumt. Die Minne seines Weines Blume! Mir ist fabelhaft wohl hier, Alter!"

Freiligraths Aufforderung, ihn in seinem Dichterheim zu besuchen, leistete Schücking schon im Oktober Folge. Er erzählt darüber in seinen Lebenserinnerungen: „Im Oktober dann besuchte ich ihn in dem reizend unmittelbar am Rhein liegenden Unkel und fand ihn inmitten der schönsten Natur in einer Art von bewegtem Dolce far niente schwelgen. Ein paar junge, ohne viel Talent literarisch strebsame Menschen von größerer

Harmlosigkeit als geistiger Bedeutung leisteten ihm nebst seinem zeichnenden Amanuensis Schlickum und nebst Strolch, dem treuen Jagdhund, der nie recht wußte, wo er in der lustigen Massonei hingehöre, Gesellschaft; ein paar junge Frauen, die wir ‚the merry wives of Windsor' nannten, wohnten während des Herbstes auf ihrem benachbarten Weingut und belebten den Kreis; kleine Ausflüge wurden nach allen Seiten gemacht, die schon länger werdenden Abende in der Löwenburg, dem Hauptquartier, mit dem Erzählen von guten Geschichten allerart zugebracht. Dabei zeigte Freiligrath sich ganz besonders empfänglich für die Wirkungen einer guten Gespenstergeschichte, woraus denn ja auch seine Dichtung ‚Die Rose' entstanden ist. Er trug sich damals mit dem Gedanken eines Zyklus von Gedichten, der eigene Erlebnisse umfassen sollte; ‚Die Rose' sollte ein Bruchstück daraus sein, — dann erweiterte sich der Plan zu etwas wie einem deutschen ‚Childe Harold', und endlich versank er in die Reihe — der guten Vorsätze." Das Gedicht „Die Rose" sandte Freiligrath in einem Briefe vom 24. März 1840 seinem Freunde nach Münster, wo dieser es Annette von Droste und Luise von Bornstedt vorlas. Beide waren davon hingerissen und stritten sich darüber, ob die Einleitungsverse oder der Schluß des Gedichtes größere Schönheiten enthalte. „Die Bornstedt meint, das Ende sei schöner, und ich selbst muß diesem die meiste Bewunderung zollen, wegen der köstlichen Ausführung einer an sich so einfachen Sage, die hier so wunderschön wird. An und für sich ist eine Wundergeschichte kein Stoff für die Poesie, wie mir scheint, obwohl sie so oft dazu genommen wird; das Wunder macht Staunen, das Gedicht aber soll keineswegs dieses eine unangenehme Gefühl hervorrufen: Deine Sage aber ist im höchsten Grade poetisch, weil das Staunen sich in Andacht auflöst; die Droste meint, es sei eines Deiner allerschönsten Produkte; ich weiß das nicht, denn man ist gewöhnlich versucht, von Deinen Sachen das fürs Beste zu halten, was man gerade liest." Damals dachte Annette von Droste nach dem Rhein überzusiedeln, um ganz ihrer dichterischen Neigung zu leben. „Sie hat aufs ernsteste den Plan gemacht," so schreibt Schücking dem Freunde am 12. November 1840, „mit uns beiden, Dir und mir und Adele Schopenhauer ein Landgut zu beziehen, der Frau Mertens Haus in Unkel zum Beispiel. Sie ist jetzt auf dem Gute ihres Bruders, wohin ich vor und nach hinausreite, da ist sie aber natürlich nicht mein Mütterchen mehr, sondern das gnädige Reichsfräulein. Sie hat ein Lustspiel geschrieben, das ich Dir mit den Heften sende: ‚Dichter, Verleger

und Blaustrümpfe'; darin kannst Du die Geschichte zwischen Dir und Langewiesche, die Charaktere der Herren Sonderrath und des jungen Menschen Seibold, der ganz exquisite Rezensionen schreibt, aber einmal die Marotte hat, nur ganz miserable Verse zu fabrizieren, dann die hiesigen Damen der Hautevolee, die im Rufe der Blaustrümpfigkeit stehen, sehr hübsch beschrieben lesen."[1]) Aus dem Plan Annettens, gemeinsam mit Freiligrath und Schücking ein freies Poetenleben am Rhein zu führen, ist bekanntlich nichts geworden. Sie vermochte sich aus den heimischen Verhältnissen nicht loszureißen. Auch Schücking blieb während des Sommers 1840 noch in Münster, und Freiligrath saß allein in seinem Unkeler Tuskulum, machte viele Ausflüge und dichtete wenig. Das frische, freudige Schaffen aus dem Vollen heraus, wie es einst seine einsamen Jahre in Amsterdam ausfüllte, jene quellende Triebkraft wollte nicht wiederkehren. Es entstanden nur einige Gelegenheitsgedichte, die das landschaftliche Gepräge des Rheines tragen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Dezember 1839 war der Schwibbbogen der Ruine Rolandseck, an die sich die Erinnerung an eine der schönsten und innigsten Sagen des Rheins knüpft, vom Wintersturm zerstört worden. Da tat Freiligrath einen Griff in seine Laute, „die er stumm geglaubt" und veröffentlichte in der „Kölnischen Zeitung" vom 12. Januar 1840 einen zündenden Aufruf zur Wiederherstellung der eingestürzten Ruine:

„Ein Knappe Rolands, eil' ich durch das Land;
Den offenen Helm in ausgestreckter Hand,
Ruf' ich euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder!"

Der Erfolg dieses dichterischen Mahnrufs übertraf alle Erwartungen. Von allen Seiten kamen Spenden, freundliche Stimmen aus der Nähe und Ferne riefen ihm Beifall zu, und unbekannte schöne Hände verschmähten es nicht, „den Helm des Rolandsknappen mit Kranz und Band zu schmücken oder buntgestickte Säckel an sein Wehrgehäng zu befestigen". Da erfuhr er plötzlich, daß er sich unwissend eines Eingriffes in fremdes Privateigentum schuldig gemacht hatte, denn die Burg Rolandseck gehörte der Prinzessin Wilhelm von Preußen. Diese jedoch verzieh ihm huldvoll seine poetische Lizenz und erlaubte ihm, die eingegangenen Geldbeträge zur Wiederaufrichtung des Bogens zu verwenden, sie selbst aber stiftete dafür zum Bau einer Schule in dem benachbarten Dörflein Rolandswerth einen

[1]) Der Brief befindet sich im Nachlaß Freiligraths.

beträchtlichen Dotationsfonds. In der Baurede für Rolandseck werden all diese Vorgänge erzählt.

Weht durch diese Dichtung ein Hauch der rheinischen Sagenwelt, so klingelt in dem übermütigen Liede „Köln und der Rhein" die Narrenmütze des Karnevals. Der Dichter gab sich ganz der fröhlichen Geselligkeit hin, und über ein verzettelndes Eintagsschaffen ist er damals nicht hinausgekommen. Die Ausarbeitung des „malerischen und romantischen Westfalens" überließ er, wie schon erwähnt, Levin Schücking und rief mit Christian Matzerath und Karl Simrock ein „Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie" ins Leben, wovon der erste Jahrgang 1840, der zweite 1841 erschien.

In dieser gärenden Zeit, wo „die Frühlingswogen des Lebens seine Brust noch berauschend umwallten", traf der Glutstrahl der Liebe das Herz des Dichters. Das Glück, „das strahlende Glück", nach dem er so lange vergeblich gesucht und gerungen, es stand vor ihm ungeahnt und plötzlich und umfing ihn mit einem Zauberbann, der ihn sein ganzes Leben lang festhielt. Im Frühling 1840 traf er im Hause seines Nachbars, des Obersten von Steinäcker, in dessen Familie er freundschaftlich verkehrte, ein junges Mädchen, das ihn durch den Reiz ihrer Erscheinung, in der sich der geistige Adel einer dem Großen und Schönen zugewandten Seele widerspiegelte, vom ersten Augenblick an fesselte. Es war Ida Melos, eine Tochter des Weimarer Professors Melos, die im Steinäckerschen Hause die Stelle einer Erzieherin angenommen hatte. Sie zählte damals 22 Jahre; in Weimar war sie am 20. Dezember 1817 geboren. Mancherlei trübe Lebenserfahrungen lagen bereits hinter ihr. Auf eine sonnige Kindheit, die sie in ihrer Geburtsstadt verlebte, wo Goethes Enkel, Walther und Wolfgang, ihre täglichen Gespielen waren, wo des Dichters großes Auge teilnehmend auf ihr geruht, folgten einsame Jahre in Groß-Monra, wohin ihre Mutter 1832, vier Jahre nach ihres Gatten Tode, übergesiedelt war. Ohne Lehrer, allein durch eigenes Streben hatte das begabte Mädchen hier die Grundlage einer gediegenen geistigen Bildung gewonnen, die sie später immer mehr vertiefte. Mit 17 Jahren war sie als Erzieherin zuerst in Weimar und dann in Warschau tätig gewesen, ausgedehnte Reisen und der Aufenthalt in Petersburg hatten den Kreis ihrer Anschauungen erheblich erweitert, als sie sich plötzlich im Sommer 1839 infolge einer Krankheit genötigt sah, ihre Tätigkeit einstweilen aufzugeben und zu ihrer Mutter zurückzukehren. Nach ihrer Wiederherstellung war sie dann im Spätherbst nach Unkel ge-

kommen, und das erste Buch, das in ihrem neuen Wirkungskreis ihr in die Hände fiel, waren Freiligraths Gedichte. Ungezwungen gestaltete sich bald ihr Verkehr mit dem Verfasser. Ida war verlobt, und sie wußte, daß auch Freiligrath gebunden war. Beide fühlten sich sicher. Über die Gartenhecke konnte sie ihn täglich sehen, wie er in seiner Rebenlaube arbeitete und träumte, fröhliche Grüße und neckende Scherzworte flogen hinüber und herüber, aber auch „etwas Ernst" wehte bald über den zerbrochenen Gartenzaun, sie plauderten über ihre Lieblingsbücher, tauschten Erinnerungen und Erfahrungen aus, Vertrauen weckte Vertrauen, und des Dichters wehevolle Geständnisse fanden in Idas Brust „schwesterliche Teilnahme". „Nachher kamen die Nachtigallen und die Waldkäfer; ich saß in der Laube und sah sie lächeln durch die Blätter, William und Thekla und Alice zogen an uns vorüber, Liesbeth und Oswald träumten ihr Waldidyll, die Blumen dufteten und der Rhein blitzte." Noch war Ida dem Dichter, wie er meinte, nur ein heller, lichter Stern, zu dem man mit liebender Andacht emporblickt, den man aber nicht begehrt, noch glaubte er: „Nur das Weib kann Interpret des Weibes sein; Lina ist mir durch Ida nähergekommen." Noch ist er bereit, der vermeintlichen Pflicht das Glück der neuen Liebe zu opfern. „Ich weiß es," so schreibt er ihr am 19. Mai, „wir wandeln auf einer schmalen Grenze, ich weiß aber auch ebensowohl, was Ihnen wie mir durch die Pflichten gegen die, welche in der Ferne an uns denken, geboten wird; und wie das Herz auch ringt und blutet, ich bin Mann genug, meinem Gefühle nicht blindlings nachzugeben und in knabenhafter Aufwallung neues Weh auf die zu häufen, die mir die Liebsten sind auf der Welt." Aber die große Liebe besitzt eine furchtbare Macht der Ausschließlichkeit; sie ist Eifer, wie es in „Schir Haschirim" heißt. Das heiße Dichterherz vermochte ihr auf die Dauer nicht zu widerstehen. Sein wildschönes Lied „Mit Unkraut", der erste poetische Gruß, den er an die Geliebte richtete, ist schon ganz durchweht vom Hauche der brennenden Leidenschaft:

„Wo ein Röslein steht, wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen.
Wo zwei Augen braun übern Strom hinschaun —
O da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit scharfem Fang und mit Wildgesang
Möcht' ich sitzen ihr zu Füßen:
Möchte stolz und kühn ihre Stirn umziehn,
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!"

Einen Strauß von Feldblumen, einen wilden Strauß, einen Rankenstrauß windet er der Geliebten:

„Es ist ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte schmücken:
Zyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man sonst mag pflücken:
Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Sein Auge sprüht, seine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut, es kocht, und sein Herz, es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Brust ist schwer: — schlechtes Kraut und Er!
Verstoßen und verlassen!
Seine Blumen sieh! — willst du ihn und sie
Am Boden liegen lassen?"

Das offene Geständnis seiner Liebe machte endlich dem Kampf zwischen Pflicht und Neigung ein Ende. In Idas Hände legte er die Entscheidung über sein Schicksal; sie jedoch konnte zunächst das bindende Wort nicht finden. Heimlich reiste sie von Unkel ab und eilte zu ihrer Mutter, um, fern von dem Geliebten, in der Einsamkeit von Groß-Monra Klarheit über ihre Gefühle zu gewinnen. Hier, in stillen Tagen „strenger Selbstprüfung", ward es ihr zur Gewißheit, daß ihr Leben ohne die Liebe des Dichters keinen Wert und Gehalt mehr habe. Ende Juli hatte sie den Freund verlassen, Mitte August sandte sie ihm ihr Jawort, und beglückt konnte er ihr erwidern: „Es war eine prächtige, flammende Blüte unserer Liebe, und die Gewitterstürme, die der Julimond über sie hintrieb, haben sie nicht gebrochen, haben sie nur fester und inniger Wurzeln schlagen lassen, und die brennende, verzehrende Glut, in der sie prangte, milder und sanfter gemacht. Und so soll sie bleiben, soll uns durch Herbst und Winter glänzen und nie aufhören, unser Hort und unsere Lust zu sein." In Freiligraths tiefempfundenen Liedern „Ruhe in der Geliebten" und „Du hast genannt mich einen Vogelsteller" lebt dieser herrliche Liebesfrühling voll Licht und Duft und Klang unvergänglich fort.

Ein herbes Geschick hat es gefügt, daß der Dichter, als er

durch seinen Bund mit Ida Melos seinem Leben die verlorene innere Harmonie zurückgab, zugleich einem andern treuen Herzen eine tödliche Wunde schlug. Zwei Monate nach jenem Tage, da er mit heißbewegter Seele für die Geliebte den wilden Rankenstrauß flocht und sein überströmendes Gefühl in glühende Verse ergoß, raffte daheim von einem verlassenen Elterngrabe eine müde Hand einige schlichte Blumen zusammen, um sie als letztes Angebinde mit einem Scheidegruß dem Dichter zu senden. Im August 1840 überbrachte ihm Freund Schlickum den kleinen Strauß als ernstfreundlichen Friedensboten, zugleich mit dem Abschiedswort der Verlassenen. So fiel ein Schatten in sein sonnenhelles Glück. Das, was geschehen, blieb, wie Freiligrath am 9. November 1842 seiner Stiefmutter schrieb, „mit der ganzen qualvollen Schwere einer nie zu tilgenden Schuld auf ihm lasten". In dieser Selbstanklage wird er gegen sich ungerecht. Sein Verhältnis zu Karoline trug von vornherein den Keim des Todes in sich. Wenn man ihm einen Vorwurf machen will, so kann er nur dahin zielen, daß Freiligrath nicht rechtzeitig die Kraft gefunden hat, das befreiende Wort zu sprechen, daß er nach Art jener schwachen Naturen handelte, die nie einer Sache ein Ende machen, sondern immer warten, bis das Ende von selbst kommt. Aber was ihm den Bruch mit Karoline Schwollmann erschwerte, war die Treue, die den Grundzug seiner Natur bildete. Sie hat ihn immer im letzten Augenblicke von dem entscheidenden Schritt zurückgehalten; sie verletzt zu haben, war ihm zeitlebens ein bitteres Gefühl, dem er in seinen Briefen an die Seinigen in Soest erschütternden Ausdruck gab. Nie hat sein gerader, edler Geist seine Handlungsweise beschönigt, niemals hat er sie, wie andere, durch das Hervorkehren seiner genialen Künstlernatur entschuldigt. Nie ist es ihm in den Sinn gekommen, solche Sätze hinzuschreiben, wie Hebbel sie in Hinblick auf sein Verhältnis zu der zehn Jahre älteren Elise Lensing in seinem Tagebuche aufgezeichnet hat: „Es gibt Fälle, wo Pflichterfüllen sündigen heißt!" Oder: „Schüttle alles ab, was Dich in Deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der Dich liebt, denn was Dich vernichtet, kann keinen andern fördern." Freiligrath dagegen meinte: „Es gibt ein Ding, das Pflicht heißt — auch für den Genius."

Die Seele erfüllt von Bildern kommenden Glückes, blieb der Dichter während der Herbstmonate noch in Unkel, das ihm durch so teure Erinnerungen lieb und traut geworden war. Levin Schücking kam wieder zu ihm, und es folgte eine Reihe

schöner, fröhlich durchschwärmter Tage. „Damals lebte in Bonn Berthold Auerbach," so erzählt Schücking, „und ich erinnere mich namentlich eines frohen Zusammentreffens und einer bis tief in die schöne Mondnacht hinein verlängerten Sitzung mit Auerbach, Simrock, Fr. Giehne und Ludwig Braunfels auf der Insel Nonnenwerth, die damals noch nicht als Kloster gesperrt, sondern gastlich den Besuchern geöffnet war. Karl Simrock ist nun in den jüngsten Tagen auch hinübergegangen in das Land der Sage, wo die Helden, die er dem deutschen Volke wiedergegeben, es ihm lohnen mögen, und Giehne, damals der gefeierte süddeutsche Publizist, den heute niemand mehr kennt! Welch verschiedene Geister in jener Nacht der stille Mond, der über dem Drachenfels stand, auf dem romantikumwobenen Eiland des Ritters Roland beschien; und alle doch bewegt von demselben Kultus jugendlicher Ideale, demselben mutigen Schaffensdrang, denselben goldenen Zukunftsträumen, und nichts ahnend von dem, was die leise die Ufer umplätschernde Rheinnixe über diese Zukunft den schwärmerischen Jünglingen Verhängnisvolles zusang!" Nicht damals, wie Schücking mitteilt, sondern schon im Oktober 1839 ist Freiligraths Gedicht „Kreuzigung" entstanden, eine poetische Darstellung jener Überlieferung, daß westfälische Legionäre am Kreuze Christi Wacht gehalten und um des Heilands Kleid gewürfelt hätten. Mit dieser Geschichte, die eigentlich ein Gelehrtenscherz ist und in den westfälischen Zeitungen der dreißiger Jahre vielfach wiederkehrt, hatte sich Freiligrath schon im Jahre 1838 beschäftigt und in einem Briefe an Moritz Carrière die Vorzüge dieses Stoffes dargelegt. In einem Schreiben vom 18. August 1839 mahnt Schücking den Freund: „Mach' vor allem Dein Gedicht mit dem römischen und deutschen Kriegsknecht auf Golgatha fertig: Die Idee, den Deutschen durch den Mantel Christi über das Römertum siegen zu lassen, ist gar zu schön." Als nun Schücking an einem jener Herbstabende des Jahres 1839 auf der Insel Nonnenwerth, wo er sein Schlafzimmer in dem alten Klostergebäude mit Freiligrath teilte, scherzhaft äußerte, er habe den Urenkel des Anführers jener westfälischen Kohorte gekannt, die unsern Herrn gekreuzigt, da wurde plötzlich Freiligraths Phantasie fieberhaft davon erregt. In visionärer Klarheit stand mit einem Male das dichterische Bild vor seiner Seele, mit raschen Worten gab er an, wie der Hergang darzustellen sei — bis zum Ende, bis zu den um den Mantel würfelnden Kriegsknechten. „Und dann," rief er aus, indem er aufsprang, in den Kreis des hellen Mondlichts trat und mit tragischem

Pathos die Decke seines Bettes als Mantel um die Schultern schlug, „und dann zum Schluß:

„In Christi Mantel der Germane"'.

Es ist ein kecker Landsknechtston und doch zugleich etwas wie fromme Scheu und ein wunderbarer Zukunftsinstinkt in den springenden Gegensätzen dieser mit Rembrandtfarben gemalten Szene. Das Gedicht, an das Freiligrath am 4. März 1840 die letzte Hand legte, atmet jenes Menschengeschick Bezwingende, was Goethe von der echten Poesie verlangt. Geibel hat später denselben Gedanken, die Vorahnung der welthistorischen Mission der Germanen als Träger der christlichen Idee wieder aufgenommen und in einer seiner gehaltvollsten und formschönsten Balladen „Der Tod des Tiberius" gestaltet.

Mit frohem Mut und festem Vertrauen blickte Freiligrath damals in die Zukunft. Er dachte daran, den eigenen Herd zu gründen. In Begleitung Schückings fuhr er rheinaufwärts. In Frankfurt trennte er sich von dem Freunde, und nachdem er in Weinsberg bei Justinus Kerner anderthalb Tage gerastet und in mystischen Schauern geschwelgt hatte, reiste er nach Stuttgart, um mit Cotta ein neues, bindendes Abkommen wegen seiner Gedichte zu treffen. Vierzehn Tage blieb er in der württembergischen Hauptstadt und fand überall die wärmste Aufnahme. Uhland, Schwab, die beiden Pfizer, Menzel, Münch, Lewald, Reinbeck behandelten ihn wie einen alten Bekannten und überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Freundschaft. Mit den angenehmsten Eindrücken schied er nun von Stuttgart und eilte nach Groß Monra, wo er einige glückliche Wochen im Hause seiner Braut verlebte. Dann begab er sich am 12. November nach Weimar, ließ dort die große Zeit unserer klassischen Dichtung in Wort, Stein und Bild auf sich wirken, las der Großfürstin Maria Paulowna, die ihn huldreich empfing, aus seinen Gedichten vor und schmiedete Pläne für die Zukunft. Mehrere günstige Aussichten, die sich ihm in Weimar eröffneten, erwiesen sich bald wieder als trügerisch, und so ging denn Freiligrath, nachdem er das Weihnachtsfest im Familienkreise seiner Braut gefeiert hatte, auf den Vorschlag seines Freundes Heinrich Künzel ein, gemeinsam mit ihm in Darmstadt eine Wochenschrift „Britannia" zu gründen, die als Vermittlerin zwischen dem deutschen und englischen Geistesleben durch Übersichten, Rezensionen, Übersetzungen das Interesse an der britischen Literatur in Deutschland heben und verbreiten sollte. Eine Pforzheimer Verlagsfirma war bereits für den Plan gewonnen. So schien die Zukunft des Dichters einiger-

maßen gesichert zu sein, und es stand seiner Vereinigung mit der Geliebten nichts mehr im Wege. Am 20. Mai 1841 fand in dem weimarischen Dorfe Groß-Neuhausen die Trauung statt. Der Liebestraum des Dichters war zur vollen Wirklichkeit geworden:

„So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht.
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Atemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied."

Noch im Mai 1841 nahm das junge Paar seinen Wohnsitz in Darmstadt, aber zugleich mit ihm trat auch Frau Sorge über die Schwelle des neuen Heims. Die Wochenschrift „Britannia" kam nicht zustande, weil die Verleger, an dem Erfolg des Unternehmens zweifelnd, sich zurückzogen. So galt es denn, mit der Feder neue Erwerbsquellen zu eröffnen. Freiligrath stand damals wieder im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Im November 1841 schrieb er das Gedicht „Aus Spanien". Er behandelte darin eine Episode aus der spanischen Zeitgeschichte, das traurige Geschick des Generals Diego Leon, der die Königin Maria Christina in die Residenz zurückführen wollte, und den sein ehemaliger Waffengenosse Espartero, der progressistische Regent Spaniens, erschießen ließ. In die Darstellung dieses ritterlichen Todes, der allgemein in der Gloriole eines Martyriums der royalistischen Gesinnung erschien, flocht Freiligrath die Verse ein:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Diesen Ausspruch griff Herwegh auf und bekämpfte ihn mit dem Liede „Die Partei", worin er verlangte, daß der Dichter als Vorkämpfer der Zeitideen in die politische Arena eintrete.

„Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!"

Herweghs Parole fand in dem ganzen liberalen Lager freudigen Widerhall, während die konservativen Parteien seinem Gegner lauten Beifall zollten. Der Streit um die Berechtigung der politischen Lyrik wurde zu einer Tagesfrage, und Freiligrath hat sich damals wiederholt in seinen Briefen darüber ausgesprochen. „Das Reich der Poesie", so schreibt er an Matzerath am 1. März 1842, „ist nicht von dieser Welt, sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten. Dante war auch Parteimann, und sein Exil war wahrlich ein anderes als das des Refraktärs Georg Herwegh — aber wie fällt bei ihm Schlacke um Schlacke, bis er zuletzt, durch Liebe geläutert und verklärt, alles Irdische abgestreift hat und von den Höhen des Paradieses auf den Wust des alten Lebens herabschaut, und doch — warum hat Herwegh nicht ihn oder Milton mir entgegengehalten? Statt dessen macht er die Phrase: ‚Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder und kämpften auf den Zinnen der Partei.' Saubere Parteigänger, diese Götter! Wir wissen's ja, warum Venus den Paris und den Aneas schützte, und warum es wiederum Mars mit der Venus hielt!

‚Fort drum mit diesem Lumpengottgelichter,
Mit dem du heuer keine Kämpfe stillst!
Laß Männer für dich reden — Männer, Dichter,
Wenn einem Dichter du begegnen willst!
Wie geht es zu, daß jener Ghibelline
Aus deinem Lied mir nicht entgegendräut,
Der Florentiner mit der strengen Miene,
Der herbe Geißler seiner wüsten Zeit?
Er, der, die Brust erfüllt mit glühndem Hasse,
Nicht bloß mit Liedern als Parteimann stritt
Und kühnen Fußes seine Läut'rungsgasse
Zum Paradiese durch die Hölle schritt!'"

Das vorstehende Bruchstück einer an Herwegh gerichteten poetischen Erwiderung Freiligraths ist niemals vollendet worden; vielleicht hat der Dichter angesichts all der literarischen Plänkeleien die rechte Stimmung dazu verloren, vielleicht hat ihn auch ein in versöhnlichem Ton gehaltener Brief des Gegners bewogen, die bereits erhobene Waffe wieder auf den Fechtboden niederzulegen. In diesem Schreiben, das am 4. März von Zürich aus datiert und in keckem epigrammatischen Stil gehalten ist, spricht Herwegh, voll Vertrauen auf Freiligraths Herz und Talent, die Hoffnung aus, den Sänger der Wüste bald als

Mitstreiter gegen die schauderhafte diabolische Reaktion begrüßen zu können. „Sie haben die Wüste und ihre Ungeheuer nicht mehr jenseits des Ozeans zu suchen, der Leviathan sitzt auf der Schwelle Ihres Hauses. Hic Rhodus, hic salta! Wozu diese Schritte rückwärts? Warum sich kopfüber in die Welt der Sagen und hundertmal abgeleierten Geschichtchen stürzen?" Die letzte Bemerkung enthält eine Anspielung auf Freiligraths poetische Erzählung „Auch eine Rheinsage", die bereits im Januar 1842 entstanden war, und auf die er große Stücke hielt, trotzdem das Gedicht, wie schon Simrock bemerkte, etwas Undeutsches hat und den Ton der Sage gar nicht trifft. Die Geschichte von dem Löwentöter Gryn ist übrigens schon vor Freiligrath in einer Romanze behandelt und unter dem Titel „Der Löwenkampf in Köln" im Jahre 1836 in der Zeitschrift „Rheinland und Westfalen" erschienen. Außer dieser Rheinsage, die einen mäßigen Kunstwert hat, entstand in Darmstadt noch die satirische Strafrede „Ein Denkmal", die sich gegen die Entweihung der Ebernburg durch eine Spielbank richtete und die Wirkung hatte, daß die Bank gesprengt wurde. Gemeinsam mit Eduard Duller verfaßte Freiligrath dann noch ein Gelegenheitsgedicht, „1862" betitelt, das er als fliegendes Blatt zum Besten des Kölner Doms herausgab. Auch ein Immermann-Gedenkbuch hat er in Darmstadt in Angriff genommen, aber erst 1842 in St. Goar abgeschlossen. So war die poetische Ausbeute dieses Jahres wenig erfreulich. Den Dichter lähmte das Gefühl der Unsicherheit, das durch den Mangel einer festen Lebensstellung in ihm hervorgerufen war. Da trat ein Ereignis ein, das mit einem Schlage „die schlimmste Musenstörerin, die Sorge, von seinem Herde verscheuchte". Dem Dichter, der durch die Abfassung des „Rolandsalbums" in der Prinzessin Marianne von Preußen eine einflußreiche Gönnerin gefunden hatte, wurde auf Veranlassung des Kanzlers v. Müller und Alexander v. Humboldts von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. ein Jahrgehalt von 300 Talern verliehen. Es war keine reiche Gabe, aber es knüpften sich daran für den Dichter auch keinerlei Verbindlichkeiten und Verpflichtungen; sie sollte nur eine vorübergehende Unterstützung, eine Vorbotin der festen Anstellung sein, die Freiligrath an der Berliner Handelsakademie finden sollte, deren Gründung damals im Werke war.

„Mit unbefangener Freude" hieß er diesen fürstlichen Akt kunstfördernder Gnade willkommen, und als Pensionär des Königs verließ er anfangs Mai 1842 Darmstadt. Er sehnte

sich „aus dem Sande der kleinstädtischen Residenz" wieder in die frische Rheinluft und wählte zunächst St. Goar als Aufenthaltsort. Die Umgebung dieser stillen Rheinstadt, das majestätische Stromtal, die romantische Ruine der über St. Goar liegenden Burg Rheinfels, die Lorelei, die nach Goedeke einen größeren literarischen Ruf als landschaftliche Schönheit besitzt, die ganze „Strom- und Felsenherrlichkeit" mit ihren düsteren Steinschluchten, freundlichen Wiesengründen und grünen Waldhängen übten einen unwiderstehlichen Reiz auf das junge Paar aus, und es beschloß, wenigstens die Sommermonate in dieser prächtigen Landschaft zu verleben. In einem erkerartig vorspringenden Hause dicht am Strom wurden ein paar möblierte Zimmer gemietet, die allen bescheidenen Ansprüchen genügten und eine lockende Aussicht boten auf den Strom, das gegenüberliegende St. Goarshausen und auf die Ruinen Katze und Maus sowie auf den umfangreichen malerischen Rheinfels. Eigentümer des Hauses war der Apotheker Ihl, und nach dessen Namen taufte Freiligrath sein neues Heim „Ihlium". Er versichert seinem Darmstädter Freund Karl Buchner:

„Laß mich Odysseen erfinden an der Lorelei Gestaden,
Bald in voller Waffenrüstung folgen ihnen Ihliaden."

Niemals hat das Ihlsche Haus so viele berühmte Gäste unter seinem Dache gesehen als in diesen wunderbaren Sommermonaten. Die Sonne glühte und leuchtete vom Aufgang bis zum Niedergang, und Tag für Tag spannte die blaue Himmelsglocke sich über die herrliche Gegend. In vollen Zügen genoß der Dichter die schöne Natur und die geselligen Freuden eines anregenden Verkehrs mit alten und neuen Freunden, mit Justizrat Buchner aus Darmstadt, Schlickum, dem getreuen Eckart, und Simrock, „dem Redlichen". Luise v. Gall, die 1843 die Gattin Levin Schückings wurde, war mehrere Monate Freiligraths Hausgenossin. Mit Henry Longfellow, dem gemütreichen amerikanischen Dichter, der sich damals in Marienberg bei Boppard aufhielt, schloß Freiligrath eine Freundschaft fürs Leben. Mit Adelheid v. Stolterforth wurden die alten herzlichen Beziehungen wieder erneuert. Dazu kam, um mit dem Dichter zu sprechen, die „entsetzliche Fremdenflut", die sich an ihn herandrängte und ihm mehr Zeit verschlang, als ihm lieb war. Er hat zunächst nur wenig geschaffen, das Immermann-Album, wie bereits erwähnt, zum Abschluß gebracht und Dichtungen von Felicia Hemans übertragen. Poetische Neckereien wurden fortwährend mit den Freunden ausgetauscht. Die einzige

bedeutungsvolle dichterische Frucht dieses Sommers ist die lyrische Betrachtung, „Ein Flecken am Rhein". Freiligrath schrieb sie an einem mildkräftigen Septembertage in Oberwesel, dem prächtigen, alten Neste, das mit hochzinnigen Türmen und schartigen Mauern durch Nußbaumwipfel und blühende Holunderbüsche wie ein Stück Mittelalter in die kluge Gegenwart hineinschaut. An dieser Stätte, wo die Geister der Vergangenheit ihn geheimnisvoll umschwebten, schildert er sinnvoll den Widerstreit in der eigenen Brust, den Kampf zwischen dem Dichtergemüt, das sich frommandächtig in die versunkene Welt des Mittelalters versenkt, und den Forderungen des Tages, der ihn in die helle Gegenwart zurückruft, damit er im Geiste seiner Zeit wirke und singe. Von der Romantik, der entthronten Königin, scheidet er mit den Worten:

„Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur.
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen."

Wenige Tage später, am 16. September, stand er vor dem Herrscher, in dessen Brust sich auch die Geister der Romantik mit den Mächten der neuen Zeit befehdeten, vor Friedrich Wilhelm IV. Auf dem Ball, den die Stadt Koblenz dem Könige gab, wurde Freiligrath durch den Obersten von Radowitz dem Monarchen vorgestellt, und dieser richtete an den Dichter die launige Frage: „Ah, Herr Freiligrath, Sie sind ja Weinkenner! Ist Ihnen auch der Grüneberger bekannt?" Und als Freiligrath lachend verneinte, sagte der König: „Da gratuliere ich! Da gratuliere ich!" Damit war das Gespräch beendet, und nun unterhielt sich der Erzherzog Johann, der spätere Reichsverweser, mit dem Dichter und machte einige schmeichelhafte Bemerkungen über die ergreifenden Schönheiten des „Ahasver", den er für eine Schöpfung Freiligraths hielt, wobei dieser nach der Versicherung seiner Frau so viel Anlage zum Höfling entwickelte, daß er den Erzherzog nicht über seinen Irrtum aufklärte, sondern sich stumm verbeugte. „An jenem Abend und in jener Stunde ward ich Demokrat", so soll sich der Dichter zehn Jahre nach dieser Begegnung mit Friedrich Wilhelm IV. zu seinem Jugendbekannten Frederik Müller in London ausgesprochen haben. Auch Buchner bezeichnet den 16. September 1842 als einen Wendepunkt in Freiligraths Leben. Diese Auffassung wird aber durch eine ganze Reihe gewichtiger Zeugnisse widerlegt. In einem Brief an den von ihm hochverehrten Obersten von Radowitz vom 17. September spricht Freiligrath

in warmen Worten von dem „unvergeßlichen Abend", von der herzgewinnenden Freundlichkeit des Königs und der Königin, von dem franken, frischen Wesen des Prinzen Karl, von der biederen, ehrlichen Art des Erzherzogs Johann, und er betonte, daß er diesen Eindruck „mit dem Herzen und der Seele, nicht bloß mit dem Gedächtnis nach Hause getragen habe". Am 24. Oktober desselben Jahres gibt er in einem Briefe an Buchner der Hoffnung auf eine baldige staatliche Anstellung an dem Berliner Handelsinstitut unzweideutigen Ausdruck, und er trägt sich mit dem Plane eines poetischen Jahrbuchs, das er als Organ der reinen, durch keinerlei Verkehrtheiten des Tages getrübten Poesie dem jüngsten Unwesen, das sich in der Dichtung einnisten will, entgegenhalten möchte. Im Januar 1843 ging er dann zum Angriffe gegen Herwegh vor. Der lyrische Wortführer der radikalen Freiheitsdichter hatte im Herbste 1842 eine Reise durch Deutschland gemacht, um Mitarbeiter für seine freisinnige Zeitschrift „Der deutsche Bote aus der Schweiz" zu gewinnen. Seine Fahrt hatte sich zu einem Triumphzuge gestaltet, vom Könige selbst war er empfangen worden, hatte aber seine Rolle als Marquis Posa schlecht gespielt und dann von Königsberg aus den bekannten taktlosen, renommistischen Brief an Friedrich Wilhelm IV. gerichtet. Über diese „Jungenhaftigkeit" Herweghs, die Heine bekanntlich in den Gedichten der „Exlebendige" und „Die Audienz" in blutigen Versen verspottete, hat Freiligrath sich „schwer geärgert". „Diese Buben", schreibt er an Schücking, „gebärden sich, als ob sie allein das Heil uns bringen könnten, und tragen nur dazu bei, daß wir ein Doppeltschloß ans Maul kriegen. Dabei ihr kanalieres Losdreschen aufs Christentum, ihr frivoles Kokettieren mit Sozialismus und Kommunismus, ihre Impietät gegen alles Ältere usw. — „Difficile est, satyram non scribere." In dem Feuer seines Zornes schoß er mit dem Gedichte „Ein Brief" einen satirischen Pfeil gegen den Freiheitshelden, der diesen tief verletzte:

„Ein neuer Held, Sankt Jürgen,
Durch Deutschland zogst du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator,
Und übrig nur — der Schwab!

Diese poetische Strafepistel, die am 20. Januar 1843 in der „Kölnischen Zeitung" erschien, erregte einen Sturm des Widerspruchs im liberalen Lager. Man verstand das Gedicht gar nicht, man witterte reaktionäre Tendenzen darin, die dem Verfasser ganz fern lagen. Freiligrath hatte durchaus recht, wenn er in einem Briefe an Buchner äußerte: „Wo man den dummen Streich eines Freiheitshelden rügt, glauben die Dummen nur gar zu leicht, man wolle der Freiheit selbst ans Zeug." Als nun auch Emanuel Geibel einen klangvollen und kräftigen poetischen Fehdebrief an Herwegh sandte, da wendete sich die ganze liberale Presse gegen die Tenzonen der Troubadoure am Rhein und bezeichnete ihre Kampfgedichte gegen Herwegh als poetische Quittungen über den Empfang der königlichen Pension. Karl Heinzen, Ludwig Wiß, Adolf Schults und andere schickten Freiligrath mehr oder weniger scharf gehaltene Absagebriefe.

Für den Massenabfall der Vertreter eines ohnmächtigen aber geräuschvollen Literatentums entschädigte ihn die Freundschaft eines wahren Dichters. Von Lübeck kam Emanuel Geibel, der schon seit dem Februar 1843 mit Freiligrath in Briefwechsel gestanden hatte, um einen fröhlichen Poetensommer in St. Goar mit ihm zu verleben. Hatte er den Dichter Freiligrath schon längst verehrt, so gewann er jetzt auch den Menschen lieb, der kein Süßling, sondern eine gesunde westfälische, derbe Natur war, kein Salonschwätzer, sondern ein gerader, kurzrediger Mann, der oft genug ein blitzendes Wort dazwischen warf. Durch Geibels Anwesenheit in St. Goar gewann die kleine Rheinstadt eine neue Anziehungskraft für die umwohnenden oder durchreisenden Schriftsteller und Literaturfreunde. Berthold Auerbach, Wilhelm Smets, Ferdinand Hiller, Gottfried Kinkel, Luise von Ploenies, Justinus Kerner, Saphir, Hoffmann von Fallersleben, Willibald Alexis und der dänische Märchendichter Andersen wurden mit herzlicher Freundlichkeit aufgenommen. Den Mittelpunkt der kleinen auserwählten Kolonie bildete damals das gastliche Heim des Landrats Karl Heuberger, dessen blonde Töchter, besonders die künstlerisch begabte Mathilde, zur Erhöhung der Geselligkeit nicht wenig beitrugen, während der Weinkeller ihres Vaters den durstigen Poeten schier unerschöpflich dünkte. Fast täglich unternahm man Ausflüge ins sonnige Rheintal; im „Goldnen Pfropfenzieher", einer Schenke in Oberwesel, wurde häufig Einkehr gehalten und wacker gezecht, manches treffende Witzwort geprägt, und mancher kecke Reim flog aus der fröhlichen Tafelrunde. Unvergeßlich blieben ihnen zeitlebens die genußreichen

Stunden, und als nach 20 Jahren Emanuel Geibel, von München kommend, das alte St. Goar besuchte, da erfrischte ihn die Erinnerung an den herrlichen Poetensommer wie ein Trunk alten Rheinweins. „Als ich in tiefer Dämmerung", so schreibt er im April 1863 von Minden aus an Freiligrath, „bei der Lorelei vorüber zu den einzelnen Nußbäumen kam, die auf dem schmalen Felsstreifen zur Rechten des Weges nach dem Fluß hinunterstehen, mußte ich lebhaft des Abends gedenken, wo Mathilde Heuberger, dort aus dem Korn auftauchend, wie eine Elfin uns Maitrank in silbernem Becher kredenzte; es war doch eben eine lustige, klingende Zeit. Abends ward in der Lilie mit dem jungen Lind und ein paar Koblenzern noch einmal vom Besten getrunken, und da müssen denn auch Dir, wenn es mit rechten Dingen zugeht in der Welt, die Ohren herzhaft geklungen haben. Die Nacht war zauberhaft, der Mond schien durch ziehende Wolken, ich hörte, wenn ich zwischendurch aufwachte, den Zug des Stromes, das Brausen der Dampfer und zuletzt das Ostergeläute, das hell und feierlich von St. Goarshausen herüberschwamm . . . In der Sonntagsfrühe ging ich noch um den Rheinfels, der in Blau und Sonnenglanz gebadet lag, das Gründeltal hinauf, wo die Veilchen blühten; dann gegen Mittag zu Schiffe nach Köln. Ich werde den schönen Tag nicht vergessen, an den mir Vergangenheit und Gegenwart so wunderbar durcheinanderblühten, daß ich mir wirklich manchmal wie verzaubert vorkam. Der Gedanke ließ mich nicht los, wir müßten über kurz oder lang einmal zusammen etwas Ähnliches erleben; und wer weiß, was die Zukunft bringt! Die Sterne gehen eben ihren Gang." Aber die fröhlichen Tage waren auf immer dahin, Geibel und Freiligrath haben sich niemals wiedergesehen. Das Gedächtnis der schönen Zeit lebt jedoch weiter in Geibels Liedern „Abschied von St. Goar", „An Freiligrath" und noch in einem andern Gedichte, das den Titel „Im Grafenschlosse" führt und eine eigentümliche Entstehungsgeschichte hat. Wie Byron, Shelley und Mary Godwin, als sie im Frühling 1816 an den Ufern des Genfer Sees weilten, an regnerischen Tagen mit Vorliebe einander Gespenstergeschichten vorlasen, so betraten auch Freiligrath, Schücking und Geibel oft und gern das dunkle Nachtgebiet, „in dessen Schatten keine Strahlen dringen". Und wie auf Byrons Vorschlag jedes Mitglied der Gesellschaft sich in einer Gespenstergeschichte versuchte, wie er selbst die Erzählung von Augustus Darwell begann, Mary Godwin den unheimlichen „Frankenstein" schuf, so schrieben auch die drei Freunde in

St. Goar eines Abends Gespenstergedichte, Freiligrath warf die ersten Strophen seiner Ballade „Die weiße Frau" hin. Geibel ließ die stolze Mutter, die das uneheliche Kind ihrer Tochter umbringt, „Im Grafenschlosse" spuken. Schückings Geistererzählung ist mir nicht bekannt: Karl Goedeke vermutet, daß sie im „Cottaschen Morgenblatt" erschienen ist.

V.

Als Geibel am 8. September von St. Goar schied, glaubte er in politischer Hinsicht mit seinem Freunde „auf gleicher Ebene zu stehen". Fünf Monate später überzeugten ihn Freiligraths Briefe, daß ein völliger Umschwung in dessen Anschauungen vor sich gegangen war. Der Dichter, den er als gemäßigten Liberalen verlassen hatte, stand mit einem Male unter den ungestümsten Vorkämpfern der freiheitlichen Bewegung. Wie erklärt sich diese Wandlung?

Freiligrath hatte es als seine Aufgabe betrachtet, das Edle und Tüchtige seiner von politischen Ideen durchaus beherrschten Zeit begeistert zu empfinden, ihr Leben mitzuleben und dennoch von seinem Schaffen jede unästhetische Einwirkung dieser übermächtigen Zeitbestrebungen kalt und streng hinwegzuweisen. Für dieses Streben fand er, wie wir gesehen haben, bei den Überzeugungsterroristen der liberalen Presse nicht das geringste Verständnis. Sie verlangten vielmehr von ihm, daß er sein ganzes Dichten und Trachten in den Dienst der national-freiheitlichen Bewegung stelle, und verketzerten ihn als einen Mattherzigen, da er keinerlei Neigung zeigte, seine Muse die Feldzeichen der Partei tragen zu lassen. Und der spöttische Hohn, mit dem man ihn als einen Söldling der Regierung überschüttete, blieb nicht ohne Wirkung auf den zum vatum irritabile genus gehörigen, im politischen Leben wenig abgehärteten Mann. Das Parteigeschrei der Tagesblätter fälschlich für die öffentliche Meinung haltend, glaubte er mehr und mehr das Vertrauen seines Volkes verloren zu haben, obwohl die rasche Folge der Auflagen, die seine Gedichte erlebten, ihn vom Gegenteil überzeugen konnte. Dieses Gefühl drückte und beirrte ihn um so mehr, je weniger die reaktionären Maßnahmen der Regierungen geeignet waren, seinen bisherigen politischen Optimismus zu rechtfertigen. Schon zu Anfang des Jahres 1843 hatten ihn das Verbot der „Rheinischen Zeitung", die Unterdrückung der von Ruge redigierten „Deutschen Jahrbücher" und der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" sowie die Absetzung Hoffmanns von Fal-

lersleben bedenklich verstimmt. „Von der Zukunft des Vaterlandes erwarte ich nicht viel. Stickluft oben und unten — was kann aus dieser Misere Gutes kommen?“ klagte er im Februar 1843 seinem Freunde Levin Schücking. Es bedurfte des Zuredens von Geibel, Schücking und Heuberger, um ihm über diese Verstimmungen hinwegzuhelfen und sein seelisches Gleichgewicht wieder herzustellen. In einem Bericht über Freiligraths politische Wandlung, der im Jahre 1845 von dem Landrat Heuberger dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Herrn von Schaper, erstattet und durch den Staatsminister v. Arnim dem Könige vorgetragen wurde, betont der von den edelsten Gesinnungen für Freiligrath erfüllte Verfasser, daß er sowohl wie Geibel und Schücking sich bemüht hätten, den Dichter „von der gefährlichen Richtung, in welche er mehr und mehr zu verfallen schien, möglichst abzulenken“. „Wir ermahnten und warnten ihn aufs dringendste, aber vergebens. Er entgegnete, er könne nicht anders dichten, als ihm die Gedanken zuströmten, und was sich in seinem Gemüt abspiegele, müsse er in Gedichten wiedergeben. Seine Dichtungen seien des Dichters Welt und Sein. Doch war von einem Schritt, wie er ihn später getan, noch keine Rede.“ Ihn vollends ins Lager der Opposition hinüberzudrängen, vermochten erst die rückschrittlichen Maßregeln der Staatsregierung im Spätjahre 1843, die Beschränkung der Preßfreiheit und die Verstärkung der Zensurgewalt durch Einsetzung von Orts- und Bezirkszensoren, die immer neue geheime und sehr strenge Instruktionen erhielten. Die Rechtsprechung in allen Angelegenheiten der Presse wurde einem Oberzensurgericht übertragen; es war dies aber kein unabhängiger Gerichtshof, sondern er empfing seine besonderen Anweisungen. „Es ist jetzt mit der Zensur in Preußen schlimmer als je,“ schreibt Freiligrath am 1. Januar 1844 an Karl Buchner: „Wöchentlich“, sagt mir der hiesige Landrat, der Zensor unseres Kreises ist, „kommen neue geheime Instruktionen an die Zensoren, so daß natürlich ein nur irgend beschränkter Kopf in diesem Chaos von Verboten die Besinnung verliert und zuletzt vernunftlos drauflos streicht, um es oben nicht zu verderben. Daher die sich täglich mehrenden Klagen beim Oberzensurgericht aus allen Gegenden des Staates. Es ist eine Heidenwirtschaft — trostlos! — trostlos! — trostlos! Wann wird es anders werden?!“ Einen tiefen Eindruck machte auf ihn das Vorgehen der hessischen Regierung gegen Professor Jordan, der 1843 nach vierjähriger Gefangenschaft wegen „Nichthinderung hochverräterischer Unternehmungen“ zu sechs

Jahren Festung verurteilt, vom Oberappellationsgericht aber freigesprochen wurde. Mehr aber als all diese Ereignisse erregten den Dichter die Landtagsabschiede von 1843. Gegenstand der Verhandlungen war namentlich der von der preußischen Regierung vorgelegte Entwurf eines einheitlichen, für alle Provinzen geltenden Strafgesetzbuches gewesen. Die Notwendigkeit eines solchen mußte sich jedem vernünftig Denkenden aufdrängen, denn ohne Einheit des Strafrechtes kann auf die Dauer weder ein geordneter Staat bestehen, noch ein starkes politisches Gemeingefühl sich ausbilden. Der Rheinische Landtag vermochte sich trotzdem mit dem Gesetzentwurf nicht zu befreunden, weil dieser dem Adel gewisse Vorrechte sicherte, die der am Rhein geltenden bürgerlichen Rechtsfreiheit widerstritten, und weil man hier die geplante Einführung der Prügelstrafe für gewisse Verbrechen als einen Rückfall in eine veraltete Justizbarbarei betrachtete. Einstimmig wurde die Vorlage abgelehnt und die Bitte an die Krone gerichtet, sie möge für das Rheinland allein ein neues Strafgesetzbuch auf Grund des Code Napoléon ausarbeiten lassen. Ihres Beschlusses froh, veranstalteten die Stände am 4. Juli ein großes Festmahl, wobei der Sieg des rheinischen Rechtes über das preußische gefeiert wurde und das Freiheitsgefühl der heißblütigen Franken in der Weinlaune sich derartig stürmisch äußerte, daß der Oberpräsident von Schaper samt den übrigen anwesenden Beamten den Festsaal verließ. Der König war empört über diese „unanständigen Auftritte", und eine Kabinettsorder vom 18. Juli warnte das Beamtentum vor der Teilnahme an solchen wertlosen Demonstrationen: „sie sind nur imstande, Lärm zu erzeugen, ohne irgendeinen Einfluß auf die Sache, auf Meine Entschließung und den Gang Meiner Regierung üben zu können". Die Haltung des Landtags dem Strafgesetzentwurf gegenüber wurde als mangelnde Neigung der Rheinprovinz bezeichnet, in die Einheit der Monarchie aufzugehen, die Bitte um Erweiterung der Rechte der ständischen Ausschüsse wurde rundweg abgeschlagen, als Verkennung des Wesens der preußischen Verfassung charakterisiert und als ungebührliches Vordringen auf ein Gebiet betrachtet, das sich der König ausschließlich vorbehalten wollte; „es sei nicht die Absicht des Königs, die Ausschüsse in Reichsstände zu verwandeln". Diese Kabinettsorder rief in den Rheinlanden eine ungeheure Erregung hervor, und Graf Arnim, der vergeblich darauf bestanden hatte, den scharfen Ton der Landtagsabschiede zu mildern, berichtete wahrheitsgemäß dem Monarchen: „Von jenem Augenblicke an wendete sich zuerst die Mißstimmung am Rhein auch

gegen Eure Königliche Majestät (ich kann das mit Belegen dartun); und nicht bloß die Rheinländer, sondern auch viele andere beklagen es, daß Eure Majestät bei solcher Veranlassung von der Höhe des Thrones zwischen die Parteien getreten sind."

All diese Vorgänge erzeugten in Freiligrath die bittere Stimmung schmerzlicher und zorniger Enttäuschung und führten ihn zu einem völligen Bruch mit seinen bisherigen politischen Anschauungen. Sein Briefwechsel mit den Freunden trägt deutlich die Spuren seiner immer steigenden inneren Erregung. So schreibt er am 3. Februar 1844 an Levin Schücking: „Es würde die Grenzen eines Briefes überschreiten, wenn ich Dir hier entwickeln wollte, wie ich, seit wir uns zuletzt sahen, durch Studium, Nachdenken und vor unsern Augen täglich sich zutragende Fakten immer weiter links gedrängt worden bin; wie ich, ohne die Revolution zu wollen, dennoch einsehe, daß die Reform not tut, und wie es mir namentlich durch die jüngsten Landtagsabschiede und so manches andere klar geworden ist, daß ein Dichter, wie der gute Emanuel z. B., in seiner konservativen Unschuld doch am Ende nur dem rohsten Absolutismus in die Hände arbeitet. Ich muß das los sein, ich will meiner Überzeugung gemäß die reine, unzweideutige Stellung einnehmen, nach der meine Ehrlichkeit lechzt, ich schlage dem Fasse den Boden ein." Hatte er dem Freunde noch im August 1843 als den Grundton seiner Dichtung einen der Reaktion wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt stehenden Liberalismus bezeichnet, so führen die Gedichte, die er anfangs 1844 schrieb, die kühne Sprache eines Parteimannes, der sich offen und entschieden zur Opposition bekennt. Fieberhaft steigerte sich mit der zunehmenden Erbitterung seine poetische Schaffenslust. „Ich sage Assah! spucke in die Hand, und ein Lied ist fertig." Er versichert Schücking, daß er nie eine produktivere Zeit gehabt habe als in diesem letzten Vierteljahr. Damals befand er sich schon in einem fortwährenden Kampfe mit der Zensur. Im Januar 1844 wurden ihm zwei Gedichte vollständig gestrichen und das prächtige „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte" teilweise verstümmelt. Er sah ein, daß die in ihrer Freiheit allzusehr behinderten Zeitungen und Zeitschriften nicht mehr die geeigneten Organe waren, um offen zum Volke zu sprechen. Wenn seine poetischen Erzeugnisse der Prokustestätigkeit der Zensur entzogen werden sollten, so mußten sie in einem Bande von mindestens 20 Druckbogen erscheinen. Schlimmstenfalls wollte er sie in England, Holland

oder in der Schweiz herausgeben. — Am 3. Mai siedelte er mit seiner Gattin nach Aßmannshausen über, und hier in den Rebenlauben des Gasthauses zur Krone machte er die Handschrift der neuen Gedichtssammlung druckfertig. Die Nachricht von der politischen Kundgebung, die er damit beabsichtigte, war inzwischen durch seine Mitteilungen an Schücking zu den Freunden in Stuttgart gedrungen. Da wandte sich der einstige Vorkämpfer des oppositionellen Liberalismus, Franz Dingelstedt, in einem Schreiben vom 18. März 1844 an Freiligrath und beschwor ihn in beweglichen Worten, von seinem Vorhaben abzustehen. Dieser Brief ist bisher noch nicht veröffentlicht worden; er ist mit dem Herzen geschrieben und gewährt uns einen tiefen Einblick in die zerrissene Seele eines hochstrebenden Menschen, der an seinen politischen Idealen irre geworden ist. Er ist bedeutungsvoll für die Beurteilung eines Mannes, dessen Charakterbild „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" noch immer in der Geschichte schwankt, und wirft so interessante Streiflichter auf Freiligraths Stellung in dem politischen Parteikampf, daß ich ihn hier im Wortlaut folgen lasse: „Du stehst am Scheidewege, vielliever Freund und Bruder, so sagen mir nicht bloß Cotta, Geibel, Levin und Ebner, — Deine eigenen Lieder, Blutzeugen eines großen Kampfes in Dir, bestätigen es noch unzweideutiger. In solcher Stunde trete ich denn wieder vor Dich, nach vielen Monden, vieler Menschen Wechsel, und bitte Dich: halt ein! Ehe Du über den Rubikon gehst, siehe zu, was jenseits liegt, was diesseits, was vor und hinter Dir! Halt um Gottes willen ein! — Ich bin Dir, das weißt Du, auch wenn kein Brief und kein Wort es bewies, treu und teilnehmend gefolgt, auf allen Tritten und Schritten. Gegen Herweghs Fanatismus und gegen Heines Spott habe ich Deine politischen Gedichte und Deine unpolitische Person seinerzeit zu Paris vertreten, wie ich konnte, sogar etwas, was ich in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung für ein Unglück in Deinem Leben hielt, — die Pension. Sie ward in ihren Folgen Dein Wendepunkt, sie und der Aufenthalt am Rhein, welcher in seiner oberflächlichen, exklusiven klüngelhaftigen Schreierei und Schreiberei schon so manches poetische Wesen verwusch oder unterwühlte. Als Deine Lieder im Feuilleton der „Kölner" und im „Telegraphen" immer mehr in jenen Ton, der vor vier Jahren modernen politischen Poesie einstimmten, ward mir angst um sie, angst um Dich selbst. Ich habe niemals begriffen, wie Schücking und andere, wie vielleicht auch Du die erste Phase Deiner poetischen Entwicklung,

die frische, farbige Jugenddichtung aus den heimischen und fremden Wäldern desavouieren mochten; ihr, die unter uns blasse, blasierte Menschen wie ein Mädchen aus der Fremde, kein Schillersches, trat, dankst Du Deine raschen Erfolge, Deine stolze Vergangenheit. Nun stehst Du, heißt es, in Begriff, mit dieser zu brechen um der Zukunft willen oder um der Gegenwart — und welcher, Ferdinand!! — Siehst Du, ich halte Dich nun und nimmermehr für einen politischen Poeten. Deine Persönlichkeit, Deine Erziehung, Deine Richtung machen Dich zu was anderem; unsere Standpunkte waren nie die Deinen, der Streit des Tages und das herbstliche Rauschen der Zeitungsblätter drangen nicht in Deine schöne Einsamkeit, Deine isolierte Stellung hinein. Willst Du Dich künstlich in diesen traurigen, zersetzenden Prozeß hineinkonstruieren? Mit der öffentlichen Meinung, — ach, ein furchtbares Wort, dessen Wucht Du nicht kennst, — willst Du in anderen als im poetischen Rapport treten? Eine Fahne tragen, wo es nur noch versprengte und zerfetzte Fähnlein gibt? Umherirren wie Herwegh, wie Hoffmann, wie ich, — jener ein unglücklicher Mann, dieser ein lächerlicher, und ich von beiden etwas!? — Da ich in Wien, Gott ist mein Zeuge, in welcher Harmlosigkeit und Naivität, meine erste Konzession machte an Umstände, die kein Mensch kennt, schriebst Du ein Gedicht an mich, das ich niemals sah. Hätte ich's gesehen! — Jetzt, da Du in vergleichsweise ähnlicher Lage schwebst und schwankst, schreibe ich Dir geradezu in ehrlicher Prosa: Tu's nicht! Sowenig ich jemals von der echten Freiheit, der Sache des Fortschritts abgefallen bin, so wenig warst Du jemals auf der entgegengesetzten Seite, der kein Poet folgen kann, auch dieser gute Emanuel nicht. Du kämpftest nicht für Personen und Zustände, die wir angriffen. Jetzt willst Du dem Angriffe selbst Dich anschließen, zu einer Zeit, da seine Zeit vorüber ist? Willst die Popularität von einer Ostermesse eintauschen gegen den Ruhm von einem Dutzend Auflagen? Eine königliche Pension hinwerfen auf die Gefahr, daß der liberale Pöbel mit seinen zudringlichen Sammlungen und Subskriptionen bauernhochmütig Dir sein öffentliches Opfer darbringe? O Gott, Freiligrath, nur das nicht! Du weißt nicht, wie entsetzlich der bloße Schein eines Farbenwechsels auf den ganzen Menschen wirkt, wie ein Lied, ein Heft, ein Band wahre Hefte und Bande werden für den Poeten, wie unversöhnlich, wie erbittert die Partei in ihrem Urteil über das herfällt, was ihm nicht unterliegen sollte, stünde alles bei uns, wie es stehen sollte.

Du liegst in einer Krise, mein Freund. Sie auszumachen, gehe nicht in die Wasserheilanstalt am Rhein: komm in unsere stillen Berge, in unsere stillen Täler. Ein Wechsel tut Dir not, ich fühle es. In St. Goar hast Du statt der Anregung nur Aufregung; in Schwaben wird der Mangel an beiden Dir gönnen, was Du bedarfst, Ruhe. Cotta wäre Dir nahe, und damit die Möglichkeit vielfacher und nützlicher Hervorbringungen. Freunde findest Du wohl unter den Autochthonen so wenig wie Geibel oder ich; diese Kerner, Schwab, Uhland, Pfizer, Kurtz passen mit ihrer Gemütlichkeit, ihrem offenen und freien, ihrem kindlichen Wesen, das die Touristen so herrlich schildern, nicht zu uns kühlen und versteckten Naturen des Nordens. Aber ein kleiner Kreis schlänge sich hier doch wohl von Menschen, Männern und Frauen, die sich lieb haben oder liebgewinnen werden. Ein Hof, der liebenswerte und einfache Personen, ungekünstelte und anspruchslose Zustände bietet, eine Stadt, in der sich's nur einsiedeln läßt, eine hübsche Natur, — ich bitte Dich, Du kennst das ja; laß Dich auf ein paar Monden zum Versuch hier nieder, wie Geibel tat. Wir wollen uns, Du, Deine Frau, die meinige, noch ein paar Maler, Künstler und — Menschen, als Colonia in Schwaben, in ganz Deutschland betrachten und eine Zeit so vorübergehen lassen, die für uns keine ist. — Ich bringe das alles an Dich, nicht aus Sentimentalität, aus Egoismus und Schöntuerei; es ist kein Brief für den Druck, den ich Dir sende, ein Brief für das Herz ist es aus dem Herzen, und diese zwei Herzen werden sich ja verstehen und verständigen, wie sie einst es getan haben. Keine Seele in der Welt empfindet lebhafter als ich, was in Dir gärt, aber niemand fühlt auch so tief wie ich, wie entsetzlich jeder vorzeitige und übertriebene Ausbruch solcher Gärung sich rächt. Ich bin für Jahre lang gelähmt, irre gemacht an mir selbst und an aller Welt, verloren für die Poesie, vielleicht auf ewig. Und so wage ich in schmerzlichem Verzichten auf sie zum ersten Menschlichen mich herabzustimmen, mich in die Familie ein- und abzuschließen und zum dritten Male ein Leben anzufangen, das kein Leben sein wird. Spiegle Dich in diesem Schicksal, ich bitte Dich. — Damit fahre wohl, mein Junge, und grüße mir Dein Weib herzlichst, wie ich Dich grüße, Dein treuer Freund Franz Dingelstedt."

Dieses offene, ehrliche Freundeswort vermochte nicht, Freiligrath in seinem Entschlusse wankend zu machen. Schon vier Wochen später überschritt er den Rubikon und schrieb das kecke Schlußgedicht seines Glaubensbekenntnisses „Gegen die Krone".

Er ging auch nicht nach Stuttgart, das Johannes Scherr in einem Briefe an ihn „einen der infamsten Pfuhle deutscher Knechtschaffenheit" nennt, sondern nahm in den ersten Tagen des Juni Abschied von St. Goar und reiste nach Kronthal, um durch eine Wasserkur ein vernachlässigtes rheumatisches Leiden, das ihn seit Jahren quälte, energisch zu bekämpfen. Während er dort im Verkehr mit Hoffmann von Fallersleben, der als Badegast im nahen Soden weilte, und in anregendem Gedankenaustausch mit Varnhagen von Ense angenehme Tage verlebte, waren seine politischen Gedichte in Mainz unter der Presse, und als sie dann im August wie Sturmvögel durch Deutschland flogen, fuhr er in aller Stille rheinabwärts nach seiner westfälischen Heimat, um in der Nähe von Hohensyburg nach vier langen Jahren der Trennung und der halben Entfremdung seine Mutter und seine Geschwister wiederzusehen und ihnen zugleich Lebewohl zu sagen. Denn er fühlte sich nicht mehr sicher in Preußen und begab sich nach Belgien. Freiwillig wählte er die Verbannung, nachdem er alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte.

Sein „Glaubensbekenntnis", das als Vorspruch Chamissos Worte trägt: „Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig," bezeichnet der Dichter als einen kecken Schuß in die Stickluft dieser Tage. In der Vorrede verwahrt er sich gegen den Vorwurf eines buhlerischen Fahnentausches und nennt seine Gedichte notwendige Früchte seiner inneren Entwicklung, wenn er auch zugeben muß, daß er von der höheren Warte auf die Zinne der Partei herabgestiegen sei. Er meint, daß die ganze Schule, die er soeben als Individuum durchlaufen, doch am Ende nur die nämliche sei, „welche die Nation in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und nach politischer Durchbildung selbst durchlaufen mußte und zum Teil noch durchläuft". Dem Volke also glaubt Freiligrath eine Rechenschaft über den Wandel seiner Überzeugungen schuldig zu sein. Dem König gegenüber fühlt er sich jeder Verpflichtung ledig. Es ist charakteristisch für die politische Leidenschaft jener Tage, daß ihm keinerlei Bedenken kommen, ob er nicht etwa durch seine scharfen Ausfälle gegen die Krone und die Person des Monarchen seinem königlichen Wohltäter mit Undank lohne.

Das „Glaubensbekenntnis" vereinigt alle wesentlichen poetischen Dokumente seines politischen Entwicklungsganges, es umfaßt die Gedichte Freiligraths, die vom November 1842 bis

zum Sommer 1844 entstanden sind. Es enthält also auch die satirischen Lieder gegen Herwegh, die ihn in den Ruf eines Reaktionärs gebracht hatten; „er schickte", wie es im Vorwort heißt, „den unzweideutigen Stimmen einer ausgebildeten und in sich gefesteten politischen Meinung die minder sicheren und bewußten einer erst werdenden und sich gestaltenden voraus, um eine nunmehr hinter ihm liegende Übergangsepoche seiner poetischen und politischen Bildung für sich und andere zum Abschluß zu bringen.

Seine Gedichtsammlung zeigt also keineswegs einen einheitlichen Charakter. Freiligrath erscheint darin als ein echter Vertreter seines Zeitalters, mit dessen Vorzügen und Schwächen, mit dem jähen Stimmungswechsel von höchster Hoffnung bis zu trostloser Bitterkeit, mit dem Doktrinarismus, mit der Kühnheit und Unklarheit seiner politischen und sozialen Forderungen. Seine Ideale sind die der liberalen Partei: Wiederaufrichtung unserer nationalen Einheit und Größe, politische Freiheit und Aufbesserung der sozialen Verhältnisse. Nicht die Revolution will er, sondern eine Verjüngung und Umgestaltung unseres gesamten öffentlichen Lebens im Sinne eines gesetzmäßigen, aber entschiedenen Fortschrittes. So finden wir denn in seinem „Glaubensbekenntnis" neben poetischen Betrachtungen, wie z. B. „Ein Flecken am Rheine", worin eine tief und wahr empfundene elegische Stimmung weihevoll sich ausspricht, dichterische Ergüsse von heißer Temperatur, Klagen über die getäuschten Erwartungen auf eine Wiedergeburt des Vaterlandes und Protestgedichte gegen die reaktionären Machthaber. Freiligrath wiederholt den Ruf nach Wiederherstellung unserer nationalen Seemacht, den schon vor ihm Herwegh in dem Lied „Die deutsche Flotte" erhoben hatte, er wendet sich in höhnenden Versen gegen die politische Abhängigkeit Preußens von Rußland, er brandmarkt die Zensur in dem düsteren Gemälde „Im Irrenhause" und entwirft satirische Straf- und Mahnbilder wie „Im Himmel", „Die weiße Frau", „Hamlet" u. a., worin er die Nation und ihre Fürsten durch richtende und befreiende Worte aus ihrem dumpfen Hinbrüten und ewigen Schwanken zu frischer Tat aufruft. Sein tiefes Mitgefühl für alle, die auf der Schattenseite des Lebens stehen, dieser Grundzug seines Gemütes, offenbart sich in den ergreifenden sozialen Nachtstücken „Aus dem Schlesischen Gebirge" und „Im Harze", während seine warme Begeisterung für ein einiges großes Vaterland aus der Betrachtung: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte" erhebend hervorbricht:

„Der du die Blumen auseinanderfalteſt,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knoſpen ſpalteſt,
O Hauch der Freiheit, weh' auch dieſe an!
In ihrem tiefſten, ſtillſten Heiligtume
O küſſ' ſie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einſt vor allen dieſes Deutſchland ſein."

Die Herausgabe des „Glaubensbekenntniſſes" war ein Ereignis. Sie wirkte um ſo mehr, da der Dichter zugleich mit der Veröffentlichung ſeines Buches auf das ihm vom König verliehene Jahrgehalt verzichtete. Viele Zeitgenoſſen vermochten ſich dieſe plötzliche Wandlung ſeiner politiſchen Überzeugungen nicht zu erklären und meinten, daß Hoffmann von Fallersleben, mit dem er am 16. Auguſt 1843 in Koblenz zuſammengetroffen war, ihn zum politiſchen Radikalismus bekehrt hätte, eine Annahme, die ſich auf das bekannte, an Hoffmann gerichtete Gedicht im „Glaubensbekenntnis" ſtützt. Freiligrath hat ſich wiederholt energiſch gegen dieſes Märchen von ſeiner „Konverſion" gewehrt; „was ich bin," ſo erklärt er am 9. Juli 1852 in einem Briefe dem Verleger Brockhaus, „bin ich durch mich ſelbſt und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe beſtanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte, und nachdem ich ihn kennen gelernt. Jene Nacht mit ihm iſt vielleicht mit ein Sandkorn in der Wage meiner Entſchlüſſe geweſen, aber auch nichts weiter." Nicht nur dem Dichter Fernſtehende, auch ſeine nächſten Freunde waren durch die Veröffentlichung ſeines „Glaubensbekenntniſſes" überraſcht und betroffen. Unbedingte Zuſtimmung hat er bei keinem von ihnen gefunden. Levin Schücking verſichert ihm in einem Briefe aus Stuttgart, daß er viele der politiſchen Anſchauungen Freiligraths teile, und daß er, wie der Freund, nichts mehr von den Fürſten erwarte. „Es iſt eine wahre Lauſerei in Deutſchland und hauptſächlich in Preußen. Daß mal eine Fauſt wie das ‚Glaubensbekenntnis' dreinſchlägt, iſt eine Wonne." Dann aber macht er ernſte Bedenken gegen die Art und Weiſe geltend, wie ſein Freund „ſich mit ſeiner Perſon neben den Gedichten dem Publikum und dem König gegenüberſtelle". „Das Schlußgedicht insbeſondere chokiert mich. Aber es iſt meine Aufgabe nicht, Dir den Text zu leſen: Man ſoll ſeine Freunde aufs dringlichſte von tollen Streichen abraten, wenn ſie aber einmal einen gemacht haben, ſo bleibt dem Freunde nichts übrig,

als mit vor dem Riß zu stehen, so gut es geht." Ähnlich urteilt Gottfried Kinkel, nach dessen Ansicht das „Glaubensbekenntnis" an poetischem Wert Freiligraths frühere Gedichte weit übertrifft. Aber auch er verurteilt in einem Schreiben vom 20. Februar 1845 das allzu starke Betonen des persönlichen Moments, weil Freiligrath dadurch der eigenen Tat ein Gewicht zuschreibe, „das vom Volk den Ostrazismus herausfordere". „Dieser Ostrazismus hat sich vorläufig, wenn auch unbillig, in dem schlechten Vorwurf persönlicher Eitelkeit Luft gemacht." Offen und ehrlich wie immer spricht sich Emanuel Geibel aus, der am 30. September 1845 von Stuttgart an Freiligrath schrieb: „Sieh, was uns zusammenhält und auch fürder zusammenhalten muß, ist nicht bloß das gemeinsame Poetentum, nicht bloß die sonnige Erinnerung an einen schön verschwärmten Sommer und das berühmte Loch in des Landrats Keller — es ist vor allem das, daß wir uns lieb hatten und achten lernten, und daß jeder vom andern weiß, daß er mit getreuem Herzen am gemeinschaftlichen großen Vaterlande hängt. Wer von uns den rechten Weg geht, das mag Gott entscheiden, aber ebenso gewiß, wie ich weiß, daß Du Deinen Schritt aus ehrlicher Gesinnung getan hast, ebenso gewiß mußt Du wissen, daß es meine ehrliche Gesinnung ist, wenn ich ihn nicht nachtue . . . Und nun nochmals die Hand, die ich Dir mit aller Herzlichkeit gedrückt haben will, möge Dir der frische Hauch vom Züricher See schöne Lieder in die Seele wehen, an denen ich mich freuen werde, auch wenn ich sie nicht unterschreiben kann. Du sagst ja selbst: Hau, wie Dich's drängt, Dir Deinen Weg zu Gott. Und so wirst Du denn auch meine Lieder in ihrer Weise gelten lassen, wenn sie Dir später einmal zu Händen kommen."

Als Freiligrath diese Zeilen empfing, weilte er bereits als politischer Flüchtling im Auslande.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in Ostende fuhr der Dichter nach Brüssel, aber es wollte weder ihm noch seiner Frau auf die Dauer in dem „summenden materiellen und industriellen Belgien mit seiner Nachäfferei französischer Art und französischer Unart gefallen". Er lebte still und zurückgezogen. Durch den Buchhändler Muquardt blieb er mit der deutschen Journalistik und Literatur in Berührung, im Verkehr mit Heinzen und Marx, die ebenfalls mit ihrer Familie den Winter in Brüssel verlebten, konnte er politische Meinungen und Erfahrungen austauschen; durch Coremans und van Hasselt, die ihm freundlich entgegenkamen, trat er mit den Vorkämpfern

der flämischen Literatur- und Sprachbewegung in nähere Beziehung. Als er eines Tages mit seiner Frau und einigen Freunden einen Ausflug nach Antwerpen machte, konnte er sich überzeugen, welchen volkstümlichen Klang sein Name hatte. Im Hafen lag der prachtvolle Dreimaster Probus, der eben mit ein paar hundert Auswanderern nach Texas abfahren sollte. Vom Oberbootsmann geleitet, besichtigten der Dichter und seine Freunde das Schiff, als der Kapitän sich zu ihnen gesellte und die Besucher in die Kajüte führte. In einem kleinen Bücherschrank standen dort Freiligraths Gedichte. Einer seiner Begleiter sagte ihm: „Freust du dich nicht, daß deine Gedichte mit nach Amerika sollen?" — „Wieso?" fragte der Kapitän: „Der Herr ist Freiligrath", lautete die Antwort. — „Der richtige?" Und als diese Frage bejaht wurde, stürzte der Kapitän ans Sprachrohr: „Alle Flaggen auf! Die Mannschaft bemannt die Rahen, und Champagner aufs Verdeck!" So saß denn bald der Dichter inmitten einer frohen Gesellschaft „flott und guten Mutes auf dem schwimmenden Hause". Der Schaumwein funkelte in den geschliffenen Gläsern, und die Stripes and Stars-Flagge, zu seiner Ehre aufgezogen, flatterte laut rauschend über ihm in den Lüften. — Am 12. März verließ Freiligrath Belgien, um sich in der Schweiz ein ruhiges Asyl zu suchen, in dem er ungestört schaffen konnte. Über Metz, Straßburg und Basel fuhr er nach Zürich, wo er nach der beschwerlichen Reise einige Tage Rast hielt. Eine passende Wohnung in reizender Lage fand er bald in der Nähe von Rapperswyl; er mietete das Landhaus Meyenberg, das eine prächtige Aussicht bot auf den See, das altertümliche, vieltürmige Nachbarstädtchen, die Hutteninsel Ufenau und die Schneekuppen der Glarner und der Appenzeller Alpen. Sein neues Heim erhielt für ihn eine besondere Weihe durch die Geburt seines ersten Kindes. Nach vierjähriger Ehe wurde ihm hier am 11. September 1845 ein Töchterlein geschenkt, das in der Taufe den Namen Käthe erhielt und bald der Sonnenschein des Hauses wurde. Es waren stille, glückliche Tage, die der Dichter in Meyenberg verlebte. An lieben Besuchern fehlte es nicht. Da kam von Zürich Franz Liszt, um dem Dichter seine Komposition des Liedes „O lieb, solang du lieben kannst!" vorzuspielen; aber der zum Mobiliar des Hauses gehörende „jammervolle Rappelkasten" hauchte unter des lachenden Künstlers Händen seinen letzten Seufzer aus. Es kam der Nordamerikaner Bayard Taylor und erzählte von der begeisterten Aufnahme, die Freiligraths „Glaubensbekenntnis" jenseits des Ozeans gefunden hatte. Fast gleichzeitig traf

ein Brief aus Milwaukee ein, in welchem dem flüchtigen Dichter eine kleine Farm zum Geschenk angeboten wurde. Deutsche Schriftsteller und Politiker, wie Gabriel Rießer aus Hamburg und der arme Heinrich Stieglitz, sprachen vorübergehend bei ihm vor und überbrachten Grüße von Freunden und Bekannten aus der alten Heimat. Da aber die Regierung des Kantons St. Gallen ihn „wegen mangelnder Legitimationspapiere nach Kräften schikanierte“ und ihn auszuweisen drohte, so siedelte er im Spätherbst nach Hottingen bei Zürich über, in das Hauptquartier der politischen Flüchtlinge der vormärzlichen Zeit. Aus dem friedlichen Landidyll geriet er wieder in den überhitzten Dunstkreis der Parteileidenschaft. Sein Verkehr mit den geächteten Landsleuten, die sich in der Heimat „mehr oder weniger glorreich kompromittiert“ hatten, war wenig erquicklich. Zwischen und bald auch in den Zeilen seiner damaligen Briefe kann man lesen, wie kleinlicher Eigennutz, Parteibornierthei[t] und Engherzigkeit die Stelle der Ideale, der heroischen und hochherzigen Regungen einzunehmen drohten. Heftige politische und religiöse Erörterungen förderten schroffe Meinungsverschiedenheiten zutage, Ruge und Heinzen zeigten sich als Fanatiker des Atheismus, den sie als „Hebel der politischen und als Ende und Ziel aller Freiheit, als unumstößliches Dogma zu propagieren trachteten“. „Sie können sich nicht denken,“ heißt es in einem Briefe Freiligraths an Buchner, „mit welcher gegenseitigen Malice dieser Kampf geführt wird. Wie unerquicklich er (zumal wenn die Frauen dabei sind) die Zusammenkünfte macht und wie er, wenn die Streitführenden sich nicht bald eines Besseren besinnen, zu einer förmlichen Spaltung in unserm Flüchtlingshäuflein führen muß. Ist es doch schon so weit gekommen, daß Schulz und Follen den Spitznamen reaktionäre Liberale führen, und daß ich, der ich mich allerdings auch zu einer Ursache alles Seienden, zu einem in Gott ruhenden gottdurchhauchten All, nicht zu einem bloßen seellosen Mechanismus bekenne und längst bekannt habe, wegen meines zufälligen öfteren Verkehrs mit Schulzes die alleranzüglichsten Dinge zu hören kriege.“ Von diesem reaktionären Liberalismus spürt man in dem fliegenden Blatt „Leipzigs Todten“ (1845) und in den sechs Gedichten, die Freiligrath unter dem Titel „Ça ira!“ im Jahre 1846 erscheinen ließ, keinen Hauch. Im Gegenteil, der verbannte Poet, dessen Gemüt damals durch den Tod seines Bruders Karl tief erschüttert war, verficht jetzt den schroffsten politischen Radikalismus. Die wildschöne Siegerin mit roter Mütze im flatternden Haar, die

Revolution, ward seine Göttin. Seine Marseillaise „Vor der Fahrt" predigt den völligen Bruch mit der bestehenden Gesellschaft, mit den überlebten Formen des Staates, der Kirche und des Privateigentums. Er fordert die Völker auf, den schwarzen Brander der Revolution zu besteigen, der seine Raketen in die scheinheilige Jacht der Kirche werfen und seine Kanonen gegen die Silberflotten des Besitzes richten soll. In der Allegorie „Von unten auf" schildert er, wie der König von Preußen auf prächtigem Rheindampfer nach dem Stolzenfels fährt und, auf dem Verdeck wandelnd, sich der herrlichen Luft und der malerischen Stromlandschaft erfreut. Aber drunten an der Maschine steht der Herrscher des Vulkans, dessen Kraft das Fahrzeug vorwärts treibt, der rußige Proletariermaschinist, und überlegt, ob er nicht das Schiff mitsamt seiner erlauchten Last in die Luft sprengen soll. Der Kampf rumort, aber der grollende Zyklop sagt sich: „Heut, zornig Element, noch nicht!" Als sicherer Prophet verkündet der Dichter alle Anzeichen des herannahenden Sturmes. In dem Gedicht „Wie man's macht" stellt er dar, wie das Volk die Zeughäuser stürmt und die heranrückenden Truppen in die Flucht schlägt. In „Freie Presse" schildert er, wie die Buchdrucker ihre Lettern zu Kugeln umgießen, um dem kämpfenden Volk, dem es an Schießbedarf fehlt, mit frischer Munition zu Hilfe zu kommen. „Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befreien." In einem andern Revolutionsbilde wird mit einem Thomas Moore entlehnten Motiv die fürstliche Zwingherrschaft als der Eispalast dargestellt, der, von den Sonnenpfeilen des Lenzes getroffen, birst und schmilzt. Wenn Freiligrath früher seine Lieder mit dem Purpur des Meeres schmückte, nun färbt er sie mit Blut; wenn er früher die Friedenspalme des Orients vor uns aufpflanzte, nun pflanzt er die Freiheitsbäume der Revolution auf; wenn er früher den Turban auf seine schwarzen Haare drückte, nun trägt er die Jakobinermütze. Es ist, als ob der Dichter, wie ein Seher mit vorahnendem Geiste, den Berliner Zeughaussturm, die Barrikadenkämpfe und all die stürmischen und blutigen Ereignisse des 48er Jahres vorausgesehen hätte. — Zu derselben Zeit, da der politische Flüchtling in den Schweizer Bergen diese zornigen Hymnen des Aufstandes sang, war er als meisterlicher Übersetzer tätig. Er besorgte eine Neuausgabe seiner Übertragungen Victor Hugoscher Dichtungen und veröffentlichte eine Sammlung von Verdeutschungen englischer Lyrik, worin er seinen Landsleuten die Bekanntschaft mit Felicia Hemans,

Laetitia Laudon, Southey, Tennyson und anderen vermittelte.

In dem Lande der Eidgenossen hat Freiligrath das ersehnte Freiheitsasyl nicht gefunden. Aus der kleinen Republik, wo „der Nepotismus im öffentlichen wie im Privatleben die Stellen vergibt", sehnte er sich nach einem mächtigen, freien, von großen Anschauungen getragenen Staatswesen. Zugleich war er des literarischen Frondienstes müde geworden, jener Tagelöhnerarbeit mit dem Geiste, die er, in bitterem Gefühl seiner durch das Bleigewicht des Alltagslebens gehemmten poetischen Flugkraft in dem Gedicht „Requiescat" so ergreifend geschildert hat. Er sah ein, daß er, der heimatlose Mann, die Poesie nicht zu seiner Lebensaufgabe machen könne, er wollte eine feste Existenzbasis unter den Füßen haben, auf der ihm „die wechselnde Gunst des Publikums wie die Donnerkeile der Gewalthaber gleichgültig sein konnten". Kein Los erschien ihm trauriger als das des Pegasus im Joche. Daher wandte er sich mit derselben Entschlossenheit, mit der er ohne Rücksicht auf die Folgen für seine politische Überzeugung in die Schranken getreten war, dem kaufmännischen Erwerbe wieder zu, der seinem Dasein eine sichere materielle Grundlage gewähren konnte. Von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend, die heute noch beachtenswert sind, entwickelt er in ruhiger Erwägung die Beweggründe dieses Entschlusses seinem Freunde Levin Schücking. „Mein Fall", so schreibt er ihm am 2. Juli 1846 von Zürich aus, „ist, wie mich dünkt, trotz seiner Spezialität von ziemlich allgemeinem Interesse in den augenblicklich schwebenden Literaturfragen. Meines Erachtens rührt ein großer, wo nicht der größte Teil der gegenwärtigen Misere davon her, daß das Schriftstellertum einen besonderen Stand bildet. Daher der Zudrang arbeitsscheuer Jungen, daher die Produktion aus Not, daher die Masse von Schund, der, wenn er auch bald vergessen wird, doch ephemer den Markt überschwemmt, selbst gegen Besseres mißtrauisch macht und den Geschmack der Menge vollends ruiniert. Ich wünsche von Herzen, daß mein Beispiel nicht ohne Wirkung sein möge. Wenn ich, der ich doch etwas bin und vor mich gebracht habe, einen solchen Schritt tue, so müßte doch, meine ich, auch der Dünkel manches Zaunkönigs in sich schlagen." — So ging denn der Dichter im Sommer 1846 nach London, um seiner Frau und seinem Töchterlein, die einige Wochen später folgten, einen festen Herd und eine neue Heimat zu schaffen. Den ernsten Gefühlen, die den Vielgeprüften bewegten, als er über den Kanal fuhr und die britische Küste im

Morgengrau vor sich auftauchen sah, hat er in dem Gedichte „Nach England" mannhaften Ausdruck gegeben. Zunächst hatte er mit mancherlei Mißgeschick zu kämpfen. Er fand die ihm brieflich zugesicherte Kontoristenstelle bereits besetzt, und überall stand ihm seine politische Vergangenheit unter den Kaufleuten im Wege. „Rothschild würde mich schon vor vier Wochen engagiert haben," meldete er Karl Heinzen am 18. September, „wenn er nicht seiner eigenen Erklärung zufolge auf Preußen hätte Rücksicht nehmen müssen." Durch die Vermittlung seines Freundes Howitt erhielt er dann in dem Handelshause Huth & Co. eine bescheidene Stellung, die kaum ausreichte, seine Familie zu ernähren. Aber eine wackere Helferin stand ihm in seiner Frau zur Seite, die ihre frühere Lehrtätigkeit wieder aufnahm, um die Kosten des Haushaltes in der Weltstadt besser bestreiten zu können. Von früh bis spät stand nun „der Tagelöhner und Poet mitten im Lärm der Londoner City am Pulte und verrichtete, den inneren Widerwillen herzhaft bekämpfend, die Galeeren- und Treimühlenarbeit, die er deutscher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull gefunden". Im Herbst 1846 wurde ihm ein Töchterlein geboren, aber schon nach wenigen Wochen wieder entrissen und in die fremde Erde gebettet. „Es ist ein teures Einstandsgeld, das wir dem Boden der neuen Heimat bezahlen müssen," so klagt der bekümmerte Mann seiner fernen Mutter. „Auf dem Grabe ruht ein Astern- und Efeukranz, den Ida geflochten hat, und den ich nach dem Begräbnis selbst daraufiegte. Bald aber wollen wir Blumen auf ihm pflanzen — das Grab des deutschen Kindes soll auch im fernen, fremden Lande ein Garten sein." Im Dezember 1847 bezog er eine neue Wohnung, ein kleines, nettes Haus zwischen Wiesen und Bäumen, fern von der Stadt, nahe aber dem Kirchhofe, wo sein Töchterlein Marie schlummerte. Deutsche Bilder füllten des Dichters Räume, deutsche Erinnerungen seine Seele. Brachte der Tag auch unerfreuliche Arbeit, den Abend verlebte er still und traulich daheim bei seinem treuen Weibe. Als Ersatz für den Verlust des zweiten Töchterleins wurde ihm am 8. September 1847 sein erster Sohn geschenkt. Er wurde Wolfgang genannt nach seinem Paten Wolfgang von Goethe, dem Enkel unseres Dichterfürsten. Das freudige Ereignis hob wieder die gedrückte Stimmung des Verbannten, um den sich nach und nach ein größerer Kreis von deutschen und englischen Freunden zusammenfand. Bulwer kam ihm mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit entgegen: Barry Cornwall, Tennyson, Monckton Milnes u. a. traten mit ihm in Verkehr. Aber trotz

mancher Anregung kam er nicht zum Schaffen, der Alltag verschüttete den Quell seiner Poesie. Nur ein Lied hat er damals gedichtet; die Klage Erins, der „Niobe der Nationen", weckte Widerhall in seiner Seele:

„Matt wie ein angeschoßner Weih,
Herschwebt er über Höhn und Sunde —
Der Schrei der Not, der Hungerschrei,
Der Sterbeschrei aus Erins Munde —"

und in markigen Zügen entwarf er ein Bild von der entsetzlichen Not des unglücklichen, unterdrückten Volkes. Sonst schien ihn die Muse zu meiden, und auch seine Übersetzertätigkeit geriet ins Stocken; nur die beiden Übertragungen nach Thomas Hood, darunter das erschütternde Lied vom Hemde mit dem Kehrreim „Schaffen, schaffen, schaffen" sind während dieses ersten Londoner Aufenthaltes entstanden.

VI.

Das Jahr 1848 kam, und die Flammen der Revolution, die der Verbannte vorausverkündet, und nach denen er so lange sehnsüchtig von seiner dichterischen Warte ausgeschaut, lohten empor und warfen ihren Glutschein über den politischen Himmel Europas. Für Freiligrath waren es die Signale, sein Zelt in England abzubrechen, nach Deutschland zurückzukehren und dort mit den Gesinnungsgenossen in Reih' und Glied für die Ziele der Volksbewegung zu streiten. Kurz vorher hatte er noch daran gedacht, der Einladung seines Freundes Longfellow zu folgen und mit Weib und Kindern nach Amerika zu gehen; jetzt aber, wo die Freiheit in seiner Heimat das verfemte schwarz-rot-goldne Banner entfaltete, riefen ihn „Pflicht und Herz" ins Vaterland. Noch auf englischem Boden sang er die glühenden Lieder „Im Hochland fiel der erste Schuß", „Die Republik", „Berlin" und „Das Lied vom Tode", jene schmetternden Kampfweisen, die all die Ereignisse der sturmbewegten Zeit, den Aufstand in der Schweiz, die Februarrevolution in Paris, die Barrikadenkämpfe in Berlin wie eine wildrauschende Schlachtmusik begleiteten. Mit niegekanntem Hochgefühl begrüßte er die Symbole der deutschen Einheit und Freiheit:

„In Kümmernis und Dunkelheit,
Da mußten wir sie bergen!

Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen,
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!

Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!"

Mitte Mai 1848 war er schon in Düsseldorf und wurde von den rheinischen Demokraten jubelnd empfangen. Obwohl ihm die erste Eigenschaft eines Volkstribunen, die Beredsamkeit, fehlte, wurde er doch an die Spitze der Partei gestellt, und mit ihr kämpfte er als mächtiger Agitator in Versen gegen die immer mehr erstarkende Reaktion. Er kannte in seiner politischen Leidenschaft keine Grenzen und ließ sich ganz von dem Wirbel der revolutionären Sturmflut fortreißen. Die Einsicht fehlte ihm, daß die Theorien der radikalen Partei, praktisch verwirklicht, nichts anderes als ein neues Schreckenssystem an die Stelle des alten Absolutismus zu setzen vermochten. Für ihn gab es nur ein Heil, die Republik, und nur eine Feindin, die Fürstenmacht, die immer kräftiger der revolutionären Propaganda entgegentrat. „Scheitert alles, so steht uns Amerika noch immer offen" schrieb Freiligrath am 31. Mai an Heinzen. In fieberhaftem Ingrimm über die Ermattung der revolutionären Leidenschaft im deutschen Volke entwarf er jenes gewaltige Oratorium „Die Toten an die Lebenden", worin er die auf den Barrikaden von Berlin Gefallenen wiederaufstehen und die zornmütige Klage an die Überlebenden richten läßt, daß durch deren Kleinmut die mit so blutigen Opfern erkaufte Freiheit in schmachvoller Weise wieder preisgegeben werde. Dieses flammende Gedicht, das Freiligrath im Juli 1848 geschaffen hat, und das in den ersten Tagen des August als Flugblatt in 9000 Exemplaren verbreitet wurde, rief eine ungeheure Erregung hervor und zog dem Dichter eine strafrechtliche Anklage zu. Am 28. August wurde er verhaftet und am 3. Oktober fand vor dem Geschworenengericht in Düsseldorf, dem ersten, das zur Aburteilung eines politischen Verbrechens berufen wurde, die Verhandlung gegen ihn statt. Der Ausgang des Prozesses ist charakteristisch für die damaligen Zustände. Es konnte gar nicht zweifelhaft sein, daß die gegen Freiligrath erhobene Anklage begründet war, daß das Gedicht in der Tat eine Aufreizung der Bürger enthielt, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, daß ferner darin der Umsturz der bestehenden

Staatsgewalt gepriesen wurde. Trotzdem sprachen die Geschworenen nach kurzer Beratung einstimmig ihr Nichtschuldig aus, und von der Bürgerwehr und einer zahllosen frohbewegten Menschenmenge geleitet, schritt der Dichter unter den Klängen der Musik, von jubelnden Zurufen begrüßt, mit Blumenkränzen überschattet, wie ein Triumphator nach seiner Wohnung. Abends brachte ihm die Bürgerschaft einen Fackelzug; in allen Händen war das versemte Lied „Die Toten an die Lebenden", und tief gerührt sprach der Gefeierte das Gelöbnis aus, immerdar festzuhalten an der Sache des Volkes. Dieser 3. Oktober, „der Tag des Gerichts", bildete den Höhepunkt in Freiligraths politischem Leben. Mit seiner Übersiedlung nach Köln am 21. Oktober 1848 und seinem Eintritt in die Schriftleitung der „Neuen Rheinischen Zeitung" beginnt schon der Niedergang. Die Gegenrevolution war im vollen Siege, Wien mit Feuer und Schwert von den kaiserlichen Truppen eingenommen, der Italienische Krieg beendet, nur Ungarn noch in heller Empörung, Galizien unterwühlt, das Tschechenvolk auf dem Wege plumpleidenschaftlicher Vergewaltigung der deutschen Elemente Böhmens. Der Dichter konnte nur noch die Niederlagen der Revolution mit trauernden, zürnenden und mahnenden Liedern verkünden, ihre Opfer beklagen, dem toten Robert Blum ein zorndurchwehtes Requiem singen und endlich das Abschiedswort der „Neuen Rheinischen Zeitung" sprechen, die am 9. Mai zum letzten Male in roten Lettern erschien:

„Aus dem Dunkel flog der tötende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und so liege ich nun da in meiner Kraft,
Eine stolze Rebellenleiche!
Auf der Lippe den Trotz und den zuckenden Hohn
In der Hand den blitzenden Degen,
Noch im Sterben rufend: ‚Die Rebellion!' —
So bin ich mit Ehren erlegen."

Dieses Gedicht wirkte wie ein Armeebefehl, durch den der revolutionäre Heerbann aufgelöst wurde. In tiefer Mißstimmung über den Gang der Ereignisse zog sich Freiligrath von den öffentlichen Angelegenheiten immer mehr zurück und suchte Trost in dichterischer Arbeit. Er ließ eine Nachlese älterer Poesien „Zwischen den Garben" erscheinen, gab das erste Heft der „Neueren politischen und sozialen Gedichte" heraus sowie die Übersetzung von Shakespeares „Venus und Adonis". Als sich das Gerücht verbreitete, daß die Redakteure der „Neuen Rheini-

schen Zeitung" gefänglich eingezogen werden sollten, begab er sich Ende Mai nach Holland. Er wurde aber ausgewiesen und kehrte nun zunächst nach Köln zurück. Auf einem Dampfschiff passierte er, als Heizer verkleidet, in rotwollenem Hemde, das Schüreisen in der Hand, wie der Proletariermaschinist seines Gedichtes, unangefochten die preußische Grenze. Seine Besorgnisse waren unbegründet gewesen, die Polizei ließ ihn damals noch unbehelligt. Im Juni 1850 zog er mit seiner Familie nach Bilk bei Düsseldorf. Von Sorgen gedrückt, von Krankheiten heimgesucht, gemieden von der guten Gesellschaft, führte der Dichter ein trauriges, einsames Leben. Nur seine Freundschaft mit dem Maler Hasenclever und dem jungen Gottfried Keller, dessen großes Talent er schon damals erkannte, brachte einige Lichtblicke in das düstere Grau dieser trüben Tage. Auch die Muse stellte sich noch zuweilen ein. Das von tiefem Gefühl getragene „Weihnachtslied für meine Kinder" und die packende Vision „Am Birkenbaum" hat der schwergeprüfte, aber ungebeugte Mann in der Düsseldorfer Sorgenzeit geschaffen. Er fühlte sich als Fremdling auf der deutschen Erde und beschloß, sie wieder zu verlassen. Im Mai 1851, nachdem er das zweite Heft seiner „Neueren politischen und sozialen Gedichte" hatte ausfliegen lassen, ging er nach England in die Verbannung, gerade noch rechtzeitig genug, denn nicht lange danach folgten ihm zwei Steckbriefe, der eine aus Düsseldorf wegen der Herausgabe des zweiten Teiles der eben genannten revolutionären Lieder, der andere aus Köln wegen angeblicher Beteiligung an einem Komplott gegen die Staatsregierung. In beiden Strafsachen fand eine gerichtliche Verhandlung in contumaciam nicht statt, so daß die Anklagen Hochverrats über Freiligrath schwebten. Jenen ersten Steckbrief hat der Dichter vom britischen Boden aus in dem Trutzliede „Die Revolution" beantwortet. Es ist das letzte Wetterleuchten seines wilden Freiheitszornes. Hier rollen noch die alten Donner und zucken die Blitze aus jenen Barrikadenkämpfen, die der Dichter in den Fiebertagen der Revolution mit seinen schmetternden Versen begleitet hatte. Mit diesem Liede nahm er für immer Abschied von der politischen Lyrik: er zog es vor, „mit zerrissenen Saiten mitten im wilden, freudigen Sturm zu verstummen".

In seinem Gedichte auf den Tod Johanna Kinkels nennt Freiligrath das Exil ein Schlachtfeld. Für ihn war es in der Tat ein Kampf ums Dasein, ein fünfzehnjähriges entsagungsreiches und mühevolles Ringen um die Notdurft des

Tages. Er hat mit Dante gefühlt, wie bitter das Brot der Fremde schmeckt, und unter dem fortwährenden Druck der auf ihm ruhenden Arbeitslast ist seine Kraft langsam zerbröckelt. Es war nicht leicht, für den geächteten deutschen Flüchtling zum zweiten Male eine passende kaufmännische Stellung zu finden. Trotz vielfachen Bemühungen seines treuen poesiebegeisterten Freundes Andrew Johnson, den er während seines ersten Aufenthaltes in England gewonnen hatte, und in dessen Hause er zunächst gastliche Aufnahme fand, wollten sich die Kontors der angesehenen Londoner Geschäftshäuser dem Dichter nicht öffnen. Der Name eines deutschen Poeten, zumal eines von der Regierung verbannten, stand in der Themsestadt nicht hoch im Kurse:

„O, deutscher Dichter, wer fragt hier nach dir?
Und prangtest du im Lexikon von Brockhaus,
Und druckte Cotta dich in Miniatur,
Und ziertest du sogar einmal das Stockhaus,
(Wie sonst ein Damenalbum!): — gilt das hier?
Geh nach Wisconsin doch, geh in ein Blockhaus!
Du bist dort minder aus der Welt, fürwahr!
Als zwischen Charing Croß und Temple Bar!"

So schildert Freiligrath in seiner humoristischen Epistel an Joseph Weydemeyer, den Herausgeber der damals zu Neuyork erscheinenden Zeitschrift „Die Revolution", seine Erfahrungen in London. Der scheinlose Westfale, der die Pose verschmähte, verstand es nicht wie mancher seiner Genossen, in den Salons mit seinem Dichterruhm zu gleißen und sein politisches Martyrium „als Blume der Passion im Knopfloch prangen zu lassen". Er war zunächst auf den Ertrag seiner Feder als alleinige Erwerbsquelle angewiesen und besorgte eine neue Auflage seiner Gedichte. Zugleich stellte er im Auftrage des Stuttgarter Verlegers Eduard Hallberger eine Auswahl englischer Lyrik zusammen, die unter dem Titel „The Rose, Thistle and Shamrock" 1853 erschienen ist. Durch das dringende Zureden seiner Freunde bestimmt, gab er seinen alten Plan, nach Amerika überzusiedeln, jetzt endgültig auf und ließ nun seine Frau mit den Kindern, die während des Sommers noch in Bilk geblieben waren, im September nachkommen. In Hackney, jener weitentlegenen Vorstadt Londons, die damals noch einen ländlichen Charakter trug, wo die Wipfel des benachbarten Eppingforstes herübergrüßten, weite grüne Wiesen das Auge des Naturfreundes erfrischten, wo eine große heide-

artige Grasfläche, die Downs genannt, den Kindern einen herrlichen Spielplatz bot, mietete der Dichter ein kleines bescheidenes Haus. In einem unvollendeten Liede hat er das Bild seines Dichterheims festgehalten:

„An der Weltstadt nördlichem Saum,
Fern von ihrem Gebrause,
Bei der Pappel, dem Ulmenbaum,
Ländlich steht meine Klause;

Liegt eine Wiese, genannt die Downs,
Grün und wallend dahinter,
Grünt im Schatten des Weißdornzauns
Lustig Sommer und Winter.

Dort im Grase, das wollig weht,
Weiden Füllen und Rinder;
Dorten wandelt der stille Poet,
Dort auch spielen die Kinder;

Reiten auf Ponys mit lautem Schall,
Fahren mit ehrlamen Ziegen,
Schlagen den Reif und fangen den Ball,
Lassen den Drachen fliegen;

Freun sich des endlos entwickelten Knauls,
Dran er emporschwirrt zum Äther: —
Fern die Riesenkuppel St. Pauls
Anschaut den fröhlichen Beter.

Scharf umrissen am Horizont,
Schwarz in dunstiger Gelbe,
Bald beschattet und bald besonnt,
Ragt sie wanklos dieselbe. --"

Fünf Kinder belebten das ländliche Idyll. Seiner Tochter Käthe und seinem Sohn Wolfgang waren während der letzten Jahre noch zwei Kinder, Luise und Otto, gefolgt. Beider Wiege hatte am Rhein gestanden. Am 7. August 1852 wurde nun dem Dichter in London noch ein Sohn geboren, der auf den Namen Percy getauft wurde. Freiligrath wird nicht müde, in seinen Briefen dieses fünfblättrige Kleeblatt zu schildern, das in Licht und Tau auf fremder Au so frisch emporblühte und dem sorgenvollen Mann eine zweite Jugend schenkte. Freilich nur die späten Abendstunden und die Sonntage konnte er den

Seinigen widmen, der Werktag gehörte ganz dem kaufmännischen Frondienst. In dem Bureau des Großhändlers Joseph Orford, wo er im Juni 1852 Beschäftigung gefunden hatte, mußte der Freiheitssänger für jährlich 200 Pfund Sterling als einfacher Kommis Rechnungen schreiben und Bilanzen ziehen über den Import und Vertrieb ostindischer Foulards.

„Also schrieb er Blatt auf Blatt
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste: —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!"

Die Sorge wollte zunächst von seinem Herde nicht weichen. Sein schmales Einkommen reichte nicht aus, um die Seinigen zu ernähren. Immer wieder quälten ihn neue Geldverlegenheiten. Der Dichter des „Löwenrittes" sah sich mehrfach genötigt, wie er mit bitterem Humor zu sagen pflegte, einen Wechselritt ins alte romantische Land zu unternehmen, d. h. Wechsel auf seine Barmer und Düsseldorfer Freunde zu ziehen, um dringenden Verpflichtungen nachzukommen und alte Schulden zu decken. In diesen Bedrängnissen lernte er das echte Gold der Freundschaft von dem bunten Flitter geselliger Kameraderie unterscheiden, und wenn auch manche der becherfrohen Genossen, die sich einst in den Tagen des Glücks in raschentflammtem Enthusiasmus an den gefeierten Dichter herangedrängt hatten, ihm jetzt den Rücken kehrten, so bewährten sich doch auch andere, wie z. B. Theodor Eichmann und Ludwig Elbers, der „Treueste der Treuen", als wackere, allezeit opferbereite Helfer. Seine Vermögensverhältnisse besserten sich erst wieder, als ihm im Juni 1856 die Schweizer Generalbank die Leitung ihrer Londoner Filiale mit einem Jahresgehalt von anfangs 300, dann 350 Pfund übertrug und dadurch den alten Kampf zwischen Soll und Haben in seinem Budget einigermaßen ausglich. — Nicht nur die Not, die einsam macht, auch sein politisches Wirken hatte ihm manchen alten Vertrauten entfremdet. Selbst durch den Kreis seiner Familie war die Zeit, wie der Dichter klagt, eisernen Trittes hindurchgeschritten, „rechts und links scheidend und sondernd und sich wenig darum bekümmernd, was entzweigerissen wird". Nicht nur der dänische Märchenerzähler Hans Christian Andersen, der einst in St. Goar seine

Gastfreundschaft genossen, wich in London dem politischen Flüchtling aus, auch viele seiner ehemaligen Mitkämpfer wandten sich unmutig von ihm ab. Denn der bedrängte Mann, dessen geistige Kraft der Existenzkampf zermürbte, versagte seine Teilnahme an den kampfhaften Bestrebungen, vom Exil aus eine neue Volkserhebung durch Konspirationen, Putsche, Brandschriften und Emissäre, mit einem Wort, durch die kleinlichen Mittel einer vom Auslande geleiteten Organisation herbeizuführen. Ihm war nach seinen Worten die Revolution „der Odem der Menschheit", die rastlos nach Befreiung lechzt, das eherne Muß der Geschichte. Nichts erschien ihm daher sinnloser und verwerflicher als die Agitationsreisen Kossuths, Kinkels und anderer Verbannter, die

„Den allzeit offnen Ranzen um die Lenden
Und den beliebten Teller in den Händen"

übers Weltmeer zogen, um Geldbeiträge zur Unterstützung der europäischen Revolutionspropaganda einzusammeln und Interimsscheine auf Anleihen ausgaben, deren Einlösung sie durch eine künftige siegreiche Volkserhebung in Aussicht stellten.

„Die bei den Negern selbst nach ‚Heu und Moos' gehn,
Leichtsinnig sprechend: ‚Morgen kann es losgehn'."

Zwischen Kinkel und Freiligrath kam es zu mancherlei Zerwürfnissen. Als dieser den alten Mitstreiter in einem Epigramm, das in der von Ruge geleiteten Zeitschrift „Hermann" erschien, mit einem Chamäleon verglich und ihn eine Fledermausnatur nannte, stellte der Gekränkte ihn in einem Brief vom 9. Juni 1862 zur Rede[1]). Er charakterisiert darin seine politischen Ideale: „Mein Programm ist kein anderes, als es je war: die Republik, sobald die Fraktionen der Demokratie sich vereinigen lassen zu ihrer Herstellung in Deutschland. Wird das unmöglich, weil man durch die Verrücktheit des Kommunismus den Arbeiter im Kampf für die Republik lähmt und den Mittelstand vom Kampf dafür abschreckt, dann Monarchie mit starken Garantien bürgerlicher Freiheit. Das hat Sinn, und die Männer, welche den letzten Weg einschlagen, haben in Italien, Preußen und Rußland letzthin Erfolge erreicht. Aber von der Dame aus Cayenne haben wir seit Deinen Versen nichts Erkleckliches gehört." Dann fährt er im Tone der Anklage fort: „Wenn Du aber mit meinem Handeln so

[1]) Den interessanten Brief fand ich im Nachlaß Freiligraths

unzufrieden bist, was hast Du denn diese zehn Jahre her für die Freiheit oder unsere Nation getan? Ich weiß von keinem Gedicht (die paar durch die Gelegenheit Dir abgedrungenen Sachen auf Schiller ausgenommen), keinem Zeitungsartikel, keinem öffentlich oder auch nur vor einem kleinen Kreise von Arbeitern gesprochenen Wort, keinem Unterricht an fremde Kinder durch den Du Dich bemüht hättest, Deinen eigenen kommunistischen oder unsern gemeinsamen republikanischen Ideen nützlich zu sein. In der Politik halte ich Handeln immer für besser als Nichtstun, und nach diesem Grundsatz habe ich seit 20 Jahren verfahren. Natürlich, nur wer handelt, kann Fehler machen; aber dem Nichthandelnden wird die öffentliche Meinung niemals recht geben, wenn er die Fehler des Handelnden bösartig kritisiert. Jedenfalls lieber ein Chamäleon, das noch Leben hat und lustig sich regt, als die Kochenille, die, auf der Blattpflanze regungslos sich nährend, nur roten Saft destiliert. Je nach dem Gesichtspunkt ist es entweder komisch oder unleidlich, Trägheit als Gesinnungstüchtigkeit beräuchern zu sehen. — Übrigens sei doch mit dem Worte Chamäleon nicht zu freigebig. In Glashäusern, sagt der Engländer, soll man nicht mit Steinen werfen. Wer früher nicht etwas still aus der Kirche sich zurückzog, sondern den ‚schwarzen Brander der Revolution' so keck aufforderte, seine Raketen in die Kirche zu werfen; wer dann hernach seine Familie in insularer Religion erziehen läßt und das Haupt eines schon denkfähigen Kindes über das Taufbecken beugte, der darf von Chamäleon nicht mehr sprechen. — Ebenfalls verhehlst Du Dir ganz vergebens die Tatsache, daß Deine Stellung als Bankführer mit der Prätension, die alte kommunistische Profession festzustellen, Dich sehr chamäleontisch hinstellt. Denn freilich darf man in einem Staate leben, ohne dessen Prinzipien zu teilen; aber der ist ein kurioser Republikaner, der unter allen Ämtern gerade das des Kammerdieners beim König nachsucht; und man hält den nicht für einen Freidenker, welcher im jetzigen Preußen Prediger zu werden beschließt; und einer Partei, deren düpierte, aber wenigstens ehrliche Mitglieder das Abschaffen des Kapitals, ja des Geldes verlangen, gehört man nicht an, wenn man eine Stelle an der hohen Finanz sich geben läßt." — Freiligraths Antwort ist uns nicht erhalten, sie war aber jedenfalls in versöhnlichem Tone abgefaßt, denn das gute Verhältnis zwischen ihm und Kinkel war bald darauf wieder hergestellt.

Wie tief der Dichter bei seinem lebhaften Heimatsgefühl die Schwere des Exils empfand, geht aus manchen Stellen

seines Briefwechsels hervor. Und doch konnte der knorrige Westfale sich zu keinen Zugeständnissen verstehen, die mit seiner politischen Überzeugung unvereinbar waren. Sein Herz blieb fest, wenn auch seine Träume „voll Heimwehs" waren, das bei manchem Abschiede von Verwandten und Freunden, die ihn in London besucht hatten, in wahrhaft erschütternder Weise hervorbrach. Die einzige Abwechslung in das Stilleben seiner ersten Londoner Jahre brachte eine im Juli 1854 unternommene 14tägige Reise nach Edinburgh, den schottischen Hochlanden und den Stätten, die ihm durch Robert Burns geweiht waren. Er schwelgte in der herrlichen Natur, inmitten der Felsen und der unwirtbaren Küsten voll Möwengeschrei, wo er „in einfachen Verhältnissen und unter einfachen Menschen aufatmen konnte nach allem Sturm und allen Niederlagen der letzten Jahre." Er fuhr nach Ayrshire, besuchte die Geburtsstätte von Burns, begrüßte die 83jährige Schwester des Dichters und wanderte über die Fluren, die der schottische Volkssänger gepflügt und im Liede verherrlicht hatte:

„Kein Mann hier, der von dir nicht spricht!
Kein Hügel und kein Hang,
Draus nicht ein freudig Echo bricht
Von deinem Wildgesang."

Unvergeßlich wie diese Stunden, die er seinem Liebling Burns widmete, blieb ihm das Schillerfest in London im Jahre 1859. „Das war noch wirklich einmal etwas," so ruft er in einem Briefe an Büchner vom 30. November 1859 aus, „was einem das Herz hob und reiner schlagen machte! An dem Tage waren wir doch wahrhaftig einig! Die 20000 Menschen hier im Kristallpalast, versammelt zu Ehren des einen großen, guten Mannes, waren auch eine glänzende Kundgebung. Ich war dort mit allen den Meinen — mit Kind und Kegel — auch der Kleinste soll des Tages sich erinnern können, wenn er einmal ein Mann sein wird!" Die Schillerfeier hat Freiligrath in drei Liedern verherrlicht, sonst aber verstummte er mehr und mehr. Die angestrengte kaufmännische Tätigkeit, die Abkehr von praktischer politischer Wirksamkeit, wohl auch das allmählich herannahende Alter ließen ihm nur Zeit und Stimmung zu mehr kontemplativen, literargeschichtlichen und kritischen Arbeiten sowie zu Übersetzungen. Wenn er in diesen Jahren dichtete, so hat weniger das Schicksal des Vaterlandes als vielmehr Leid und Freude seiner Freunde wie des eigenen Hauses sein Lied geweckt. Man kann diese Periode im Leben

Freiligraths mit Buchner die der höheren Gelegenheitsdichtung nennen. Er widmete seinen deutschen Sangesgenossen, wie dem schwerkranken Julius Mosen und Ludwig Uhland zu dessen 75. Geburtstag, einige poetische Kränze. Ungleich bedeutender ist sein Gedicht „Nach dem Begräbnis Johanna Kinkels", dieser hochbegabten, heldenmütigen Frau, die Freiligrath immer warm verehrte. „Du hast für alle Zeiten eine verklärende Weihe um das Grab meiner Johanna gebreitet," schrieb ihm der trauernde Freund wenige Tage nach dem schweren Verlust, der ihn getroffen. In andern Liedern, z. B. in dem 1866 entstandenen westfälischen Sommerlied, worin er den deutschen Bruderkrieg beklagt, erkennt man den zürnenden Titanen der politischen Lyrik kaum noch wieder.

Als literarischer Dolmetsch blieb er unausgesetzt tätig. Er übertrug 1857 Longfellows „Hiawatha", er machte auf den amerikanischen Dichter Walt Whitmann aufmerksam, dessen merkwürdige unskandierbare Stredverse er ins Deutsche übersetzte. Er bereicherte seine früheren Übertragungen der Gedichte Victor Hugos, Tennysons, Felicia Hemans' um manche wertvollen Stücke: er verdeutschte sogar die alten englischen Sonettisten des 16. und 17. Jahrhunderts: Edmund Spencer, Sir Philipp Sidney, Henry Howard, Earl of Surrey. Ferner gab er 1854 eine Anthologie „Dichtung und Dichter" heraus und besorgte eine Ausgabe der Werke von Coleridge: „The poems of Samuel Taylor Coleridge with a Biographical Memoire (1856)". Zu gleicher Zeit schrieb er eine ganze Reihe kritischer und ästhetischer Aufsätze für das „Athenäum".

Das häusliche Leben des Dichters während der fünfziger und sechziger Jahre hat uns Julius Rodenberg so anziehend geschildert, daß wir ganz heimisch werden in dem friedlichen Hause in Upper Homerton, das er mit dem alten kleinern in Sutton Place vertauscht hatte, in dem Arbeitszimmer Freiligraths, dessen Fenster nach dem Garten hinaus in die Wipfel der Bäume blickte, und in der Gartenstube, die Käthchen mit den Klängen ihres seelenvollen Klavierspiels erfüllte. Wir sehen, wie der Dichter, eine starke untersetzte Figur, in leichtem Leinengewande, einen breiten braunen Strohhut auf dem Kopfe, unter dem Apfelbaum mit seinem Gaste plaudert, wie er das majestätische Haupt mit der granitenen Stirne dem Besucher zuwendet und ihn mit seinen glutvollen schwarzen Augen anblickt, wie er von seinen Liedern und Fahrten erzählt und ihn in seine Künstlerwerkstatt führt, wo er ihm mit leiser, kaum merkbar bewegter Stimme das Gedicht auf Johanna Kinkel

vorliest. Wir betreten mit ihm sein Office in der Royal Exchange, zu dessen Fenstern der dumpfe Lärm der City heraufdringt, wo vor dem Kontorstuhle des Dichters so mancher Verbannter stand, um sich Rats zu erholen. „Hier war das wahre deutsche Gesandtschaftsbureau", erzählt Freiligraths Schicksalsgenosse Ferdinand Wolf. „Der geächtete deutsche Dichter war im wahren Sinne des Wortes der deutsche Gesandte, man möchte sagen, eigens vom Schicksale nach England getrieben, nicht allein um den hilf- und ratlosen Exilierten zur Seite zu stehen, sondern auch, um als versöhnendes Element zu wirken, damit die sich gegenseitig anfeindenden Parteien sich nicht einander zerrissen und zerfleischten. Man darf dreist behaupten, daß das, was die Deutschen damals von den englischen sozialen Zuständen kannten, sie meistens der Vermittlung Freiligraths zu danken hatten, wie die Engländer ihrerseits die meisten Produktionen deutscher Literatur durch ihn erst kennen lernten."

Das Jahr 1865 brachte Freiligrath wieder neue Sorgen, da die Schweizer Bank ihre Agentur in London, der er im letzten Jahrzehnt als Manager vorgestanden hatte, nach mancherlei Schwierigkeiten und Verlusten eingehen ließ. So sah sich der alternde Dichter für den Rest seiner Tage aufs neue einer ungewissen Zukunft preisgegeben. Die Kunde von dem schweren Schlage, der ihn betroffen, drang rasch nach Deutschland und weckte in weiten Kreisen unseres Volkes eine warme Teilnahme. Da faßten die Berner Freunde den Plan, einen öffentlichen Aufruf zu einem Ehrengeschenk, zu einer Nationaldotation für den Verbannten zu erlassen. Das Unternehmen hatte einen raschen und glänzenden Erfolg. Schon der erste Aufruf, den die „Gartenlaube" in ihrer Aprilnummer vom Jahre 1867 mit einem tief empfundenen und schwungvollen Gedichte von Rittershaus eröffnete, fand in der deutschen Presse lebhaften Widerhall. Das Ergebnis der Sammlungen war eine Ehrengabe von beinahe 60000 Talern, womit die Nation ihrem Sänger den Zoll ihres Dankes entrichtete und ihm einen sorgenfreien Lebensabend bereitete. Nun stand seiner Rückkehr nach Deutschland nichts mehr im Wege. Der Abschied von dem Lande, das ihm fast zwei Jahrzehnte eine Zufluchtsstätte geboten hatte, wurde ihm nicht leicht. Denn nicht nur manchen erprobten Freund, auch seine älteste Tochter Käthe, die sich am 17. Dezember 1867 mit dem Londoner Kaufmann Eduard Kroeker verheiratete, ließ er dort zurück.

„Und du, von dem wir scheiden,
Gastfreies Engelland,
Wir lassen dir die beiden
Als ein lebendig Band,
Das fest uns an dich binde,
Wo immer unsre Flur!
Sei Heimat unserm Kinde:
Uns warst du Zuflucht nur!"

Am 24. Juni 1868 wurde die Heimreise angetreten. Sie glich einem Triumphzuge. In Düsseldorf wurde er von den dortigen Freunden festlich aufgenommen, und in Köln gestaltete sich der Empfang des Heimgekehrten zu einer der glanzvollsten Huldigungen, die jemals einem deutschen Dichter dargebracht worden sind. Dann fuhr er rheinaufwärts, grüßte die Stätten seiner frohen, freien Poetenzeit, Unkel, Rolandseck, St. Goar und Aßmannshausen, und reiste über Mannheim nach dem Schwarzwaldbad Rippoldsau, wo er den Juli verbrachte. Während der folgenden Monate lebte er in Kannstatt und nahm erst zu Anfang Oktober seinen dauernden Wohnsitz in Stuttgart. Seine engere Heimat, das Land der roten Erde, wiederzusehen, war ihm im Juli des folgenden Jahres vergönnt, als er, der Einladung des Bielefelder Gesangvereins „Arion" folgend, nach der herrlichen Begrüßungsfeier auf dem Johannisberge einen Ausflug nach seiner Vaterstadt Detmold machte, wo er alle Stätten seiner Kindheit, sein Vaterhaus an der Wehme, die alten Spielplätze in Wald und Heide und das Grab des unglücklichen Grabbe besuchte. „Ich sehe ihn noch", so erzählt Julius Wolff in Erinnerung an die Bielefelder Festtage, „und höre die Jubelrufe, als der Gefeierte die bekränzte Rednerbühne bestieg, um seinen Dank auszusprechen. Er tat es in einem Gedicht, das er ablas; er las nicht schön, denn er war befangen und allzusehr bewegt, und doch machte dieser Dank aus dem Munde des Dichters, der nach all den Stürmen endlich die Heimat wiedersah, einen gewaltigen Eindruck." Als er, von freudiger Rührung fast überwältigt, die Worte sprach:

„Geliebt zu sein von seinem Volke,
O, herrlichstes Poetenziel!
Los, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!

Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel!"

da bewies der tausendstimmige Beifallsruf, daß sein Volk ihm, trotz der langen Verbannung, ein treues Gedächtnis bewahrt hatte. — Nach kurzer Rast in Soest kehrte der Dichter wieder nach Stuttgart zurück. „Mein Leben", schrieb er am 26. Juli 1869 an Rittershaus, „ist durch diese westfälische Reise um Erinnerungen reicher geworden, um die Könige mich beneiden müssen."

So war ihm nach sturmbewegten Tagen ein friedlicher Lebensabend beschieden. Er hatte gefunden, was er ein Jahrzehnt vorher in London als das größte Glück für seine alten Tage ersehnt, ein still beschauliches Leben in der deutschen Heimat an der Seite seiner guten alten Ida, umgeben von den herangewachsenen Kindern und „natürlich auch zwischen Blumen, Bäumen und Büchern". Frei und sorgenlos durfte der Alternde sich ganz seinen dichterischen Arbeiten und Studien hingeben. Als dann der Kriegssturm von 1870 ihn zeitweilig diesem friedlichen Stillleben entriß, als der Traum seiner Jugend, die Einigung Deutschlands, durch monarchische Gewalten in Erfüllung ging, da jubelte er dankbar ohne Kleinsinn der neuen Größe seines Vaterlandes zu, und sein heller Dichtergruß antwortete den freudigen Siegesfanfaren, die vom Rhein herüberklangen. Wie er seinen ältesten Sohn Wolfgang, der sich dem Bonner Freiwilligenkorps zur Pflege der Verwundeten auf dem Schlachtfelde anschloß, segnend ins Feld entließ, so feierte er mit jugendlicher Begeisterung den nationalen Aufschwung in prächtigen Kriegsliedern, in der waffenklirrenden Hymne „Hurra Germania" und in der drei Tage vor der Schlacht von Wörth gedichteten poetischen Weissagung: „So wird es geschehen", worin er den Blitz verkündete, der „den Zuaven in Purpur" von seinem Thronsitz niederschmettern sollte. Schade nur, daß das Gedicht in seiner ganzen Stimmung, in den Eingangsworten, im Strophenbau und in der Reimweise allzu deutlich an „The destruction of Sennacharib" in Byrons hebräischen Melodien erinnert. Ganz das Gepräge Freiligrathscher Eigenart trägt die berühmte Romanze „Die Trompete von Vionville", in deren bald machtvoll dahinbrausende, bald wie gedämpfte Trauerweisen ertönende Rhythmen der jauchzende Todesmut der anstürmenden Reiter und die herzbewegende Klage um die blutigen Opfer, „um die Toten, die Treuen, die Wacht am Rhein" stimmungsvoll gebannt ist. Von diesem

Gedicht gilt das Wort Tennysons: „Ein Lied, welches das Herz eines Volkes stärkt, ist auch eine Tat.“ Welch tiefen Eindruck die ritterliche Gestalt des Siegers von Wörth, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, auf das alte Demokratenherz des Dichters gemacht hat, bezeugen seine frischen Verse: „Ein Reiterstückchen für die dritte Armee“, die er jedoch aus falscher Rücksicht auf seine ehemaligen Parteigenossen nicht veröffentlicht hat. Den milden Geist des Samaritertums atmen seine Gedichte: „An Wolfgang im Felde“ und „Freiwillige vor“. In all diesen Liedern ist Freiligrath zu einem nationalen Sänger geworden. Er steht nicht mehr auf der Zinne der Partei. „Ich bin froh,“ schreibt er am 8. April 1874 an Berthold Auerbach, „daß ich keiner Partei mehr angehöre, also auch keiner besonderen Schattierung innerhalb der Partei — daß ich jetzt schon seit Jahren wieder auf jener höheren Warte stehe, von welcher ich einst gesungen. Meinem Ideal, meinen Überzeugungen bleibe ich treu, aber mit Programmen und Manifesten bleibt mir vom Leibe!“ So war der Kreislauf vollendet, der Dichter wieder zum Ausgangspunkt seiner politischen Bestrebungen zurückgekehrt. Und, wie Ludwig Uhland im Jahre 1815 dem durch Heldenblut befreiten, wiedererstandenen deutschen Vaterlande als kargen Zoll der Liebe und des Dankes seine Lieder weihte, so legte auch Freiligrath seines Lebens Liederbuch in die Hände der „wunden, bleichen Siegerin Germania“.

„Nun ist es wieder Zeit zu schweigen,“ sagte der Dichter im Frühlinge 1871 zu seinem Freunde Bürgers in Köln. Er hat Wort gehalten. Das Widmungsgedicht „An Deutschland“, womit er im Herbst 1871 seine bei Göschen erschienenen „Gesammelten Dichtungen“ eröffnete, bildet den Abschluß seiner patriotischen Poesie. Nur der Freundschaft und der Wohltätigkeit war fortan sein Lied gewidmet. Er hatte in seinem Leben gelernt, daß Wunden zu heilen und zu lindern beglückender ist, als Wunden zu schlagen. Seine Menschenliebe, seinen gütigen Sinn gegen den Ärmsten und Niedrigsten konnte man erst im täglichen häuslichen Verkehr ganz würdigen. Dort wirkten sie wie Sonnenschein auf seine Umgebung, und alle Prüfungen und bitteren Erfahrungen seines Daseins vermochten das milde Licht, das aus seiner Seele strahlte, niemals zu verdunkeln. In seinem Heim wurde es allmählich stiller: die flügge Brut verließ das Nest. Seine Tochter Luise hatte sich schon 1869 mit einem Londoner Kaufmann Heinrich Wiens vermählt, sein Ältester, Wolfgang, wanderte nach Amerika aus.

Der Frühling 1873 brachte dem Dichter den tiefsten Schmerz seines Lebens: am 1. März starb sein zweiter Sohn Otto am Scharlachfieber. Der schmerzgebeugte Vater hat diesen Schlag nie mehr verwunden. „Bis das Unglück über uns hereinbrach, war ich ein junger Mann von 62 Jahren, jetzt bin ich ein alter Mann von 63 Jahren," klagte er seinem Freunde Heinrich Köster. Ein Zug von Wehmut lag seitdem auf seinem Antlitz, der nicht wieder daraus gewichen ist, und ein eigener tiefer Ton der Trauer zittert durch all seine Briefe. Noch mehr als bisher sehnte er sich nach Einsamkeit und Stille. In der zweiten Hälfte des Juli 1874 verließ der alte Nomade Stuttgart und siedelte nach Kannstatt über, das in seiner glücklichen Mischung von ländlicher Abgeschiedenheit und städtischem Leben den Charakter einer „anregenden Beschaulichkeit" trug und ihm immer mehr zusagte. Sein letztes Heim war friedlich und behaglich; der Neckar rauschte vor seiner Türe, und aus hohen Fenstern bot sich ihm ein weiter Blick in eine anmutige, von Rebenhügeln umzogene Landschaft. Unausgesetzt blieb er tätig. Noch ein Jahr vor seinem Tode übernahm er die Herausgabe einer Halbmonatsschrift, des „Illustrated Magazine", das in Hallbergers Verlag herauskam und eine Auswahl des Besten bieten sollte, was die neuere englische Poesie in Vers und Prosa hervorbrachte. Durch seine umfassenden Kenntnisse der britischen Dichtung war Freiligrath wie kein anderer deutscher Schriftsteller zur Leitung dieses Unternehmens befähigt. Aber seinem Wirken wurde ein Ende gesetzt. Im Frühling 1875 verletzte er sich beim Einsteigen in einen Wagen der Pferdebahn am Schienbein. Seitdem kränkelte er, und auch eine Sommerkur zu Klosters im Prätigau vermochte ihn nicht dauernd wieder herzustellen. Sein Leiden, eine Verfettung des Herzens, die Wassersucht im Gefolge hatte, schritt während des Herbstes unaufhaltsam fort, und auf sein Antlitz legten sich allmählich die grauen Schatten, denen die Nacht folgt. Seine starke, tapfere Natur wollte sich trotzdem nicht der Krankheit beugen. Noch wenige Tage vor seinem Ende äußerte er zu einer befreundeten Dame: „Ich stehe wie ein Student auf der Mensur, und mein Gegner ist der Tod, aber ich habe noch stählerne Arme, und wenn auch der Kampf ein heißer, so bezwinge ich den Gegner doch." Bis zum letzten Augenblick blieb sein Geist frisch und lebendig, sein letzter poetischer Gruß galt dem befreundeten Dichtergenossen Viktor Scheffel. Am Morgen des 18. März 1876 in der Frühe um 6 Uhr schied der Sänger der Berliner Märztage aus dem Leben. In einem Lehnstuhl

sitzend, ist er schmerzlos entschlafen. „Er war gestorben, wie Dichter sterben sollen," sagt Ludwig Walesrode in einem kurzen Erinnerungsblatt an den Freund. „Das auf dem Pfühl wie schlummernd ruhende Haupt war noch der alte, mähnenumwogte Löwenkopf mit der trutziglichen Stirn. Der elegisch trauernde Zug auf dem Antlitz des verblichenen Dichters erinnerte mich unwillkürlich an Thorwaldsens sterbenden Löwen von Luzern."

Drei Städte stritten sich um die Ehre, Freiligraths irdische Hülle zu besitzen: seine Vaterstadt Detmold, Stuttgart, wo sein Sohn Otto die letzte Schlummerstätte gefunden, und Kannstatt, wo er selbst den Abend seines sturmvollen Lebens in Frieden beschlossen hatte. Die rheinisch-westfälischen Freunde beriefen sich auf die Worte, die er seinen ausgewanderten Dichter sprechen läßt:

„Ich lag heut nacht in süßen stillen Träumen
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben";

und sie wollten ihm eine würdige Grabstätte an der Grotenburg im Teutoburgerwalde bereiten. Freiligrath selbst hat in einem Briefe an seine Stiefmutter vom 3. Mai 1846 den Wunsch geäußert, an der Seite seines Vaters und seiner Brüder auf dem Friedhofe in Soest zu ruhen: „Sollte ich aber früher oder später abberufen werden," so heißt es da, „ach, so wollte ich, daß ich neben Karl, Otto und Vater vor dem Wallburger Tore schlafen, daß mein unruhevolles und bewegtes, mein oft irrendes, ach, mein jetzt blutendes und zerrissenes Herz neben ihnen Asche werden könnte, wie es lebend für sie und neben ihnen geschlagen hat." Diesen Brief hat Ida Freiligrath wahrscheinlich nicht gekannt, und er ist auch sonst nicht weiter beachtet worden. Sie war gegen eine feierliche, aufsehenerregende Überführung des Toten nach seiner Heimat und entschied, daß ihr Gatte auf dem Friedhof in Kannstatt beerdigt werde, wo er einige Wochen vor seinem Ende zu ihr gesagt: „Hier ist's gut sein, hier möcht' ich schlafen." So hat der Sohn der roten Erde in der Heimat Schubarts, Schillers, Hölderlins und Uhlands sein Grab gefunden. Auf dem friedlichen Gottesacker in Kannstatt, nahe der uralten Ufikirche, hat man ihn am 21. März wie einen Sängerfürsten bestattet. Tausende von Leidtragenden folgten seinem Sarge, an der Gruft sprachen Ludwig Walesrode und Karl Maier ergreifende

Worte zum Gedächtnis des Entschlafenen. — Seit dem Juni 1878 schmückt eine Kolossalbüste des Toten von Meister Donndorfs Hand das stille Dichtergrab.

VII.

Chateaubriand hat den Ausspruch getan, daß er der einzige Schriftsteller seiner Zeit sei, dessen Leben seinen Werken gleiche. Als Wanderer, als Soldat, als Dichter, als Publizist habe er in den Wäldern die Wälder besungen, auf den Schiffen das Meer geschildert, in den Lagern von den Waffen geredet. Eine derartige Einheit zwischen Leben und Schaffen suchen wir in Freiligraths Entwicklung vergebens. Sein ganzes Dichten beruht vielmehr auf einer einzigen großen Antithese: dem Gegensatz zwischen seinem Ich und der Außenwelt, zwischen Neigung und Beruf, zwischen Sehnsuchtsdrang und Erfüllungsmöglichkeit, zwischen den stürmischen Forderungen seiner Künstlernatur und den Mächten, die sein individuelles Leben und weiterhin Staat und Gesellschaft beherrschen und beengen. Er, der Phantasiemensch, steht mitten in der nüchternen Prosa des Erwerbs und schwelgt geistig in der wildesten Romantik. Er führt die Feder und träumt von Schwertern und Speeren, er zählt und rechnet und möchte „gelehnt an eines Hengstes Bug" im Sande der Wüste singen, er fühlt sich unfrei und sehnt sich nach dem ungebundenen Wanderleben des Beduinen in der Sahara, des Piraten auf dem Meere, des Fischers und Wildstellers im Urwald und in den Savannen. Dieser Widerwille gegen die Poesielosigkeit seiner Umgebung steigert den ihm angebornen Drang nach den Wundern der Ferne und führt ihn manchmal fast zu einer an Rousseau erinnernden Verachtung der Kulturwelt, in der „alle Tiefe, Frische, Kraft" verloren geht. Als er die Berufsfesseln abgestreift hat, wird er, der Sohn des niedersächsischen Stammes, dem ein starker konservativer Zug eigen ist, zu einem Vorkämpfer des radikalen Fortschrittes in Staat und Gesellschaft; in einem Kleinstaate geboren, entwickelt er sich zu einem heftigen Gegner der deutschen Kleinstaaterei, aus einem Pensionär des Königs wird er zum schroffen Widersacher monarchischer Gewalten. Aus diesen Kontrasten, aus dieser feindlichen Reibung mit der Wirklichkeit entzündet sich die Glut seiner Poesie. Überall sucht und sieht er Wesen, die sich in einem ähnlichen Gegensatz zum Leben befinden wie er selbst, die in ein Element versetzt sind, in das sie nach ihrer Naturbestimmung nicht hineingehören. Die Schwarzwaldbewohner, welche die Not in der Heimat über das

Meer in die Wälder am Missouri treibt, der deutsche Bauer, der im Angesicht der fremden Küste ein Grab in den Wogen des Weltmeeres findet, die Griechin, das Sonnenkind, das am grauen Nordseestrande seine Waren feilbietet, der Neger, der sich pelzumhüllt auf den Gracht en im Eislauf tummelt, der Mohrenfürst, der in einem Kunstreiterzirkus der Hauptstadt die Trommel schlägt, die Tanne, die, den heimatlichen Forsten entrissen, als Mast die Meere durchfährt und von der verlorenen Waldidylle träumt, der deutsche Dichter, der europamüde in den amerikanischen Urwald geflohen ist und die Bilder seiner verlorenen Heimat an seiner Seele vorüberziehen läßt, der Walfisch, „der freie Meeressohn", der sich auf eine Sandbank verirrt und dort dem Küstenvolk, „der kleinen Menschenbrut" zum Opfer fällt — in all diese Gestalten und Situationen hat er den Zwiespalt seines eigenen Daseins hineingetragen, in ihnen allen sieht er gewissermaßen Abbilder seines Ichs. Am liebsten weilt seine Phantasie da, wo diese und ähnliche Gegensätze in Natur und Leben feindlich aufeinanderstoßen, wo der Kampf beginnt, wo der Krieg, der Befreier und Erwecker des Menschengeschlechts die Kraft erscheinen läßt. Seine ganze Dichtung ist eine Galerie von Schlachtenbildern, von seinen Balladen „Löwenritt", „Mirage", „Unter den Palmen" angefangen, in denen er düstere Szenen aus dem Vernichtungskampf der sich selbst zerfleischenden Schöpfung entrollt, bis zu seinen zornigen Revolutionsgedichten „Wie man's macht", „Freie Presse", „Die Toten an die Lebenden", „Am Birkenbaum". Es ist dasselbe Wühlen in Blut und Wunden, wie es auch seiner Landsgenossin Annette von Droste-Hülshoff eigen ist. Und auch bei dieser bedeutet es nach Bussе „Rache und Rückkehr der unterdrückten Natur". Was sich im Leben nicht entfalten konnte, „was sorgsam unter dem Verschlusse der peinlichsten Sittsamkeit gehalten wurde, das Wilde in Annette, der Schaffens- und Betätigungsdrang, der ihr ganz unterbunden war — das ward, in der Phantasie überspannt, ins Krasse gezerrt, in den Schöpfungen der Annette niedergelegt". Die westfälische Dichterin scherzt wiederholt über ihre Freude am papierenen Blutvergießen, und Freiligrath schreibt am 23. April 1835 an Schwab: „Gott mag wissen, wie ich friedfertiger Mensch dazu komme, so viel Blut zu vergießen! Nicht Wahl — eher Wahlverwandtschaft ist es, was mich und mit mir die meisten Dichter des deutschen Nordens das Düstere und Gräßliche ergreifen läßt und mich der Gefahr aussetzt, eine dereinstige Sammlung meiner Gedichte eher zu einem Schlachtfelde oder einem anatomischen Theater als, nach dem Vorgange der Sänger

des Südens, zu einem sonnigen, duft- und farbenreichen Blumengarten zu machen."

Sowenig wie seine Dichtungen selbst einem Blumengarten gleichen, erinnert auch ihr Entstehungsprozeß an ein ruhiges pflanzenartiges Wachsen, an die stille Entfaltung des Keimes zur Blume. Ihr Schöpfungsakt hat im Gegenteil etwas Gewaltsames, Überhitztes, Kampferregtes, er ist ein vulkanartiger Ausbruch, wie der Dichter ihn in „Moostee" schildert:

„wie rot und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faaröer Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

„Beim Versemachen", so betont er, „muß man immer halb toll sein — ich meine, Shakespeares fine Frenzy — das gibt die besten Gedichte." Und an August Schnezler schreibt er am 6. April 1837: „Ich kann nur dichten in tiefer, stiller Nacht. Dann fahre ich aus schweren Träumen wie Lenore, lege die heiße Stirn in das zerwühlte Kissen, Mann und Roß sausen im Dunkeln an mir vorüber, und mit zerschlagenen Gliedern stehe ich morgens auf." Wenn nach Grillparzer der Geist der Poesie zusammengesetzt ist „aus dem Tiefsinn des Philosophen und der Freude des Kindes an bunten Bildern", so überwiegt in Freiligraths Dichtung die letztere Eigenschaft, die Bildfreudigkeit. Sein Schaffen ist Schauen und Fühlen; mit dem hellseherischen Blicke eines Inspirierten erfaßt er seine Gestalten und verkörpert sie mit warmer Gefühlsteilnahme. Eine scharfe Beobachtungsgabe, eine heiße Phantasie und ein reiches Gemüt sind die Grundkräfte seiner Poesie. Dagegen fehlt ihm das Element der Reflexion fast ganz. Geibel, der einen tiefen Blick in Freiligraths künstlerische Werkstatt geworfen hat, charakterisiert das Schaffen des Freundes also: „Als Dichter arbeitet er fast nur in der Sphäre der Einbildungskraft; unwillkürlich wird ihm jeder Stoff zum Bilde; in der Sphäre des Gedankens ermattet er rasch; immer malt er, fast zu viel, aber immer wie ein Meister. Die Poesie ist ihm ganz Gabe, die Anschauung kommt ihm, und er hält sie in der farbigsten Lebendigkeit fest; er ist mehr Visionär als Künstler. Von allem Sichbewußtwerden bei der dichterischen Erzeugung ist er daher ein entschiedener Feind, und ich habe

es mehr als einmal durchgefühlt, daß ihm bei unserer Unterhaltung ein gewisses verständiges Element, das nun einmal in mir ist, und ich glaube zu meinem Glücke, unbehaglich wurde." Freiligrath selbst hat die Stärke seiner dichterischen Begabung scharf erkannt, er war sich aber auch klar bewußt, wo die Schwächen seines Talentes lagen. „Ich bin mehr Maler als Dichter," so versichert er Schnezler am 14. Februar 1837, „schildere in meinen Liedern mehr, als daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken sollte, und eben darum werde ich immer wenigstens einseitig bleiben." Und zu Schwab äußert er sich in ähnlicher Weise: „Ich sollte mich eigentlich gar nicht ans Reflektieren geben. Wenn auch manches in mir dämmert und aufblitzt, so weiß ich doch, da ich eben nie einen philosophischen Kursus gemacht habe, alles nicht so darzustellen und zu entwickeln, wie ich es wohl fühle, und daher kommt denn auch so mancher kahle Ausgang." Tiefe philosophische Probleme suchen wir in Freiligraths Werken vergebens. Nirgendwo ein faustisches Ringen nach Wahrheit und Erkenntnis! Über diese Ideenarmut, die ihn verhinderte, in die Tiefen der Dinge einzudringen, gab er sich, wie wir sahen, niemals einer Selbsttäuschung hin, sondern er hat sie allezeit offen bekannt. Entrüstet wies er aber wiederholt den Vorwurf zurück, daß seine Lyrik kein Gefühl und keine Seele habe, daß man in ihr mehr Hufschlag als Herzschlag vernehme. „Wer in meinen Wüsten das Ohr an den Boden legt," so schreibt er an Wolfgang Müller am Neujahrstage 1839, „der hört auch bei Gott nicht bloß Hufe, sondern doch auch dann und wann das Pochen einer fühlenden, in Lieb' und Haß entbrennen könnenden, manchmal selbst krampfhaft zuckenden Menschenbrust. — Hunde, dies Rezensentenvolk!" Freilich, liedartigen Ausdruck gewinnt bei ihm das Gefühl nirgends. Seine schwerwuchtigen Worte können sich nicht auf den Wogen der Töne schaukeln, seine scharfbestimmten, vielfach grellkolorierten Bilder sich in diesem zerfließenden Elemente nicht spiegeln. Wer an Heines, nach meiner Meinung durchaus irreführendes Wort glaubt, daß das Lied das Kriterium der Ursprünglichkeit sei, dem wird Freiligraths Muse arm erscheinen; messen wir sie aber nach dem Ausspruche Goethes, der die Kraft und Wirkung eines Gedichtes in Situationen und Motiven sucht, so wird man ihn als eigenartigen Dichter gelten lassen.

Die beiden Grundkräfte seiner Künstlerseele: Fähigkeit zu malen und Innigkeit des Gemütes, offenbaren sich schon deutlich in seinen Soester Jugendpoesien. Ich habe die Vorbilder genannt, die auf seine ersten metrischen Versuche bestimmend

einwirkten, und hervorgehoben, daß mehr als Schiller, Uhland und Hölty von den deutschen Lyrikern der Neuzeit Matthisson ihn beeinflußte, dessen malerische Schilderungen und schönrednerisch prunkende, in schwärmerische Wehmut getauchte Gefühlsergüsse in Freiligraths Gedichten „Der große Teich in Soest", „Kindergräber", „Sommerlied" u. a. erkennbar sind. Aber auch die Freude an bunten, fremdartigen, wohltönenden Reimen hat Matthisson — was bisher nicht beachtet wurde — in seinem Jünger geweckt und genährt. Verse, wie:

„Durchsegle kühn die Meere,
Wie Cook und Magellan;
Erfleug das Ziel der Ehre auf nie beflogner Bahn,
Gib Königen Gesetze,
Sei Herr von Perus Gold,
Gebeut im Reich der Schätze,
Die uns Golkonda zollt,"

haben in Freiligraths Liedern ein Echo gefunden. Während der Jahre 1830 und 1831 übersetzte er zumeist aus der englischen Literatur, und diese Beschäftigung, namentlich mit den Dichtern der Seeschule, hinterließ manche Spuren in seinen Schöpfungen. Mehr noch als Walter Scott und Coleridge fesselte ihn Lord Byron, dessen Einfluß auf ihn noch fortwirkte, als er schon in den Bannkreis Hugos geraten war. Nach meiner Meinung hat er die „Orientalen" des französischen Romantikers schon im Sommer 1829 kennen gelernt. Es war eine innere Wahlverwandtschaft, die ihn zu Hugo hinzog. Die Behauptung, daß er lediglich ein Nachahmer des Franzosen sei, muß jedoch als übertrieben und unwahr zurückgewiesen werden. Irrig ist die Annahme, daß der Schöpfer der „Orientales" ihm die morgenländische Stoffwelt zuerst erschlossen habe. War doch Hugo überhaupt nicht der erste, dessen Muse nach dem Orient wanderte, um Stoffe und Formen zu erobern. Schon Friedrich Schlegel war durch seine Schrift über die „Sprache und Weisheit der Inder" (1808) der romantische Anwalt morgenländischer Poesie in Deutschland geworden, Forscher wie Franz Bopp, Lassen, Hammer-Purgstall waren ihm gefolgt, Goethe ergriff im „Westöstlichen Divan" das Beschauliche der morgenländischen Lebensbetrachtung, Rückert und seine Jünger waren ihre lyrischen Verkündiger, Hauff und Ehlenschläger versenkten sich in die Märchenwelt aus „Tausend und einer Nacht", und in England nahmen Thomas Moore in „Lalla Rookh" und Byron in „Giaur" und im „Korsaren" morgenländische Landschaften als Hintergrund

ihrer Erzählungen. Dann erst kam Victor Hugo, dem nach Brandes das Interesse an dem Befreiungskriege der Griechen gegen die Türken die orientalische Stoffwelt näher brachte und ihn zunächst Szenen aus diesem Freiheitskampfe poetisch darstellen ließ. Das gleiche Zeitereignis gab auch Freiligraths Phantasie, die schon durch Moores und Byrons Epillien mit orientalischen Bildern erfüllt war, die Richtung nach dem Morgenlande. Als die Begeisterung für die Enkel der Marathonkämpfer, die in Soest zur Bildung eines Griechenvereins führte, ihren Höhepunkt erreichte, und überall in Deutschland die Griechenlieder erklangen, schrieb Freiligrath im Sommer 1829 sein erstes Gedicht mit morgenländischem Kolorit „Ibrahim vor Missolunghi". Nicht die sittliche Anteilnahme an dem Ringen des unterdrückten Volkes spricht aus diesem poetischen Gemälde, sondern lediglich die Freude an dem buntbewegten Kriegsbilde hat seine Einbildungskraft entzündet. In der Behandlung orientalischer Vorwürfe verfährt er fortan ähnlich wie Victor Hugo. Wie diesen, so lockt auch ihn nicht der Tiefsinn indischer oder persischer Weisheit, sondern die farbige Lebenswirklichkeit des Orientes fesselt sein Malerauge. — In den „Gedichten", die 1838 bei Cotta erschienen, und in der Nachlese „Zwischen den Garben", die er 1849 in demselben Verlage herausgab, läßt sich der Einfluß Hugos auf Freiligrath am deutlichsten verfolgen. Er äußert sich inhaltlich und formell, namentlich in der Gruppe, die der westfälische Lyriker unter dem Titel „Alexandriner" zusammengefaßt hat. So ist die poetische Betrachtung „Anno Domini", die Scherr eine Vision von wahrhaft apokalyptischer Mächtigkeit nennt, von Hugos „Mazeppa" angeregt worden, das Stimmungsbild „Im Herbst" zeigt Berührungspunkte mit „Novembre", „Scipio" hat denselben antithetischen Aufbau und eine ähnliche überraschende Pointe wie „Der Schmerz des Pascha". Gedichte wie „Schahingari", dessen Stoff Hammer-Purgstalls „Geschichte des Osmanischen Reichs" entlehnt ist, „Die Magier", „Am Kongo", „An das Meer", „Der Diwan der Ereignisse" u. a. verraten die Manier des französischen Lyrikers, wie auch in manchen andern Gedichten einzelne Bilder von Hugo übernommen oder doch angeregt sind. Wenn Freiligrath die blutrot im Nebel versinkende Sonne mit dem in der Schale ruhenden Haupte des Täufers vergleicht, wenn er die flatternd zerrissenen Wolkenstreifen die regenschwangeren Nadelkissen der Tanne nennt, wenn er ausruft:

„ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: Flieh!
Mein Nero, weh mir! ist die Poesie —"

so zeigt er sich durchaus als Nachahmer der barocken Phantasmagorien des französischen Romantikers. Von ihm hat er den Alexandriner mit den kühnen Enjambements übernommen, die den Vers oder die Versgruppe manchmal geradezu in Stücke hacken und ihren melodischen Fluß völlig zerstören. Gemeinsam mit ihm hat er die Lust an überraschenden Effekten, an glänzenden oder auch grellen Farbenkontrasten, an dem Blitzen der Beiworte, an der Häufung der Bilder, an dem Trompetenton der Rhythmen und Reime. Die Reichhaltigkeit und Buntfarbigkeit des aufgewendeten Wörterschatzes erinnert an die übermütigen Herausforderungen, die Victor Hugo in den Tagen seines aufgehenden Gestirnes den Akademikern entgegenschleuderte. Vor der manchmal unerträglichen Geschwätzigkeit, zu der sich Hugos epische Breite zuweilen steigert, hat Freiligrath sich jedoch frei gehalten. — In der Amsterdamer Periode stand er am meisten im Banne seines Vorbildes. „Überhaupt macht mich", so gesteht er in einem Briefe vom 27. November 1835 seinem Freunde Merkel, „der Hugo halb verrückt, d. h. nicht das Übersetzen, sondern der Inhalt der Oden an und für sich. Man glaubt in einigen die Apokalypse zu lesen — eine entsetzliche Phantasie hat der Kerl, und wenn ihn Tieck auch in seiner ‚Reise ins Blaue' gewissermaßen in den Bann tut, so bleibt er doch ein Hauptpoet."

In keiner Schrift über Freiligrath ist seines Verhältnisses zur niederländischen Literatur gedacht worden. Er selbst hat sich ziemlich abfällig über die holländische Dichtung geäußert. So schreibt er am 29. Oktober 1833 an Ludwig Merkel: „Was endlich die Holländer anbetrifft, so haben sie, vornehmlich die alten Hähne, die aber alle Lateinisch geschrieben haben, in den Fächern der Philologie, Geschichte usw. Ehrenwertes geleistet, was aber ihre Dichtkunst anbetrifft, so kann ich fast nicht umhin, Wolfgang Menzels keck hingeworfenes Paradoxon: ‚holländische Poesie ist eine contradictio in adjecto!' zu unterschreiben. Die Holländer sind gute Reimschmiede und Silbenzähler, haben aber keine Phantasie und suchen den Mangel derselben durch Schwulst und Bombast zu ersetzen. Sollten für Dich nähere Nachrichten über die Musen und Grazien — nicht in der Mark, sondern in Oud Nederland, von Interesse sein, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Dir des allerdings für die

Holländer etwas eingenommenen Engländers John Bowring ‚Sketch of the language and literature of Holland' zu schicken, ein Büchlein, welches auf wenig Seiten das Wichtigste des Gegenstandes, den es sich zum Vorwurf gemacht hat, mitteilt. Du wirst aber wohl wenig Lust zu einem solchen Studium haben, da man in Deutschland gewohnt ist, die armen, freilich etwas massiven und tölpelhaften Dutchmen mit wegwerfender Verachtung zu behandeln, welche Verachtung sich wohl nie witziger ausgesprochen hat als in Lichtenbergs Worten: ‚Der Esel ist ein Pferd, ins Holländische übersetzt'." Trotz diesen absprechenden Bemerkungen verdankt Freiligrath der holländischen Literatur mancherlei stoffliche Anregungen. Im Jahre 1835 sammelte er für Uhland niederländische Volkslieder, und dabei kam er, wie er Schwab mitteilt, einigen alten Geusenliedern auf die Spur, „die freilich vornehmlich nur historischen Wert haben dürften, obgleich sich einzelnes auch im Munde des Volkes erhalten hat. Anfang August 1835 ließ er „eine nicht ganz uninteressante Sendung" dieser Gesänge an Uhland abgehen. Die Nachklänge der Geusenlieder vernehmen wir in der „Geusenwacht", in die Freiligrath eine Strophe des Wilhelmusliedes einflocht, jener niederländischen Nationalhymne, die Marnix von St. Aldegonde, der ausgezeichnete Staatsmann und Freund des schweigsamen Oraniers, im Jahre 1569 verfaßt haben soll. Die Verse

„Wilhelmus van Nassauve
Ben ik van duitschen blood,
Het vaderland getrouve
Blijf ik tot in den dood
Een prinse van Oranje
Ben ik vrij onverweerd,
Den koning van Hispanje
Heb ik altijd geerd."

kehren in fast wörtlicher Übersetzung bei Freiligrath wieder:

„Doch drinnen, aufzutauen
Den Frierer auf der Hut,
Schallt's: ‚Wilhelm von Nassauen
Bin ich, von deutschem Blut.
Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt.'"

Eine Episode des niederländischen Freiheitskrieges behandelt er in der Ballade „Lieve Heere", zu der ihm vielleicht das gleichnamige Gedicht von Hendrik Tollens die Anregung gab. Auch „Der Wassergeuse" und die Verse „Für Schillers Album bestimmt gewesen" und „In Schillers Album" verraten die Befruchtung, welche die Phantasie des jugendlichen Poeten von der niederländischen Geschichte empfing. Im Jahre 1836 übersetzte er einige Romanzen Bilderdijks, unter anderm das Gedicht „Ahacha", und 1843 trug er sich mit dem Plan, den Abfall der Vereinigten Niederlande von Spanien zum Gegenstande eines Epos zu machen.

Die besten poetischen Schöpfungen Freiligraths aus seiner Amsterdamer Periode sind jedoch von keinem literarischen Vorbilde abhängig, sondern haben den frischen Anhauch des tatsächlich Erlebten. Dichterische Gaben, wie „Die Auswanderer", „Die Sandlieder", „Einem Ziehenden", „Prinz Eugen, der edle Ritter", „Der Tod des Führers", „Die Tanne", „Der ausgewanderte Dichter" u. a., tragen den echten Stempel des Genius an der Stirn. Sie konnte kein anderer als Freiligrath schaffen. „Der ausgewanderte Dichter" z. B. ist ein ergreifendes Heimwehlied, worin germanischer Freiheitstrotz und deutsche Gemütsweichheit, Europamüdigkeit und Sehnsucht nach dem Vaterlande, das Seelenleben eines Poeten und die wilde Szenerie des Urwalds und der Prärien stimmungsvoll zu einer Bilderreihe verwoben sind, die der Schimmer der Elegik umflimmert. Aber auch manche der Freiligrathschen Wüstenbilder mit ihrer stark koloristischen Wirkung konnte doch nur ein echter Dichter so gestalten. Sie sind nicht, wie man fälschlich behauptet, lediglich exotische Pflanzen im Blumengarten der von Lessing verurteilten alten beschreibenden Poesie. Freiligrath bietet uns hier nicht bloß einen orbis pictus bunter Bilder, sondern er trägt innere Bewegung in seine Naturgemälde, er umhaucht sie mit dem Duft seiner Stimmung und beseelt sie durch eine tiefere Idee. Welch eine mächtige Plastik der Darstellung, welch eine stimmungsvolle Beleuchtung zeigt z. B. das berühmteste Bild in der Galerie dieser Gemälde „Der Löwenritt". „Wir vergessen", sagt Gottschall, „über der exotischen Poesie des Kaplandes, über dem Frührot, das von Madagaskar herüberglänzt, über der Verherrlichung der Majestät des Königs der Tiere, daß diese Illustration des mächtigen Räubers und seines bluttriefenden Opfers uns zugleich das Recht des Stärkeren im Kampf ums Dasein vor Augen führt, daß es ein furchtbares Blatt ist aus der großen Leidensgeschichte der Menschheit." Und

dasselbe Seufzen der Kreatur, von dem die Bibel spricht, der Schmerzensschrei über die Grausamkeit einer ewig sich selbst verzehrenden Naturkraft, die ihre eigenen Geschöpfe, Mensch und Tier, rastlos in ihren Mutterschoß zurückschlingt, sehen wir in „Mirage", in „Leviathan" und im „Gesicht des Reisenden", dieser gespenstischen Vision, die vor dem Auge des Wüstenwanderers nächtlich in langer Geisterkarawane die unendliche Schar der Opfer erstehen läßt, die das Sandmeer begraben hat. In dieser phantastischen Freske hat Freiligrath eine alte Wüstensage poetisch gestaltet, ohne sie vorher gekannt zu haben. Und dieselbe tragische Weltanschauung, die an den Ausspruch Werthers von der Natur als dem alles verschlingenden Ungeheuer gemahnt, beherrscht die Allegorie „Der Blumen Rache", worin die Heimtücke der Natur die hinterlistige Grausamkeit, mit der sie auch die schönsten Menschengebilde gerade durch ihren Reiz und ihren Zauber mordet, tiefsinnig und ergreifend symbolisiert wird. „Es ist Ihnen hier etwas gelungen," schrieb Immermann am 25. Juni 1838 an Freiligrath, „was Goethe auch nur einmal im ‚Erlkönig' glückte, nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereignis (daß ein Mädchen von Blumenduft bei verschlossenen Fenstern getötet wird) in schönster Weise mythisch zu machen." Vielleicht wäre die Wirkung dieses Gedichtes noch größer, wenn das epische Moment weniger durch das beschreibende zurückgedrängt würde und die prosaische Schlußzeile, welche die Allegorie auflöst, durch eine poesievollere ersetzt wäre. Überhaupt tritt in den Balladen Freiligraths der Maler dem Erzähler öfters hindernd in den Weg. Daß er es manchmal aber auch meisterhaft versteht, den Mikrokosmus durch den Makrokosmus zu illustrieren, die Natur mit begleitenden und stimmenden Akkorden in die Handlung eingreifen zu lassen, beweist „Der Tod des Führers" und der von Heine verspottete „Mohrenfürst". Wirkungsvoll harmonieren hier Naturhintergrund und Handlung: der leuchtende Morgen und der siegesfreudige Auszug aus dem Palmental, die wilde Kampfeswut der streitenden Neger und die sengende Mittagsglut der afrikanischen Wüste, dann das Sinken des Tages und das allmähliche Verstummen des Kriegslärms, die Stimmen der tropischen Nacht und die Verzweiflung des Weibes, dem ein flüchtiger Mohr die Schreckenskunde von der Gefangennehmung ihres Geliebten bringt. Meistens benutzt der Dichter die landschaftliche Szenerie zu Kontrastwirkungen, wie z. B. in der Elegie: „Bei Grabbes Tod".

Als Clemens Brentano die Gedichte Freiligraths gelesen

hatte, schrieb er am 3. September 1839 an den Verfasser: „Meine Schwester Arnim, der ich meine große Liebe zu Ihren Gedichten aussprach, machte denselben den Vorwurf, trotz allen Wohlklanges seien sie nicht gesungen, und sagte, es sei das Wesen der Räder an den Dampfschiffen darin. Allerdings fühle ich bei näherer Erwägung auch, daß nicht das Schiffen auf einfachem Kahne darin ist, aber doch ungemeine Lust und Kraft, es ist Bewegung der Zeit darin." In Übereinstimmung damit hat Freiligrath später mehrfach betont, daß die bewegenden Mächte der vormärzlichen Epoche schon in der ersten Sammlung seiner Lyrik fühlbar seien. „Meine erste Phase," so betont er am 9. Juli 1852 in einem Briefe an Brockhaus, „‚die Wüsten- und Löwenpoesie', war im Grunde auch nur revolutionär; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung wie gegen die zahme Sozietät." Der Geist eines freien Weltbürgertums, der Traum von einer heiligen Allianz aller Völker, von der später Lamartine phantasierte, redet hoffnungsfreudig aus dem „Bannerspruch", und das sozialempfindende Herz des Dichters, das von warmer Anteilnahme für die Unglücklichen und Unterdrückten in allen Zeiten und Zonen erfüllt ist, klopft vernehmlich in „Audubon", im „Tod des Führers" und in dem düsteren Anklagegedicht „Die irische Witwe". Als Freiligrath dann nach der Veröffentlichung seiner ersten Sammlung im Jahre 1838 mit der Meer- und Wüstenpoesie im wesentlichen abgeschlossen hatte und auf dem Boden der Heimat aus einem internationalen ein mehr provinzieller Dichter zu werden versuchte, lauschte er mit immer steigendem Interesse den Stimmen seiner Zeit. Die Gedichte, die den Übergang zu seiner politischen Lyrik bilden, vereinigte er aber, wie bereits erwähnt, erst 1849 in der Nachlese „Zwischen den Garben", die neben manchem Bizarren und Abstoßenden manche seiner schönsten poetischen Schöpfungen enthält. Einige dieser Erzeugnisse, wie „Die Nacht im Hafen", „Memnon", ein farbenreiches Gemälde ägyptischen Lebens, „In der Nordsee", „Ein Ritt", sind zum Teil noch in Amsterdam entstanden oder wurzeln doch in den dort empfangenen Eindrücken. Die keck hingeworfenen blitzenden Verse „Ein Ritt" und das Gedicht, das er zuerst „Ein Spital und ein Kirchhof", dann „Dreadnought", endlich das „Hospitalschiff" benannte, verraten deutlich, daß Freiligrath damals vor einer Klippe stand, an der schon so manches vielversprechende Talent gescheitert ist, daß er in Gefahr geriet, seine Eigenart zu kopieren, ein Nachahmer seiner selbst zu werden. Das „Hospitalschiff", dieses packende Bild des schwimmenden britischen Matrosenspitals,

worin die Vertreter aller Zonen, in glühenden Fieberphantasien langentbehrte Heimatbilder schauend, unter der schwarzen Flagge des Todes verbrüdert, sterbend nebeneinander ruhen, ist trotz mancher Schönheiten als Ganzes verfehlt, die Einleitung ist nach Freiligraths eigenem Urteil zu weitschweifig, die Charakterisierung der einzelnen Redenden nicht scharf genug, der Schluß überhastet und nicht befriedigend. Entrollt hier der Tropenmaler noch einmal seinen farbenreichen Bilderteppich, so tritt uns in anderen Gedichten der Sänger der Heimat und der Empfindungslyriker entgegen. An das Jugendlied „Der Liebe Dauer", dessen Entstehung ich im Lebensbild ausführlich geschildert habe, reihen sich die lyrischen Blüten „Mit Unkraut", „Ruhe in der Geliebten", „Du hast genannt mich einen Vogelsteller", diese so warm und tiefempfundenen, in der Kunst des Wortes und des Verses gleichvollendeten Liebeslieder. Aber auch der politische Dichter wird vernehmbar, die lyrischen Betrachtungen „Bei Koblenz", „Die Linde von Hircenach" und „Vision", die sämtlich in dem für Freiligraths Entwicklung so bedeutungsvollen Jahre 1843 entstanden, sind Vorklänge seiner späteren oppositionellen Poesie.

Wir haben gesehen, wie der Dichter aus einem Anhänger des gemäßigten Liberalismus, aus einem Vertreter des politischen Fortschrittes auf gesetzmäßigem Wege, durch die reaktionären Maßregeln der Regierung, die jeden Odemzug eines freien, großen nationalen Lebens beengten, zu einem entschiedenen Vorkämpfer der Opposition wurde. Seine erste lyrische Protestkundgebung „Ein Glaubensbekenntnis", das er 1844 bei Viktor von Zabern in Mainz drucken ließ, läßt uns diesen Entwickelungsgang ziemlich klar erkennen. „Diese Gedichtsammlung", sagt Volbert, „war der poetische Ausdruck der öffentlichen Meinung in den konstitutionell-liberalen Parteien Deutschlands. Sie zeigt ihre Kühnheit, ihre Forderungen einerseits, anderseits auch ihren Doktrinarismus, ihre Unklarheit und Unentschlossenheit. Nicht die Revolution wollte der Dichter, aber eine gründliche Reform des öffentlichen Lebens im Sinne eines gemäßigten Fortschritts. Sein politisches Programm, wenn man es so nennen darf, bilden die großen Ideale: Einheit und Größe des Vaterlandes, eine enge Verbindung der deutschen Staaten im Rahmen eines großen, einigen Deutschlands, das aufgebaut ist auf dem Vertrauen des Volkes und den Forderungen des modernen Lebens, das, gestützt auf ein großes, begeistertes Heer und eine gewaltige Flotte, stolz seine Macht aller Welt verkündet, ein Vaterland, in dem im Innern gleiches Recht, Freiheit

des Gedankens und Gewissens, nicht Vorrechte der Geburt oder der Zunft herrschen."

Das „Glaubensbekenntnis", das im ganzen noch eine maßvolle Haltung hat, verrät deutlich, daß der Dichter auf dem ungewohnten Gebiete der politischen Lyrik sich noch nicht durchaus sicher fühlt. Er ringt noch mit dem Stoff, er kann ihn mit den Kunstmitteln seiner Technik noch nicht völlig bezwingen, die Reflexion hemmt und stört die ihm sonst eigentümliche Bildkraft. Hier und da ist er abhängig von Herwegh, dessen lyrisches Pathos und dessen Freude am Refrain in einigen Gedichten störend zutage tritt. Auch der Bänkelsängerton Hoffmanns erklingt hier und da in diesen Poesien, und die Gaudysche Ironie und die kecke Epigrammatik Dingelstedts kehrt in manchen weniger wertvollen politischen Betrachtungen wieder. Bald aber ist Freiligrath völlig Herr des neuen Elementes. Gab er uns in der ersten Periode seines Schaffens eine Lyrik der Anschauung, die von dem Fluidum der Stimmung getragen ist, so entwickelt sich seine Revolutionspoesie zu einer Lyrik der Gesinnung, die in die Form der Anschauung gebannt ist. Herwegh ist der Sänger, Freiligrath der dichterische Maler der Revolution, der es meisterhaft versteht, seine packenden Zeitbilder mit dem Hauche der Leidenschaft zu beseelen. Seine poetische Kraft steigert sich mit dem Ingrimm seiner Seele. Je stärker die Windstöße des nahenden Revolutionsgewitters in sie hineinblasen, um so höher lodert die Flamme seiner Dichtung. In „Ça ira!" (1846) und in den „Neueren politischen und sozialen Gedichten, von denen das erste Heft 1849, das zweite Heft 1851 im Selbstverlage des Verfassers erschien, entrollt der Verbannte offen die Fahne des Aufruhrs. Er verlangt die Republik und verkündet die Ideale des Sozialismus und Kommunismus. Diese Dichtungen haben die verschiedenartigste Beurteilung gefunden. Während manche Kritiker, die im wesentlichen die politischen Anschauungen Freiligraths teilten und mit ihm einst im Kampfe gegen die reaktionären Regierungen in einer Front standen, diesen Erzeugnissen einer fieberhaft erregten Zeit nur vorübergehende Bedeutung beimessen, haben andere Beurteiler, die mit dem Inhalt dieser Poesien gar nicht einverstanden sind, die Revolutionsgesänge Freiligraths als die schönsten Schätze seines geistigen Erbes betrachtet und ihnen einen bleibenden Wert zuerkannt. „Wir von der älteren Generation," sagt Johannes Scherr, „die wir miterlebt, was Freiligrath zeitdichterisch kommentierte, wir vermögen ihm nachzufühlen. Aber wer von der jüngeren und jüngsten Generation wird die Zeit

und Mühe aufwenden wollen, sich künstlich in eine Vergangenheit zurückzureflektieren, welche nichts Anziehendes hat. Für Urteilsfähige steht es außer Frage, daß Freiligraths bleibende Stellung in der Nationalliteratur wesentlich auf den Hervorbringungen seiner ersten Periode beruht. Dort liegt seine Eigenart, dort das typische Merkmal des Dichters. Was er später leistete, das konnten andere ebenfalls leisten, ob zwar nicht gerade so. Aber seine Meer-, Urwald- und Steppenpoesie, die mache ihm mal einer nach!" Ähnlich äußerten sich Gottschall, Prutz, Dingelstedt u. a. Ganz entgegengesetzter Ansicht ist der Literarhistoriker Richard M. Meyer, die Kritiker Ernst Ziel und Wilhelm Holzamer. Nach Meyer ist der echte Freiligrath nicht der Dichter des „Löwenrittes", nicht der nachgeahmte und gern parodierte Meister der bunten Reime, nicht der Virtuos der exotischen Genrebilder. Der Revolutionsdichter ist es. „In den politischen Liedern steht Freiligrath am höchsten; hier hat er erreicht, was er sonst nur suchte, und was er nach kurzer Blüte wieder verlor." Nach meiner Meinung liegt die Wahrheit in der Mitte. Den echten Freiligrath finde ich ebensowohl in den „Gedichten" wie in den Revolutionsliedern, er spricht ebenso zu mir aus poetischen Schöpfungen wie „Der Tod des Führers", „Die Auswanderer", „Ruhe in der Geliebten", wie aus seinen flammenden Hymnen des Aufstandes. Es ist mit seinen Vorzügen und Schwächen im wesentlichen derselbe Freiligrath, wie er sich zuerst die Bewunderung des deutschen Publikums im Fluge eroberte. Wir finden denselben dröhnenden klirrenden Vers, dieselbe Pracht der Bilder, dieselbe Gewalt der Schilderungen, die hier allerdings weit mehr von dem trotzigen wilden Ungestüm der Leidenschaft bewegt werden. Aber durchaus recht hat Meyer, wenn er betont, daß die Muse des westfälischen Lyrikers, die in eine merkwürdige Ermattung verfiel, seitdem er die Küstenstadt verlassen und sich im deutschen Binnenlande aufhielt, erst wieder neue belebende Impulse empfing, als er in die politische Bewegung eintrat. „Ich fürchte, Freiligraths Ader fängt rasch an sich zu erschöpfen", schrieb Annette von Droste-Hülshoff im Jahre 1842 an Schücking. Ein Jahr später, als ihn die revolutionäre Strömung erfaßte, kehrte ihm die alte Schaffenskraft wieder. Jetzt erkannte er, um mit Meyer zu sprechen, „daß das leidenschaftliche Ringen eines hochgebildeten Volkes es an poetischer Kraft reichlich mit dem Dahinjagen brauner Beduinen aufnehmen könne, daß der Kontrast zwischen dem König auf dem Deck des Schiffes und dem Heizer unten, der es bewegt, so wirksam ist, wie der zwischen

„Ritter und Seldschuk", daß der Tod oder die Not hungernder deutscher Kinder das Herz inniger bewegen könne als die Degradation des Mohrenfürsten zum Zirkusmusikanten. Die Zeit hatte einen neuen Inhalt gewonnen, und der Dichter brauchte nicht mehr in die Weite zu schweifen, um Kampf, Bewegung, volle Töne zu finden". Seine Vorliebe für das Erhitzte, Grelle, Gewalttätige erhielt reichen Stoff in den Blut- und Greuelszenen, mit denen die Revolution die deutschen Hauptstädte füllte. Die Bilder, die er vorahnenden Geistes wie ein echter Seher entworfen, sie haben sich später zum großen Teil in den Straßen von Paris und Berlin verwirklicht; the second sight des westfälischen Sängers bewährte sich vollkommen. Si natura negat, facit indignatio versus. Es ist etwas vom Schlachtenmut der alten Katten in diesem Sohne der roten Erde, er hat nicht umsonst so lange, wenn auch nur im Geist, unter dem heißen Himmel Afrikas, unter den Raubtieren der Wüste geweilt. Der Geist des Tigers, jener, den auch der edle Lenau einmal in dem Prolog zu seinen „Albigensern" anruft, ist in ihn selbst gefahren, aus seinen Versen, seinen Liedern flammt uns sein Auge, dräut uns sein Rachen, streckt sich uns seine Klaue entgegen. Selten oder nie hat der glühendste Zorn, der inbrünstigste Haß, die zähnefletschende Verachtung sich in so wahrhaft großartiger erschütternder Weise ausgesprochen, wie in den Revolutionsliedern „Die Toten an die Lebenden", „Blum", „Wien", „Die Revolution" und „Am Birkenbaum". Und niemals ist es vorher einem deutschen Dichter gelungen, die an sich so widerwärtigen und grausigen Szenen noch in einer so edeln poetischen Beleuchtung zu zeigen. „Angenommen, daß es eine Poesie des Hasses gäbe und geben könnte," sagt Prutz, „und daß es dem bloßen Zorn und dem bloßen Grimm als solchen vergönnt wäre, in die Saiten der Kunst zu greifen — hier wäre die Aufgabe gelöst." Der Gewalt dieser Dichtungen kann man sich auch heute noch nicht entziehen. Nicht ihre politischen Gedanken sind es, die uns fortreißen — wir haben ihre vielen Schwächen und Irrtümer längst erkannt —, aber von dem Sturmwind seiner gewaltigen Beredsamkeit werden wir auch heute noch mit fortgetragen, noch entzündet sich an der Glut seiner Leidenschaft, die ihn Flammen statt Worte sprechen ließ, unser Mitgefühl. Und diese glühende Dichterseele, die so wild und trotzig der entarteten Gesellschaft den Krieg erklärt, sie weiß auch einfache, rührende Töne zu finden, wie in dem „Weihnachtslied für meine Kinder", in „Requiescat" und in dem herrlichen Grablied für Johanna Kinkel, das vielleicht all diese

Zeitgedichte überleben wird, weil darin das Zeitlich-Politische vom Ewig-Menschlichen völlig aufgesogen ist. Freiligrath selbst dachte gering von den Erzeugnissen seiner politischen Muse. Er äußerte einmal: „Wenn die Geschichte und der Demos ihre Epen und Dramen dichten, so liegt am Reflex derselben in der Seele des zuschauenden (oder auch mitagierenden) Lyrikers eigentlich blutwenig. Dennoch strömt das volle Herz bisweilen über, wenn auch in rauhen, fast improvisierten Klängen, die auf ästhetischen Wert weiter keinen Anspruch machen." Seine späteren Gedichte, sofern sie das Gebiet der Politik streifen, atmen die dumpfe, gedrückte, elegische Stimmung jener Reaktionsepoche, die der Revolution folgte, bis die deutsche Einheitsbewegung über die Schlachtfelder Böhmens und Frankreichs siegreich dahinschritt und der westfälische Dichter, wie wir gesehen haben, einer der hervorragendsten Sänger der modernen Kriegslyrik wurde.

An der Wirkung der Freiligrathschen Gedichte hat die sprachliche und metrische Form nicht geringen Anteil. Denn er hat unsere Poesie nicht nur mit neuen Stoffen bereichert, er war auch ein Mehrer unseres Sprachschatzes. Der Behauptung, daß seine politischen Gesänge in formaler Hinsicht seine frühere Lyrik weit überträfen, kann ich nur teilweise beipflichten. Zwar verstummt in den Revolutionsliedern die Janitscharenmusik der tönenden Reime, und die gesuchte Buntheit des Kolorits ist einer mehr gleichmäßigen Färbung gewichen. Dafür macht sich aber nicht selten die gereimte Zeitungsphrase breit, matte triviale Wendungen drängen sich zuweilen neben Sätze voll körniger Knappheit, Bündigkeit und wuchtiger Schlagkraft, gesuchte Wortspiele beleidigen den Geschmack, und die gehäuften Flüche, Verwünschungen und Drohungen, von denen einige Gedichte überschäumen, sind künstlerische Verirrungen eines Poeten, der sich zuweilen in einen grollenden Demagogen verwandelt. In seinen Revolutionspoesien nicht minder wie in den Schöpfungen seiner Meer-, Urwald- und Wüstenperiode begegnen wir neben schwungvollen wogenden Rhythmen störenden Anakoluthen und Inversionen, Hiaten und Härten, auch hier finden sich dieselben Kühnheiten des Enjambements wie in den „Gedichten". An sprachschöpferischer Kraft ist Freiligrath in seiner ersten Periode ebenso reich wie in den Jahren seiner politischen Kämpfe. Die meisten glücklichen Neubildungen enthält die erste Sammlung seiner Lyrik und die Nachlese „Zwischen den Garben". Da finden wir Wortprägungen, wie Entweiherin, Flutgeroll, Schweifgeroll, Halmenpfühl, Halmendach, Flockendecke, Klauen-

mal, Südprofil, Südgesicht, Schabrackenstoff, verlechzen, Geloder, Linienglut, Glutland u. a. Er liebt Wortbildungen, wie z. B. der Schürer, der Schilderer, der Bestatter, der Weiher, der Frierer. Aus dem niederdeutschen Sprachschatz nimmt er Ausdrücke, wie klamm, Kolk, Kamp und Kotten. Aus dem holländischen tapper (Schenkwirt) bildet er den Zapfer („Es war bei einem Zapfer im Weichbild Rotterdams"). Dem Französischen entlehnt sind die Zusammensetzungen: Lärmkanone (canon d'alarme), Ehrentrunk (vin d'honneur), ferner Karawanserei, Choc, Collet, Courbette, Falconet, Lançade und viele andere. Der Vorwurf, daß er mit den Fremdwörtern oft einen unnützen Luxus treibe, kann Freiligrath nicht erspart werden. Anderseits darf nicht übersehen werden, daß er sie manchmal auch in überraschender Weise zu verwenden versteht, um dem Reim mehr Neuheit und Arom zu geben. Er weiß das exotische Kolorit seiner Schilderungen dadurch zu erhöhen, daß er die Worte, die es vorzugsweise charakterisieren, in den Reim stellt. In dieser Kunst ist er nicht wieder erreicht worden. Er hat die heimische Reimflora um manche seltsam schöne Blüte vermehrt und Klangwirkungen hervorgerufen, wie sie vor ihm noch nicht vorhanden waren. Seine Reimskala ist reicher als die eines jeden anderen deutschen Lyrikers, selbst Rückert nicht ausgenommen. Im Gegensatz zu diesem Formkünstler benutzte er von fremden Versmassen und Strophengefügen nur den Alexandriner und Hexameter sowie die Terzine und das Sonett, während die antiken Odenstrophen nur in seinen Jugenddichtungen, dagegen Ghaselen, Sizilianen, Kanzonen und andere romantische und orientalische Dichtformen gar nicht in seiner Lyrik vertreten sind.

Wie Geibel und Friedrich Wilhelm Weber schrieb Freiligrath nicht gerne Prosa. Für ihn galt das Wort Grillparzers: „Dichten heißt in Versen denken". Außer der Novelle „Der Eggesterstein", die er als 20jähriger Jüngling in Soest verfaßte, hat er keine erzählende Dichtung in ungebundener Rede geschrieben. Daß er sich aber auch gewandt und leicht in Prosa bewegte, bezeugen seine Briefe, von denen manche so vortrefflich stilisiert sind, daß man sie für Abschriften sorgfältig ausgearbeiteter Entwürfe halten könnte, wenn nicht eingestreute Provinzialismen und hier und da auftauchende Flüchtigkeiten im Ausdruck diese Annahme meistens wieder ausschlössen. Was ihn als Lyriker auszeichnet: Kraft der Schilderung und Tiefe des Gemütes, kommt auch in seinen Briefen zum Ausdruck. Sie sind vielfach interessante Selbstbekenntnisse. Nicht nur, was

er sinnt und tut, wird hier offen ausgesprochen; er weist auch auf die Beweggründe seines Verhaltens hin und läßt uns auf den Grund seiner Handlungen sehen. Seine Briefe gleichen bald fieberhaft bewegten Monologen, in denen sein tiefes Gemüt nur mit sich selbst verkehrt und nach Klarheit und Versöhnung ringt, bald erscheinen sie als rückhaltlos vertrauliche Mitteilungen, als lebhafte Gesprächsäußerungen, mit denen er sich an Gleichgestimmte wendet. Am tiefsten erschließt er sein Gefühlsleben in dem Briefwechsel mit seiner Frau, der aber bis heute nur bruchstückweise vorliegt, ferner in dem freundschaftlichen Austausch mit Schücking, Elbers, Merkel, Buchner u. a. Mit reger Anteilnahme lauschen wir ihm, wenn er in leichtem Plauderton Vorgänge des alltäglichen Lebens mit lächelndem Humor erzählt, wenn er Menschen und Dinge, denen er begegnete, in realistischer Klarheit oft nur mit wenigen energischen Strichen uns vor Augen führt oder über literarische und künstlerische Erscheinungen sein Urteil fällt, aber mehr noch packt er, wenn er als erregter Parteimann seiner politischen Überzeugung zornigen Ausdruck leiht, und am tiefsten ergreift er uns, wenn er den Tod geliebter Menschen betrauert, wenn sein verwundetes Vater- oder Freundesherz klagt, oder wenn er seine treue Anhänglichkeit an die alte Heimat in rührende Worte kleidet. Aus allen seinen brieflichen Äußerungen spricht der kernige deutsche Mann, der unter einer rauhen Schale ein weiches Herz barg.

Zeitlebens hat Freiligrath den Beruf gefühlt, an den Dichtungen des Auslandes das Amt eines vermittelnden Dolmetschers zu üben. Das Übersetzen betrachtete er als ein vortreffliches Mittel zur Ausbildung seiner poetischen Kunst und metrischen Gewandtheit. „Ich glaube nun einmal," schrieb er am 14. Dezember 1842 an Adelheid von Stolterforth, „die Gabe der poetischen Übersetzung in einem Grade zu besitzen, der es mir zur Pflicht macht, sie nicht brachliegen zu lassen, sondern durch sie nach Kräften zur Vermittlung bedeutender ausländischer Talente bei unsern Landsleuten beizutragen. Die Masse des miß- und absprechenden Publikums weiß gar nicht, was es heißt, etwas Poetisches poetisch zu übersetzen. Ein Gedicht will anders behandelt sein als Bozsche Reiseskizzen oder ein Roman von Cooper, Marryat und Bulwer."

Es liegt in dieser Tätigkeit Freiligraths ein schöner Beweis für die Universalität seines Geistes sowie ein gutes Stück edler Selbstverleugnung, ein bescheidenes Zurücktreten des eigenen Dichtens vor fremden Schöpfungen, deren Genuß er seinem Volke

vermitteln wollte. Schon mit sechzehn Jahren versuchte er sich in Nachbildungen Arioſtos und Taſſos, dann wandte er ſich den antiken Dichtern zu und begann Lieder Anakreons und Oden von Horaz in gereimte deutſche Verſe zu übertragen, die er ſpäter verwarf. Endlich feſſelten ihn die engliſch-amerikaniſche und franzöſiſche Lyrik und Epik, deren literariſcher Herold er bis zu ſeinem Ende geblieben iſt. Mit ſeinen Übertragungen aus dieſen beiden Sprachen können ſich ſeine gelegentlichen Verdeutſchungen italieniſcher und holländiſcher Poeſien weder an Bedeutung noch an Zahl im entfernteſten meſſen. — Freiligraths Überſetzertätigkeit iſt von Kurt Richter zum Gegenſtand einer eingehenden Unterſuchung gemacht worden[1]). Ergänzend tritt hierzu die intereſſante Studie von Wilhelm Erbach: „Freiligraths Überſetzungen engliſcher Dichtungen im erſten Jahrzehnt ſeines Schaffens" Leipzig 1908). Beide Abhandlungen gewähren uns einen tiefen Einblick in die künſtleriſche Werkſtatt des genialen lyriſchen Dolmetſchers. Was ihn wie kaum einen andern deutſchen Dichter ſeit A. W. Schlegel befähigte, nachbildend ſelbſtändige Kunſtwerke zu ſchaffen, war zunächſt ſein ungewöhnliches Sprachtalent, das, wie wir ſahen, äußere Umſtände entwickeln und fördern halfen. Hierzu kam die große Gewiſſenhaftigkeit, mit der er zu Werke ging. Abgeſehen von einigen Überſetzungsarbeiten, die er unter dem Zwange der Not verfaßte, und die ihm unwirſche Äußerungen über das „fluchwürdige Helotenwerk des Überſetzens" erpreßten, ſind ſeine dichteriſchen Nachbildungen Erzeugniſſe eines freien und ſtarken ſchöpferiſchen Dranges. „Ich muß ſelbſt für poetiſche Überſetzungen auf Inſpiration warten", geſteht er ſeinem Freunde Schücking. Er nahm es ernſt mit ſeiner Kunſt. Mit liebevoller Sorgfalt, wie der Bildhauer ſeinen Marmor, meißelte er ſeine Wort- und Versgebilde. Was nur ſo leicht hingeworfen ſcheint, iſt wie bei Heine das Ergebnis peinlichſter Arbeit. „Er ſteigerte", wie ſeine Gattin erzählt, „die Anforderungen an ſich bis ins Unglaubliche. Keine Schwierigkeit ſchreckte ihn; ſtieß er auf eine widerſpenſtige Stelle, ſo konnte er ſie Tage, Wochen, ja Monate mit ſich herumtragen, bis er ſie in die Form gekleidet hatte, die ihm genügte." Sein Talent, ſich in fremde Dichtungen nachſchöpferiſch zu verſenken, war außerordentlich. Wunderbar verſtand er es, ſich dem Wortlaut der außerdeutſchen Poeſien anzuſchmiegen, ſie fließend wiederzugeben und den Schwung und die Kraft, die Weichheit und den Stimmungsreiz der fremden

[1]) Ferdinand Freiligrath als Überſetzer. Berlin 1899. In Munckers „Forſchungen zur neueren Literaturgeſchichte". Heft 11.

Gedichte in seine Übersetzungen zu hauchen und zu bannen. Er strebte Wörtlichkeit der Verdeutschung an, aber er band sich nicht sklavisch an das Original. Die wörtliche Wiedergabe des fremden Textes ist, namentlich bei einem Dichtwerk, häufig keineswegs wahr und richtig. Sie ist im Gegenteil oft ebenso lügnerisch wie die ganz genaue Abspieglung des Antlitzes auf der photographischen Platte: alle Züge sind da, alle Verhältnisse richtig, und doch ist das Bild nicht ähnlich, es fehlt der Ausdruck, das Leben. So geht auch bei einem starren Festhalten des Wortlautes in der Übersetzung der poetische Inhalt, der Reiz und Duft des fremden Gedichtes oft gänzlich verloren. Denn der Geist der Sprachen ist ja verschieden, und was in der einen poetisch klingt, kann gerade bei wortgetreuer Übersetzung in der anderen Sprache eine alle dichterische Stimmung störende Wirkung hervorrufen. Freiligrath nun weicht niemals ohne zwingenden Grund von dem Original ab, wo er aber Umschreibungen und Änderungen vornimmt, da zeugen diese von hohem Geschmack und Feingefühl. So übersetzt er in dem Liede von Burns: „Nun holt mir eine Kanne Wein" die Worte: „a silver tassie" mit: „Und laßt den Becher sein von Golde." Er verzichtet auf eine wörtliche Wiedergabe, aber zugunsten der höheren dichterischen Absicht, in seine Verdeutschung den Ton des Volksliedes zu tragen, das nur von goldenen Bechern singt. Von seinen Übersetzungen französischer Lyrik stehen wohl die Übertragungen der Oden und Balladen Victor Hugos am höchsten, in denen er sein reiches Wortkolorit am meisten entfalten konnte, aber auch seine Nachbildungen Musssetscher und Reboulscher Lieder verraten die Hand des Meisters. Als Nachdichter englischer Poesie wußte er schon in jungen Jahren den Balladenton Scotts mit Glück zu treffen, später standen Southey und die gemütreiche Felicia Hemans seinem Herzen nahe, auch Farbe, Ton und Stimmung der Gedichte Longfellows und mehr noch Tennysons, den er zuerst in unsere Literatur einführte, hat er mit seinem poetischen Nachempfinden wiedergegeben. Seine Übersetzungen von „Mariana im Norden" und „Mariana im Süden" können sich an Schönheit in der Detailmalerei den Originalen ebenbürtig an die Seite stellen. „Es sind eben neue Gedichte," sagt Rodenberg, „die den Stempel und das Gepräge von Freiligraths machtvoll dichterischer Persönlichkeit tragen. Aber eines hat er immer treu bewahrt, was des fremden Dichters wahres Eigen ist, und woran man ihn vor anderen erkennt: seine Melodie. Wie wunderbar geben Freiligraths Übersetzungen, z. B. der Lieder von Robert

Burns, ihren Ton und ihre Klangfarbe wieder! Ist es nicht, als wäre man mitten in Schottlands Moor- und Nebelwelt, wenn man das wunderschöne Lied: ‚O säh' ich auf der Heide dort!' in Mendelssohns kongenialer Komposition oder ‚John Anderson, mein Lieb, John', nach der alten schottischen Weise singen hört?" An manchen Stellen hat der Nachdichter die Originale verschönert, z. B. den Schluß von Burns' keckem Lied: „Nun, wer klopft an meine Tür?" — So eroberte dieser formgewaltige Schilderer sich einen Ehrenplatz unter denen, die fremde Dichtungen in wahrhaft künstlerischen Nachbildungen zum Eigentum unseres Volkes machten und im Goetheschen Geist den Grund legen halfen zu dem stolzen Bau eines Pantheons der Weltliteratur.

Selten hat ein Dichter bei seinem ersten Auftreten die Zeitgenossen so mit sich fortgerissen, wie Freiligrath. Brentano schrieb ihm im Mai 1839: „Ich wollte, so man bei voller Gesundheit so dichten kann, lieber so dichten können als wie Goethe . . . diese Poesie ist weit tiefer und reizender, als was Byron je vorgebracht hat." Und Immermann versicherte ihm am 25. Juni 1838: „Sie überragen namentlich Lenau und Chamisso (mit denen Sie sonst manche Verwandtschaft zeigen) weit, den einen durch Dreistigkeit und ausgesprochen Plastisches, den andern durch Anmut, Grazie und Präzision, beide durch feines Gefühl für das Malerische." Heine nannte ihn das bedeutendste Talent, das seit der Julirevolution hervorgetreten sei, und rühmte namentlich Freiligraths virtuose Behandlung des Rhythmus. Gutzkow pries ihn als den deutschen Victor Hugo, Varnhagen von Ense als einen einzigartigen Dichtermaler, und mit gleicher Wärme begrüßten ihn, wie schon erwähnt, Schwab, Chamisso, Dingelstedt, Wolfgang Menzel, Schücking, Geibel und Annette von Droste-Hülshoff. Seine Dichtung wirkte wie das Aufgehen eines prächtigen Nordlichts. Diese Begeisterung für den gestaltungsmächtigen Schilderer der Wüste und des Meeres hat längst einer ruhigeren Würdigung Platz gemacht, ja, sie ist sogar vielfach ins Gegenteil umgeschlagen und einer Geringschätzung gewichen, die Freiligrath den Dichterlorbeer überhaupt nicht mehr zuerkennen will. In der Tat wirken manche seiner poetischen Bilder auf den modernen Leser wie verblaßte Tapeten, andere freilich erglänzen noch in frischen, leuchtenden Farben. Seine Revolutionsdichtung war die machtvollste Stimme einer bewegten politischen Epoche. Der Einfluß seiner Poesie auf die Entwicklung unserer Lyrik ist heute noch fühlbar. Ernst Ziel befindet sich in einem

schweren Irrtum, wenn er behauptet, Freiligrath habe keine Schule gemacht, wie er aus keiner Schule hervorgegangen sei. Im Gegenteil, Richard M. Meyer hat durchaus recht, wenn er hervorhebt, daß seit Heine kein Lyriker eine stärkere literarische Wirkung ausgeübt habe. Nicht nur kleinere Talente, wie Eduard Boas, Adolf Bube, Ignaz Hub, Jegor von Siebers, Arnold Schlönbach sind der Freiligrathschen Richtung gefolgt, sondern namhafte Lyriker haben sich an ihm gebildet. Annette von Droste-Hülshoff hat viel mehr von ihm gelernt, als man gewöhnlich annimmt, Geibel war in St. Goar sein Schüler, und seine Gedichte „Der Sklave", „Sanssouci", „Das Negerweib", „Der Alte von Athen", „Der junge Tscherkessenfürst", „Fragment", „Welt und Einsamkeit" sind zumeist während seines Verkehrs mit dem Freunde entstanden und tragen das Freiligrathsche Kolorit. Geibels „Waldmärchen" ist ein Nachklang von Freiligraths „Vision", sein „Lied vom Rhein" eine Nachahmung des Gedichtes „Auf dem Drachenfels". In seinem „Tod des Tiberius" vernehmen wir Anklänge an „Die Kreuzigung". Karl Beck, Hermann Lingg und Strachwitz sind technisch und stofflich von Freiligrath abhängig, Robert Hamerling gehörte zu seinen wärmsten Verehrern, Friedrich Wilhelm Weber hat wiederholt ausgesprochen, daß er von allen modernen Lyrikern dem Dichter des „Löwenrittes" am meisten verdanke. Leuthold stand zeitweilig in seinem Bann und schmückte seinen Romanzenzyklus „Hannibal" mit tönenden Reimen Freiligrathscher Prägung. So hat dieser eigenartige Meister der beschreibenden Dichtung mittelbar Macht und Einfluß auf uns gewonnen durch eine Reihe mehr oder weniger kongenialer Geister, die an ihm Muster und Vorbild genommen haben.

An Deutschland.

Nun grüß' dich Gott, du wunde,
Du bleiche Siegerin!
Ich tret' in ernster Stunde,
Du Herrliche, vor dich hin.
Wohl seh' ich freudig glänzen
Das Schwert in deiner Hand;
Wohl gehst du einher in Kränzen, —
Doch schwarz ist dein Gewand.

Und zorn'ge Tränen springen
Durch deine Wimpern heiß;
Obsiegtest du im Ringen, —
Doch teuer war der Preis.
Umsonst mit eisernen Tritten
Für den frech bedrohten Herd
Bist du westwärts nicht geschritten,
Hast ein Reich du nicht zerstört.

Vieltausend Männer und Knaben,
Vieltausend, Schar bei Schar,
Begraben, begraben, begraben
An Mosel, Maas und Saar!
O, der Witwen und der Waisen,
O, der armen Eltern nun!
Und immer noch darf das Eisen,
Das blutige, nicht ruhn.

Noch muß es leuchten und klingen
Durch Feindesland weithin;
Muß noch zum Frieden zwingen
Die trotzige Nachbarin:
Zum Frieden, dem echten, rechten,
Dem dauernden fortan,
Daß die Welt nach allem Fechten
Aufatmen endlich kann.

Daß aufs Geklirr der Waffen
Ein langer goldner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag:
Daß, thronend in aller Mitte,
Du walten magst in Ruh
Des Rechts, des Lichts, der Sitte,
Freieiniges Deutschland du!

Geschehʼ es bald, du Hohe!
Heut hältst du noch Gericht;
Heut rötet noch die Lohe
Des Krieges dein Gesicht;
Heut noch um Babels Zinnen
Rüstest du kalt das Erz, —
Kalt außen, doch tief innen
Den heilʼgen großen Schmerz.

Den Schmerz um deine Kinder,
Die gefordert schon der Sieg;
Den Schmerz um sie nicht minder,
Die dich zwingen noch zum Krieg;
Den Schmerz um jede Wunde,
Die du schlägst auf deiner Bahn, —
Deutschland, und in der Stunde
Tretʼ ich an dich heran!

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und des zum armen Zeichen,
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen, —
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lagʼs für dich gesammelt, —
Da istʼs! Verschmähʼ es nicht!

Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut:
O, lange träumt' ich und sann ich, —
Doch deucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee, —
O, könnt' ich dir Beßres geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner wert,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die alten „Liederkerzen",
Wie eigen heut ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren, —
Mehr, als ich danken kann!

So laß dir denn angehören
Dies Werk, — es ist für dich!
Nimm's an im Jahr der Ehren,
Im Jahre Siebenzig!
Rasch nun, — fliegt aus, ihr Blätter!
Schon tönt heran im West
Trompeten- und Horngeschmetter!
Fliegt aus, — zum Friedensfest!

Oktober 1870.

Gedichte

1838

Tagebuchblätter.

Moostee.

1826.

Sechzehn Jahr' — und wie ein greiser
Alter sitz' ich, matt und krank:
Sieh, da senden mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank.

Auf der Insel, die von Schlacken
Harter Lava und von Eise
Starrt, und den beschneiten Nacken
Zeigt des arktischen Poles Kreise:

Über unterird'schen Feuern,
In nordlichterhellten Nächten,
Bei den Glut- und Wasserweiern
Wuchsen diese bittern Flechten.

Aus den dampfumrollten Kegeln,
Aus der Berge schwarzem Tiegel,
Gleich blutroten Sagenvögeln
Flammenzungen ihre Flügel -

Sahn sie feurig auf zum schwarzen
Himmel mächt'ge Steine sprühen,
Und ein Meer von heißen Harzen
Durch das Schneegefilde ziehen.

Von den Jökuln zu den Fiorden
Durch das dän'sche Inselland,
Breit, ein rieſ'ger Dan'brogorden,
Schlängelt sich das Flammenband.

Wolken, Rauch und Asche wallen,
Und am Strand die Robben winseln,
Und die roten Steine fallen
Nieder auf entfernten Inseln:

Die zerrißnen Berge zittern,
Und das Eismeer schäumt und braut —
Dorten wuchsen diese bittern
Flechten, wuchs dies herbe Kraut. —

Daß die kranke Brust gesunde,
Und sich freue neuer Kraft,
Biet' ich träumerisch dem Munde
Ihren dunkelgrünen Saft.

Feuer zuckt durch meine Nerven,
Vor mir liegt das wüste Land;
Die weitoffnen Krater werfen
Himmelan den flüss'gen Brand.

Kühner fühl' ich mich und stärker
Bei dem Lodern dieser Glut,
Und die Wildheit der Berserker
Tobt durch mein genesend Blut.

Lavaschein und Nordlicht röten
Mein Gesicht; die Pulse schlagen
Schneller: Edda, laß mich treten
Vor die Helden deiner Sagen!

Ha! wenn dieser Insel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieser Insel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen:
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt: wie rot und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faaröer Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann.

Frühling 1829.

Hart am Pfad, in einer Blende,
Steht die Mutter mit dem Kinde:
Frommer Pilgerinnen Hände
Haben Schrein und Holzgelände
Schön bekränzt mit Laubgewinde.

Und ein Strauch der wilden Rose,
Leis' bewegt vom lauen Winde,
Wölbt sich flüsternd, mit Gekose,
Drüber, eine schmerzenlose
Dornenkron' dem heil'gen Kinde.

Sieh! zwei Vöglein fliehn, erschrocken,
Flatternd, aus dem Busch geschwinde:
Tragen in den Schnäbeln Flocken,
Bauten sich ein Nestchen trocken
Bei der Mutter und dem Kinde.

Bleibt doch! ihr mit gelben Brüsten!
Immer pickt des Zweiges Rinde!
Sorglos mag das Vöglein nisten,
Wo sich gläubig fromme Christen
Beugen vor dem holden Kinde.

Diese Rose wuchs aus Zähren:
Hier sind gottgeweihte Gründe!
Bei der höchsten Lieb' Altären
Wird die Vöglein keiner stören!
Kommt zurück doch von der Linde!

Wetterleuchten in der Pfingstnacht.

1831.

Will Er in lichten Flammenbränden
Von seiner Himmelsburg herab
Aufs neue seinen Geist uns senden,
Wie Er ihn Christi Jüngern gab?
Woher die Glut, die flücht'ge, grelle,
Die jener Wolke Schwarz umfliegt,
Wie sich ein Mantel, weiß und helle,
Um eines Mohren Glieder schmiegt? —

Das sind des Himmels offne Türen,
Das ist die Glut, die ihm entquillt.
Sein Leuchten will die Erde zieren,
Wie Glorienglanz ein Heil'genbild.
Die Täler all, der Berge Spitzen
Will heut des Geistes Flammenspur,
Die ganze Welt will sie umblitzen,
Wie einst das Haupt der Zwölfe nur!

Denn morgen soll die heil'ge Feier
Des ausgegoßnen Geistes sein,
Und dazu weiht der hehre Weiher
Die Welt mit seinen Flammen ein.
Wie jener Wetter falbe Kerzen
Am Horizonte lodernd sprühn,
So soll in allen Christenherzen
Ein heilig Geistesfeuer glühn!

Die Amphitrite.

Mai 1832.

Siehst du vor Anker dort
Die Amphitrite liegen?
Festlich erglänzt der Bord,
Die roten Wimpel fliegen.

Es hangen aufgehißt
Die Segel an den Stangen;
Der graue Meergott küßt
Schäumend der Gattin Wangen.

Sie ist zurückgekehrt
Aus fernen Morgenlanden,
Hat sich im Sturm bewährt
Und Linienglut bestanden.

Der Schiffer steht am Mast,
Die Lenden rot umgürtet;
Er weiß nicht, welchen Gast
Sein räumig Schiff bewirtet.

Das ist der junge Mai,
Der südliche Geselle;
Den trug das Prachtgebäu
Durch die tiefblaue Welle.

Er lag in India
Am Rand des schattigen, dichten
Banianenhains und sah
Das Schiff die Anker lichten.

Da sprang er auf vom Sand,
Zu schnüren die Sandale,
Zu ordnen das Gewand,
Und die reichen, weichen Shawle.

Da flog er hin ans Meer
Und warf sich in das graue,
Und rastete nicht eh'r,
Bis an des Schiffes Taue.

Mit leichten Füßen, keck,
Vom Schiffsvolk ungesehen,
Schwang er sich auf das Deck,
Und ließ den Landwind wehen.

Und nun die Brigg allhier
Im Hafen angekommen,
Ist er mit bunter Zier
Sofort ans Land geschwommen.

Es flattern vor ihm her
Die Störche als Propheten;
Ein Zaubrer, ein Jongleur,
Hat er den Strand betreten.

Nackte Bäume macht er grün,
Und blumig kahle Stätten:
Bunte Tulpen läßt er blühn,
Hyazinthen und Tazetten.

Die Erde wunderbar
Schmückt er mit farbigem Schimmer.
Dank, rüstiger Laskar!
Willkommen, lockiger Schwimmer! —

Siehst du vor Anker dort
Die Amphitrite liegen?
Festlich erglänzt der Bord,
Die roten Wimpel fliegen.

Die Auswanderer.

Sommer 1832.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden:
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Der schlittschuhlaufende Neger.

Januar 1833.

Du, von Gestalt athletisch,
Der oft am Gambia
Den wunderlichen Fetisch
Von Golde blitzen sah;

Oft unter dem Äquator
Des Panthers Blut vergoß,
Und nach dem Alligator
Mit gift'gem Pfeile schoß;

Dort, wo auf Palaſtpforten
Gebleichte Schädel ſtehn,
An jenen fremden Orten
Mag ich dich gerne ſehn.

Wo aus geborſtnen Bäumen
Das gelbe Gummi quillt,
Stehſt du in meinen Träumen,
Ein ernſtes, ſchwarzes Bild;

Ein Wächter und ein Hüter,
Mit Perl' und Gold geziert,
Der mittäglichen Güter,
Die da dein Land gebiert.

Dort ſeh' ich gern dich treiben
Das Nashorn in die Flucht!
Doch fremd wirſt du mir bleiben
Auf dieſer nord'ſchen Bucht.

Was fliegſt du auf dem Eiſe,
Und ſprichſt der Kälte Hohn,
O du, der Wendekreiſe,
Des Südens heißer Sohn?

Du, der, bis an den Nabel
Entblößt, zu Roſſe ſprang,
Und in die Kettengabel
Den Hals des Sklaven zwang?

Aus dieſem bunten Schwarme,
Im rauhen Pelzgewand,
Ragſt du, verſchränkt die Arme,
Gleichwie ein Nekromant,

Der mit geweihtem Ringe
Der Geiſter Trotz beſiegt,
Und auf des Greifen Schwinge
Durch die Sahara fliegt.

O ſegle, wenn im Lenze
Kein Eis dein Schiff mehr hält!
Nach deines Landes Grenze
Zieh heim in dein Gezelt!

Goldstaub auf deine Locke
Streut dort das Land Dar Fur;
Hier schmückt sie Reif und Flocke
Mit Silberstaube nur!

Meerfabel.

5. Mai 1833.

Ebbetrocken auf dem Strande
Lag die unbeholfne Koj;
Schwärzlich hing am Mast das Zugnetz,
Das vom letzten Fange troff.

Tastend prüfte seine Maschen
Ein barfüßiger Gesell;
Fische dorrten in der Sonne
An dem hölzernen Gestell.

Heiß und durstig sah die Düne
Auf das Meer, ein Tantalus;
Wie ein großer Silberhalbmond
Blitzte der Ozeanus.

Jede Welle, grau und salzig,
Die sich an dem Ufer brach,
Wie zum Gruße mit dem Haupte
Nickte brandend sie und sprach:

„Am Gestade rausch' ich gerne,
Lecke gern den harten Sand;
Bunte Muscheln, Meeressterne
Schleudre gern ich an das Land.

Gerne seh' ich Heid' und Ginster
Wuchern um die Dünen her.
Hier vergess' ich, wie so finster
Draußen ist das hohe Meer,

Das die kalten Stürme peitschen,
Wo der Normann Fische fängt,
Wo das Eismeer mit des deutschen
Meers Gewässern sich vermengt.

Keine Tonn' und keine Bake
Schwimmt und flammt dort auf der See,
Und allnächtlich steigt der Krake
Aus den Tiefen in die Höh'.

Eine Insel, starr von Schuppen,
Rudert dort das Ungetüm.
Ängstlich flüchten die Schaluppen,
Und der Fischer greift zum Riem'.

Ähnlich einer großen schwarzen
Fläche liegt er, kampfbereit,
Und sein Rücken ist mit Warzen,
Wie mit Hügeln, überstreut.

Ruhig schwimmt er — doch nicht lange! —
Auf dem Haupte grünes Moos,
Zischend zuckt die Meeresschlange,
Die gewalt'ge, auf ihn los.

Wenn sie blutend sich umklastern,
Wenn die roten Kämme wehn,
Kann man keinen fabelhaftern
Anblick auf dem Meere sehn.

Einsam, schauerlich und finster
Ist das ferne, hohe Meer!
Gerne seh' ich Heid' und Ginster
Wuchern um die Dünen her."

Die Griechin auf der Messe.

1833.

Vor deinem Zelte laß mich stehn,
O Mädchen von der Insel Zante!
Des Deutschen Stirne laß umwehn
Die Wohlgerüche der Levante!

In deine Gläser sind gebannt
Die Düfte von des Ostens Lenzen;
Du bietest feil am Nordseestrand
Natoliens Salben und Essenzen:

Des Rosenholzes flüchtig Öl,
Den edlen Weihrauch, runden Kornes;
Von Bagdad trug sie das Kamel
Zum Mastenwald des Goldnen Hornes,

Auf fernen Märkten hast du sie
Erhandelt von des Südens Horden,
Zu Stambul und Gallipoli,
Und jetzt verkaufst du sie im Norden.

Es funkelt dein beweglich Haus
Im Glanze der kristallnen Becken;
Bunt, wie der Federschmuck des Pfaus,
Glühn auf den Tischen fremde Decken;

Und hinter ihnen wandelst du —
Heil widerfahre dieser Schwelle! —
Schlank, wie am Flusse Karasu
Des Taurus weidende Gazelle.

Dein Turban blau, und schwarz dein Haar,
Auf deiner Stirne ruhig Sinnen!
Siehst du im Geiste den Basar
Smyrnas und seine Käuferinnen?

O, träume fort! vorübergehn
Der Seele laß dein Ziehn und Reisen!
Frag' nicht, was mein Begehr; — dich sehn
Nur will ich und dein Lächeln preisen.

Vor einem Gemälde,

dessen frische Farben mir beim nahen Betrachten mein Bild zurückwarfen.

1834.

Diese Fluten sind das Indische Meer,
Diese Inseln die Seschellen.
Vom Sturme geschleudert hin und her,
Türmen hoch sich Wellen auf Wellen.
Das Schiff ergibt seinem Lose sich,
Seine Trümmer nur sehn Madagaskar:
Ins Boot wirft der weiße Matrose sich,
Und der schlanke farbige Laskar.

Der Blitz durchschlängelt die schwarze Luft,
Die Wolken triefen von Regen,
Und ein finstres Antlitz, verschleiert von Duft,
Schaut aus dem Gewölk mir entgegen.
Seine Augen glühn auf die spritzenden
Gewässer herab, wie zweier
Durch Nebel und Strudel blitzenden
Leuchttürme zitterndes Feuer.

Es scheint eines zürnenden Geistes Haupt:
Des Geistes, der dem Orkane
Befiehlt, der dem Schiff seine Masten raubt,
Und in Stücke zerreißt seine Fahne.
Er fährt auf dem Sturme — das rollende
Gewölk ist sein dampfender Wagen;
Das Weltmeer läßt er die grollende
Windsbraut mit den Fittichen schlagen. —

Das Haupt bin ich selbst! aus den Wolken hervor
Zürn' ich selbst, ein riesiger Schatten!
Die Matrosen schauen zitternd empor;
Mein Hauch zertrümmert Fregatten.
Umsonst das Flehn der Ertrinkenden!
Was dem Dämon das Winseln des Wurmes?
Meine Wellen über die Sinkenden!
Ich bin der Gebieter des Sturmes!

Sandlieder.

1835.

1.

Ich meine nicht den Wüstensand,
Den Tummelplatz des wilden Hirschen;
Die Körner mein' ich, die am Strand
Des Meeres unter mir erknirschen.

Denn jener ist ein wehnder Fluch,
Der Wüste rastlos irrende Seele.
Er legt, ein brennend Leichentuch,
Sich über Reiter und Kamele.

Der Sand des Meers ist kühl und frisch,
Und feucht von Furchen und von Gleisen,
Ein allezeit gedeckter Tisch,
Auf dem die Möwen Fische speisen.

2.

Vom Meere fährt heran der Wind;
Die Körner wehn, Meergräser schwanken.
Auf flücht'gem Meeressande sind
Unstet und flüchtig die Gedanken.

Wie dieser Sand vor Wind und Flut
Sich jagt in wirbelnden Gestalten,
So fährt und schweift mein irrer Mut,
Und keine Stätte kann ihn halten.

3.

O, welch ein wunderbarer Grund!
Ich kann sein Treiben nicht verstehen,
Er lässet Schiffe scheitern, und
Er lässet sie vor Anker gehen.

Dem Raben ist er ewig frisch,
Und dürr des Seegewürmes Zungen;
Verschmachten lässet er den Fisch,
Und ätzt die Möw' und ihre Jungen.

Auch hab' ich einen Mann gesehn,
Der wandt' ihm satt und kalt den Rücken:
Ich aber blieb im Sande stehn,
Und baute Schiffe mir und Brücken

4.

Der Dünen schwach begraster Wall
Behindert landwärts meine Blicke.
Gleichviel; rundspähend auf dem Schwall
Der Wasser, schau' ich nicht zurücke.

Ich weiß nicht, daß noch Land besteht.
Die Wellen hier sprühn Schaum und Funken!
Doch Berg und Wald und Wiese — geht!
Das alles ist im Meer versunken.

Nur dieser schmale gelbe Streif
Ist übrig von der Welt geblieben.
Drauf irr' ich, wie ohn' Stab und Reif
Ein König, welchen man vertrieben.

Ich kann es nicht begreifen, daß
Ich einst durch Wälder bin geschritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln saß,
Und über Heiden bin geritten.

Sie ruhn im Meer, im Meere ruht
Meine Lieb', mein Hoffen und mein Sehnen,
Und wie heran jetzt schießt die Flut,
So schießen mir ins Auge Tränen.

5.

Gleich' ich dem Strome, welcher, tief
In einem Waldgebirg entsprungen,
Durch Länder und durch Reiche lief,
Und bis zum Meere vorgedrungen? —

O, tät ich's! — Mann geworden jetzt,
Begrüßt den Braus des Meers der seine,
Und doch in ew'ger Jugend netzt
Sein Quell die Wurzeln heil'ger Haine.

6.

Ob meinem Haupte ziehn
Drei Möwen, schwer und träg'.
Ich schaue nicht empor,
Doch kenn' ich ihren Weg.

Denn auf den Körnern, die
Im Sonnenscheine glühn,
Fließt flügelausgespannt
Ihr schwarzer Schatten hin.

Und eine Feder fällt
Herab, daß diesen Tag
Ich Sand und Möwenflug
Damit beschreiben mag.

Einem Ziehenden.

1835.

Die See geht hoch: tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Rah'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer stehn
Und meerwärts winken will ich mit dem Hut,
Bis aus den Augen dich mir trägt die Flut.

Du stehest sinnend auf des Schiffes Stern!
Bald senkst du fern
In fremden Kiessand deines Ankers Wucht:
Sei's! — keine Bucht,
Kein Meereseiland, keine Küstenstatt,
So nicht für dich ein freundlich Grüßen hat.

Heil, wer, wie du, das weite Meer befährt!
Du hast gehört
Von den Entdeckern, die da ohne Furcht
Die See durchfurcht,
Und deren Züge, kreuzend her und hin,
Ein geistig Netz um das Gewässer ziehn.

Du hast gehört von wüsten Inseln auch,
Allwo, das Aug'
Aufs Meer geheftet starr und unverwandt,
In sehn'ger Hand
Die hagre Wange, der Verschlagne sitzt,
Indes die Welle seinen Fuß bespritzt.

Das sind die Helden deiner Knabenzeit; —
Die Einsamkeit
Des Tannenwalds durchzogen sie mit dir,
Vasallen schier.
Du führtest sie schweißtriefend und bestaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurerhaupt.

Aus Busch und Wolke traten sie hervor;
Du sprangst empor
Vom moos'gen Stamm; da sausten sie vorbei,
Ernst mit dem Blei
Die Tiefe messend, Flaggen schüttelnd; — du
Riefst ihnen Grüße durch das Sprachrohr zu.

Jetzt wird dir alles wie ein Traum erfüllt.
Aufs neue quillt
Und sprudelt dir der alten Wunder Born:
Ein reiches Horn
Von Abenteuern gießt mit üpp'gem Guß
Vor deine Füße seinen Überfluß.

Und eins noch weiß ich, was das wüste Meer
Dir wert und hehr
Und herrlich macht. O, rede: Weht nicht auch
Der Dichtung Hauch
Auf diesen Wassern? Schimmern glühnd und frisch
Nicht Liederkronen auf der Flut Gezisch?

Was nenn' ich dir jedweden von der Zeit
Homers bis heut,
Der da ein Blatt in diese Kränze wob?
Du kennst ihr Lob.
Aus jeder Welle, die am Schiff sich bricht,
Ersteht ein Held dir, klingt dir ein Gedicht.

Auch deutsche Lieder! — Die auf schatt'ger Stell'
Im Wald, an Quell'
Und Strom erwuchs, die deutsche Poesie,
Sie weilt' auch hie!
Sie sah die Wasser, Noahs Taube gleich,
Und kehrte heim mit manchem grünen Zweig.

Stand Lenau nicht noch jüngst an einem Steu'r,
Und sah den Schlei'r
Die Meerfraun lüften? Aus der Tiefe drang
Gruß und Gesang —
Und schwamm nicht in des Ruriks Wellenwieg',
Der auf den Fels Salas y Gomez stieg? —

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Rah'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn,
Am Ufer stehn
Will ich! — Leb' wohl! — wie ferne schon, wie fern! —
Du stehest sinnend auf des Schiffes Stern.

„Wär' ich im Bann von Mekkas Toren."

1836.

Wär' ich im Bann von Mekkas Toren,
Wär' ich auf Yemens glühndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand:

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethros flammendes Gebiet!
Dann hielt' ich wohl mit meinen Herden
Rast bei dem Busche, der geglüht:

Dann abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Gesängen aus:

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land:
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden sind ja meine Hörer,
Zu deren Geist die Wildnis spricht:
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,
Sich werfen auf das Angesicht;

Die allzeit auf den Rossen hängen,
Absitzend nur am Wüstenbronn;
Die mit verhängten Zügeln sprengen
Von Aden bis zum Libanon;

Die nachts, als nimmermüde Späher,
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift,
Und, wie vorzeiten die Chaldäer,
Anschaun des Himmels goldne Schrift:

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sinas glutgeborstnen Höhn,
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauches wandeln sehn:

Die durch den Riß oft des Gesteines
Erschaun das Flammen seiner Stirn —
Ha, Männer, denen glühnd wie meines
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach, ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

Leben des Negers.

1836.

Ein hölzern Bein, zwei Krücken,
Du armer, schwarzer Mann,
Von Hanfgarn Netze stricken,
Und feil sie bieten dann:

Das ist dein Los! — im Sande
Führt deine Heimat Gold,
Und ach! im fremden Lande
Erflehst du Kupfersold.

Beim Himmel! von dem Knaben,
Der keck auf Straußen ritt,
Zum Greise, der, daß Gaben
Er fordre, vor mich tritt;

Vom Netz, durch welches Flossen
Des Nigers der erblickt,
Zum Netze, das, zerschossen,
Der Invalide strickt: —

Beim Himmel! mitteninne
Reich mag das Leben sein!
Du Krauskopf, nicht entrinne!
Sei Gast mir, tritt herein!

Dein Garn mir und dein Reden!
Mein Wein hier ist für dich!
Von Sand- und Wasseröden,
Von See- und Landschlacht sprich!

Da! — Palmenwälder dunkeln:
Hyän' und Löwe dräun:
Auf Königshäuptern funkeln
Gold, Perl' und Edelstein!

Aus unerforschten Quellen
Rauscht stolz der Niger her;
Mit hunderttausend Wellen
Braust auf das heil'ge Meer.

Die Peitsche tönt, die Fessel:
Noch einmal schau' zurück!
O brodemvoller Kessel!
O Raum der Sklavenbrigg!

Rohrfelder! Hütt' an Hütte!
Gedräng' am Mühlentor!
Es fällt mit kräft'gem Schnitte
Der Mohr das Zuckerrohr!

Wer den Plantagenbauer
Mit Macht zu führen weiß,
Der ist auch wohl kein Schauer
In rüst'ger Fechter Kreis!

An Bord! Die Wimpel fliegen!
Vom Mars herniederspäh'!
Jetzt gilt es, zu bekriegen
Den Feind auf offner See!

Hui, wie das Segel reffen,
Hui, wie das entern kann!
O grausenvolles Treffen!
O Ringen Mann an Mann!

Zuschaut mit offnem Rachen
Der Hai, der ihre Gruft!
Ein Blitzen und ein Krachen!
Sie fliegen in die Luft! —

O Tor, auf blut'ger Tonne
Zu schwimmen ins Spital!
Nun hinkt, daß er sich sonne,
Der Greis ums Arsenal:

Von allem losgerissen,
Wofür sein Herze schlug!
Verkümmern so zu müssen,
Es ist ein harter Fluch!

Da steht er, alte Wunder
Im Haupt! — Daß Gott erbarm:
Mit seinem Alltagsplunder
Umschnattert dich der Schwarm;

Geht kühl an dir vorüber!
Was Nil und Niger hier?
Und innen brennt's, wie Fieber,
Und zuckt's, wie Wahnsinn, dir!

Die Hand gib, alter Krieger!
Was gilt's, wir dulden gleich.
Stoß an! Kap Verd! der Niger!
Und — mein Gedankenreich!

Nebel.

1836.

Der Nebel senkt sich düster auf das Land,
Und düster schreit' ich an der Seebucht Strand
Durch das Gefild, das winterliche, fahle;
Sieh, auf dem glatten Wasserspiegel ruht
Die untergehnde Sonne rot wie Blut:
So lag das Haupt des Täufers in der Schale!

Und dieses Haupt ist alles, was ich seh';
Sonst Nebel nur und eine Handbreit See!
Verborgen steh' ich da vor allem Volke.
Kein Auge, das durch diesen Schleier blickt!
Mir ist, als hätte mich der Herr entrückt
Der Welt in einer finstern Wolke!

In einer Wolke, schwerer Wetter voll;
Mir ist, als zürn' in ihr, wie das Geroll
Des Donners, meines Liedes Dräun; — als fahre,
Wie niederfährt der Blitz aus dunkler Luft,
So mein Gedanke zuckend durch den Duft,
Daß zündend er sich draußen offenbare!

O, laßt ihn brechen durch den grauen Flor:
O, schreibt dem glühnden keine Wege vor;
Er ist ein Blitz! wohlan, so laßt ihn blitzen! –
Der Nebel senkt sich düster auf das Land;
Ich aber will auf dieser Dün' am Strand,
Aus einer Wolke zu euch redend, sitzen!

Roland.

Juli 1839.

Es war im Holz; wir schritten durch die Gründe,
Wo sich verbirgt die angeschoßne Hinde;
Wo nur durch Blätter niederblitzt das Licht:
Wo mit dem Horne sich das Beil bespricht.

Rings tiefe Stille; nur die wilde Taube
Hebt an ihr Girren über uns im Laube:
Die Quelle nur bricht murmelnd durchs Gebüsch,
Die alten Bäume nur wehn träumerisch.

Die Buche klagt, es flüstert leis die Esche;
Fernab das Pochen einer Eisenwäsche;
Dazu mein Stab, der rauh den Fels berührt –
Das ist die Sprache, die der Bergwald führt.

Ich horcht' auf sie mit innerlichem Schauer:
In meine Waldlust stahl sich süße Trauer;
Es schlug der Fels, es schlugen Eich' und Tann'
Die tiefsten Saiten meiner Seele an.

Ich dacht' an Roland und die Pyrenäen: —
O, wär' auch ich zu solchem Los ersehen:
Ein kämpfend Leben, Sarazenenflucht,
Und das Signalhorn in der Todesschlucht!

Der Kampf ist da: — keck steh' ich bei der Fahne:
Gezückt seit Jahren schimmert Durindane:
Es drängt der Feind mein Lager spät und früh;
Mein Hifthorn schlummert: meine Poesie!

Es träumt und schlummert ernst an meiner Seite:
Es ruht und sinnt, indes ich selber streite.
Wild nur zuzeiten, mit gebrochnem Stoß
Den Kampf belebend, birst sein Schmettern los.

All meine Lieder — nichts, traun, als Fanfaren,
Mich zu ermut'gen und mich frisch zu wahren;
Blutrünst'ge Klänge, rauhe Melodien,
Die beim Verschnaufen meiner Brust entfliehn!

Was dürft' ein Krieger andres auch ersinnen? —
Die Hand ans Schwert, willst du die Schlacht gewinnen!
In deine Waffen atme deinen Zorn,
Am Gürtel feiern laß dein Silberhorn!

Wer schon gesiegt, der schmettre Siegesweisen: —
Du, weck' den Schall des Eisens auf dem Eisen!
Fanfaren? — Sei's! — Ein keck und kurz Signal
Sei dir vergönnt zu schleudern durch das Tal!

Allein erst dann ein voll und mächtig Tönen,
Wenn du erlegt den wilden Sarazenen;
Wenn du den Stolzen, samt des Panzers Last,
Hin auf den Boden nun gerungen hast!

In einer Schlucht, wie Roncevál und diese,
Zu deinen Füßen tot dann liegt der Riese;
Allein du selbst auch bist zum Tode wund —
O, dann dein Horn, dein Hifthorn an den Mund!

Bei deines Blutes mählichem Verströmen
Ein letzter Ruf an Karl, den großen Ohmen!
Ein geller Schrei, der alles, alles sagt,
Was du gewollt, gerungen und gewagt!

Der es verhaucht in raschen Atemzügen,
Was im Gefechte männlich du verschwiegen!
Ein letztes Beichten und ein letztes Dräun —
Die Signatur zu deinem ganzen Sein.

Ha, welch ein Dröhnen! — Rings die Felsen klingen;
An deinem Hals die blauen Adern springen:
Talein vernimmt es jeder Streitgenoß,
Vernimmt es zitternd, wendet kurz sein Roß.

Der Kaiser naht, es nahn die Paladine —
O Gott, dein Blut entrieselt jeder Schiene!
Sie stehn im Kreise still um dich herum;
Dein Auge bricht — dein Silberhorn ist stumm!

Ein dumpfes Reden drauf durchrollt die Wiese:
„Des Lebens Drang — es ist ein grimmer Riese!
Dem Ernsten Ehre, der ihn treu bestand!
Legt ihn ins Grab, sein Hifthorn in der Hand!"

Ha, solch ein Los! — Aufschauert leis die Esche:
Fernab das Pochen einer Eisenwäsche!
Vorüber jagt Gewitterwolkenflucht,
Und schwarz und schwärzer wird die Felsenschlucht.

Balladen und Romanzen.

Der Mohrenfürst.

1.

Sein Heer durchwogte das Palmental.
Er wand um die Locken den Purpurshawl;
Er hing um die Schultern die Löwenhaut:
Kriegerisch klirrte der Becken Laut.

Wie Termiten wogte der wilde Schwarm.
Den goldumreisten, den schwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte fest:
„Schmücke dich, Mädchen, zum Siegesfest!

Sieh, glänzende Perlen bring' ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauses, schwarzes Haar!
Wo Persias Meerflut Korallen umzischt,
Da haben sie triefende Taucher gefischt.

Sieh, Federn vom Strauße! laß sie dich schmücken,
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt! bereite das Mahl!
Fülle, bekränze den Siegespokal!"

Aus dem schimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Tor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle, hervor.

Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn stampfend der Rosse Huf.
Ihm rollt der Neger treues Blut,
Und des Nigers rätselhafte Flut.

„So führ' uns zum Siege, so führ' uns zur Schlacht!"
Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elefanten gehöhlter Zahn[1])
Feuerte schmetternd die Kämpfer an.

Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
Vor dem Rasseln der Trommel, mit Schädeln behangen,
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod:
Das Gelb der Wüste färbt sich rot. —

So tobt der Kampf im Palmental!
Sie aber bereitet daheim das Mahl:
Sie füllt den Becher mit Palmensaft,
Umwindet mit Blumen der Zeltstäbe Schaft.

Mit Perlen, die Persias Flut gebar,
Durchflicht sie das traufe, schwarze Haar,
Schmückt die Stirne mit wallenden Federn und
Den Hals und die Arme mit Muscheln bunt.

Sie setzt sich vor des Geliebten Zelt;
Sie lauscht, wie ferne das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt und die Sonne sticht:
Die Kränze welken, sie achtet's nicht.

Die Sonne sinkt, und der Abend siegt;
Der Nachttau rauscht, und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodil,
Als ob es der Kühle genießen will.

Es regt sich der Leu und brüllt nach Raub,
Elefantenrudel durchrauschen das Laub.
Die Giraffe sucht des Lagers Ruh',
Augen und Blumen schließen sich zu.

Ihr Busen schwillt vor Angst empor;
Da naht ein flüchtiger, blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung! verloren die Schlacht!
Dein Buhle gefangen, gen Westen gebracht!

Ans Meer! den blanken Menschen verkauft!"
Da stürzt sie zur Erde, das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt sie mit zitternder Hand,
Birgt die glühnde Wange im glühenden Sand.

---

[1]) Die Trompete der Neger.

2.

Auf der Messe, da zieht es, da stürmt es hinan
Zum Zirkus, zum glatten, geebneten Plan.
Es schmettern Trompeten, das Becken klingt,
Dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo springt.

Herbei, herbei! — das tobt und drängt;
Die Reiter fliegen; die Bahn durchsprengt
Der Türkenrapp' und der Britenfuchs!
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

Und an der Reitbahn verschleiertem Tor
Steht ernst ein krausgelockter Mohr;
Die türkische Trommel schlägt er laut,
Auf der Trommel liegt eine Löwenhaut.

Er sieht nicht der Reiter zierlichen Schwung,
Er sieht nicht der Rosse gewagten Sprung.
Mit starrem, trocknem Auge schaut
Der Mohr auf die zottige Löwenhaut.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;

Und daß sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß sie das Haar mit Perlen geschmückt —
Sein Auge ward naß, mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang.

Schwalbenmärchen.

Auf dem stillen, schwülen Pfuhle
Tanzt die dünne Wasserspinn';
Unten auf kristallnem Stuhle
Thront die Unkenkönigin.

Von den edelsten Metallen
Hält ein Reif ihr Haupt umzogen,
Und wie Silberglocken schallen
Unkenstimmen durch die Wogen.

Denn der Lenz erschien; die Schollen
Sind zerflossen; Blüten zittern;
Dumpfe Frühlingsdonner rollen
Durch die Luft, schwarz von Gewittern.

Wasserlilienkelche fließen
Auf des Teiches dunkelm Spiegel,
Und die ersten Schwalben schießen
Drüberhin mit schnellem Flügel.

Aus den zarten Schnäbeln leise
Tönt Gezwitscher in die Wellen;
„Viele Grüße von der Reise
Haben wir dir zu bestellen.

Lange waren wir in fremden
Sandbedeckten heißen Ländern,
Wo in weiten Kaftanhemden
Träge Turbanträger schlendern.

Purpurfarbne Wunderpflanzen
Dienten uns zu Meilenweisern;
Gelbe Mauren sahn wir tanzen
Nackt vor ihren Leinwandhäusern.

Lechzend auf dem warmen Sattel
Saß der Araber, der leichte,
Während Ziegenmilch und Dattel
Ihm aufs Pferd die Gattin reichte.

Auf die Jagd der Antilopen,
Kriegerisch mit Spieß und Pfeile,
Zogen schlanke Äthiopen;
Klagend tönte Memnons Säule.

Aus des Niles Flut getrunken
Haben wir, matt von der Reise;
Gruß dir, Königin der Unken,
Von dem königlichen Greise!

Alles grüßt dich, Blumen, Blätter!
Doch zumeist der Grüße viele
Bringen wir von deinem Vetter,
Von dem Krokodil im Nile!“

Der Wecker in der Wüste.

Am Nilstrom in der Wüstenei,
Da steht ein königlicher Leu,
Gelb, wie der Sand, auf dem er steht,
Gelb, wie der Smum, der ihn umweht.

Ein Königsmantel, dicht und schön,
Umwallt des Löwen Brust die Mähn';
Eine Königskrone, wunderbar,
Sträubt sich der Stirne straffes Haar.

Er hebt das Haupt empor und brüllt,
Sein Brüllen tönt so hohl, so wild;
Die Wüstenei durchrollt es dumpf,
Die Flut vernimmt's in Möris' Sumpf.

Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll.

Es hallt zurück vom Nilesstrand
Und von der Pyramiden Wand;
Die Königsmumie, braun und müde,
Erweckt's im Schoß der Pyramide.

Sie richtet sich im engen Schrein:
„Dank, Löwe, für dein zornig Dräun!
Manch lang Jahrtausend schlief ich schon,
Da weckt mich deiner Stimme Ton!

O, lange Zeit hab' ich verträumt!
Wo seid ihr, Jahre, glanzumsäumt,
Als Siegesbanner mich umflogen,
Als deine Ahnen, Leu, mich zogen?

Da saß ich hoch auf güldnem Wagen;
Die Deichsel war mit Gold beschlagen;
Von Perlen glänzte Speich' und Rad;
Mein war die Hundertpfortenstadt.

Und diese Sohle, schlaff und dürr,
Trat auf des Mohren Haargewirr,
Trat auf die gelbe Stirn der Juder,
Und auf den Nacken der Wüstenkinder.

Und diese Hand bezwang die Welt,
Die jetzt der starre Byssus hält.
Was jene Hieroglyphen sagen,
Hat diese Brust gezeugt, getragen.

Das Grabmal, so mich jetzt beschirmt,
Hab' ich mit eigner Hand getürmt;
Ich saß auf speerbewachtem Thron:
Die Ziegelbrenner trieb der Fron.

Mich schaukelte auf schnellem Kiel
Mein Untertan, der breite Nil.
Der Nil, der fließt noch immer zu:
Ich liege längst in tiefer Ruh'.

Und dunkel ist's um mich herum!" —
Da wird der Löwe plötzlich stumm,
Und trüb wird auch des Toten Blick;
Er lehnt zum Schlummer sich zurück.

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch'! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin wie Tau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Mutes:
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn wie Spinnweb' ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Zepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend,
Wo wir nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Tau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen:
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach, die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getötet!

„Prinz Eugen, der edle Ritter."

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken:
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Pikett.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornett.

Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer wollnen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affäre
Hab' ich, zu Nutz dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten;
Drum, ihr Weißen und ihr Roten!
Merket auf und gebet acht!"

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.
Der Trompeter tät den Schnurrbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Der Mann im Walde.

Der Krieg hat ihn vertrieben,
Er mußte fliehn und ziehn;
Im Grabe ruhn die Lieben:
Der Wald ist ihm geblieben,
Der Wald so kühl und grün.

Den Wald hat er schon lange
Zur Heimat sich erwählt,
Hat in des Ufers Hange
Ein Haus sich ausgehöhlt.

Das ist ein Haus der Häuser,
Geziert mit mancher Zier;
Es decken grüne Reiser
Die graue Felsentür.

Eine Streu von Blättern, gelber
Als Gold, ruht im Gemach;
Der stolze Bergwald selber
Belastet es als Dach.

O Freude! zu bewohnen
Ein Haus von solcher Art!
Denn lust'ge Tannenkronen
Und Buchenbäume thronen
Hoch drauf und Moose zart;

Und säuseln leis und schwanken
Und schaun ins Quellental,
Und ihre Wurzelranken
Umstricken das Portal.

Und schön auch ist es drinnen;
Da ist's so düsterhell;
Da schickt mit klarem Rinnen
Die Felswand einen Quell.

Da steht von rohen Steinen
Ein wärmender Kamin;
Da birgt der Mann in Schreinen,
Was ihm der Wald verliehn.

Da sind mit weißem Sinter
Die Wände tapeziert;
Da haust der Mann im Winter,
Wenn's draußen schneit und friert;

Und zehrt von Harm und Klagen,
Das Herze trostesleer,
Gleichwie bei Wintertagen
Vom eignen Fett der Bär.

Doch wenn vom Drosselschlage
Zuerst die Waldung klingt,
Und rings aus Baum und Hage
Das Volk der Knospen dringt;

Wenn frischen Saft dem Baste
Die Hand des Lenzes schickt,
Und von des Nußbaums Aste
Die staub'ge Blüte nickt;

Wenn auf den nackten Zweigen
Der Fink: „Gut Frühjahr!" ruft:
Alsdann sieht man entsteigen
Den Mann der Felsenkluft.

Durch Busch und über Klippe
Wallt er und flieht das Haus,
Und gräbt mit seiner Schippe
Die jungen Bäume aus.

Samt ihren Wurzelfasern
Bringt sie der Schaufel Stich;
Seine Hand klopft von den Zasern
Die Erde säuberlich.

Er fügt zu einem Bunde
Der dünnen Stämmchen Zahl,
Und geht mit singendem Munde
Durchs sonnenhelle Tal.

Er singt: „Die Bäumchen bring' ich
Dem Gärtner in der Stadt!
Dem jungen Lenze sing' ich,
Der mich getröstet hat.

O seht! wie sind die Büsche,
Die knospenden, betaut;
In welcher Wunderfrische
Prangt Zweig und schießend Kraut!

O diese Tauesperlen,
Dies Balsamnaß im März
Auf Eichen und auf Erlen
Ist Balsam für dies Herz;

Weiß draus den Schmerz zu saugen,
Lockt sein Geschwisterkind,
Das Freudennaß der Augen:
Das rieselt still und lind!

Wie singt's, wie klingt's im Weiler!
Wie strahlend rings, wie bunt!
Wie dampft des Köhlers Meiler!
Ihr milden Allesheiler,
Lenz, Wald, macht mich gesund!"

So singt der Höhlenpförtner
Den schlichten Freudenreim,
Bringt, was er trägt, dem Gärtner,
Und geht in Frieden heim.

Banditenbegräbnis.

Auf blut'ger Bahre rastet
Ein Leichnam blaß und kalt:
Den tragen, schwer belastet,
Sechs Männer durch den Wald.
Sechs Männer, schwarz von Haare,
Bewehrt mit Blei und Stahl,
Gehn schweigend mit der Bahre
Durchs düstre Fichtental.

Die Bahr' sind zwei Gewehre
Mit Läufen rund und lang;
Darüber sind die Quere
Gelegt drei Schwerter blank.
Auf Klingen ruht, der mutig
Einst selber schwang das Erz;
Sein Haupt, entstellt und blutig,
Hangt rücklings erdenwärts.

Weit klafft die rote Wunde
Am bleichen linken Schlaf,
Wo ihn zur bösen Stunde
Die Todeskugel traf.
Es tröpfelt von den Locken
Geronnen Blut und Hirn;
Vom Wehn der Berge trocken,
Umklebt es Hals und Stirn.

Das Aug' ist blutumflossen,
Der Wange Braun entflohn.
Die Lippen, fest geschlossen,
Umzuckt ein bittrer Hohn.
Die Rechte, die im Kampfe
Das Schwert mit Macht geführt,
Hält's noch mit starrem Krampfe,
Daß sie es nicht verliert.

Es blitzte Tod dem Sbirren;
Er läßt es nimmer los.
Es schleift mit leisem Klirren
Durch Steingeröll und Moos.
Wie dicke, blut'ge Tränen,
Rinnt rieselnd Blut daran:
Das Schwert, so muß man wähnen,
Weint um den toten Mann.

Die Linke, zugekniffen,
Hält starr den Gürtelschal,
Als hätt' er ihn ergriffen
In letzter Todesqual.
Gelöst wehn Schnur und Litze
Um sein zerhaun Kollett,
Am Gurt mit scharfer Spitze
Schwebt lässig das Stilett.

So liegt der bleiche Schläger,
Der einst so wild, so kühn!
So tragen ihn die Träger
Im finstern Apennin;
So ruht er auf den Degen; —
Im tiefsten tiefen Wald,
Fernab von Straß' und Wegen,
Da ruft der Führer: „Halt!"

Da klirrt die Bahre nieder,
Und muß nun Schaufel sein;
Da graben ihm die Brüder
Ein Grab tief in den Rain.
Kein Sarg macht ihm Beschwerde:
Los, ledig, sonder Druck,
Grüßt er sein Bett, die Erde,
Im Blut- und Waffenschmuck.

Die Feier ist vollendet,
Das Grab steht schwarz und bar;
Mit finsterm Schweigen wendet
Sich ab die kleine Schar.
Sie sehn nach den Gewehren;
Sie laden; — da tönt schrill
Ein Pfeifen; — in die Föhren
Stürzt jeder! — Alles still!

Piratenromanze.

1.

Auf dem Decke der Gabarre
Liegt der Scheik der Christenhunde,
Die erloschene Zigarre
Von Havanna in dem Munde.

O, wohl mochte die Zigarre,
Kastilianer, dir vergrimmen,
Da du hörtest zur Gitarre
Die holdseligste der Stimmen.

Angetan mit welscher Seide
Und mit Tüchern vom Hoangho,
Tanzt Juana, deine Freude,
Mit dem Bootsmann den Fandango.

Auf der leichten Füße Spitzen
Schwebt sie um die braunen Masten;
Ihres Gürtels Spangen blitzen,
Die mit Perlen eingefaßten.

Ihre Wange gleicht der Rose
In den Gärten von Sevilla;
Um die weißen Achseln lose
Weht und flattert die Mantilla.

Ihre Locken hält ein grünes
Netz; die beiden kleinen Mohren
Denken nicht des Tambourines;
Alles ist in Schaun verloren.

Auf den Rahn, auf den Lafetten
Sitzt die Mannschaft, wie gebannt;
Kastagnetten und Trompeten
Statt der Lunten in der Hand. —

Die Gitarre nach dem Tanze
Reicht in Demut ihr ein Mohr.
Glänzenden Auges die Romanze
Von dem Cid Campeador

Singt sie. Horch', von den Palästen
An dem Guadalquivir
Singt sie; von den nächt'gen Festen
Zu des Tambourins Geklirr;

Von der golfbespülten Zone,
Die das Fahrzeug bald ersteuert;
Wo der träge Lazzarone
Einen ew'gen Sonntag feiert.

Horch', von Roma, von Milano
Singt sie, wo Banditen streifen —
Capitano, Capitano!
Besser wär's, dein Schwert zu schleifen!

2.

Auf dem weiten Mittelmeere
Gilt des Muselmanns Gesetz!
Pfeilschnell rudert die Galeere,
Sklaven braucht der Markt von Fez!

Bei dem buhlerischen Tanze
Denken sie nicht an Abdallah.
Furchtbar schimmert Mahoms Lanze —
Dreht das Schiff! — Allah il Allah!

Eine Salve durch die Laken!
Rechte Hand am Säbelgriffe!
Rudrer, werft die Enterhaken!
Bretter legt von Schiff zu Schiffe!

Stürzt hinein! der Säbel hacke,
Bis sie die Gewehre strecken!
Spritzt auch Blut auf eure Jacke —
Rot auf rot macht keine Flecken! —

Groß ist Allah! — Starr, voll Wunden,
Liegt der Hauptmann bei den Toten.
Die Lebend'gen knien gebunden
Auf dem Deck, dem blut'gen, roten.

Wie sie knirschen mit den Zähnen!
Ha! und dort weint Juanina!
Herrin, trockne deine Tränen
Mit dem bunten Tuch aus China!

In Marokkos sand'gem Tale,
Hinter ries'gem Palmenfächer,
In der Sonne gelbem Strahle
Schimmern des Seraglios Dächer.

Was ist dieser Dritthalbmaster?
Traun, vor dir die Segel streicht er.
Morgen um fünftausend Piaster
Ist des Sultans Seckel leichter.

Der Falk.

Die Fürstin zog zu Walde
Mit Jägern und Marschalk!
Da sah sie reiten balde
Ein junger Edelfalk.
Er sprach: „Wie klirrt dein Bügel;
Wie glänzt Agraff' und Tress';
Wie locker hängt dein Zügel,
Holdselige Prinzeß!

Wie sitzest du zu Pferde
So königlich und schlank!
Wie weht zur grünen Erde
Dein Schleier weiß und lang!
Wie nickt dein Hutgefieder
Vom flücht'gen wilden Ritt!
Wie zieret deine Glieder
Das knappe Jagdhabit!

O, könnt' ich deinen Reizen
Allzeit ein Diener sein:
Den Reiher wollt' ich beizen,
Herrin, für dich allein!

Ich wollte mit ihm ringen,
Dein starkes Federspiel,
Bis er, mit blut'gen Schwingen,
Zu deinen Füßen fiel'!"

Bezwungen von Verlangen,
Duckt er ins Heideland;
Er läßt sich willig fangen
Von eines Pagen Hand.
Der bietet ihn der Holden
Dar, mit gebognem Knie;
Mit einem Ringe golden
Schmückt den Gefangnen sie.

Nun muß er sie begleiten:
Mit seiner krummen Klau'
Muß er für sie bestreiten
Den Reiher, silbergrau.
Er trägt eine Lederkappe,
Sie nimmt ihn mit aufs Pferd.
Burgherr und Edelknappe
Hält ihn des Neides wert.

Die Schreinergesellen.

„Fürwahr, ein traurig, ein schaurig Tun;
Eine Leiche soll zwischen den Brettern hier ruhn!"

„Du Weichherz! wie, deine Träne rinnt?
Was schiert dich fremder Leute Kind!"

„So sei doch auch nur nicht gleich so arg,
Bedenk', es ist ja mein erster Sarg!"

„Sei's erster, sei's letzter! Da, tu mir Bescheid!
Und sing eins, und schaff' dir kein Herzeleid!

Zerschneide die Bretter, und nimm den Stab,
Und hoble die knirschenden Späne ab!

Und füge zusammen wohl Brett an Brett,
Und schwärze fein sauber das enge Bett!

Und leg' in den firnisduftenden Schrein
Die Späne, die abgefallnen, hinein!

Auf den Spänen muß ruhn der verwesliche Staub,
Das ist ein gemeiner Schreinerglaub'.

Und trage den Sarg ins Trauerhaus!
Leich' hinein! Deckel zu! und dann ist's aus!"

„Wohl zerschneid' ich die Bretter, wohl nehm' ich den Stab
Wohl meff' ich hinauf, und wohl meff' ich herab.

Wohl hobl' ich die rauhen Bretter glatt,
Doch mein Aug' ist trüb, und mein Arm ist matt.

Wohl füg' ich die Bretter hin und her,
Doch mein Herz ist voll, und mein Herz ist schwer.

O, ein traurig Tun und ein schaurig Tun!
Eine Leiche soll zwischen den Brettern hier ruhn!"

Barbarossas erstes Erwachen.

1829.

Es lag die goldne Aue
Im blut'gen Frührotschein,
Als wär' mit blut'gem Taue
Besprengt der gelbe Rain.
Ernst blickte der Kyffhäuser
Durch Nebel auf die Flur,
Als der gebannte Kaiser
Auf aus dem Schlummer fuhr.

Er schaute zornesmutig
Die Schar der Diener an.
„Im tiefen Schlummer ruht' ich;
Wer hat mir das getan?
Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh',
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh', Hohenstaufe, weh'!

Wer hat mit Schwertgeklimper
Gerasselt hier zur Stund'?
Wer hielt mir vor die Wimper
Die Leinwand, farbenbunt?

Wer hat mir Truggestalten
Gezeigt im wirren Traum?
Blutrote Tücher wallten
Auf eines Marktes Raum.

Hoch saß ein Mann zu Throne,
Des Auge blickte List,
Und sah mit finsterm Hohne
Herab auf ein Gerüst;
Das ragte, schwarz behangen,
Aus Lanzen und Volkshauf',
Zwei Knaben, bleich von Wangen,
Die standen obenauf.

Und zu der Knaben Seite,
Auf des Gerüstes Höhn,
Sah ich, ein graus Geleite,
Den Henker wartend stehn;
Er stand in roter Mütze,
Im scharlachroten Rock;
Sein Schwert war seine Stütze,
Vor ihm der Todesblock.

Da schmetterten die Zinken
Mit hellen Tönen: Mord!
Seht ihr des Königs Winken,
Hört ihr sein herrschend Wort?
Schnell wirft der eine Ritter
Den Handschuh unters Volk;
Das murrt, wie, vom Gewitter
Erregt, ein Meereskolk.

Er legt das Haupt, das bleiche,
Fest auf den Eichenstumpf.
Das Schwert mit einem Streiche
Trennt es vom schlanken Rumpf.
Weit spritzt des Blutes Quelle;
Der König sieht's und winkt,
Und lächelt, als zur Stelle
Das Haupt des zweiten sinkt.

Auf meine Wappenschilder,
Die geborstnen, rollt ihr Haupt.
Wer wies mir solche Bilder?
Wem hab' ich das erlaubt?

Wer, trotzend meinem Grimme,
Riß jach mich in die Höh',
Und rief mit dumpfer Stimme:
Weh, Hohenstaufe, weh!"

Die Zwerge stehn und zagen,
Und neigen das Gesicht.
„Wer wollte solches wagen?
Wir, Herre, sicher nicht!"
Zur selben Zeit sah Neapel
Den jungen Konradin
Auf blutbespritztem Stapel
Mit Badens Friedrich knien.

Da fuhr der bärt'ge Kaiser
Zuerst empor vom Pfühl;
Sah träumend im Kyffhäuser
Des eignen Stammes Ziel.
Er schilt und starrt verwundert,
Und blinzt dann wieder stumm; —
Beinah' war ein Jahrhundert
Vom langen Schlaf herum.

Meerfahrt.

Da schwimm' ich allein auf dem stillen Meer:
Keine Welle rauscht, es ist eben und glatt.
Auf dem sandigen Grunde prächtig und hehr
Glänzt die alte versunkene Stadt.

In alter verschollener Märchenzeit
Verstieß ein König sein Töchterlein;
Da lebt' es über den Bergen weit
Im Walde bei sieben Zwergen klein.

Und als es starb durch des Giftes Kraft,
Ihm eingeflößt von der Mutter arg,
Da legt' es die kleine Genossenschaft
In einen kristallenen Sarg.

Da lag es in seinem weißen Kleid,
Bekränzt mit Blumen, duftend und schön;
Da lag es in seiner Lieblichkeit,
Und sie konnten es immer sehn.

So liegst du in deinem Sarg von Kristall,
Du geschmückte Leiche, versunknes Julin!
Der spielenden Flut durchsichtiger Schwall
Zeigt deiner Paläste Glühn!

Die Türme ragen düster empor
Und geben schweigend ihr Trauern kund;
Die Mauer durchbricht das gewölbte Tor,
Es schimmern die Kirchenfenster bunt.

Doch in der schauerlich stillen Pracht
Keines Menschen Tritt, keine Lust, kein Spiel:
Auf Straßen und Märkten ungeschlacht
Treibt sich der Fische Gewühl.

Sie glotzen mit glasigen Augen dumm
In die Fenster und in die Türen hinein!
Sie sehn die Bewohner schläfrig und stumm
In ihren Häusern von Stein.

Ich will hinunter! ich will erneun
Die versunkne Pracht, die ertrunkne Lust!
Die Zauber des Todes will ich zerstreun
Mit dem Odem meiner lebendigen Brust!

Er füll' aufs neue zu Kampf und Kauf
Die Säulenhallen, des Marktes Raum!
Ihr Mädchen, schlaget die Augen auf,
Und preiset den langen Traum!

Hinab! — Nicht rudert er fürder! Schlaff
Und reglos sinken ihm Arm und Fuß;
Über seinem Haupte schließt sich das Haff;
Er entbietet der Stadt seinen Gruß.

Er lebt in den Häusern der alten Zeit,
Wo die Muschel blitzt, wo der Bernstein glüht.
Unten die alte Herrlichkeit,
Oben ein Fischerlied.

Der Biwak.

Ein Feu'r im Wüstensande,
Zwei Gräben, ein Verhack,
Musketenpyramiden —
Ein Frankenbiwak!

Das sind die Grenadiere
Von Klebers Vorderhut.
Es sitzt, daß er sie schüre,
Der Feldherr an der Glut.

Auf müdem Knie die Karte,
Ruhnd in der Flamme Schein,
So schlummert Bonaparte
Gemach am Feuer ein.

Und mit ihm auf Lafette
Und Mantel seine Schar:
Es nickt an der Muskete
Der Schilderer sogar.

Schlaft zu, ihr müden Fechter!
Schlaft aus die letzte Schlacht!
Es halten stille Wächter
Um eure Gräben Wacht!

Laßt plänkeln Murads Reiter!
Laßt kommen Mann und Roß!
Es wollen seltne Streiter
Behüten euren Troß!

Es wacht für euch ein Meder,
Der mit aus Theben ritt;
Der in der Spur der Räder
Von Cyrus' Sohne schritt.

Ein hoher Mazedone
Tritt eurer Brüstung nah,
Der Alexanders Krone
Beim Ammon funkeln sah.

Und sehet: noch ein Schemen!
Ein Kämpfer auf dem Nil,
Ein Führer von Triremen,
Der unter Cäsar fiel!

Die einst der Welt geboten,
Auf sand'gem Wüstenfeld,
Sie schicken ihre Toten
Dem neuen Herrn der Welt.

Lebendig ans Gelober
Der Flamme tritt das Grab;
Sie schütteln Sand und Moder
Von ihren Panzern ab.

Es funkeln die uralten
Gewaffen durch die Nacht;
Es wehn der Chlamys Falten
In alter, blut'ger Pracht.

Sie wehn um eine Stirne,
In der es kocht und gärt.
Der Held, als ob er zürne,
Tiefatmend fährt ans Schwert.

Er träumt: — in hundert Reichen
Erhebt sich ihm ein Thron.
Er zieht mit goldnen Speichen
Einher, wie Ammons Sohn.

Es jauchzt ihm tausendkehlig
Der glühnde Orient;
Derweil die Flamme mählich
Verglimmend niederbrennt.

Die seidne Schnur.

1.

Im Harem weilt der Großwesir;
Mit Dolch und Flinte vor der Tür
Steht Wache haltend der Arnaut;
Auf eines Tigers bunter Haut

Liegt der Gebieter. — Schleierlos,
Kein Gurt umfängt den vollen Schoß;
Aus Purpurfalten glänzt wie Schnee
Ihr Fuß mit ringgeschmückter Zeh';

Entfesselt rollt ihr Haupthaar hin —
Ruht schlummernd die Zirkassierin
An seiner Brust! Vom Kaukasus
Der Demant glänzt am Bosporus.

Sein Auge glüht; sein Barthaar wallt
Auf die wollüstige Gestalt.
Sie träumt; sie lächelt; der Email
Der Zähne glänzt! — „Birgt dein Serail,

Soliman, solch ein Weib?" — Er sinkt
Zu ihr hinab, brünstig umschlingt
Er sie, berauscht von ihrem Hauch,
Von Moschusduft und Ambrarauch.

2.

„Ein Reitertrupp! — der Aga der
Eunuchen, Jussuf!" — „Bringt ihn her!" —
Jussuf, der Neger aus Dar Fur,
Reicht grinsend ihm — die seidne Schnur.

3.

Wie die Oase der Samum
Versengt, gleichwie das Opium
Betäubt, wie gift'gen Hauchs die Pest
Hinwirft und ihren Raub nicht läßt:

So treffen des Verschnittnen Worte
Den Großwesir der hohen Pforte.
Sein Mund wird blau, sein Antlitz fahl,
In Stücke reißt er seinen Schal.

„Daß dich des Blitzes Glut versehrt,
O Maulbeerbaum, der du genährt
Den Wurm, der diese Seide spann!
Verdorren soll die Hand dem Mann,

Der knechtisch diese Schnur gedreht,
Die — von Roßschweifen einst umweht!
An Leilas — meine Zeit ist um!
Das Schicksal will es! — Opium!

Ha, daß mich kein Rhodiser Spieß
Im Handgemenge jäh durchstieß!
Ha, daß mich nicht im goldnen Mörser
Zerstampfte der siegtrunkne Perser!

Ich ward verschont! — der Strang von Seide
War mir bestimmt!" — er sinnt; der Scheide
Nimmt er den Dolch; hin fliegt die Schnur
Auf des Gemaches Teppichflur.

Leilas Gelock, lang, wallenden Falls,
Schlingt er sich um den sehn'gen Hals;
Fest knüpft er es; sie schläft; das Erz
Stößt er ihr abgewandt durchs Herz.

Sie zuckt empor; sie will entfliehn;
Die Haare — sie erdrosselt ihn!
Um seinen Mund spielt gräßlich Lächeln,
Dumpf durchs Gemach schallt beider Röcheln.

Der Tod des Führers.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft.
Totenwetter! — zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Fraun!
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Toten schaun!"

Und die deutschen Ackersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimat
Ferne steuern übers Meer,
Sehn im Totenhemd den Alten,
Der sie führte bis hieher;

Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ozean;
Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Losriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!"

Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenrot!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Lot!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo, kein totes Korn, er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen sein!
Laßt uns leben wie die Hirten
In dem Alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf darum, und folgt aus Gosen
Der Vorangegangnen Spur!" —
Ach, er schauete, gleich Mosen,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruhn;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

Ratlos die verlaßne Schar jetzt,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schaun beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln sehn.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!“
Tränen fließen, Wellen rauschen,
Gellen Schreis die Möwe fliegt;
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

Der Wassergeuse.

Die Nordsee hat den Toten
Ans Ufer ausgespien;
Der Fischer sieht ihn liegen
Und schreitet von der Dün'.

Er drückt aus seiner Schärpe
Das Wasser und das Blut;
Er lüftet ihm den Panzer
Und nimmt ihm ab den Hut;

Den Hut mit bunten Federn,
Mit Halbmond und Agraff';
Meersand verklebt die Umschrift,
Das: „Lieber Türk' als Pfaff'!“

Was lüftest du den Panzer,
Und trägst den Mann ans Land?
Nie mehr zu Schwert und Steuer
Greift dieses Ritters Hand.

Als er, sich nachzuschwingen,
Des Spaniers Bord gepackt,
Beim Entern hat ein Schiffsbeil
Die Faust ihm abgehackt.

Er stürzte jäh zurücke;
Das Meer begrüßt' ihn dumpf.
Hier warf's ihn aus; noch blutet
Der unverbundne Stumpf.

Nach Seelands Ufern schwemmt' es
Den ritterlichen Leib.
An Frieslands Küste findet
Die Hand ein blühend Weib. —

Ein Anker, schwarz und rostig,
Vom Wellendunste feucht,
Steht aufrecht dort, ein Weiser,
Wie weit die Meerflut steigt.

Auf den sich lehnend, späht sie,
Ob nicht ein Segel schwillt,
Ob nicht ein Wimpel flattert —
Recht wie der Hoffnung Bild.

Da kommt die Hand geflogen,
Als wär's zu Druck und Gruß.
Die bleichen starren Finger
Berühren ihren Fuß.

Und an der Finger einem
Glänzt dunkelrot ein Stein;
In den sieht man begraben
Die Falken und den Leun.

Nicht rauscht fortan den Seven
Der Falken Flügelschlag;
Dies ist die Hand des Löwen,
Der ihr zu Füßen lag;

Für dessen Stirne fürder
Sie keine Kränze flicht. —
Es fängt schon an zu dämmern;
Ich seh' ihr Antlitz nicht.

Ich sehe nicht, ob dunkel
Ihr Aug' in Tränen schwimmt;
Doch seh' ich, wie sie zitternd
Die Hand vom Boden nimmt,

In ihren weißen Schleier
Die blut'gen Reste hüllt
Und heim wankt durch die Dünen, —
Nicht mehr der Hoffnung Bild.

Eine Geusenwacht.

Es war bei einem Zapfer
Im Weichbild Rotterdams,
Da becherten sie tapfer
In Federhut und Wams.

Sie ritten nach Vlissingen,
Und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen
Hält man sich leichtlich wach.

Die Maas ist zugefroren,
Von Eis glänzt jede Gracht.
Den Mantel um die Ohren,
Steht vor der Tür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel
Liebt auch kein Hell'bardier!
„Die Zapfen hol' der Teufel!
Den Zapfen lob' ich mir!"

Doch drinnen, aufzutauen
Den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Nassauen
Bin ich, von deutschem Blut.
Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt."

Er stellt sich vor die Scheiben
Und schaut in das Gemach:
Da ist ein wüstes Treiben,
Da spricht man von der Sach',
Für die man ziehn und fechten,
Und Blut will lassen gern.
Sie reden und sie rechten,
Die knebelbärt'gen Herrn.

Gescheuert an den Wänden
Reihn sich die Fässer blank;
Die Wirtin mit behenden
Schenkmädchen übt den Schank.
Ihr Haar schmückt statt des Bandes
Ein Goldblech, kriegrisch schier;
Der Frauen dieses Landes
Gewohnte Schläfenzier.

Das eilt sich — an den Tischen
Wird oft der Krug geleert;
Da sitzen die Reiter, zwischen
Den Knien ihr gutes Schwert.

Wohl ist des Hutes Feder
Von Pulverdampf vergilbt:
Doch keck hat ihn ein jeder
Aufs blonde Haar gestülpt;

Und keck wird er geschwungen,
Der Wein spritzt in die Höh',
Von fünfundzwanzig Zungen
Vernimmt man: „Vivent les Gueux!"
Und wenn die Krüge tröpfeln,
Wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Klöpfeln
Die Gläser umgekehrt.

Dann gibt's ein helles Klingen,
Dann werden Glocken draus,
Dann läuten sie mit Singen
König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter
Von selbst nach seinem Schwert,
Dann singt ein jeder Läuter,
Daß man es weithin hört:

„Rasch, siebenzehn Provinzen,
Stellt euch nun auf den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen
Mit freundelichem Gruß!
Stellt euch zu sein'n Panieren,
Jeder als treuer Mann!
Tut helfen verlogieren
Duc d'Alve, den Tyrann!

Nicht um euch zu verderben,
Kommt er, dies treulich glaubt!
Er läßt euch wiedrum erben,
Was man euch hat geraubt.
Zu gut dem König von Spanien
Tut offenen Beistand
Dem Prinzen von Oranien,
Als seinem Leutenant.

Sein' Trommeln und Trompeten
Bringen euch kein Dangier!" —
„Das klebt am Tisch wie Kletten!"
Spricht da der Hell'bardier.

Er ruft: „Nun laßt uns jagen
Zum Grafen von Lumé!
Es fängt schon an zu tagen,
Auch leuchtet uns der Schnee!“

Sie hören auf zu schellen!
„Ruft der uns schon zu Hauf?“
Sie ziehen aus den Ställen
Die Roſſ' und ſitzen auf.
Es geht im ſcharfen Trotte
Durch die bereifte Früh';
Gen Süden von der Rotte
Zur Schelde traben ſie.

Lieve Heere.

Der Spanier liegt vor Zierikzee
Mit ſeinen Schiffen all;
Die Bürger drinnen hungern ſehr,
Und fürchten nahen Fall.

Sie ſagen: „Wer nimmt dieſen Brief
Und trägt ihn durch das Meer?
Dem Prinzen bringt er einen Brief,
Und uns bringt er ein Heer.“

Da waren in der Feſte zwei,
Die ſprachen: „Wir! gebt her!“
Lieve Heere war des einen Nam',
Jan Schagt des andern der.

Jedweder nähte ſeinen Brief
Wohl in ſein ledern Wams,
Und ſtürzte ſich ins Waſſer friſch,
Und trat es und durchſchwamm's.

Die Spanier ſetzten Boote aus
Und machten auf ſie Jagd;
Wer ſich gefangen nehmen ließ,
Das war der Meiſter Schagt.

Doch als nun Speer und Schlinge flog,
Daß man den Heere ſah',
Als er nur Spanier um und um
Und keinen Ausweg ſah:

Da warf er in den Nacken stolz
Sein triefend Haupt zurück,
Und sah die Herrenknechte an
Mit einem stolzen Blick.

„Wir haben ihn, wir haben ihn!“ —
Da taucht' er unter schnell!
Glück zu! auf Nimmerwiedersehn!
Du triefender Gesell!

Die Meerflut schloß sich über ihm,
Und über seinem Brief;
Kein Teufel wußt', was drinnen stand —
Das Meer ist dort sehr tief.

Terzinen.

Die irische Witwe.

Ich lese wenig jetzt in Zeitungsblättern
Und will mich gern, daß ich es lasse, schämen.
Zuweilen nur, um das Trompetenschmettern
Von den Geschwadern Minas zu vernehmen;
Und am Piräus Ludwigs Sohn zu schauen,
Wie er ihn füllt aufs neue mit Triremen;
Um still erfreut zu segnen Deutschlands Frauen,
Die da ihr Scherflein bringen allerorten,
Daß ihrem Sänger man ein Mal kann bauen;
Und mit dem Herold an des Klosters Pforten
Für Kaiser Franzen Einlaß zu begehren,
Gerührt zu lauschen seinen letzten Worten
Und die Gebete seines Volks zu hören;
Um — an dem Tag, wo er und zwei Genossen
Paris sich öffnen sahen ihren Heeren —
Zum Rhein zu gehn, zum Platz, wo man erschossen
Elf Männer Schills; ein ehern Monument
Wird heut enthüllt dort, wo ihr Blut geflossen —
Um das und andres, was ihr jetzt schon kennt,
Aus minder Tröstlichem herauszufischen,
Nehm' ich zuweilen, was man Zeitung nennt.
So saß ich auch, zwei Monden sind es, zwischen
Kaufherrn und Schiffern auf dem Kaffeehause
Und blätterte, das Herz mir zu erfrischen.
Um mich herum war Summen und Gebrause,
Und laut Geruf'; — so grade les' ich gerne!
Vier Sprachen hör' ich nicht auf meiner Klause.
Welsch, Dänisch, Englisch — das erst bringt die Ferne,
Von der ich lese, meinem Geiste nah. —
So denn am Herd, vertrauend meinem Sterne,

Land im Papiermeer suchend, saß ich da.
Rings auf den Tischen klapperten die Steine
Des Domino; — „à Point!“ und drauf: „Point à!“
Begann der Zähler drüben sein Gegreine. —
Nichts! — Umgeschlagen! Ha, was ist das? — Gott!
Es läuft mir kalt durch Adern und Gebeine.
Täuscht mich ein Traum? Bin ich des Schreibers Spott?
Nein, es ist wahr! Es hat sich zugetragen!
Acht Tage sind es kaum! Ich hör' den Trott
Der Reiter noch, die nach der Hütte jagen!
Hört: weil ein irisch Weib, in Witwennöten,
Den Zehenten nicht zeitig abgetragen,
Ließ ihr den einz'gen Sohn ein Priester — töten!
Fünf Pfund! — ein Priester! — einer Witwe Sohn!
Die Lippe bebt mir, aber nicht zu beten,
Und die von selbst geballten Fäuste drohn.
Ohnmächtig Zürnen! nennt es nicht so! — ward
Das Wort mir nicht, zu züchtigen den Fron?
Dies Blatt ist einzig für die Gegenwart,
Den Augenblick, fort weht es mit der Stunde;
Doch um den Dichter drängen sich geschart
Die Enkel noch; was er mit seinem Munde
Gebrandmarkt, bleibt es; mächtig dringt das Lied
In Ohr und Herzen, sorgend, daß die Kunde
Nicht untergeht. — Von Zornesloh' durchglüht,
Wollt' ich das Bild mit seinen kleinsten Zügen —
Da liegt der Sohn! starr, blutig jedes Glied!
Der knieenden Mutter greise Haare fliegen; —
Euch augenblicklich vor die Seele stellen,
Treu, Strich für Strich, und keiner sollte lügen.
Es war so leicht! es war Gedicht: — doch Schellen
Des Reims zu hängen an dies Witwenkleid —
Ich mocht' es nicht! So meines Zornes Wellen
Dämmt' ich zurück in meine Brust bis heut,
Und habe nicht im Liede sie ergossen. —
Jetzt denk' ich wieder an das Herzeleid
Der Zitternden, der man den Sohn erschossen.
Zwei Monden sind es — kurze Zeit fürwahr!
Und doch, in mir wie dämmernd, wie zerflossen
Das düstre Bild, wie farblos ganz und gar! —
Ich fragte hastig nach dem alten Blatte:
Verflattert war es längst, und keiner war,
Der da bewahrt in seinem Herzen hatte

Die Schandtat des Entweihers seiner Weihen.
Da fuhr ich auf, warf zürnend auf die Latte
Den Zeitungsstoß; fast wollt' es mich gereuen,
Daß ich geschwiegen, da noch frisch im Ohr
Mir klang der Mutter herzzerreißend Schreien.
Es ist geschehn! doch red' ich jetzt; — verlor
Sich in mir auch des ersten Eindrucks Frische,
Doch führ' ich das Entsetzliche euch vor,
Auf daß nicht ganz die Zeit sein Bild verwische;
Wer wehrt es mir, daß Schatten ich beschwöre?
Wohl red' ich nicht, wie am Geschwornentische
Die Witwe sprach, berufen zum Verhöre;
Mit bessern Worten sprach sie, und mit schlichtern.
Doch — vor der Hütte blitzen die Gewehre!
Hört eine Tat, wie sie noch nicht von Dichtern
Beschrieben ward! Hört eines Priesters Schmach!
So sprach die Witwe Ryan zu den Richtern!
„Ich war aufs Feld gegangen jenen Tag,
Unfern vom Dorf; es lag zu meinen Füßen.
Und da mir Dick gesagt: ich komme nach,
So harrt' ich sein. Auf einmal hört' ich schießen,
Und durch die Dächer sah den Dampf ich wehn.
Da kam des Nachbars Weib mit hast'gem Grüßen;
Die fragt' ich zitternd: Habt Ihr Dick gesehn?
Sie sagte: Nein! doch drin im Dorfe wütet,
Der schwarze Bill, und vor den Hütten stehn
Dragonerhaufen, denen er gebietet.
Mit Schwert und Feuer will er züchtigen jeden,
Der nicht alsbald den Zehnten ihm vergütet. —
Ich kehrte heim, entsetzt ob solchem Reden;
Ich selber ja noch schuldete dem Harten.
Denn ich bin arm! — Mißwachs und Hagelschäden —
Mein Gatte tot — wohl müht' in Feld und Garten
Mein Dick sich ab! O Gott, er war so gut,
Und seine Freude war es, mein zu warten!
Doch wollte sich nicht mehren unser Gut,
Und dünn und dürftig fielen unsre Garben;
Der Mann im Chorrock drückt' uns bis aufs Blut;
Um ihn zu sättigen, mußten wir oft darben.
Ich war ihm schuldig grade jetzt fünf Pfund
Und achtzehn Schillinge; — vor Christtag starben
Zwei Kühe mir: dies des Verzuges Grund. —

Ich kam ins Dorf: da hielten die Soldaten,
Da, Zehnten fordernd, ritt der Mann, des Mund —
Nicht uns! — das Wort lehrt! — Der und solche Taten!
Zertrümmert war die Pforte meiner Hütte;
Ich war betäubt und wußte nicht zu raten.
Doch trat ich näher mit verzagtem Schritte,
Und sprach fußfällig ihn um Nachsicht an.
Er aber wies mich ab und schwur, er ritte
Nur mit dem Zehnten aus des Dorfes Bann;
Er — doch mein Sohn? — es fällt mir schwer aufs Herz!
Was redet er nicht mit dem harten Mann?
Mein Dick! — die Nachbarn deuten scheunenwärts,
Wie ich den Namen meines Sohnes nenne.
Ich schreit' hinein — ihr habt von Mutterschmerz
Wohl reden hören? — Sehet, auf der Tenne
Kalt, leblos liegt er, eine Jünglingsleiche,
Vom Tod entstellt, doch kenn' ich ihn! Ich kenne
Mein eigen Blut! — o Gott! — Ich knie, ich streiche
Aus seiner Stirn das blonde schlichte Haar;
Ich nehm' die Hand, die blasse, marmorgleiche;
Die Arme steif, das braune Antlitz war
Bedeckt mit kaltem, kaltem Todesschweiße;
Der Mund halb offen, doch des Odems bar,
Und von den Augen sah ich nur das Weiße;
Vorn aus der Jacke quoll das dunkle Blut.
O Gott, mein Sohn, mein einz'ger Sohn! Ich reiße
Das Hemd ihm auf, Einhalt zu tun der Flut;
Die Kugel war ihm recht durchs Herz gegangen.
Beschützen wollend seiner Mutter Gut,
Hatt' auf des Priesters Wink er sie empfangen. —
Da lag er leblos auf den harten Steinen,
Und Totenblässe lag auf seinen Wangen.
Ich weinte nicht — o Gott, ich kann nicht weinen!
Ich sah ihn an und sah ihn an — fortwenden
Die glühnden Augen konnt' ich nicht von seinen
Erstarrten Zügen — mag ich mit den Händen
Sie auch bedecken, mag ich fest sie schließen,
Doch seh' ich ihn! — Und ließet ihr mich blenden,
Ich säh' ihn noch, wie er zu meinen Füßen
Im Blute lag! — Ich seh' ihn Tag und Nacht,
Doch Tränen, weh' mir! kann ich nicht vergießen.
Schlaf? — seit dem Tage hab' ich nur gewacht,
Und meine starren alten Augen glühn,

Zu springen drohnd; doch seine schloß ich sacht
Mit dieser Hand; die Krieger draußen schrien.
Also geschah's, ich hab' euch nichts verhohlen!" —
Ich bog mich schürend vor in den Kamin,
Und eine Träne zischte in die Kohlen.

Die Griechin.

Dezember 1834.

Der König steigt von dem Gebirge nieder,
Von Pallikaren kriegerisch umgeben.
Im Tal liegt Delphi. Schwärzlich von Gefieder
Sieht einen Adler er voran sich schweben.
O du, von dem am Thron des Donnrers stammend,
Sei ihm ein Zeichen! — Mehr und mehr erheben
Die Schatten sich; im Abendrote flammend,
Die höchsten Zinken nur auf dem Parnasse;
Sonst Nebelschichten rings schon ihn umdammend!
Sie sind in Delphi; da, vorn in der Gasse,
Stellt eine Greisin sich dem Fürsten dar.
Lang auf ihm ruhn läßt sie das tränennasse
Verklärte Aug'; schneeweiß wallt ihr das Haar!
Ein Achtzigjähr'ger muß die Mutter stützen,
Denn dieses ist ihr hundertzehntes Jahr.
Und also spricht sie: „Magst du lange sitzen,
O König, auf dem neugebauten Throne!
Mag lange Zeit auf deinen Locken blitzen
Des auferstandnen Griechenlandes Krone!
Von dir, wie würdig sie ein Fürst trägt, lerne
Der Enkel noch von meines Enkels Sohne!
Dein Volk vermehre sich, gleichwie die Kerne
Der Äpfel des Granatbaums, meiner Spende!
Von deinem Ruhm erschalle weit die Ferne!" —
Und Otto nimmt, was zitternd ihm die Hände
Der Greisin reichen; da bricht los der Schwarm;
Die Fackelträger schwingen ihre Brände;
Mit Zweigen winkend, hebt sich mancher Arm;
Die Mädchen bringen frische Blumenkronen,
Der Ärmste spendet — heut ist keiner arm.

Die am Parnaß und am Kithäron wohnen,
Mit ihren Schwertern rasselnd stehn sie da:
„Dem Ersten Heil von Griechenlands Ottonen!“
Ich hab' es euch erzählt, wie es geschah;
Ihr habt es in den Blättern selbst gelesen,
Ihr kennt sie längst, die neue Pythia!
Doch mich hat dieser Frau prophetisch Wesen,
Mich dieser Zug des Herrschers tief bewegt.
Erwacht ist Hellas! Hellas ist genesen!
Der lange blut'ge Traum ist aus — es schlägt
Die Augen auf, und vor ihm steht ein Retter,
Der auf die Kettenmale Balsam legt.
Da regt Dodonas Baum die heil'gen Blätter,
Durch Tempe ziehn der Opfer Wohlgerüche,
Vom Isthmos dröhnt's wie Kampf und Horngeschmetter,
Und wieder tönen der Orakel Sprüche —
Hat nicht der Mund der Pythia geredet?
Und er, der sie vernahm, der Jugendliche,
Durchzieht sein Land, vor kurzem noch verödet,
Heroen gleich. Wie, mit dem Nestoriden,
Des Ithakers, der Troja mit befehdet,
Behelmter Sohn, als sie von Pylos schieden,
Erscheint er mir. Er ruht auf Schlachtgefilden,
Und Heldenschatten wachen bei dem Müden.
Er hört das Klirren von Spartanerschilden:
Athen sein Haus! nach der Akropolis
Tönt aus der Ferne Ludwigs Lyra! — — Gülden
Erhebt die Sonne sich; an dem Gebiß
Sieht ungeduldig man die Renner nagen;
Sie wiehern freudig, daß die Finsternis
Dem Morgen weicht, sie stampfen und sie schlagen —
Doch sieh, die Geißel nimmt Peisistratos.
Delphi erwacht; der Fürst besteigt den Wagen,
Staub wirbelt auf — Chaire, Telemachos!

Alexandriner.

Der Alexandriner.

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — Solch ein Tier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen
Östlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt; —
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? Wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern: Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da;
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt: —
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt
Und mit Franzosenwitz geschulet!

Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Zäsur
Für diesen feinen, saubern Alten.
Er weiß, daß eitler Mut ihm weder ziemt noch frommt:
So schnäuselt er und hebt die Hüslein, springt und kommt
Ans andre Ufer wohlbehalten.

Doch dir, mein flammend Tier, ist sie ein Felsenriß
Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und Gebiß! —
Du jagst hinan, da klafft die Ritze!
Ein Wiehern und ein Sprung! Dein Hufhaar blutet, du
Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt dein Eisenschuh
Des Echos Donner und des Kiesels Blitze!

Und wieder nun hinab, wühl' auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.

Nicht achte du den Schweiß! — Sieh, wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitwärts dich und streichle dich und tränk'
Dich lässig in den großen Meeren.

Vier Roßschweife.

Im Eilwagen, am 15. Juli 1832.

Drei Stutenschweife wehn, der goldne Halbmond blinkt.
Im Bügel hebt sich hoch, den Damaszener schwingt
Der stolze Pascha von Ägypten.
Ein Hengstschweif, lang und schwarz, auf einem blanken Spieß
Weht flatternd vor dem Zelt des Deis von Tripolis,
Beschützt von seines Heers Gelübden.

Ein Mameluckentrupp, mit Waffen schwer bepackt,
Im Gurt Pistol und Dolch, die krummen Säbel nackt,
Bewacht die tausendhaar'ge Fahne.
Der Feldherr sitzt im Zelt, sein Auge glüht vor Lust;
Er lehnt sein bärtig Haupt an einer Sklavin Brust
Auf goldbefranzter Ottomane.

Mir spannt man kein Gezelt; an meine Wange schmiegt
Sich kein Tscherkessenkind! Kein Lanzenreiter wiegt
Für mich den Fuß im goldnen Reife;
Kein Halbmond ward mein Lohn nach einer Perserschlacht —
Doch vor mir, staubumwölkt, auf Fliegenmord bedacht,
Wehn lang und dicht vier Rappenschweife.

Mir rauscht der Bospor nicht, wie Stambuls Padischah;
Mir blutet nicht, wie einst dem Herrn von Janina,
Der Feinde Haupt auf spitzen Gattern;
Kein Scheik der Wüste bringt mir seines Landes Zoll —
Doch mir, wie jenen, fliegt vierfaches Schweifgeroll!
Glück auf! Zur Heimat weht sein Flattern!

Afrikanische Huldigung.

Ich lege meine Stirn auf deines Thrones Stufen;
Ich führe dieses Heer von hunderttausend Hufen,
Ich führe diesen Raub und diesen Sklaventroß,

Ich führe diese Schar von Ringern und von Schützen,
Die mit dem Dolch gewandt den Bauch der Feinde schlitzen,
Zurück, o König, vor dein Schloß!

Gewonnen ist die Schlacht! Wir waren gute Schlächter!
Der Feinde König fiel, ein schlanker, wilder Fechter!
Sein langer Hals war nackt, mein Säbel schnell und scharf.
Im Sande liegt sein Rumpf, der Tigerin zum Mahle.
Erlaube, daß ich dir auf dieser goldnen Schale
Sein triefend Haupt verehren darf.

Es trieft von Öle nicht, von Narden und von Salben:
Es trieft von rotem Blut, Gebieter! deinethalben!
Doch dir zum Salböl wird dies dunkle Dschaggasblut.
Ich salbe dich zum Herrn des Reiches, das ich raubte;
Die volle Schale leer' ich über deinem Haupte
Auf deiner goldnen Krone Glut.

Und jene, die gezackt und blank mit gelbem Scheine
Dies tote Haupt umblitzt, jetzt schmücke sie das deine!
Heil, daß ich ihren Glanz auf deiner Stirne seh'!
Führt die Gefangnen vor! Schwingt die gewicht'gen Keulen,
Und durch Trompetenschall und der Erschlagnen Heulen
Jauchzt: Heil dir, Fürst von Dahomeh!

Florida of Boston.

28. März 1833.

Das Weltmeer trug dich gern; du schwimmst am Ziel der Reise.
Dies ist des Hafens Tor! — Nur noch durch diese Schleuse,
Und deinen Kupferbauch umplätschert das Bassin!
Wie sich auf dem Verdeck die rüst'gen Lotsen drängen!
Zur Arbeit singen sie; — einfach, mit rauhen Klängen
Schallt übers Wasser der Refrain!

Bugspriet und Masten kahl; die Segel sind mit Schnüren
Zu Bündeln eingerefft; — hier gilt es zu bugsieren!
Die Ankerwinde knarrt, das Schiff rückt langsam vor.
Rasch mit den Speichen dreht sich Weißer und Mulatte,
Und majestätisch zieht die schwankende Fregatte
Durch das weitoffne Schleusentor.

Von oben kann ich jetzt auf sie hinunterschauen;
Mit ihrem Takelwerk, mit ihren mächt'gen Tauen
Erreich' ich sie beinah' mit ausgestreckter Hand.
Vor mir und unter mir der Schiffer gelbe Hüte;
Neufundlands Dogge heult am Eingang der Kajüte,
Und blickt umher und will ans Land.

Auf einer Tonne sitzt der Steuermann am Steuer;
Hier liegt das lange Boot, dort flammt das Küchenfeuer;
Der Schiffskoch, Mais im Korb, tritt an den Hühnerstall.
Mit voller Hand läßt er die Frucht durchs Gitter rauschen;
Die Hennen drängen sich und picken und belauschen
Der transatlantischen Körner Fall.

Und trotzig über euch, ihr Meeranachoreten,
Ihr Klausner auf der See, die ihr zwar schlecht zu beten,
Doch gut zu fluchen und im Sturm zu lästern wißt,
Auf dem Besanmast hoch seh' ich der freien Staaten
Rotstreif'ge Flagge wehn, wie sie der Hanseaten,
Holländer, Dänen Flaggen grüßt.

Der weißen Sterne Schein glänzt in der blauen Feldung;
Sie bringt der Alten Welt von einer neuen Meldung,
An deren grünem Strand das Schiff vorüberzog.
Sie sah den Strom des Golfs; sie schreckte den Flamingo,
Den scharlachfarbigen, als er von Sankt Domingo
Gen Norden zum Ohio flog.

Dort, und am Eriesee, bei fleiß'gen Kolonisten
Und Bibern will er still an dem Gestade nisten,
Bis wieder ihn zurück gen Süden treibt das Eis.
Dort schwebt in Zügen er um dunkler Berge Firnen;
Wie Indier stehn sie da: um ihre braunen Stirnen
Wallt brennendrot ein Federkreis.

Dort rudern ungestört Kanadas wilde Schwäne
Auf dem Ontario, wo der Huronen Kähne
Am Ufer liegen. — Halt! verstummt ist der Refrain!
Im Schiffe wird es still — jetzt tritt es aus der Schleuse
Hervor — ein Hussarus! und seine Planken leise
Bespült das schirmende Bassin.

Der Schwertfeger von Damaskus.

Ein hoher Gast trat heut in meine niedre Schmiede,
Der Fürst der Gläubigen, der tapfre Abbassiide!
In mein Gewölbe schritt der bärtige Kalif!
Sein glänzendes Gefolg sah man mein Haus umringen;
Er aber wählte sich die schärfste meiner Klingen
Mit diamantbesetztem Griff.

Die Waffe ließ er sich an seinen Gürtel binden,
Und sprengte sausend dann die grünen Tamarinden,
Den Sonnenschirm des Markts, entlang mit seiner Schar.
Der Staub des Weges flog, gefegt von Stutenbäuchen;
Der Reiter Ferse saß in den beschäumten Weichen,
Und Staunen faßte den Basar.

Ich kreuzte demutvoll auf meiner Brust die Arme,
Und sah vor meiner Tür dem kriegerischen Schwarme
Bis an die Pforte nach, die gen Aleppo führt:
„O mächtiger Prophet, beschütze deinen Enkel,
Und gib, daß lange noch die Stärke seiner Schenkel
Sein Beduinenroß regiert!

Und du, mein krummer Stahl, leb wohl! Aus meiner dunkeln
Werkstatt ziehst du hinaus! In Schlachten wirst du funkeln!
Bald klirrst du, wo dein Blitz ein Volk von Reitern lenkt!
Da schwärmen durch den Sand spießwerfende Geschwader!
Den wilden Rossen schwillt vor Kampflust jede Ader,
Und alle Zügel sind verhängt.

Da siehst du, zahllos wie der Sand, auf den sie treten,
Des Feindes Heere nahn den Kindern des Propheten.
Durch unsre Reihen fliegt anordnend der Wesir.
Noch wartet der Kalif. — Da schmettern die Fanfaren,
Und seine Linke läßt den Zaum des Hengstes fahren,
Und seine Rechte fährt nach dir.

Dann schwelgst in Blute du, geführt von der geballten
Kalifenfaust, und dampfst und züngelst aus den Falten
Des Ärmels, der die Hand des Mächtigen bedeckt,
Wie in Arabien und auf den öden, flachen
Sandstrecken Soristans aus eines Schakals Rachen
Die blutgetränkte Zunge leckt.

Dann zuckst du himmelan, wie eine rote Flamme,
Bei deren Lodern nachts ein Dichter seinem Stamme
Von Genien und Feen erzählt am Roten Meer.
Und diese Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Okzident des Ostens Macht verkündet —
Aus meiner Esse stammt sie her!"

Der Scheik am Sinai.

Im Spätjahr 1830.

„Tragt mich vors Zelt hinaus samt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber sehn! — Heut kam die Karawane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vors Zelt hinaus! Wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„Auf Algiers Türmen weht, o Greis! die Trikolore;
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt frühmorgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille:
Die Franken kamen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern fliehn die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durchs Gebirg der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilee; Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzerrißnen Rehs.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen —
Allah! — Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis ans Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schaun dünn und lang die Minaretts.

Die Mandel blüht im Tal; mit spitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern,
Gesegnet ist das Land des Beis von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dort liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
Die Salve kracht — so grüßen sie!"

„Sie sind es!" ruft der Scheik — „Ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenschlacht! o Tag des Ruhms, der Beute!
Rot, wie dein Turban, war im Nile jede Furt. —
Allein ihr Sultan? sprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, sein Gang, sein Aug'? Sahst du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisentür.
Doch ihres Sultans Haupt siehst du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Franks. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir!"

Der Emir nimmt das Gold und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sei, dem er die Wüstenwege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! Sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!"

Der Diwan der Ereignisse.

1833.

O, Männer meines Stamms! ich sah die großen Städte!
Ich trat in die Moscheen von Alexandria.
Ich salbte meinen Bart in Suez und Rosette,
Ich stand auf dem Basar der Nilstadt Damiette;
Mit diesem Dromedar durchzog ich Kahira,

Die weitgedehnte Stadt mit ihren engen Gassen,
Wo Franken, Araber und Abessinier gehn;
Kaum sind sie breit genug, ein Lastkamel zu fassen;
Auf Polstern in der Tür, bei vollen Kaffeetassen,
Kann man aus langem Rohr die Städter rauchen sehn,

Schweigsam und ernst. Ihr Haupt, von dem gefärbten Leinen
Des Turbans eingehüllt, umwallt der krause Rauch.
Mit weißem Rande, voll von wunderlichen, kleinen
Schriftzeichen, liegt ein Blatt auf den gekreuzten Beinen,
Und auf dem Blatte weilt ihr dunkelbraunes Aug'.

Ich bin ein Araber; mein Kleid ist nicht von Seide,
Doch feurig ist mein Pferd, und seine Mähn' ist glatt.
Mein graues Zelt ist kühl; es fehlt mir nicht an Weide;
Ich bin den Städtern gleich, und wenn ich sie beneide,
Bei meinem Bart! so ist es nur um jenes Blatt!

Denn -- tretet näher her, o meine Stammgenossen!
An meine Lippen sei gefesselt euer Ohr!
Ich weiß, ihr glaubt mir kaum! Ihr bliebt bei euren Rossen;
Ihr sahtet die Städte nicht, die Welt blieb euch verschlossen,
Und meine Rede kommt euch wie ein Märchen vor! --

Denn dies ist nicht ein Blatt, wie es mit Koran-Suren
Der weise Imam füllt auf seinem Schreibebrett.
Es meldet, was geschieht; es folgt der Heere Spuren;
Es trägt von Koniah bis nach des Deltas Fluren
Die Taten Ibrahims, des Sohnes Mehemed.

Des Nizam Dschedids[1]) Ruhm wird treu von ihm beschrieben.
Die Führer stellt es dar, gebietend, ernsten Blicks;
Die Rotten mustert es; es weiß, von wieviel Hieben
Ein Türkenfeldherr sank; es meldet, wer geblieben;
Es nennt die Namen der erkämpften Paschaliks.

Was gestern dort geschah, erzählt es hier schon heute;
Es murmelt durch die Stadt, wie durch den Sand ein Bach.
Heut spricht es von der Schlacht, und morgen von der Beute;
Und daß nicht einen nur, nein: daß es alle Leute
Belehre, zeigt es sich mehr denn zehntausendfach.

So will es Mehemed! In einem Steingebäude
Wird es — geschrieben nicht; man sagt, es wird gedruckt.
Fliegt eines Schreibers Hand so schnell? Traut meinem Eide:
Zu Schocken liegt es da, geschwinder, als der Scheide
Vor euren Augen jetzt mein scharfer Dolch entzuckt.

---

[1]) Nizam Dschedid — der ägyptische Heerbann.

Fragt nicht, wie es geschieht! — Wer selbst in keiner Schmiede
Den Säbel schmieden sah, versteht die Rede nicht
Des, der es ihm beschreibt. — Auch bin ich warm und müde;
Drum wisset einzig noch, daß eine Pyramide
Die Stirn des Blattes ziert, ein Sinnbild ernst und schlicht.

Ein junger Palmbaum sproßt empor an ihrer Seite,
Und hinter ihnen geht die Sonne strahlend auf!
O, Männer meines Stamms! Wer deuten kann, der deute!
Und wer da schauen will, der gürte sich und reite
Und lenke nach dem Nil des Dromedares Lauf;

Und suche dort das Haus, von dem er eben hörte;
Es wird der Diwan der Ereignisse genannt. —
Fürwahr, ich bin nicht reich! doch, wer mich lesen lehrte,
Und brächte mir das Blatt, so oft ich es begehrte —
Geöffnet wäre dem mein Zelt und meine Hand!

Am Kongo.

Sultanen, zaudert nicht! Es gilt ein Fest zu feiern!
Berauscht mit Palmwein euch aus halben Straußeneiern!
Schmückt euch, wie jenen Tag, an dem des Harems Tor
Sich vor euch öffnete! Entfaltet eure besten
Gewande! Kleidet euch, wie sonst bei hohen Festen!
Ein großes Glück steht euch bevor.

Die Menge draußen jauchzt, und die Batuken schallen.
Vom vollen Nacken laßt den farb'gen Scharlach wallen!
Hängt die Korallen um, aus denen Feuer sprüht:
Die rote Erde nehmt, die Wangen zu bestreichen!
Laßt euer Angesicht dem Morgenhimmel gleichen,
Wenn er in dunkler Röte glüht!

Singt euer frohstes Lied! Tanzt durch die Palasttüren
In das Gewühl hinaus! Zum Strome laßt euch führen,
Wo um den König sich gelagert hat das Heer.
Er ist zurückgekehrt aus seinen Wüstenschlachten;
Ihr seufztet oft nach ihm; gestillt wird euer Schmachten;
Fortan verläßt er euch nicht mehr!

Ihr seid beneidenswert! Zu allen Tageszeiten
Wird er jetzt bei euch sein! Er braucht nicht mehr zu streiten:
Das ganze Land ist sein, bis wo der Kongo quillt.
Nichts liegt ihm fürder ob, als unter euch zu weilen:
Für immer wird er jetzt mit euch das Lager teilen – –
Dort liegt er auf dem Kupferschild!

Fahrt nicht zurück; er ist's, der Wildeste der Dschaggas!
Wohl gleicht sein Mantel jetzt dem streif'gen Fell des Quaggas:
Blutstreifen zieren ihn! Wohl ist sein Auge starr!
Wohl ist sein Arm gelähmt, der uns den Sieg erfochten'
Wohl stehn die Pulse still, die einst so feurig pochten
Bei Tamtamklang und Hufgescharr.

Er hat den Sieg erkauft mit seinem eignen Blute:
Kein Geriot, kein Grisgri und keine Zauberrute
Erweckt ihn; durch dies Grab will er von hinnen ziehn
In das glückselig'ge Land, wo die Gestorbnen wohnen;
Wo statt des Taues Blut auf Gras und Blumenkronen
Glänzt; — Heil euch, ihr begleitet ihn!

Wohl zög' er zürnend noch empor die finstern Brauen,
Fänd' er im Grabe nicht die dreimal fünfzig Frauen,
Die lebend er umarmt! — Wir senden euch ihm nach!
Seht, wie sein Auge zuckt! Mit grünen Palmenzweigen
Bedeckt den Harrenden! Tanzt, und im wirrsten Reigen
Empfangt Schwertstreich und Keulenschlag!

Scipio.

Massa, du bist sehr reich! Dein Saal ist voll von Pagen;
Zweimal zehn Meilen ziehn am Flusse die Plantagen
Sich hin, wo man für dich die Baumwollstaude baut;
Wo man das Zuckerrohr für dich mit Messern schneidet,
Wo seine Kraft für dich der Kaffeebaum vergeudet,
Wo in den Raum des Schiffs man deine Ballen staut.

Massa, du bist sehr reich! Wenn unter den Agaven
Der Vogt zusammenruft die Menge deiner Sklaven,
So faßt sie kaum der Platz vor deinem Steinpalast.
Zwölf Pferde reitest du; fünf Schiffe sind dein eigen;
Sie tragen deinen Ruhm in alle Welt; es zeigen
Den Namen, den du führst, die Flaggen hoch am Mast.

Massa, du bist sehr reich! Die Tochter des Kreolen,
Leicht, wie am Mondgebirg der Zebrastute Fohlen,
Dient dir: — o, welch ein Mund! o, welch ein Aug'! welch Haar!
Sie trägt ein Kleid von Flor, gefärbt mit Koschenille;
Errötend reicht sie dir den braunen, mit Vanille
Gewürzten Frühtrank der Kakaobohne dar.

Massa, du bist sehr reich! Dein Jagdhund heißt Diana!
Hat je ein Hund, wie der, die Wälder von Guyana
Durchrannt und stöbernd das Tajassu aufgespürt?
Weit trägt dein Doppellauf; dem hundertfarb'gen Fittich
Des Tukans ruft er: „Halt!" — Du sagst, er sei von Lüttich;
Mit einem Hirschkopf ist der braune Schaft geziert.

Massa, du bist sehr reich! Wenn drückend heiß aus Westen
Der schwüle Landwind weht, verschläfst du in Siesten
Die Glut, der reichste Mann in Paramaribo.
Halbnackt liegst du auf der Vicunnawolle Quitos;
Ich stehe neben dir und scheuche die Moskitos!
Ich bin dein Lieblingssklav'; du nennst mich Scipio.

Massa, du bist sehr reich! Dongolas Fürsten äßen
Die Speisen, die dein Koch in silbernen Gefäßen
Auf deine Tafel setzt, o Herr, zur Mittagszeit.
Dein Tisch ist voll vom Gut des Landes und der Tiefen;
Das würz'ge Schwalbennest der fernen Lakediven
Und Seltneres ist dir, Herr, keine Seltenheit.

Massa, du bist sehr reich! Wer zählte die Gerichte,
Womit man dich bedient, den Wein, die saft'gen Früchte?
Aus deiner Küche tönt den ganzen Tag Geräusch.
Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen;
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeschmack; die Sehnen
Stärkt es; o, zürne nicht! — ich meine Menschenfleisch!

An das Meer.

O Meer, verliehst du nicht den brennendroten Saft,
Den heil'gen Purpur, draus man Kön'gen Mäntel schafft,
Den Männern von Berut und Tyrus?
O finstres Meer, lag nicht in deiner grauen Flut
Die dunkle Röte, die mit königlicher Glut
Umfloß den Heldenleib des Cyrus?

O du, des schwärzlichen Meergottes farb'ger Sohn,
Purpur, bedecktest du nicht Alexanders Thron
Im Land der Inder und der Skythen? —
O Meer, dein dunkler Schoß verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern; — ist nicht auch die Perl', o Meer, dein Kind?
Gebarst du nicht selbst Aphroditen?

Ja, du bist reich! Ich sah bis auf den Grund dich, Meer!
Wie dem von Sidon du die Muschel gabst, daß er
Den Purpur auf die Wolle drücke:
So hast du meinem Blick dein Innres aufgetan,
So ließest du im Geist mich deine Pracht empfahn,
Auf daß sie meine Lieder schmücke.

Die alten Schätze, die auf deinem Boden ruhn:
Die Horte, die man einst in dich versenkt, die Truhn,
Die durch das blaue Wasser blitzen:
Die Drachen, deren Mund blutrote Flammen speit,
Die, Zepter in den Klaun, im Scharlachschuppenkleid
Das anvertraute Gut beschützen;

Die Schlange, deren Leib, gleichwie ein Meridian,
Die halbe Welt umspannt, die keines Augen sahn,
Als meine, die mit sieben Zungen
Das Eis des Nordpols leckt (— es schmilzt von ihrem Hauch),
Die Gleichersonne sengt durchs Wasser ihren Bauch,
Den Südpol hält ihr Schweif umschlungen);

Die Städte, die dein Mund in seine Tiefe riß —
(Als Wächter stehn am Tor und fletschen das Gebiß
Meermänner mit blutgier'gen Blicken —):
Den Seepolypen, der mit haar'gen Armen zuckt;
Den Leviathan, der den Mond dereinst verschluckt,
Wenn er vom Himmel fällt in Stücken:

Das Grab Neptuns — in das, als er gestorben war,
Als ihn kein Steuermann mehr rief in der Gefahr,
Als jeder sich an Heil'ge wandte,
An Fischefänger auf dem See Genezareth,
Und nicht an ihn mehr, dem der Äthiop das Fett
Von hundert Stieren einst verbrannte —

Sein Grab, in welches ihn ertrunkne Römer und
Hellenen — sie auch, die der rotgefärbte Sund
Von Salamis verschlang — begruben,

Sich drüber legten, und — o, welch ein Leichenstein! —
Aus ihrem eigenen verwitterten Gebein
Dem toten Gott ein Mal erhuben;

Die Flaschen, die der Ring des Salomo verschloß,
Die seit Jahrtausenden dein Wasser schon umfloß;
Die Krüge, gläsern oder irden,
In denen Geister sind, entsetzlich von Gestalt,
Die losgelassen dich, o Weltmeer, wie Asphalt
In lichte Flammen setzen würden: —

All hab' ich es gesehn! — Du hast dich mir gezeigt,
Auf daß mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichst den Purpur mir: mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll; ich tauche mit der Hand
In deine Flut, mein Lied zu färben.

Sieh, wie es funkelt! Sieh, schon glänzt es purpurrot!
Schon glüht es farb'ger als die Flagge, die das Boot
Aus China schmückt vor Surabaya!
Schon geht es, buntgeschuppt, in seiner Pracht einher:
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich sonnt im Busen von Biskaya.

Schiffbruch.

Fragment.

Wohl wünsch' ich vieles mir; doch, wär' ich ein Matrose,
Dann wünscht' ich einen Sturm und eine Wasserhose
Im fernsten Südmeer mir; dann wünscht' ich, daß mein Schiff
Der zürnenden Gewalt des Trombengeists verfiele,
Daß, mast- und segellos, es säße mit dem Kiele
Gespießt auf ein blutrot, turmhoch Korallenriff.

Des Meeres Arme sind die zackigen Korallen;
Aus seiner Tiefe streckt es sie, wie blut'ge Krallen,
Nach den belasteten Ostindienfahrern aus;
Und hat es sie gefaßt, dann hält es sie den Schlägen
Der Sturzflut und dem Zorn des Tropensturms entgegen,
Und reißt sie jauchzend in sein wunderbares Haus.

Die Wände seines Saals — Eisberge! glänzend stehen
An beiden Polen sie! — bedeckt es mit Trophäen:
Der Schiffe Flaggen und zerrißne Segel sind's.
Ha, wär' ein Schiffer ich, dann wollt' ich, so versänke
Mein Schiff, geschleudert auf die scharlachroten Bänke
Des unbekanntesten und fernsten Labyrinths

Von Südseeinseln, die, wie unbewegt das flache,
Saftgrüne Lotosblatt auf einem stillen Bache
Schwimmt, auf dem Meere ruhn: sie schlummern auf der Flut.
Schilfgürtel tragen sie und Kokospalmenkronen:
Die prächt'gen Vögel, die hoch auf den Kronen wohnen,
Sind das Gestein daran, goldgelb und rot wie Blut.

Wie Kinder ruhn sie an der Brust des Ozeanes;
Sie lächeln durch den Sturm; die Stimme des Orkanes
Stört ihren Schlummer nicht; des Meeres schäumend Naß,
Das sie mit Untergang bedroht, macht sie nicht zittern:
So lächelnd schlummerte, inmitten von Gewittern,
Der Sohn des Menschen einst auf dem Tiberias. —

Anno Domini . . . . . .

Hört mich, Kleingläubige! — Wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ, mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten Schweife
Er galoppierend sie durchs Frankenlager schleife,
Der Sohn des Chilperich, der andere Chlotar;

Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar, die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und schaudernd sahn die Franken
Chlotars, des Zürnenden, erschrecklich Strafgericht;

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der roten
Wachtfeuer Glut, die da vor jedem Zelte lohten;
Jetzt wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kamel, drauf man sie morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn:

So wird dereinst, hört mich, ihr Kalten und Verständ'gen,
Der Herr ein feurig Roß, das flammend in unbänd'gen
Kurbetten schießt durch den Abgrund des Raumes hin,
Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweif mit seines Zornes Händen
Die Erde fesseln, die bejahrte Sünderin.

Aus ihrer Bahn, die sie sklavisch hat wandeln müssen
Vom Anbeginn, wird sie durch seine Kraft gerissen;
Sie muß ihm folgen als Trabant; tief in den Raum
Schleift er sie mit sich fort; er schnaubt, und Funken sprühen
Durchs All; sein Schweif durchweht es stolz; denn mit sich ziehen
Die Erde darf er — Gott verhängte seinen Zaum.

Wer hält den Rasenden? Die Sonne tritt zurücke,
Und steht zuletzt so fern, daß sie nicht eines Blicke
Mehr sichtbar ist; dann wird es kalt und finster sein,
Und je zuweilen nur, wenn sie den Grenzen neuer,
Entfernter Sonnen nahn, wird, wie des Lagers Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen Schein

Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtoten,
Ein flackernd gräßlich Licht zuwerfen; im blutroten
Gewande steht alsdann der Himmel; siedend zischt
Die See. Vorüber schießt der Wilde, von der Hitze
Gejagt. Nacht folgt aufs neu' dem momentanen Blitze;
Schwarz wird die Erde, gleich der Kohle, die erlischt,

Und bebt vor Kälte; bis, wenn lange Zeit verronnen,
Sie wieder deine Glut fühlt, mildeste der Sonnen,
Einst ihre Mutter du! Bei deinem ersten Strahl
Zuckt sie vor Lust; das Eis zerschmilzt, die Quellen rinnen
Wie Freudentränen; doch zum andern Mal von hinnen
Reißt sie das Flammenroß, und neu wird ihre Qual.

Doch endlich wird geleert sein deines Zornes Schale,
O Herr! — Du winkst! — Sie brennt! Sie glüht zum ersten Male
In eignem Licht, doch ist es eines Dochtes Brand,
Der sich durch Glühn verzehrt. Die Schöpfung sieht mit Staunen
Das Sterben einer Welt; alsdann hört man Posaunen,
Und die Wagschale schwebt in des Weltrichters Hand.

Ein Flammengürtel blitzt und wallt von Pol zu Pole;
Die Berge stürzen sich mit Zischen in die Sole
Des Meers; bis an den Mond weht Lohe, Schaum und Rauch;

Und — doch, dann will ich mich empor im Grabe richten,
Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende dichten —
Ich zittre; mit der Hand bedeck' ich Stirn und Aug'.

Henry.

Ein öd' und trüb' Gemach; der Abendsonne Schein
Bricht durchs vergilbte Glas der Fenster fahl herein!
Matt durch die matten Scheiben bricht er
Ein Feldbett und ein Tisch; ein Sessel auch: und hier
Ein Sarg — was zitterst du? sei stark und folge mir!
Laß uns betrachten zwei Gesichter.

Sieh auf dem Tisch dies Bild! — ein Mädchen! — o wie hold!
Dies Auge! dieser Mund! und dieser Locken Gold!
O dieser Liebreiz, diese Milde!
Ein himmelblaues Band umfängt den schlanken Leib;
Die jungfräuliche Brust . . . Liebt mich einmal ein Weib,
O Gott, so gleich' es diesem Bilde!

Nun aber wende dich! Sieh da den Totenschrein!
Ein Jüngling ruht in ihm; — aus weißen Laken dräun
Die starren, gramzerrißnen Züge.
Ein tiefer, stiller Schmerz umzuckt den bleichen Mund:
Doch gab den innern Sturm nie diese Lippe kund — —
Er wollte, daß sie ewig schwiege.

Zurück das Leichentuch! Siehst du in seiner Hand
Den blut'gen Dolch? — Sei Mann, entferne das Gewand! —
Sein Herz die Scheide dieses Dolches!
Einmal betrachte noch dies lächelnde Gesicht,
Und dann dies schmerzliche! — Nun komm! doch frage nicht:
Um solch ein Angesicht, o Gott, warum ein solches?

Im Herbst.

1836.

Und wieder ist es Herbst — Entblättert stehn die Bäume;
Dem dürren Laube gleich verwehen meine Träume;
Aus Norden braust es hohl!

Es ziehn die Kraniche nach wärmrer Meere Borden;
Erschrocken fahr' ich auf! Ja, es ist Herbst geworden —
So war's auch Sommer wohl?

Und wieder ist es Herbst! — Die alten Türme trauern,
Befeuchtet hat der Hauch des Nebels ihre Mauern
Und ihrer Dächer Blei.
Der Nordwind rüttelt sie, die Wetterfahnen klirren;
Um die verwitternden sieht man die Dohlen schwirren
Mit winterlichem Schrei.

Und wieder ist es Herbst! — Der Sommer ist vergangen;
Umsäuselt hat das Wehn des Lenzes meine Wangen —
Ich hab' es nicht gewußt!
Aufs neue ließ ein Jahr ich ungenossen fliehen;
Und, ach! ich merk' es erst, da jetzo sein Verziehen
Mir schauert durch die Brust.

Und wo denn wieder war's, daß träumerisch indessen
Die Monden ich verpaßt; daß ich den Lenz vergessen,
Und Seufzer eingetan? —
Durchirrt hab' ich den Sand, ein Quell- und Schattenspürer;
Ich watete durch Blut; die Sonne war mein Führer,
Mein Roß der Ozean.

Ich sah der Wüste Brand und ihrer Körner Dürsten.
Versprengt von ihrer Schar sah ich Nomadenfürsten:
Am Boden lag ihr Pferd.
Sie schauten grimmig aus nach einer Karawane;
An ihrem prächt'gen Gurt hing wimmernd die Sultane,
Nachschleifend wie ein Schwert.

Zur Fehde zog ich aus mit Rittern und Baronen;
Den Flamberg in der Faust, erstürmt' ich Mauerkronen —
Gewieher und Geschnauf!
Die Leitern legt' ich an, ich klomm hinan die Scharten,
Ich pflanzte blutbefleckt die flatternden Standarten
Auf Feindesleichen auf.

Schlachtbanner, schwärzliche, zerschoss'ne sah ich fliegen:
Erschlagne Krieger starr am Boden sah ich liegen
Mit blut'gem Angesicht.
Es neigten Jungfraun sich hernieder zu den Toten —
Ach, ob sie Becher auch den kalten Lippen boten,
Sie weckten jene nicht!

Und Flotten sah ich ziehn, mit weißen Segelschwingen;
Ich sah sie rüsten sich zum Kampf; ich sah sie ringen,
Entmastet und entmarst.
Ich sah sie bäumen sich, geschaukelt auf dem Rachen
Des alten Ozeans: — ich sah es, wie mit Krachen
Ein Admiralschiff barst.

Von hoher Berge Stirn schaut' ich nach zweien Landen; —
Tief unten, wo der Schlucht bereifte Tannen standen,
Ein bunter Maultierzug!
Ich sah auf ihrem Haupt die weiß und rote Feder!
Voran ein brausend Paar von Zeltern, deren jeder
Ein schwärzlich Mädchen trug.

Zigeuner waren es! — Geklirr von Tamburinen!
Sie zogen übers Joch des Berges in die grünen
Jenseit'gen Talesaun!
Den Schwalben gleicht dies Volk; es flieht des Winters Grenze;
Es sucht im Herbst ein Land, auf welches ew'ge Lenze
Vom Himmel niedertaun!

Die Lenze sah ich wohl; doch den, der mich umgeben,
Ich ließ ihn achtlos fliehn! Ich träumte, statt zu leben!
Die Schwalben sammeln sich!
Ja, wieder ist es Herbst; er klirrt um meine Klause;
Er rüttelt mich: „Wach' auf! kehr' ein im eignen Hause!
Du Sinnender, besinne dich!"

Vermischte Gedichte.

Im Walde.

Geh' ich einsam durch den Wald,
Durch den grünen, düstern,
Keines Menschen Stimme schallt,
Nur die Bäume flüstern:

O, wie wird mein Herz so weit,
Wie so hell mein Sinn!
Märchen aus der Kinderzeit
Treten vor mich hin.

Ja, ein Zauberwald ist hier:
Was hier lebt und wächst,
Stein und Blume, Baum und Tier,
Alles ist verhext.

Die auf dürren Laubes Gold
Sich hier sonnt und sinnt,
Diese Natter, krausgerollt,
Ist ein Königskind.

Dort, in jenen dunkeln Teich,
Der die Hindin tränkt,
Ist ihr Palast, hoch und reich,
Tief hinabgesenkt.

Den Herrn König, sein Gemahl,
Und das Burggesinde,
Und die Ritter allzumal
Halten jene Gründe;

Und der Habicht, der am Rand
Des Gehölzes schwebt,
Ist der Zaubrer, dessen Hand
Diesen Zauber webt.

O, wüßt' ich die Formel nun,
So den Zauber löst:
Gleich in meinen Armen ruhn
Sollte sie erlöst,

Von der Schlangenhülle frei,
Mit der Krone blank,
In den Augen süße Scheu,
Auf den Lippen Dank.

Aus dem Teiche wunderlich
Stiege das alte Schloß;
Ans Gestade drängte sich
Ritterlicher Troß.

Und die alte Königin
Und der König, beide,
Unter samtnem Baldachin
Säßen sie; der Bäume Grün
Zitterte vor Freude.

Und der Habicht, jetzt gewiegt
Von Gewölk und Winden,
Sollte machtlos und besiegt
Sich im Staube winden. —

Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Märchenträume,
O, wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!

Die Tanne.

1.

Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün;
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwangre Nadelkissen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen,
Und des Goldes Glut, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Ästen sieht sie schönres Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln,
Und belauscht des Geistes Weben,

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt;

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorüberfaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Tiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern: — nur Rotwildstapfen
Auf dem moosbewachsnen Boden! —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niederstrengen,
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgentau behängen!

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

2.

Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast,
Mit Segel, Flagg' und Matte:
Ihn beugt der Jahre Last.

Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes innres Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt' ich befahren
Und fremde Länder schauen.

Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge sah ich thronen;
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!

Die Toten im Meere.

Tief unter grüner Meereswell',
Auf Muschelbank und Kies,
Da schlummert mancher Schiffsgesell,
Der frisch vom Lande stieß.

Die See riß sein gebrechlich Boot
Hinab auf ihren Grund;
Im Sturme fand er frühen Tod,
Und war doch so gesund.

Tief unter grüner Meereswog',
Auf Kies und Muschelbank,
Da schlummert mancher andre noch,
Der nicht im Sturm ertrank.

Er ward in enger Koje kalt,
Kam nie zurück zum Port.
Man hat ihn auf ein Brett geschnallt
Und warf ihn über Bord.

Ein großes Grab ist Meeres Grund,
Ein Kirchhof Meeres Spiegel;
Die Wellen, schwellend all und rund,
Das sind die Grabeshügel.

O, könnte man dort unten sein,
Wär' Meeresflut verronnen:
Man säh' der Schläfer lange Reihn,
Säh' von Polypen ihr Gebein,
Das bleiche, rot umsponnen.

Man säh' ihr Kissen: weiches Moos,
Und Sand und Meereslinsen;
Man säh', wie sie mit Zähnen bloß
Ins Fischgewimmel grinsen.

Man säh', wie ihren Knochenarm
Der Sägefisch poliert:
Wie sie der Meeresfrauen Schwarm
Mit seltnen Gaben ziert

Die eine salbt, die andre flicht
Ihr Haar, das lang begaffte,
Und schminkt ihr beinern Angesicht
Mit Purpurschneckensafte.

Die eine singt ein traurig Lied,
Die kommt mit Muschelschnüren.
Man säh' die tote Schar umglüht
Von wunderbaren Zieren:

Säh' Hand und Knöchel schön umglänzt
Von gelben Bernsteinschnallen;
Der nackte Schädel wär' bekränzt
Mit krönenden Korallen.

Und teure Perlen, rein und weiß,
Das wären ihre Augen.
Man säh' der Tiefe bunt Geschmeiß
Ihr Beinmark gierig saugen.

Man sähe jeden schlanken Mast,
Den einst die Flut getragen,
Den jetzt ein Meeresfels umfaßt,
Einen Toten überragen;

Säh' ihn, benagt von Fisch und Wurm,
Gewurzelt fest in Torfe:
Der Schläfer meint, es sei der Turm
Von seinem Heimatdorfe. —

Ja, unter grüner Meereswell',
Bei Perlen silberfarb,
Da liegt manch rüstiger Gesell,
Der in den Wellen starb.

Er schlummert fern von Haus und Hof;
Keine Blume ziert sein Grab,
Und keine Freundesträne trofi
Auf sein Gesicht hinab.

Er schlummert süß; umdüftert auch
Sein Grab kein Rosmarin,
Umsäuselt's auch kein Rosenstrauch
Keiner Trauerweide Grün,

Was tut's? — und daß sein Angesicht
Kein Tränenregen schlug,
Den Toten im Meere kümmert's nicht!
Er ist ja naß genug!

Geisterschau.

Gleichwie an des Hades Tor
Wagend sich Odysseus setzte,
Die Gestorbenen beschwor
Und mit Widderblut sie letzte!

Daß für das ersehnte Naß
Jeder seinen Spruch ihm gebe,
Daß zumal Teiresias
Ihm der Zukunft Schleier hebe:

So auch oft an dem Gestad
Meines Erebos, des Meeres,
Sitz' ich, der Laertiad'
Eines luft'gen Totenheeres.

Aber nicht durch Blut und Wein,
Jrd'schen Stoff, bin ich ihr Meister;
Kraft des Willens sind sie mein:
Nur der Geist beschwört die Geister!

Aus des Geistes Tiefen quillt,
Was das Aug' als Geister schauet;
Aus mir selber, kühn und wild,
Steigt empor, davor mir grauet.

Siehe, rot vom eignen Blut,
Kommen sie herangezogen,
Seelen derer, so die Flut,
In das Totenreich gezogen:

Kön'ge, denen aus der Hand
Sie das goldne Zepter spülte:
Mädchen, denen sie entbrannt
In den toten Reizen wühlte;

Schiffer, denen hundert Jahr
Wellen schon den Schädel netzen —
Wende dich, du düstre Schar,
Denn es fasset mich Entsetzen!

Weh! was hab' ich euch gestört,
Schlummrer auf dem Grund der Meere.
Weh, wo ist des Griechen Schwert,
Daß ich eurem Zürnen wehre!

Die Magier.

(Im Dom zu Köln.)

Wie wenn Phiolen, die der Meister,
Bannworte murmelnd, wohl verricht,
Mit kecker Hand ein junger, dreister
Lehrling der Zauberkunst zerbricht:

Urplötzlich füllt das wunderliche
Gemach ein leichter, blauer Rauch,
Narkotisch steigen Wohlgerüche
Aus der geborstnen Flasche Bauch;

Und wie die Menge der zerstreuten
Duftflocken sich zusammenballt;
So werden sie zu des befreiten
Elementargeists Lichtgestalt;

Zum Dank, daß er zerbrach das Siegel,
Das seinen Kerker lange Zeit
Schloß, will er jenem seine Flügel
Leihn und der Erde Herrlichkeit

Ihm zeigen: — so aus diesen Düften
Des Weihrauchs, die der Kirche Chor
Durchziehn, tritt riesig, um die Hüften
Den Gurt, ein Genius hervor.

Sandalen trägt er an den Sohlen;
Es ist ein Geist der Wüstenei.
Im Weihrauch schlief er; dieser Kohlen
Glut machte den Gebundnen frei.

Aus langen Reihen ernster Beter
Trägt dahin er mich durch die Luft,
Wo nicht ein Haus, wo ganz der Äther
Durchwallt wird von des Weihrauchs Duft.

Ihr heil'gen, königlichen Dreie,
Erzeigt er diese Gnade mir,
Wie ließ er euch, einst Yemens treue
Stammführer, in den Mauern hier?

Er pocht an euer Grabgewölbe,
Und weckt vom langen Schlaf euch auf,
Salbt euer Haar und drückt die gelbe
Pracht goldner Diademe drauf.

Ihr wandelt wieder durch die Lande,
Die gläubig einstens ihr durchirrt;
Die Rosse harren noch im Sande,
Gezäumt, gesattelt und geschirrt.

Ihr bindet los sie von den Bäumen,
Und tretet in die Bügelschuh,
Und führt an roten Korduanzäumen
Dem Abend die Kamele zu.

Ihr sammelt Weihrauch, Gold und Myrrhen,
Und häuft — die Weihnacht ist nicht weit! —
In tiefen, funkelnden Geschirren
Der Gabenfülle Kostbarkeit

Ihr folgt dem Scheine des Kometen
Aufs neue nach Jerusalem;
Die Prophezeiung des Propheten
Seht ihr erfüllt zu Bethlehem.

Nebo.

1830.

Auf Jordans grünen Borden,
Da weilte Jakobs Samen,
Da feierten die Horden,
Die von Mizraim kamen;
Da lagerten die Scharen,
Da hielt der Heerzug Rast,
Seit langen, langen Jahren
Der sandigen Wüste Gast.

Da legten ihre Stecken
Die Wandrer aus den Händen,
Und spreizten weiche Decken,
Entgürtend ihre Lenden.
Und auf den Decken reinlich,
Da lagen, bunt geschart,
Die Männer, schlank und bräunlich,
Mit schwarzgelocktem Bart

Da waren ihre Hütten
Von Leinen aufgestellt,
Und in der Zelte Mitten
Hob sich des Stiftes Zelt.
Da schützten grüne Sträuche
Sie vor der Glut der Sonnen;
Da füllten sie die Schläuche
An kühlen Wasserbronnen.

Da salbten sie die Leiber,
Die staubigen, mit Öle;
Da striegelten die Treiber
Die dampfenden Kamele;
Da ruhte wiederkäuend
Im Grase Herd' an Herde;
Da flogen wild und scheuend
Die langgeschweiften Pferde

Da freuten sich die Müden
Und hoben fromm die Hände,
Daß ihnen bald beschieden
Der langen Wallfahrt Ende;
Da schärften sie die Schneide
Des Schwerts mit kräft'ger Hand,
Zu kämpfen um grüne Weide
In ihrer Väter Land,

Das ihrer schien zu warten
Am andern Bord des Flusses,
Ein lachender Gottesgarten,
Ein Land des Überflusses.
Auf ihren Wüstenzügen
Sahn sie es oft im Geist —
Jetzt sehn sie's vor sich liegen,
Das Land, wo Milch und Honig fleußt.

Im Tal ruhn die Nomaden,
Und jauchzen: Kanaan! —
Ihr Haupt auf steilen Pfaden
Klimmt das Gebirg hinan.
Schneeweiße Locken fließen
Auf seine Schultern dicht;
Zwei goldne Strahlen schießen
Aus Mosis Haupte licht.

Und wie er nun die Höhe,
Die schauende, erreicht,
Und, daß er alles sehe,
Sich zitternd vorwärts beugt:
Da glänzen ihm die Auen,
Von tausend Freuden voll,
Die er nur sehnend schauen,
Doch nicht betreten soll.

Da dehnen sich die Flächen,
Wo Korn und Traube reift;
Da ist mit weißen Bächen
Das grüne Land gestreift;
Da schwärmen Bienenkörbe,
Da wiehert Pfluggespann;
Da funkelt Judas Erbe
Von Berseba gen Dan.

„Ich habe dich gesehen!
Jetzt ist der Tod mir recht!
Säuselnd mit leisem Wehen,
Herr! hole deinen Knecht!"
Da naht auf lichter Wolke
Der Herr des Berges Rücken,
Dem müden Pilgervolke
Den Führer zu entrücken. —

Auf einem Berge sterben,
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben tut der Himmel
Die goldnen Pforten auf.

Die Bilderbibel.

Du Freund aus Kindertagen
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kamel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden:

Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte,
Ihr Ziehn und Herdentränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillen Denken
Vor deinen Blättern stehn.

Mir ist, als lägst du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder;
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;
Als stände, was vor Jahren
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren,
Erneuten Farben da;

Als säh' ich in grotesken,
Verworrenen Gestalten
Aufs neue die Moresken,
Die bunten, mannigfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinniger Deutung reich;

Als trät' ich, wie vorzeiten
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder;
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,

Die teuren Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

Landrinette.

1.

1824.

Noch Knabe war ich, als Trompetenklang
Frühmorgens einst zu meinen Ohren drang
Hinaus, hinaus, das sind Husaren!
Kommt! Um die Ecke! Dort hat es geschallt!
Fort auf den Markt! — Da sahn wir freilich bald,
Daß die Trompeter keine Krieger waren.

Berittne zwar, phantastisch angetan!
Zuerst ein Neger mit gestickter Fahn',
Danach ein Mädchen, stehnd auf stolzem Pferde!
Sechs, sieben Jahr alt! Mit der kleinen Hand
Den Braunen zügelnd! Schimmernd im Gewand
Der Amoretten! Lächelnd von Gebärde!

Dann Fraun und Männer, sitzend hoch zu Roß!
Wehn seidner Mäntel! Ritterlich Geschoß!
Horn, Trommel, Federn und Barette!
Und, o der Renner und Geschirre Pracht! —
Doch dachten wir bei Tag und auch bei Nacht
Zumeist nur an die Amorette. —

Bereiter waren's! Andern Tags erhob
Sich schon ihr Zelt und wälzte sich ihr Lob
Von Mund zu Munde durch die Straßen.
Was Curtius! Was Verba gar auf Mi!
Was Odyssee! Wir dachten nur an sie,
Bis endlich wir im Zirkus saßen!

Da sahn wir denn, das wir bisher gekannt
Aus Büchern nur, der Wunder altes Land!
Beim Himmel, dieser Rennbahn Räume
Umfaßten es: Helmzierden, Hermelin,
Speerschwinger, Türken, schwarzer Augen Glühn,
Wiehernde Rappen und verhängte Zäume!

Und über allem sie, die kleine Fee
Des über Nacht erstandnen Märchens! — Seh'
Ich sie nicht heute noch, jetzt fächelnd
Ihr schnaubend Tier, jetzt mit holdsel'gem Gruß
Die Bahn durchsprengend, jetzt den kleinen Fuß
Der Kreide bietend, immer lächelnd!

Wir zählten dreizehn, höchstens vierzehn Jahr;
Die Kleine sieben! — Bei den Göttern, war
Es zu verwundern, wenn wir gerne
Das Aug' erhoben zu der wilden Brut,
Mit Kennermiene sagten: „Die wird gut!"
Und scheu sie grüßten aus der Ferne?

Du Meteor aus unsrer Knabenzeit,
Es war uns wahrlich kein geringes Leid,
Als du nun schiedest, Landrinette! —
Und, o, der Tränen erst, als alle Welt
Bald drauf erzählte, daß in Bielefeld
Das Hälschen sie gebrochen hätte!

2.

1835.

Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr? —
Verdrossen durch die Gassen gingen wir:
Das Wort ließ ich die andern führen.
Bei Gott! es war ein wichtiges Gespräch;
Sie unterhielten sich den ganzen Weg
Von Dirnen und von Staatspapieren.

An einer Ecke drauf ward Halt gemacht.
Es war noch früh. „Was treibt ihr diese Nacht?" —
Gegähne durch die ganze Gruppe.
„Nun denn! Theater, Café, Karussell?" —
„Bah! sehn wir lieber noch die Kenebel!
Baptiste ist da mit seiner Truppe!" —

So ging es denn zur Bude Loissets; —
Wie sprudelte, ein übervoll Gefäß,
Vom Schaum des Volks der luft'ge Kasten!
Trompetentusch, die Pforte tut sich auf!
Staub, Hufgestampf, ein ganzer Reiterhauf'!
Entblößte Säbel, wehnde Quasten!

Sechs Türken und sechs Amazonen! — Ha,
Sieh, den Pikör der Reiter! Jenen da!
Den Schnurrbart mit den prallen Schenkeln;
Das ist Baptiste! Sieh, wie den Gaul er hetzt!
Sieh, mit den üpp'gen Reiterinnen jetzt
Beginnt er frisch ein lustig Plänkeln!

Und wer führt die? Doch nicht die Kenebel? —
„Die", sagt man, „hat ein lüsterner Gesell
Beschwatzt, daß sie mit ihm entrinne.
Sei's! bald von selber trifft sie wieder ein!" —
Wer aber mag die Amazone sein? —
„Nun, wer denn anders als die Hinne?" —

„Was, Hinne? . . . . Teufel, doch dieselbe nicht,
Die . . . ." Und wie Schuppen fiel's mir vom Gesicht!
's war Minna Hinne! Landrinette!
Zur prächt'gen Ros' erschloß die Knospe sich;
Das Kind ward Weib, und einer Venus glich
Heut jenes Tages Amorette!

O, seltsam Treffen nach so langer Zeit!
Damals ein Städtchen tief im Lande — heut
Die Weltstadt dicht am Meeresstrande!
Elf Jahre, Mädchen, sind seitdem entflohn!
Du strahlst und blühst — ich aber stehe schon
An meiner spätsten Jugend Rande!

Du hast seitdem geritten und geschwärmt; —
Du Wilde, sprich, hast du dich auch gehärmt?
Hast du gelitten und gejammert?
O sprich, floh dieses süße Lächeln nie?
Hast du, wie Mignon, eines Meisters Knie
Stillweinend niemals denn umklammert?

Ich? — Einerlei! — Frisch, Mädchen, zieh dein Schwert!
Vorwärts! laß sausen durch die Bahn dein Pferd!
Laß fliegen seines Schaumes Flocken!
Laß wehn dein Kleid! laß pochen deine Brust!
Halt! So, nun ordne, deines Siegs bewußt,
Dir lächelnd deine schwarzen Locken!

Mich aber laß, o schöne Reiterin,
Düster und ernst, wie ich es meistens bin,
Verschränkten Armes vor dir stehen!

Elf Jahre flohen — dir, mein Kind, wie mir!
Komm, lasse mich mit trübem Lächeln dir
In dein verzehrend Auge sehen!

Das Husarenpferd.

Vor mir stand der mut'ge Rapp',
Der zum Kampfe wohlgeschirrte;
Nagte schier die Zügel ab,
Schlug das Pflaster, daß es klirrte.

Funken flogen, und ich sprach:
„Dieses Pflaster, Rapp', ist steinern:
Aber kommen wird der Tag,
Wo dir eines dröhnt, das beinern:

Auf dem Schlachtfeld Stirn an Stirn
Derer, welche sie erschlugen!
Nur gewiehert! Blut und Hirn
Sind der Mörtel seiner Fugen!

Und als Funkensaat entsprühn
Ihm der Sterbenden Gedanken!
Ihre letzten! sengend glühn
Sie um Schenkel dir und Flanken!

Wimmernd diese, fluchend die,
Werden alle dich verklagen!
Aber schnaubend wirst du sie
Mit dir fort im Hushaar tragen!"

Heinrich der Seefahrer.

1833.

1.

Prächtig, noch in Trümmern hehr,
Mit Moskee und Marmorbade,
Wie ein Märchenpalast der
Sultanin Scheherezade,

Schriften über dem Portal,
Steht die Mohrenburg Alhambra.
In dem Kloster Eskurial
Blitzt Demant und duftet Ambra.

Trotzig, wie ein Wüstenleu,
Aus dem Meer, ein Felsenaltar,
In die gelbe Berberei
Wachsam schauend, ragt Gibraltar. —

Was sie bauten, was sie baun,
In den beiden Königreichen,
Die der Sierren Kämme schaun,
Muß dem Turm des Prinzen weichen.

Bei dem Vorgebirg Vincent
Steht ein Turm mit Marmorschwellen;
Eine helle Fackel brennt
Dort, den Erdball zu erhellen.

Karten, Rollen mancherlei,
Samt Bussolen und Quadranten,
In der stillen Bücherei
Liegen dort um den Infanten.

In den Hallen Belems tönt
Lied und Flüstern holder Damen:
Doch der Sohn des Königs lehnt
Ernst am hohen Fensterrahmen.

Über das bewegte Meer
Schweifen läßt er seine Blicke,
Und nach Ländern, die nur er
Schaut, den Völkern eine Brücke

Schlagen will er. Seine Hand
Streckt er aus nach Negerkronen;
Schiffe hat er ausgesandt,
Zu entdecken fremde Zonen.

An dem Lauf des Senegals,
Zwischen Berbern und Giraffen,
Zeigen Krieger Portugals
Ihre Waffen und Agraffen.

Zu Lisboa prangt das Gut
Überwundner, reicher Mohren;
Aus der kühn durchkreuzten Flut
Tauchen schimmernd die Azoren.

Milden Himmels, reich an Holz,
Zeigt den Schiffern sich Madera;
Heinrichs Wimpel flattern stolz
Auf der Reede von Terzera.

Nächtlich tritt an seinen Pfühl,
Fremd geschmückt die Aventüre,
Daß sie bunter Träume Spiel
Seinem Geist vorüberführe.

Blumen, die in Indien blühn,
Streut sie lächelnd auf den Schläfer;
Leuchtend durch die Kammer ziehn
Läßt sie Senegambiens Käfer.

Südlich vom Dreispitzenkap,
Wo die Datteln und die Mandeln
Wachsen, und der Baobab,
Läßt sie den Geliebten wandeln.

Elefanten vor ihm knien
Läßt sie, auf dem Rücken Türme;
Und vor Diaz führt sie ihn
Nach dem Vorgebirg der Stürme.

An des Persermeeres Saum
Ruht er aus auf Goas Molo. —
Glich dein Reisen solchem Traum,
Sohn Venetias, Marko Polo?

2.

Dies Guinea? dies das Kap?
Indien dies? das Ziel der Reise?
Auch um mich mit goldnem Stab
Ziehst du deine Zauberkreise,

Aventüre? sendest mir
Deinen Greifen, breit von Schwinge,
Daß im Traum das Fabeltier
Mich nach Märchenländern bringe?

Reichst mir Kronen und Gestein
Von Kalifen und von Khanen?
Dringst mit mir in Wälder ein,
Voll von rankenden Lianen?

Sorgst, daß man zur Tigerjagd
Elefanten für mich schirre?
Führst mich lächelnd durch die Pracht
Der Oasen in der Dürre?

Zeigst mit triefendem Gebiß
Mir den Panther unter Myrten?
Dieses ist der Felsenriß,
Wo zum Flug sich Geister gürten?

Dies ist des Propheten Gruft?
Hier im Fels, von Kaktusblüten
Purpurn, ist die finstre Kluft,
Wo das Einhorn Zaubrer hüten?

Diese Knaben, wie der Lenz
Blühend, Kronen in den Händen,
Sind des reichen Orients
Genien? — o, hör' auf, zu blenden!

Laß auf andre, nicht auf mich,
Deines Hornes Fülle strömen,
Die, verständiger als ich,
Wählend, deine Gabe nehmen.

Sieh, der Schiffer kehrt mit Gold
Aus des Südens heißen Zonen;
Edle Würzen sind der Sold,
Die den kühnen Zug belohnen.

Tiere, die kein Aug' gesehn,
Vögel, die am Südmeer nisten,
Pflanzen, die am Indus stehn,
Legt der Forscher in die Kisten.

Und der Weise, zieht er aus
In des Ostens glühnde Striche,
Trägt als Beute sich nach Haus
Fremder Lehre tiefe Sprüche.

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgestickten
Türkenzelten, bringe nichts,
Als die Bilder des Erblickten;

Die ich, frisch und farbenreich,
Mit des Liedes bunten Netzen
Fetzle; doch kommt solches gleich
Jener Männer bessern Schätzen?

Was sind Lieder, deren Saum
Fremde Reime wirr umranken,
Wie an einem Tropenbaum
Lianenblumen üppig schwanken?

La vida es sueño.

Ich glaub', ich bin der Perserkhan,
Der, untertauchend mit dem Haupte,
Geschichten, welche nie geschahn,
Nun plötzlich zu erleben glaubte.
Was ich mein Leben nenne, kaum
Glaub' ich, daß es mein rechtes Leben;
Ein wunderlicher Kufentraum
Ist es, und ich bin Sultan eben.

Was mir begegnet, gut und bös,
Was könnt' es anders sein, als Träumen?
Wann tauch' ich auf aus dem Gefäß
In meines Marmorschlosses Räumen?
Von Balsam duftet das Gemach;
Die Krieger harren an den Türen;
Und lächelnd, daß ich wieder wach,
Meld' ich mein Träumen den Wesiren.

Daß sie nicht eher mich geweckt,
Sie sollen es mir nicht entgelten;
Hat manches Bild mich auch geschreckt,
Doch würd' es unrecht sein, zu schelten.
Denn manches auch hat mich gelabt,
Wie Sonnenlicht auf Wolkensäumen,
Und manchen Traum hab' ich gehabt,
Den ich allzeit hätt' mögen träumen.

Und auch die andern — weiß ich doch,
Es ist ja Träumen nur und Tauchen;
Mir bleibet meine Krone noch,
Was sollt' ich da zu zagen brauchen. —
So schreib' mit Kreide lächelnd ich
Des Spaniers Wort auf meine Türe,
Und summ': o, wecke keiner mich,
Ihr Kämmerer und ihr Wesire!

Ein Flüchtling.

In einem meiner Träume sah
Auf schweißbedecktem Rosse
Einen Reiter ich, wie toll verfolgt
Von seiner Feinde Trosse.

An seinem Speer das Fähnlein war
Zerrissen, voller Löcher;
Doch straff war seine Sehne noch,
Und voll noch war sein Köcher.

Und keck im schärfsten Jagen noch
Rückwärts im Sattel wandt' er
Und warf er sich, und manchen Pfeil
Ins Herz der Feinde sandt' er.

Da stürzte der aufs Mähnenhaar,
Der sank aufs Kreuz dem Pferde,
Der andre mit dem Haupte gar
Schlug nachgeschleift die Erde.

Wohl ritt der Reiter nun im Schritt,
Zog aus die Stahlhandschuhe,
Doch dacht' er, als er weiterritt:
„Der Teufel hol' die Ruhe!

Und solch ein Reiten, zahm und sacht,
Als wär mein Gaul ein blinder!
Verfolger, die ich schlug, erwacht!" —
So er, und ich nicht minder:

„O Lieb', o Grimm, o Schmerz, o Lust!
Laßt brausen eure Wogen!" —
Ich habe leider lange schon
Die Handschuh ausgezogen.

Vorgefühl.

Mich selber oft im Geist hab' ich gesehn,
Erträumtem Glücke rastlos jagend nach:
Unstet und düster schweift' ich auf den Seen —
Ich weiß es nicht, was mir begegnen mag!

Doch allemal, wenn träumend so zu schaun
In künft'ge Zeiten ich mich unterfing,
Erfaßte mich ein innerliches Graun,
Und meine Tränen flossen, wie ich ging.

Denn wo ich auch gelegt mein Fahrzeug an,
Wie rings ich auch, was Glück man nennt, geschaut:
Ich kam zurück, ein müder, alter Mann,
Mein Bart verwildert, und mein Haar ergraut.

Wer grüßte mich? Wer nahm mir ab den Stab?
Weh, nicht mehr fand ich, die ich einst verließ!
Wo seid ihr? kommt! ich kehrte! — Gott, ihr Grab
War alles, was ein neu Geschlecht mir wies!

Dann starb ich selbst: ich sah mich auf der Bahr',
Doch schaut' ich keinen, klagend um mein Los.
Mein Sterbehemd war rein und weiß, doch war
Es nicht das Hemd der Waschfrau Chamissos.

Fieber.

„Nur Wasser! o, das kühlt! — die Fratze
Fällt nachgerade mir zur Last!
Das Maul des Kerls und seine Glatze
Sind mir bis in den Tod verhaßt!
Jetzt an den Puls, jetzt eine Prise —
Fort mit der Hand, armsel'ger Tropf!
Ja murre, Faser! Krise, Krise! —
Du Narr, das Glas dir an den Kopf!

Endlich, der Zaubrer ist bezwungen!
Mein dreister Wurf hat ihn gebannt.
Dem Wächtervolk bin ich entsprungen! —
O, welch ein Schweben, welch ein Land!

Der Wald von Duft durchzogen! golden —
Die Sonne badet sich — der Strom!
Das Feld voll tausendfarb'ger Dolden!
Der Himmel ein saphirner Dom!

Wie kühl ist's unter diesen Bäumen!
Ach, ich bin matt! wie naß mein Haar! —
Zu trinken! — Ha, Pokale schäumen,
Und Mädchen reichen sie mir dar!
Ach! laßt mich schlummern! — sie bekränzen
Die Stirne mir; der Schönsten Arm
Umfängt mich; — ist das Schwerterglänzen? —
Zurück, ohnmächt'ger Söldnerschwarm!

Wer will in meiner Lust mich stören?
Ich grins' ihn an, ich sprech' ihm Hohn!
Und diese Klinge soll ihn lehren,
Wen er geweckt mit seinem Drohn.
Erschallt, Trompeten! fliegt, Standarten!
Helmschweife, flattert! Mörser, kracht!
Auf ihren Schädeln wetzt die Scharten
Der Schwerter aus! vorwärts! zur Schlacht!

O seht, wie rieselt aus den Wunden
Das Blut! wie spritzt es himmelan!
Die Streiter alle sind verschwunden,
Ein Blutmeer überschwemmt den Plan.
Wild braust es! helft, daß ich entrinne!
Vor meinem Aug' schwimmt's purpurrot.
Die Flut ergreift mich; mitten inne
Auf einer Insel steht der Tod.

Zu seinen Füßen speit die Welle
Mich aus; — laß ab, laß ab! — das Tor
Des Himmels dort, hier das der Hölle!
Aus jedem zuckt ein Arm hervor.
Er winkt mich mit verruchtem Lachen
Den Armen zu — sie packen mich!
Des Himmels Engel und die Drachen
Der Hölle streiten sich um mich.

O Gott, o Gott! wie sie mich recken!
Ihr glaubt wohl, daß ihr Eisen dehnt! —
Hierhin und dorthin! — Flammen lecken,
Und unter mir gespenstisch gähnt

Das ew'ge Nichts! — wohin entrinn' ich?
Sie lassen los, sie stürzen jach
Mich in den Abgrund — ha, wo bin ich?
Bei euch? Seid ihr es? O, bleibt wach!

O, geht nicht fort! — Da kommt er wieder!
Seht ihr ihn nicht? Es ist der Tod!
Er beugt sich grinsend zu mir nieder;
O, steht mir bei in dieser Not! —
Zurück! was legst du mir die Kohle
Auf's Haupt? — Ein Loch zu brennen? Sprich!
Daß meine Seel' der Teufel hole,
Wenn sie hinausfährt? — Wahre dich!"

Wahnsinnig sprang er auf vom Lager,
Pochend die Brust, die Faust geballt,
Die Augen rollend, schlaff und hager
Die halbbekleidete Gestalt.
Wirr um die bleichen Schläfen hingen
Die Haare; brennend, bräunlich rot
Das Antlitz. „Tod, nun laß uns ringen!" —
Er sank zusammen — er war tot!

Zwei Feldherrngräber.

1.

Hier unter diesem Steine
Zur Seite des Portals
Verwesen die Gebeine
Des tapfern Generals.
Er ist im Kampf gefallen,
Zerschossen und zerfetzt;
In dieses Domes Hallen
Hat man ihn beigesetzt.

Hier hat man ihm erhoben
Ein prächtig Monument,
Daß jedermann die Proben
Von seinem Mute kennt.
Es ist ein ehrner Leue,
Mit krauser Mähne, fahl;
Der liegt und wacht mit Treue
Auf dem Piedestal.

Und unten ist zu lesen,
Gehauen in den Stein,
Wie groß der Mann gewesen,
Den dieses Grab schließt ein;
Wie mehr, als das Gekritzel
Der Feder, galt sein Schwert;
Die Schlachten und Scharmützel,
Wo er das Feld gekehrt;

Wie fortlebt im Gesange,
Was seine Faust getan. —
Das deutet auch die Schlange
Am Fuß des Denkmals an.
Sie liegt, zu einem Runde
Gerollt, den glatten Schweif
Hinangekrümmt zum Munde:
Ein deutungsvoller Reif!

Wohl mag's dir nicht behagen
Hier in der Kirch', o Held!
Ein wurmzerfreßner Schragen
Dein Feldbett und dein Zelt.
Statt Predigt, Singen, Beten,
Geläut und Glockenschlag,
Vernähmst du gern Trompeten? —
Wart' bis zum Jüngsten Tag!

2.

Bei diesen schlanken Bäumen,
Im feuchten Pisangschatten,
Magst du anjetzo träumen,
O Kühnster der Maratten!
Im wilden Vorwärtstraben
Bist du vom Hengst geschossen;
Hier haben dich begraben
Die flüchtigen Genossen.

Es ist an dieser Stelle
Einsam und schauerlich;
Hier ringelt, bunt von Felle
Die Abgottsschlange sich.
Sie wälzt sich auf dem Grunde
Und zischt, den glatten Schweif
Gekrümmt zum gift'gen Munde:
Ein deutungsvoller Reif!

Ein Leu tritt aus den Büschen
Im Schmuck der gelben Mähne;
Flieht nicht der Feindin Zischen
Und ihre spitzen Zähne.
Aufs Grab legt sich der Wilde;
Starr liegt er auf den Sprossen;
Nicht ungleich einem Bilde,
Aus braunem Erz gegossen.

Es nähern sich vom Hügel
Zwei Reiter, gelb von Haut;
Sie richten sich im Bügel,
Der eine spricht halblaut:
„Siehst du den Löwen liegen?
Er hält am Grabe Wache.
Laß deinen Falben fliegen,
Und knirschend murmle: Rache!"

Audubon.

1833.

Mann der Wälder, der Savannen!
Neben roter Indier Speer,
An des Mississippi Tannen
Lehntest du dein Jagdgewehr;

Reichtest Indianergreisen
Deine Pfeife, deinen Krug;
Sahst der Wandertaube Reisen
Und des Adlers stillen Flug;

Lähmtest ihren schnellen Flügel
Mit der Kugel, mit dem Schrot;
Auf der großen Flüsse Spiegel,
Durch die Wildnis schwamm dein Boot.

Kühn durchflogst du der Savanna
Gräser, im gestreckten Trab;
Beer' und Wildbret war das Manna,
So dir Gott zur Speise gab.

In den Wäldern, in der Öde,
Die der Toren Ruhm: Kultur,
Noch nicht überzog mit Fehde,
Freutest du dich der Natur.

Du noch konntest es! — die Stunde
Kommt — nicht fern mehr ist die Zeit!
Wo das Land von Bassins Sunde
Bis Kap Horn ein ander Kleid

Tragen wird! — Steh da: du reiche,
Waldige Kolumbia,
Liegst du nicht gleich einer Eiche
Auf dem Planiglobe da?

Aus des Südens kalten Meeren
Wächst der mächt'ge Stamm hervor:
Schlängelnd ziehn die Kordilleren —
Efeu! — sich an ihm empor.

Hoch im Norden in die Breite
Geht er, wenig mehr belaubt;
An den Pol rührt das beschneite,
Eisbehangne, starre Haupt.

Hirsche ruhn in seinem Schatten,
An Geflügel ist er reich,
Und der Indier Hängematten
Schweben nieder vom Gezweig.

Grün und üppig prangt der Starke:
Doch bald steht er ohne Zier:
Denn an seiner Blätter Marke
Zehrt der Wanderraupe Gier.

Nadowessier, Tschippawäer,
Heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die — Europäer!
Schüttelt ab das Raupenheer!

Seit in eure Hirschfellhütten
Trat des Meeres kluger Sohn,
Ist die Reinheit eurer Sitten,
Ist das Glück von euch geflohn.

Weh, daß ihr ihn nicht verscheuchtet,
Da er Land von euch erfleht!
Weh, daß ihr ihm arglos reichtet
Das geschmückte Kalumet!

Nieder brennt er eure wilden
Wälder, nimmt von euch Tribut,
Spült von euren Lederschilden
Der erschlagnen Feinde Blut;

Saust einher auf Eisenbahnen,
Wo getobt der Roten Kampf;
Bunt von Wimpeln und von Fahnen,
Teilt sein Schiff den Strom durch Dampf.

Kahl und nüchtern jede Stätte!
Wo Manittos hehrer Hauch
Durch des Urwalds Dickicht wehte,
Zieht der Hammerwerke Rauch.

Euer Wild wird ausgerottet,
Siech gemacht wird euer Leib,
Euer großer Geist verspottet,
Und geschändet euer Weib.

Bietet Trotz, ihr Tätowierten,
Eurer Feindin, der Kultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpierten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Missionären
Aus den Händen schlagt das Buch;
Denn sie wollen euch bekehren,
Zahm, gesittet machen, klug!

Weh, zu spät! Was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft? —
Alles glatt und fashionable!
Doch wo — Tiefe, Frische, Kraft?

Ammonium.

„Fremdling, laß deine Stute grasen,
O, zieh nicht weiter diese Nacht!
Dies ist die grünste der Oasen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!“

Er sprach: „Gern will ich mich entgürten!"
Und nahm dem Pferde das Gebiß.
Er setzte sich zu seinen Wirten;
Des Wüstengeiers Flügel schwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

Die Lieder und die Zimbeln klangen,
Die Mappe lag auf seinen Knien.
Die Rosse mit den blanken Stangen,
Die finstern Reiter mit den langen
Gewanden und den bärt'gen Wangen,
Die Zelte — fremd ergriff es ihn.

Mit farb'gen Stiften schuf er glühend
Ein Bildnis dieser Wüstenrast.
Die Dromedare lagen kniend
Am Quell; des Wirtes Töchter, blühend
Und schlank, bald nahend und bald fliehend,
Umtanzten singend ihren Gast:

„Fremdling, laß deine Stute grasen!
O, zieh nicht weiter diese Nacht!
Dies ist die grünste der Oasen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!"

Die Steppe.

Fragment.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, den graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Kolonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben: —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand.

Meine Stoffe.

Ihr sagt: „Was drückst du wiederum
Den Turban auf die schwarzen Haare?
Was hängst du wieder ernst und stumm
Im weidnen Korb am Dromedare?

Du hast so manchmal schon dein Zelt
In Ammons Flächen aufgeschlagen,
Daß es uns länger nicht gefällt,
Dir seine Pfähle nachzutragen.

Du wandelst, wie ein Mann, der träumt!
Sieh, wehnder Sand füllt deinen Köcher;
Der Taumelmohn des Ostens schäumt
In deines Liedes goldnem Becher!

O, geuß ihn aus! — Dann aber späh'
Und lechz' umher mit regen Sinnen,
Ob keine Bronnen in der Näh',
Daraus du schöpfen mögest, rinnen!

Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch' auf in deines Volkes Grenzen;
Die eigne Lust, das eigne Leid
Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!

Laß tönend deiner Zähren Naß
An die metallne Wölbung klopfen,
Und über ihr verbluten laß
Dein Herz sich bis zum letzten Tropfen!

Wovon dein Kelch auch schäumt, mit Gier
Wolln seine Gaben wir empfangen!
Mit durst'gen Lippen wollen wir
An seinen blut'gen Ränden hangen!

Nur heute noch den Orient
Vertausche mit des Abends Landen;
Die Sonne sticht, die Wüste brennt!
O, lasse nicht dein Lied verstanden!"

O, könnt' ich folgen eurem Rat!
Doch düster durch versengte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad: —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen,
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Kniend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt:
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, lust'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen!

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel;
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille, nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämmrung Schatten: Wüstentiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkarawane! —

Ja, sie kommt! Vor den Kamelen schweben die gespenst'schen Treiber,
Üppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — Nimmt der Zug kein Ende? — Immer mehr! Wer kann sie zählen?
Weh, auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kamelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Tiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — Noch sind die letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen;
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus, die Rosse schlagen! Jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderherde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröte werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert schon! Ermut'gend grüßt ihn meines Tiers Gewieher.

Unter den Palmen.

Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teakbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

Weh, kein Pfeil mehr kann ihn retten! Schon geschlossen ist sein Aug'!
Rot sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, g'eicht einer Schale,
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe! wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

Siehe, welch ein Sprung! — Der Springer hat des Toten Arm erfaßt;
Zerrend flieht er, doch der andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den starren, mit emporgerafften Blanken.

Da — o sieh, was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Riesenschlange, keinen einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

ΟΔΥΣΣΕΥΣ.

März 1836.

Sei gegrüßt, o südlich Fahrzeug, sei gegrüßt mir hoch im Norden!
Bärt'ge Männer, fremd gekleidet, stehn auf deinen hohen Borden.

Und der Sprache, die sie reden, goldgeschriebne Zeichen melden
über den Kajütenluken mir den Namen eines Helden;

Jenes Dulders, welchen lange Sturm und Götterzorn verschlugen,
Bis ihn im Phäakenschiffe heim zuletzt die Wogen trugen.

Bärt'ge Männer, schlanke Rudrer, seid denn ihr nicht auch Phäaken?
Holz von Korfu dieser Mastbaum! Lein von Scheria dies Laken!

Dieses Segel sah von ferne Neritons belaubte Gipfel:
Rauschten, waldige Zakynthos, ihm nicht Fahrwind deine Wipfel?

Sahen es, geschart am Ufer, schimmern nicht die Lotophagen?
Wer, an diesen Mast gebunden, hörte die Sirenen klagen?

Klar in meiner Seele wieder läßt, was ich von jenem alten
Irrenden Odysseus hörte, dieser neue sich gestalten.

Doch nicht will ich in Homeros' reiche Welt mich jetzt versenken,
Nicht des Dulders Fahrten folgen, oder etwa dies bedenken:

Wie, da längst der Griechen Schrifttum mir verschließt ein dreifach Siegel,
Heut ein griechisch Wort ich wieder las — auf eines Schiffes Spiegel;

Wie mir, ach! das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blättern,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt mit farb'gen Lettern;

Dies, und was daran sich knüpfet, will ich jetzo nicht erwägen;
Denn die Brigg erschallt von Liedern, und die Flut von Ruderschlägen,

Die mir sagen: Mache diesen Inselfürsten dir zum Boten! –
Wohl, Odysseus, sei mein Bote! sei gesandt an einen Toten!

Aber such' ihn nicht, wie jener, an des Schattenreiches Pforten!
Schrägen Masts vorüberfause jenen schauerlichen Orten!

Wo Trinakrias Gestade sich erheben aus der Welle,
Dort, nicht fern von den Zyklopen, ist am Ufer eine Stelle.

Dort, von Blumen leis umflüstert und von immergrünen Zweigen,
Wird ein frisches Grab, Odysseus, deinen Wimpeln bald sich zeigen!

Diesem — hört es, ihr im Tauwerk, braune, trotzige Gesichter!
Diesem gelten meine Grüße: in ihm ruht ein deutscher Dichter!

Ruht ein Dichter, dem, wie wen'gen, Dichterfeu'r im Herzen brannte.
Wehe, daß, mit seinem Volke hadernd, er sich von ihm wandte!

Weh — doch nein, in deinem Grabe schlummre jetzo du in Frieden!
Seiner Muse letzte Boten, seid ihm Wächter, Abbassiden!

Und ins Klirren eurer Schwerter, Abbas' kriegerische Söhne,
Lasset Theokritos' Hirten mischen ihrer Flöten Töne!

Daß er süß und ruhig schlummre, dem dies frühe Grab geworden!
Dieses ferne! Tief im Süden schwieg, des Lied erfüllt den Norden.

Laute Trauer bei der Botschaft hat das deutsche Land durchzittert.
Einer Aolsharfe glich es, die ein Windstoß jäh erschüttert.

Und wie sonst man auch gerichtet, alles jetzt wich diesem einen:
Seinem Irren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.

Wüßt' er es! und, o vernähm' er übers Meer auch meine Klagen!
Fangt sie auf, ihr falt'gen Segel, gen Sizilien sie zu tragen!

Dort am Ufer laßt sie tönen; meldet euch mit leisem Rauschen;
Der Verbannte dem Verbannten: gern wird euch der Tote lauschen!

Bläht euch denn! Mir aber meldet, wenn ihr kehrt, vom West gekräuselt,
Ob, als ew'ge Kron', ein Lorbeer über diesem Grabe säuselt!

Eil', Odysseus! Aufgewunden deine Anker! frisch von hinnen!
Fliege, bis du schimmern siehest Syrakusas goldne Zinnen!

Drei Strophen.

Vernehmt ein wildes, kurzes Lied! Im Raume vor der Sonne steht
Ein Cherub: schweigend staunt er an das All; sein Schweigen ist Gebet.
Die ew'ge Sonn' ist sein Altar; ihr Glühn ist Opferflammengold!
Die Sterne sind der Rosenkranz, der durch die Hand des Engels rollt.

Wie aus der Hand des betenden Rechtgläub'gen die Koralle fällt,
So fällt aus dieses Cherubs Hand ins Bodenlose Welt auf Welt.
Sie rollen seit Jahrtausenden auf ihrer diamantnen Schnur:
Die fliegenden Korallen sind's vom Uranus bis zum Merkur.

Wie sich der ew'gen Lampe Schein in Rosenkranzkorallen bricht,
So strahlt der Weltkorallenkranz in des Altars, der Sonne, Licht;
Bis, Hütens und Gebetes satt, der ernste Cherub sich empört:
Weit von sich schleudert er den Kranz; der Sonnentempel ist zerstört.

Leviathan.

Du zertrennest das Meer durch deine Kraft und zerbrichst die Köpfe der Drachen im Wasser.
Du zerschlagest die Köpfe der Walfische und gibst sie zur Speise dem Volk in der Einöde.
Psalm 74.

An einem Tag im frühen Herbst ging ich entlang den Meeresstrand,
Das Haupt entblößt, den Blick gesenkt, die Lieder Davids in der Hand.
Die See ging hoch, die Brandung schwoll, der frische Wind aus Osten pfiff,
Am Horizont nach Westen flog mit weißem Segelwerk ein Schiff.

Und als ich in dem Liederbuch des Königs über Israel,
Bald um mich schauend, blätternd bald, gekommen war bis an die Stell',
Die über diesem Lied ihr lest, da naheten dem öden Strand,
Die grauen Segel eingerefft, drei Fischerboote, wohlbemannt.

Und hinter ihnen, aus der Flut, der weißen, tauchend schwärzlichgrau,
Schwamm riesengroß ein Ungetüm; sie schleppten es an einem Tau.
Die Brandung grollt, laut kracht der Mast, den Anker wirft der Harpunier —
Am Ufer auf dem Trocknen ruhn die Fischerboote samt dem Tier!

Und jetzt in Zügen auf den Ruf der Gatten und der Brüder naht
Der Öde Volk, das jubelnde, aus seinen Hütten am Gestad'.
Sie sehn den Sohn des Ozeans, den Leib vom Eisen aufgeschlitzt;
Zerschmettert sehen sie das Haupt, das fortan keine Strahlen spritzt.

Vor wenig Jahren erst gebar den Triefenden der kalte Pol;
Ein Neuling noch, verirrt' er sich zu dieser seichten Küste wohl,
Untief' und Bank versperrten ihm den Rückweg in das hohe Meer;
Des jungen Riesen Kopf zerbrach der Herr durch eines Fischers Speer. —

Und jene tanzten jauchzend um den Blutenden; mir aber war,
Als glotzt' er halbgeschloßnen Augs verächtlich auf die rohe Schar.

Mir war, als rauschte zürnend mir sein purpurrot verrieselnd Blut;
Als murrt' er röchelnd in den Sturm: „O miserable Menschenbrut!
O Zwerge, die den Riesen ihr bezwungen habt durch schnöde List!
O Zappler auf dem Trocknen ihr, die mein Gebiet ihr meiden müßt!
Schwächlinge, die das Meer ihr nur in hohlem Boot befahren könnt,
Dem jämmerlichen Schaltier gleich, das nie sich von der Muschel trennt!

O kahler Strand, o nüchterner! o kahl und nüchtern Treiben drauf!
O nüchtern Volk, wie bebten sie, da sie vernahmen mein Geschnauf'!
Wie trostlos auf der Dün' ihr Dorf mit seinen dumpfen Hütten steht!
Und — bist du besser denn als sie, der du mich sterben siehst, Poet?
Ich wollt', ich wäre, wo das Meer und wo die Welt ein Ende nimmt!
Wo krachend in der Finsternis der Eispalast des Winters schwimmt.
Ich wollt', ein Schwertfisch wetzte dort am Eis sein Schwert und stieße mir
Das jäh gezuckte durch die Brust; so stürb' ich wenigstens nicht hier!"

Es war ein Tag im frühen Herbst; die See ging hoch, der Ostwind pfiff,
Am Horizont nach Westen flog mit weißem Segelwerk ein Schiff.
Ich aber wandte meinen Schritt; ich warf mich nieder auf die Dün'.
Der Herr zerbrach des Walfischs Haupt und gab dem Volk der Öde ihn.

Mirage.

Mein Auge mustert unruhvoll des Hafens wimpelreich Revier,
Doch deines richtet lächelnd sich auf meines Hutes Federzier:
„Von deinen Wüsten hör' ich gern in einer meerumrauschten Jacht;
Ein Bild aus dem Gebiete drum, das diesen Schmuck hervorgebracht!"

Wohlan! ich lege meine Stirn ins Hohle meiner rechten Hand!
Die Wimper fällt, die Schläfe fliegt — sieh da, der Öde glühnder Sand!
Die Lagerplätze grüßen dich des Volks, dem ich entsprossen bin;
In ihrer brand'gen Witwentracht tritt die Sahara vor dich hin.
Wer trabte durch das Löwenland? Von Klaun und Hufen zeugt der Kies.
Timbuktus Karawanenzug! — am Horizonte blitzt der Spieß!
Die Banner wehn, im Staube schwimmt des Emirs purpurn Ehrenkleid,
Und des Kameles Haupt entragt dem Knäul mit ernster Stattlichkeit.
Sie reiten im gedrängten Troß, wo sich vermengen Sand und Luft;
Sieh da, verschlungen hat sie schon der Ferne schwefelfarbner Duft!
Allein verfolgen ohne Müh' kannst du der Flücht'gen breite Spur:
Was sie verloren, Mal an Mal durchschimmert es die Körnerflur.
Das erste — wie zum Meilenstein daliegt's: ein totes Dromedar!
Auf dem gestürzten, federlos die Hälse, sitzt ein Geierpaar;
Sie ziehn das lang entbehrte Mahl dem prächt'gen Turban drüben vor,
Den in des Rittes wilder Hast ein junger Araber verlor.
Und nun: Schabrackenstoff umfliegt der Tamariske dorn'gen Strauch;
Daneben, staubig und geleert, ein jäh geborstner Wasserschlauch: —
Wer ist es, der den klaffenden wahnsinn'gen Blicks mit Füßen tritt?
Es ist der dunkelhaar'ge Scheik des Landes Biledulgerid.
Die Nachhut schließend, fiel sein Roß; er blieb zurück, er ward versprengt.
Verlechzend hat sein Lieblingsweib an seinen Gürtel sich gehängt.
Wie blitzte jüngst ihr Auge noch, als er sie vor sich hob aufs Pferd!
Nun schleift er durch die Wüste sie, wie man am Gurte schleift ein Schwert.
Der heiße Sand, den nächtens nur der zottige Schweif des Löwen schlägt,
Er wird vom flutenden Gelock der Regungslosen nun gefegt!

Er fängt sich in der Haare Schwall, er sengt der Lippe würz'gen Tau;
Mit seinen Kieseln rötet er die Knöchel der erschöpften Frau.
Und auch der Emir wankt; das Blut in seinen Pulsen quillt und kocht,
Sein Auge strotzt, und seiner Stirn blau schimmerndes Geäder pocht.
Mit einem letzten brennenden Kuß erweckt er die Fezzanerin,
Und plötzlich dann mit wildem Fluch ins Unwirtbare stürzt er hin.

Sie aber sieht sich wundernd um. — Ha, was ist das? — „Du schläfst, Gemahl?
Der Himmel, der von Erze schien — sieh da, er kleidet sich in Stahl!
Wo blieb der Wüste lodernd Gelb? — Wohin ich schaue, blendend Licht!
Es ist ein Schimmern, wie des Meers, das sich an Algiers Küste bricht!

Es blitzt und brandet wie ein Strom; es leckt herüber feucht und kühl!
Ein ries'ger Spiegel funkelt es; — wach' auf, es ist vielleicht der Nil!
Doch nein, wir zogen südwärts ja; — so ist es wohl der Senegal?
Wie, oder wär' es gar das Meer mit seiner Wasser sprühndem Schwall?

Gleichviel! 's ist Wasser ja! Wach' auf! Am Boden schon liegt mein Gewand.
Wach' auf, o Herr, und laß uns ziehn und löschen unsrer Leiber Brand!
Ein frischer Trunk, ein stärkend Bad, und uns durchsiedet neue Kraft!
Die Feste drüben, hochgetürmt, beschließe bald die Wanderschaft!

Um ihre grauen Tore fliegt scharlachner Fahnen trotzig Wehn;
Von Lanzen starrt ihr schart'ger Rand, und ihre Mitte von Moskeen;
Auf ihrer Reede tummelt sich hochmast'ger Schiffe stolze Reih',
Und jene Pilger füllen ihr Basar und Karawanserei.

Geliebter, meine Zunge lechzt! Wach' auf, schon naht die Dämmerung!" —
Noch einmal hob er seinen Blick; dann sagt' er dumpf: „Die Spiegelung!

Ein Blendwerk, ärger als der Smum! Bösart'ger Geister Zeitvertreib" —
Er schwieg — das Meteor verschwand — auf seine Leiche sank das Weib.

Im Hafen von Venedig so von seiner Heimat sprach der Mohr;
Des Feldherrn Rede strömte süß in Desdemonens gierig Ohr.
Auffuhr sie, als das Fahrzeug nun ans Ufer stieß mit jähem Stoß —
Er führte schweigend zum Palast das einz'ge Kind Brabantios.

Die Schiffe.

In der Lenznacht an dem Hafen bin ich auf und ab gegangen;
Träumend flüsterten die Segel an den schwarzen Segelstangen,
Schlummernd lagen die Korvetten, schlummernd lagen die Fregatten,
Bugspriet nur und Fockmast hört' ich sich besprechen noch im Schatten.

Und in ihre leisen Reden scholl das Murmeln der Figuren.
Seht ihr sie? — vorn auf den Schiffen! — Thetis und die Dioskuren!
Robin Hood, und o der Paarung! — lächelnd neben ihm Frau Venus!
Dort im Lotoskranz der Indus, und im Schilfkranz hier der Rhenus!

Götter waren's und Heroen! schlanke Weiber, bärt'ge Greise!
(Jedes Schiff hat seinen Namen, und es ist der Schiffer Weise,
Daß das Bildnis des Erlauchten, der des Fahrzeugs Hort und Pate
Wohlgemeißelt, unterm Bugspriet sie befestigen zum Staate.)

Dies die Rufer, deren Stimmen jetzo, wo die Kiele schliefen,
Durch das Dämmerlicht der Mainacht leise sich bei Namen riefen;
Lauschend sprang empor die Welle, so der Murmler Fuß benetzte,
Und auf eines Ankers Trümmer war's, daß lauschend ich mich setzte.

Neptun.

Siehst du das Blut, o Rhein,
Das meine Füße rötet?
Vom Opfer ist's, das ein
Äthiope mir getötet!

Es war in Afrika;
Wir lagen vor der Brandung.
Kein nordisch Auge sah
Den Ort vor unsrer Landung.

Es war beim Fliehn der Nacht;
Laut ward's in der Schebecke.
Der Morgenruf der Wacht
Erscholl auf dem Verdecke.

Des Zebras bunte Zucht
Erging sich am Gestade;
Das Quagga schritt zur Bucht,
Daß es die Schenkel bade.

Da kam vom Bergeshang
Ein Greis, ein Äthiope;
Zu seiner Rechten sprang
Die zahme Antilope.

Durchbohrt von seinem Speer
Sah ich alsbald sie fallen;
Er sagte: „Laß, o Meer,
Mein Opfer dir gefallen!"

Das Blut rann auf den Sand,
Die Flut hat es verschlungen
Und ist zu meinem Stand
Damit emporgesprungen.

Wie lang ich auch den Ort
Seitdem verlassen habe,
Doch spülte sie nicht fort
Des Schwarzen Scharlachgabe.

Den ganzen Winter schnob
Der Nord durch meine Stengen.
Wann wird der Äthiop
Aufs neue Blut mir sprengen?

Baffin.

Ein purpurn Opfer, bald schon wohl
Wird rauchend übern Sand es rollen,
Wenn irgendeine Bucht am Pol
Mich eineist mit gewalt'gen Schollen.

Ein rauh Gebiet! die See voll Eis!
Gefrorner Schnee das Kleid der Erde!
Gesenkt die Schaufeln des Geweihs,
Gräbt sich ihr Mahl die Rentierherde.

Und sieh! aus eines Rentiers Haut
Hat am Gestade sich der Lappe
Ein kegelförmig Haus gebaut,
Bedeckt mit weißer Flockenkappe.

Draus wandelt er mit festem Schritt,
Und wählt ein Tier sich ohne Fehle.
Er läßt es knien; — ein rascher Schnitt —
Ein Blutstrahl siedet aus der Kehle.

Er wühlt sich zischend in den Schnee,
Und bahnt sich dunkelrote Gleise;
Doch nicht gelangt er bis zur See;
Kalt weht der Nord — er wird zu Eise.

Rhenus.

Nicht von Guinea bin ich kommen,
Nicht nach dem Eismeer steht mein Sinn.
Den deutschen Strom herabgeschwommen
Nur komm' ich, dessen Bild ich bin.

Nicht, wenn im Flusse man sich spiegeln
Die Traube sieht, vom Herbst gebräunt,
Es war die Zeit, wenn auf den Hügeln
Der Rebstock seine Zähren weint.

Der Lenz durchschritt den weiten Garten,
Den Gott gepflanzt am Rheinesstrand;
Er schaute lächelnd von den Warten
Der grauen Burgen durch das Land.

Vorüberflogen Römerpforte,
Vorüber Burg, Abtei und Dom;
Versunkne Waffen, goldne Horte
Erglänzten funkelnd tief im Strom.

O, welch ein Fahren, welch ein Schwimmen!
Ins Flutgebraus die Lurlei sang.
Am Ufer scholl von freud'gen Stimmen
Ein Lied: „Es klingt ein heller Klang!"

Mit meinen Reden, meinen Sagen
In eurem bunten Kreise hier,
Vom Innern an das Meer getragen,
Wie fremd, wie fremd erschein' ich mir!

The Arab.

Laß brausen deiner Sagen Quell;
O, laß mich hören dein Gedicht!
Hier stört das heisre Nachtgebell
Des Schakals den Erzähler nicht!

Komm, laß uns üben freud'gen Tausch!
Wenn deine Quelle mich gelebt,
Dann will ich, daß in glühnden Rausch
Scheherezade dich versetzt!

So tauschten, als das Abendland
Vordem in blanker Waffen Schmuck
Gen Morgen zog, beim Stillestand
Der Waffen Ritter und Seldschuk.

Sie lagen an des Wachtfeu'rs Glut;
Im bunten Turban hier der Schech,
Der Ritter dort im Eisenhut
Und in des Panzers güldnem Blech.

Der laue Wind der Wüste fährt
Durch beider schwarz und gelb Gelock;
Das Wüstenroß, des Rheines Pferd
Stehn friedlich an demselben Pflock.

Und die noch gestern feindlich Bahn
Sich hieben in des Kampfes Reihn,
Das Kreuzschwert und der Ataghan,
Sie liegen heut auf einem Stein.

Die Lanze lehnt sich an den Speer —
So kürzten denen auf der Wacht
Arabisch Märchen, deutsche Mär
Die eine kurze Friedensnacht.

Des Deutschen Sage war dem Licht
Des Mondes dieser Mainacht gleich;
Des Emirs einem Truggesicht
Der Wüste, blendend, schimmerreich.

Gladiator.

Und wem die meine? — dieses Schiff
Das zweite schon, auf dem ich fahre.
Im Südmeer ein Korallenriff
Ward vorig Jahr des ersten Bahre.

Ein Fahrzeug von Archangels Werft
Schwamm dort zur Seite mir, die Lena;
Doch nur für mich fand ich geschärft
Den Klippendolch der Schaumarena.

Sie ließ er ziehen ihren Lauf,
Und eine Palmenbucht erreichen;
Mir aber riß er meuchlings auf
Des Bauchs metallbeschlagne Eichen.

Arg haust im Tafelwerk der Sturm;
Das Steuer dröhnt, die Masten schwanken.
Der Fechter krümmt sich wie ein Wurm —
Jäh berstend lösen sich die Planken.

Und untergeht in weißer Furch',
Was gestern froh noch Flaggen hißte.
Des Schiffes Bild nur schlägt sich durch,
Gespült von seinem Schaugerüste.

Frisch kämpf' ich mit der Wellen Schwarm —
Gern muß der Gladiator ringen! —
Da plötzlich einen weichen Arm
Fühl' ich erzitternd mich umschlingen.

Bleich aus der Schwärze nassen Haars
Schaut mich ein Antlitz an mit Zagen.
Des Schiffers holde Tochter war's; —
Halt fest! sei stark! ich will dich tragen!

Und fest verkrampft sich Hand in Hand;
Drei Tage lang trag' ich die Bleiche.
Am vierten endlich seh' ich Land,
Doch seh' ich's nur für eine Leiche.

Die Brandung wirft uns ans Gestad,
Allwo, die Schwester zu empfahen,
Durchs Palmenholz auf blum'gem Pfad
Des Eilands schlanke Töchter nahen.

Leis rauscht das Meer, die Taube girrt;
Sie haben weinend sie bestattet.
Von einem alten Brotbaum wird
Des fremden Mädchens Gruft beschattet. —

Die Lena lag am Ufer schon,
Ganz, nur ihr Bild des Sturmes Beute!
Ich ziere jetzt ihr Gallion,
Und sehne ruhlos mich ins Weite!

Indianer.

Und ich im Wasser spiegle mein Gesicht
Und meines Haares dunkelbraune Stränge,
Zu schaun, ob Flammen meiner Stirne nicht
Versengt der Federn feuerrot Gepränge.

Mandarin.

Und ich auch spiegle tief mich in der Flut,
In der sich spiegeln Segel, Rahn und Masten,
Auf daß ich seh', ob unversehrt von Glut
Mein gelb Gewand und meiner Mütze Quasten.

Indianer.

Denn als ich jüngst von deinem Hafen schied,
O Stadt Neuyork, da standest du in Flammen;
Von Funken ward die schwarze Nacht durchsprüht,
Ein Glutmeer war's, in dem wir Schiffe schwammen.

Mandarin.

Denn als ich jüngst, o Kanton, dich verließ,
Da branntest du, da schnobst du Rauch und Funken;
Erschreckt von deinen glühnden Ufern stieß
Die bunte Menge deiner tausend Dschunken.

Indianer.

Wohl ist ein Waldbrand grimm und fürchterlich,
Wenn er skalpiert der Berge laub'ge Stirnen;
Nichts hält ihn auf; er wälzt durch Ströme sich,
Verkohlt den Wald, verglast der Felswand Firnen.

Mandarin.

Und, beim Konfuz, ein Schauspiel, groß und hehr,
Gewährt dem Aug' die Feier der Laternen.
Da wird die Stadt zu einem Strahlenmeer,
Die Straßen sind Jangtsekiangs von Sternen.

Indianer.

Doch mehr als Waldbrand war in jener Nacht
Der Brand Neuyorks: die höchsten Dächer schürzen
Mit Flammen sich, Gewölb und Giebel kracht,
Die Häuser taumeln und die Türme stürzen.

Mandarin.

Und welch Laternenfest am Glanze kam
Dem Brande gleich der dreizehn Handelshäuser?[1])
Als er durch Boten das Gerücht vernahm,
Zerriß zu Peking sein Gewand der Kaiser.

Indianer.

Als meinen farb'gen Federnkranz bestaubt
Die wehnde Asche, zog ich fort in Trauer.

Mandarin.

Und Kantons Asche streuten auf ihr Haupt
Die Wächter auf der großen Mauer.

An dem Hafen in der Mainacht bin ich auf und ab gegangen,
Bis des Morgens frischer Odem kühlte meine heißen Wangen.
Rings auf den Verdecken hört' ich fremder Vögel Frühlied schallen,
Aus dem Garten überm Wasser scholl das Lied der Nachtigallen.

Der ausgewanderte Dichter.

Bruchstücke eines unvollendeten Zyklus.

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

[1]) Das europäische Viertel Kantons.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde bin ich dort geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; -- vom Felsen reiß' ich Farren
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern --
Geist dieser Wälder, sei mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß sie nicht gleich sei dieser Spur der Klaue
Des Elentieres auf dem Schneegefilde!

In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze,
Die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
Und jede Tann' ist eine starre Lanze.

Mit riesig'em Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt die Auen.
Am Strome drüben, auf den schnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber seine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Rengeweihen.
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn schwirrt, und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle,
Der Trab des Elens donnert durch die Föhren.
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele:
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling ist gekommen.
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen,
Der Alligator ist ans Land geschwommen,
Und sonnt am Ufer seine grünen Schuppen.

Die Fische springen und die Vögel schlagen;
Die Knospen bersten und die Kräuter schießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streun ihre Blüten flüsternd mir zu Füßen.

Die Hirsche wandeln talwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne schütteln ihre Kämme;
Mit ihrem Hofstaat durch die Büsche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenstämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Frisch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — Ein Weisel will ich schweifen,
Umschwärmt von meinem Hofstaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich abends auf die steilsten Höhen,
Einsam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werten Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freunden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Tal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!

O, schmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimatlieder! — Dennoch, als sie klangen,
Stand ich, ein Orpheus — mit den Liedern andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut nacht in süßen, stillen Träumen
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begruben.

Der Toten und der Lebenden Gestalten,
Sie traten vor mich. „O, daß keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte;
„Du schliefst wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir sind den Bisons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg sind sie geschwommen.“

— —

Im bleichen Osten fing es an zu tagen,
Das Stromtal dampfte, eine Nebelkufe.
Wir ritten aus, das Elentier zu jagen;
Die Waldung scholl vom Dröhnen unsrer Hufe.

Bald auch gefunden hatten wir die Herde;
Sie barst durchs Laub, von jäher Furcht ergriffen.
Wir machten halt, wir zügelten die Pferde,
Wir legten an, und zwanzig Kugeln pfiffen.

Doch keines Hornes schaufelförm'ge Krone
Versank, getroffen, in des Trupps Welle;
Sie schüttelte den Nacken, wie zum Hohne,
Und stürmte fort, verdoppelnd ihre Schnelle.

Im Blättermeere war sie bald verschwunden!
Allein des Grases blut'ger Tau bewährte,
Daß eine Kugel doch ihr Ziel gefunden,
Drum ging es hitzig weiter auf der Fährte.

Wir folgten ihr auf offnen Waldespfaden;
Dann aber plötzlich teilte sich die frische;
Zum Strome, blutlos, ging der eine Faden,
Der andre, blutig, schlug sich in die Büsche.

Ein einzig Tier nur war hier abgegangen.
Der Führer sann und sagte drauf den Leuten:
„Folgt ihr der Hauptspur durch das Tal der Schlangen,
Ich will mit diesem auf der Blutspur reiten.“

Und so geschah es; — miteinander spornen
Die Rosse wir seitabwärts nach den Gründen:
Geknickte Gräser, blutgefärbte Dornen
Sind uns genug, die rechte Bahn zu finden.

Er sprach indes: „Empfängt das Elen Wunden,
Und fühlt es nahn den Tod in seiner Herbe,
Dann flieht es scheu die Herde der Gesunden,
Und birgt im Forst sich, daß es einsam sterbe.

In abgelegnen, laubverhüllten Schluchten,
Auf einer dunklen, moosbewachsnen Stätte,
Die Felsenstücke jäh und wild umbuchten,
Da sucht es blutend sich ein Sterbebette.

Siehst du den Geier über jenen Tannen?
Auf unser Wild bald senkt er das Gefieder;
Es lüstet ihn das Elen der Savannen —
Dort, sollst du sehen, stürzt' es leblos nieder."

Und wahr erwies sich, was er kaum gesprochen:
Wir fanden's liegen, knochig, starkgelendet,
Die braunen Augen glanzlos und gebrochen —
Fern seinen Brüdern war es hier verendet.

In diese Wildnis, die kein Beil gelichtet,
Die nie durchzuckt der Sonne mildes Lächeln,
In diese Wildnis hatt' es sich geflüchtet;
Sie nur vernahm des Elentieres Röcheln.

Der Führer jetzo ließ zu dreien Malen
Durch die Gebüsche seinen Jagdruf tönen; —
Ich dachte schmerzlich meiner eignen Qualen;
Hier starb das Tier — hier rinnen meine Tränen!

— —

Ich bin nun lange drüben wohl vergessen;
Wer jetzt noch lauschte meinen ersten Klängen?
Ich wäge sinnend meine Wehr, indessen
Gewappnet andre in die Rennbahn sprengen.

Im Geist erblick' ich ihrer Rosse Bäumen
Und ihrer Helme Federbuschgezitter:
Es rasselt mich aus meinen tiefsten Träumen
Der Klang des Schwertes, das sie schlägt zum Ritter.

Nehmt hin den Dank! — ich hab' ihn abgeschworen! —
Und doch — beim Blitzen eurer Harnischzierde
Und beim Erklirren eurer goldnen Sporen
Erwacht in mir die alte Kampfbegierde.

Denn nicht verrosten ließ ich meine Waffen;
Ich weiß sie rüst'ger als vordem zu schwingen.
Noch einmal möcht' ich mich zusammenraffen
Und auf dem alten Tummelplatze ringen.

Mein Schwert geschliffen hab' ich in der Öde!
Bewehrt mit Liedern ballt sich meine Rechte;
Ich bin bereit zu einer Geistesfehde —
Wie, wenn ein Schiffer mein Kartell euch brächte?

Wohlan! zum Wettstreit meine Lenden gürt' ich!
Ihr, in den Schranken, prüfet meine Wehre!
Sprecht zu den Rittern: „Er ist ebenbürtig;
Sein Tomahawk ist würdig eurer Speere!"

Und als wir watend durch die Furt nun setzten,
Voran den Führer, den vorsicht'gen Schreiter,
Da spornte jenseits einen schaumbenetzten,
Langmähn'gen Rappen ein Savannenreiter.

Gedrungne Formen, Glieder wie von Erze,
Lichtblaues Jagdhemd mit scharlachner Franse,
Buntfarb'ges Tüchlein um des Haares Schwärze —
So kam er näher mit gefällter Lanze.

Im Flug nur, schien es, wollt' er uns betrachten;
Umsonst hinüber sandt' ich Ruf und Zeichen.
Er sah mich winken, ohne drauf zu achten,
Wandte sein Roß und trat es in die Weichen:

Flog dann hinan des Ufers jähe Treppe,
Daß Kies und Mergel dran herunter klirrten,
Es war ein Creek, ein Beduin der Steppe; —
Glück zu! noch heute wirst du dich entgürten!

Dann wird dein Weib dir deine Kinder bringen;
Sie streicheln furchtlos deines Tieres Mähne;
Die Buben sagen: „Vater, laß es springen!"
Und ziehn ihm dreist den Knebel durch die Zähne.

Du aber wirst an deinen Herd dich setzen,
Und deine Gattin mit der Ferne Bildern
Und mit den Wundern deiner Züge letzen,
Vielleicht die Jäger auch im Strome schildern.

Die jetzt erreichen triefend das Gestade: —
Sieh da die Grasbahn, die dein Roß gegangen!
Wohl find' ich Hütten, folg' ich diesem Pfade —
Doch, ach! wie dich wird keine mich empfangen!

Ich sonne mich im letzten Abendstrahle,
Und leise säuselt über mir die Rüster.
Du jetzt, mein Leben, wandelst wohl im Saale,
Der Teppich rauscht, und strahlend flammt der Lüster.

Und alles naht sich, feiernd dich zu grüßen,
Und alles huldigt deiner milden Schöne;
Sie legen alles, Herrin, dir zu Füßen,
Auf daß dein Lächeln diesen Abend kröne.

O, laß es dringen auch in diese Wildnis;
Send' es herüber Tausende von Meilen!
Vor meine Seele treten laß dein Bildnis;
Zuckt auch mein Herz, — es wird ja doch nicht heilen!

So in des Kreises atemloser Stille
Mit deiner Harfe saßest du vorzeiten!
Das ist dein Auge! — deiner Locken Fülle
Ergießt sich dunkel auf die lichten Saiten!

Das ist dein Singen! durch die prächt'gen Räume
Glühend und innig fluten meine Lieder! —
Im Abendwinde schütteln sich die Bäume;
Schwarz auf den Urwald senkt die Nacht sich nieder.

Allein, allein! - und so will ich genesen?
Allein, allein! und das der Wildnis Segen?
Allein, allein! - - o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermessen:
„Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich dies Volk vergessen;
Fahr hin, o Welt — im Herzen trag' ich Welten!"

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz ist einsam, und mein Aug' ist trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildnis Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

— —

Die Indianer sitzen um die Flamme,
Und schüren düster sie, schweigsame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Älteste vom Stamme —
Spricht zu den andern also einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut begruben
Dort, wo den Urwald säumet die Savannah!
Nie einem Weißen, diesem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die andern seiner Farbe;
Drum zu den Roten hat er sich geschlagen.
In unsern dunkeln Reihn glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm sein? — Mit seinen Jagdgeräten
Stand oft er sinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf und folgt' uns wie im Traume.

Auch stand er einsam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büsche sahn ihn die Genossen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen flossen.

Der Worte keines haben wir verstanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verstanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns stets zu hören sie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget.

Und um sich schaut' er, war er nun zu Ende,
Und sah erst jetzt, daß keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er stumm sein Antlitz in die Hände,
Und ist zum Wigwam still zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr sehen!
Laßt eine Hütt' auf seinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt westwärts, denn sein letztes Flehen
War: ‚Krieger, o, nach Morgen laßt mich schauen!'"

Der Reiter.

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß;
Bleich war sein Antlitz, lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Brust und Achsel nieder.
Er ließ dem müden Tiere das Gebiß;
Er seufzte düster durch die Finsternis
Der Föhren: „Gott, warum gabst du mir Lieder?

Sie schliefen jahrelang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Tor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich – ich muß verbluten!

Und keiner weiß es! alle stellen sie
Sich vor mich hin und sagen lächelnd: Sieh!
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen.

Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend schon er wallt;
Sie wissen nicht, daß vor der Tür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht; ich sage: Sehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneka,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: Flieh!
Mein Nero, weh mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

O, hielten sie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, diese Balsam und Verband,
Und die, mein Blut zu sammeln, Kelch und Schale!
O, könnt' ich still zu Tode bluten mich,
Gleichwie, die Brust von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirsch in einem dunkeln Tale. —

O, gönnten sie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten sie nur grausam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gassen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verschließen eher noch mich töten muß,
Als ihn, bei pochenden Schläfen, rieseln lassen.

O, ließen gehn mich meine Wege sie,
Und fragten nicht: Sprich, was ist Poesie?
O Gott, wie oft vernahm ich schon die Frage!
O, lächelten und lachten sie nur nicht,
Wenn träumerisch, mit glühendem Gesicht
Und eine Trän' im Aug' ich ihnen sage:

Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt,
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Haupt mit herbe duftendem Laube,
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,
An die Geliebte, welche fern ist, denkt,
Und in das Nest schaut einer Turteltaube;

Wenn man am Meer, von seinem Schaum benetzt,
Sich einem Fischer auf die Schultern setzt,
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyssee legt auf sein struppig Haar,
Und singt und jubelt, daß er denkt: Fürwahr,
Das heiß' ich einen närrischen Gesellen!

Und wenn auf mut'gen Rossen man zu dritt
Macht oder vieren einen wilden Ritt —
Sieh da! die langgestreckten Renner schnauben,
Ihr beugt euch spornend vor, ohn' Unterlaß
Wehn euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Ist Poesie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man nachts auf langen Brücken fährt
Und dumpf ihr Holz vom Hufschlag murren hört,

Bis das Gespann urplötzlich wieder seinen
Huf klirrend auf das Pflaster setzt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

Und Poesie auch ist's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langsam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es gestattet, daß der Kahn sich schmiegt
An irgendein gewaltig Schiff: — so liegt
Oft neben einem Palast eine Hütte.

Und Poesie dann, wenn in Gummischuhn
Man einen Neger sieht im Tauwerk ruhn,
Des Abends Kühle schwebend einzusaugen;
Er schaukelt lässig sich und singt ein Lied,
Und schaut ihr ihm ins Angesicht, so glüht
Euch wie ein Stern das Weiße seiner Augen.

Und Poesie auch würd' es sein, wenn jetzt
Dies schwarze Roß von Dänenzucht, entsetzt,
Sich bäumete auf dieser düstern Stelle,
Mich schleuderte an dieses Felsenstück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick,
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Und wenn alsdann, wenn ich, zum letztenmal
Beschienen von der Abendsonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Tier, als klagt' es um mein Weh,
Gesenkten Halses auf mich niedersäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz schnöbe."

Gelegentliches.

Bei Grabbes Tod.

Dämmrung! — das Lager! — Dumpf herüber schon
Vom Zelt des Feldherrn donnerte der Ton
Der abendlichen Lärmkanonen;
Dann Zapfenstreich, Querpfeifen, Trommelschlag,
Zusammenflutend die Musik danach
Von zweiundzwanzig Bataillonen!

Sie betete: „Nun danket alle Gott!"
Sie ließ nicht mehr zu Sturmschritt und zu Trott
Die Büchse fällen und den Zaum verhängen:
Sie rief die Krieger bittend zum Gebet,
Von den Gezelten kam sie hergeweht
Mit vollen, feierlichen Klängen.

Der Mond ging auf. Mild überlief sein Strahl
Die Leinwand rings, der nackten Schwerter Stahl
Und die Musketenpyramiden.
Ruf durch die Rotten jetzo: „Tschako ab!"
Und nun kein Laut mehr! Stille, wie im Grab —
Es war im Krieg ein tiefer Frieden.

Doch anders ging es auf des Lagers Saum
Im Weinschank her; — da flog Champagnerschaum,
Da hielt die Bowle dampfend uns gefangen!
Da um die Wette blitzten Epaulett
Und Friedrichsdor; da scholl's am Knöchelbrett;
„Wer hält?" und Harfenmädchen sangen.

Zuweilen nur in dieses wüsten Saals
Getöse stahl ein Ton sich des Chorals,
Mischte der Mondschein sich dem Schein der Lichter.

Ich saß und sann — „Nun danket —" „Qui en veut?"
Geklirr der Würfel — da auf einmal seh'
Aus meiner alten Heimat ich Gesichter.

„Was, du?" — „Wer sonst?" — Nun Fragen hin und her.
„Wie geht's? von wannen? was denn jetzt treibt der?"
Auf hundert Fragen mußt' ich Antwort haben. —
„Wie" — „Nun, mach' schnell, ich muß zu Schwarz und Rot!"
„Gleich! nur ein Wort noch: Grabbe?" — „Der ist tot;
Gut' Nacht! wir haben Freitag ihn begraben!"

Es rieselte mir kalt durch Mark und Bein!
Sie senkten ihn vergangnen Freitag ein,
Mit Lorbeern und mit Immortellen
Den Sarg des toten Dichters schmückten sie —
Der du die hundert Tage schufst, so früh! —
Ich fühlte krampfhaft mir die Brust erschwellen.

Ich trat hinaus, ich gab der Nacht mein Haar;
Dann auf die Streu, die mir bereitet war
In einem Kriegerzelt, warf ich mich nieder.
Mein flatternd Obdach war der Winde Spiel:
Doch darum nicht floh meinen Halmenpfühl
Der Schlaf — nicht darum bebten meine Glieder.

Nein, um den Toten war's, daß ich gewacht:
Ich sah ihn neben mir die ganze Nacht
Inmitten meiner Leinwandwände.
Erzitternd auf des Hohen prächt'ge Stirn
Legt' ich die Hand: „Du lodernd Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände?

Wachtfeuer sie, an deren sprühnder Glut
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,
Des Korsen Volk und des Karthagers;
Jetzt mild wie Mondschein leuchtend durch die Nacht,
Und jetzo wild zu greller Brunst entfacht —
Den Lichtern ähnlich dieses Lagers!

So ist's! wie Würfelklirren und Choral,
Wie Kerzenflackern und wie Mondenstrahl
Vorhin gekämpft um diese Hütten,
So wohl in dieses mächt'gen Schädels Raum,
Du jäh Verstummter, wie ein wüster Traum
Hat sich Besinnetes bestritten.

Sei's! diesen Mantel werf' ich drüber hin!
Du warst ein Dichter! — Kennt ihr auch den Sinn
Des Wortes, ihr, die kalt ihr richtet?
Dies Haus bewohnten Don Juan und Faust;
Der Geist, der unter dieser Stirn gehaust,
Zerbrach die Form — laßt ihn! Er hat gedichtet!

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen;
Die Tausende, die unterm Leinen hier
In Waffen ruhn — was sind sie neben dir?
Wird ihrer einen, so wie dich, man nennen?

Doch sie verzehrt; — ich sprech' es aus mit Graun!
Ich habe dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut' ich dich als Mann;
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfen pochten wie im Fieber.

Und Male brennt sie; — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!" —
Und ich entschlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt' ich von einem eingestürzten Tempel.

Für Schillers Album bestimmt gewesen.

Nun kommen sie aus aller Welt,
Die leichten Dichterboten.
Von wannen flattert nicht ein Blatt
Ins Buch des großen Toten?

Und wer jetzt durch die Sierren schweift
Und wählt sich zum Gesandten
Ein Lied, der hüllt es ein in Flor
Vom Sarge des Infanten.

Und wer durch Frankreich zieht, der tritt
Zu Dom Remys Altare
Und sendet einen Kranz vom Baum
Des Mädchens der Loire.

Und wer in Welschland jetzo weilt,
Schickt Lorbeern von Messina
Und einen frisch gehaunen Span
Vom Hause des Verrina.

Der Böhme meldet einen Gruß
Von Friedlands kühnen Rotten,
In England schrieb' ich mit dem Blut
Der Königin der Schotten.

Und in dem Land Helvetien
Stieg' ich zu Berg und schriebe
Vom Grütli es zum Totenfest,
Wie ich den Toten liebe.

Ich bin nicht, wo der Rhein entspringt
Im hohen Land des Schächen;
Ich wohne tief, wo lässig er
Verrinnt in sand'gen Flächen.

Denn dieses sind am Ozean
Die abgefallnen Lande;
Gestattet hat die Aufruhrfahn'
Auf diesem Nebelstrande.

Und dieses ist der Pfeilebund,
Und dies sind die Provinzen;
In diesen Städten scharten sich
Die Geusen um den Prinzen.

Noch spricht aus Steinen jener Geist,
Der da manch Herz zerfressen;
Ich hab' heut nacht bei Sturmeswehn
Vor Albas Tür gesessen.

Ich wandelte durch Tore, die
Dem Spanier sich verschlossen;
Ich stand vor Turm und Mauerwerk,
Vom Herzog einst beschossen.

Wie hier vordem ein Volk gekämpft,
Und wie ein Fürst gesündigt,
Das hat in ehrne Tafeln er
Gegraben und verkündigt.

Von dieser Mauerringe Trotz
Zeugt' er mit mächt'gen Lauten;
Sie wissen es, sie danken's ihm,
Dem Toten die Ergrauten.

Und jeder Stein aus Torgewölb',
Aus Mauern und aus Stiegen,
Ließ' freudig sich ins Fundament
Von Schillers Male fügen.

Der Kitt ist fest, der Weg ist weit —
Mein Lied will sie vertreten:
Es ruh' im Mal, ein Mauerstein
Von den abtrünn'gen Städten.

In Schillers Album.

Trotzig ist dieses Land: der Nordsee trotzt' es den Boden,
Dem im Eskurial trotzte die Freiheit es ab.
Siehe, die Pfeile dies, die verbundenen! dies die Provinzen!
Dies der zottige Leu, der in der Klaue sie trägt!
Dies die Sandbank im Meere des duftverschleierten Nordens,
Drauf des Gebieters im Süd flaggende Barke verging!
Hier des Aufruhrs Herd! Hier hat die Flamme gelodert,
Die, Gewalt'ger, durch dich länger und leuchtender strahlt!
Siehe, ich saß heut nacht auf Albas blutiger Schwelle:
Dieses Haus vordem des von Toledo Quartier!
Diese alten Tavernen vernahmen die Schwüre der Geusen;
Dieser Märkte Raum sah das behangne Schafott.
Siehe, die Tore dies, die Philipps Völkern sich schlossen!
Siehe, die Mauern dies, die sie vergeblich berannt!
Höre den Dank der Ergrauten! Sie kennen und lieben dich, Schiller!
Gerne zu deinem Mal fügte sich jeglicher Stein! —
Weit der Weg und fest der Mörtel! — für die Gebundnen,
Sie zu vertreten, fliegt freudig gen Süden dies Blatt!
Ruh' es, ein Stein von den Mauern der abgefallenen Städte,
In den Quadern des Mals des, der die Städte verklärt!

Der Phönix.

Zur Einleitung des zweiten Jahrgangs von E. Dullers „Phönix".

1.

Am Niger, wenn von den fünfhundert
Vollendet wiederum ein Jahr,
Erhebt der Phönix sich verwundert,
Und reckt der Schwingen purpurn Paar.
Er schaut zu Tal von dem bemoosten
Weltgrate, drauf sein würz'ger Horst;
Er schaut nach Westen und nach Osten
Durch Wüstenland und Zimmetforst.

Welch ein Gewirr zu seinen Füßen;
Da ballt der Sand sich wunderbar,
Da rauschen Wälder, Ströme fließen,
Da traben Strauß und Dromedar.
Da weht des Mohren Scharlachfahne,
Da schallt des Tigers dumpf Geschrei,
Da jagt der Sturm die Karawane,
Da jagt den Hirsch der grimme Leu.

Da schaut im Süden er die Horden
Des Kaffernvolks beschwichtigt kaum;
Da, tausendzeltig, glänzt im Norden
Die Lagerstatt am Feigenbaum.
Bunt tummeln sich die Kriegsgeschwader,
Die blut'gen Schwerter funkeln glüh;
Und weithin schallt's: „Hie Abdel Kader!"
„Hie Orleans, und Frankreich hie!"

Er aber lässet sich nicht kümmern
Der Heere Drang und der Partein;
Sein Trachten ist, daß sie sein Schimmern
Mit ihrem Staube nicht entweihn;
Still sammelt fort er in den Talen
Gewürze sich zu seinem Brand,
Und lässet seinen Fittich strahlen
Ruhig durch das empörte Land.

2.

Dem Phönix möge dieser gleichen!
Auch ihm vollendet sich ein Jahr.
Er schauet in des Geistes Reichen
Sich um und reckt der Schwingen Paar.

Er schaut nach Osten und nach Westen:
Sieh da — auch hier Empörung nur,
Und Rütteln an den alten Festen,
Und Waffenklang, und Ruf, und Schwur!

Nicht ist ein Fremdling er dem Ringen
Und dem Erregtsein dieser Zeit. —
Barg denn nicht er auch mit den Schwingen
Den Funken, der erregt den Streit? —
Fortan ihr Schimmern will er wahren;
Sein Flug ist über den Partein,
Doch gilt sein Flügelschlag den Scharen
Des Reinen und des Rechts allein.

Jedwede Zeit hat ihre Wehen;
Ein junges Deutschland wird erstehn.
Unhemmbar ist des Geistes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.
Allein der Schlamm nicht der Gemeinheit
Gebiert, was edel und was recht;
Nur aus der Wahrheit und der Reinheit
Ersteht, was fördert ein Geschlecht.

Und solchem einzig gilt sein Streben,
Und gilt sein Trachten für und für;
Solch neuem Lenz entgegenheben,
Als ein scharlachenes Panier,
Mag er die Flügel, mag entgittern
Aufs neu die Schranken er: — Hinein!
Und müßt' ihm auch aus Lanzensplittern
Getürmt der Scheiterhaufen sein!

Bannerspruch.

An E. Duller.

Zur Einleitung des dritten Jahrgangs des „Phönix".

Das Horn erscholl, der Renner scharrte!
So laß uns denn zu Felde ziehn!
Aufs neue schwing' ich die Standarte,
Die deine Farben läßt erglühn!

Und nenne keiner mich verwegen,
Wer so vor deiner Schar mich schaut:
Es wird ja stets dem jüngsten Degen
Des Banners Obhut anvertraut!

Ich lasse meinen Ruf erklingen,
Gewappnet, Duller, wie ich bin!
Ein Reich ja gilt es zu erringen
Der Menschheit, unsrer Königin!
Ein Reich, um welches sie noch heute
Von Tränen und von Blute trieft;
Doch dessen Throne nach dem Streite
Ein inures Ahnen ihr verbrieft!

Ein Reich, von dem ich oft gestammelt
Und es gesehen auch im Traum:
Die Völker hatten sich versammelt
Um einen einz'gen Lebensbaum.
Da war kein Schelten und kein Toben
Und keiner eitlen Rede Brunst;
Ich sah ein Band, das war gewoben
Aus Glaube, Freiheit, Wissen, Kunst.

Sie brachten alle, was sie hatten,
Voll Eintracht einem Weihaltar;
Wie Brüder sah ich auf den Matten
Gelagert diese große Schar.
Und wie die Taube über Lämmern
Sich wiegt in Lüften, also schier
Sah milde durch der Zeiten Dämmern
Die Lieb' ich schweben über ihr.

Das ist das Reich, nach dem wir streben;
Und ist auch unser Häuflein schwach:
Wir haben Kämpfer vor und neben,
Und immer neue wachsen nach!
Die ganze Menschheit eine Herde —
O, nur gerungen und geglaubt!
Es frommt ihr jede Handbreit Erde,
Die der Gemeinheit wir geraubt!

Im Kampfe nur erblühn uns Kränze!
Drum laß uns sein wie der Kroat,
Der auf Illyriens Kriegergrenze
Dem Boden anvertraut die Saat;

Der, als ein Kriegesmann gerüstet,
Den Weizen in die Furche streut,
Und, wenn sein Schwert den Türken lüstet,
Schlagfertig dasteht allezeit!

Der, wenn er kehrt von seinen Zügen,
Beherzt und freudig, wie er schied,
Der Scholle dunklem Schoß entstiegen
Des jüngsten Lenzes Aussaat sieht;
Der friedlich jetzt, sein Korn zu mähen,
Die Sense statt des Säbels schwingt,
Und zwischen Ernten, Kämpfen, Säen,
Sein Leben ruhelos verbringt!

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unsre Saat!
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich seh' ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube fest an seine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl ist er wert noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh den Degen;
Ich breite froh das Banner aus!
Mit festen Händen will ich's halten;
Es muß und wird im Kampf bestehn;
Die Hoffnung rauscht in seinen Falten,
Und Hoffnung läßt nicht untergehn!

Zwiſchen den Garben

Eine Nachleſe

1849

Vorwort.

Juli 1849.

Mein Frühkorn ist geschnitten —
O dreiste, frische Mahd!
Dasteh' ich nun inmitten
Der aufgebundnen Saat!
Ihr kennt sie, meine Garben —
Ich ließ die Welt nicht darben!
Sie schimmern erntefarben,
Sie rauschen freudig hart am Pfad.

Der einen braune Spitzen
Hat zorn'ges Ferneleid,
Die andern hat das Blitzen
Gereift der heißen Zeit.
Auch fremdes Korn im Reigen
Seht ihr die Halme neigen —
Ich macht' es Deutschland eigen,
Ich gab ihm flott ein heimisch Kleid.

Nun heißt es fürder schreiten
Mit unbeirrtem Schritt!
Nun heißt es vorbereiten
Der zweiten Ernte Schnitt!
Nur streben, immer streben!
Herbstgarben auch wird's geben,
Daferne sonst mein Leben
In seinen ernsten Herbst nur tritt!

Schon seh' ich fern sie leuchten,
Schon seh' ich hoch sie stehn,
Schon seh' ich die gebeugten
Im Spätjahrwinde wehn!
Doch ehe sie, die frischen,
In meinen Kranz sich mischen,
Will heute noch ich zwischen
Den alten Garben sinnend gehn:

Ob aus verlornen Ähren,
Ob aus verwehter Streu
Nicht etwa noch mit Ehren
Ein Strauß zu binden sei?
Ob nicht aus Korn und Mohne
Noch eine bunte Krone,
Wert, daß man ihrer schone,
Sich sammeln lasse still und treu?

Ich bücke mich, ich spähe,
Sorglos die sichre Hand
Ausstreck' ich, wie ich gehe —
Da habt ihr, was ich fand!
Mög' euch das Werk behagen:
Es half in diesen Tagen
Den Kummer mir ertragen
Um das zertretne Vaterland!

Klänge des Memnon.

Unvollendet gebliebener Zyklus.

1.

Zur Einleitung.

Es sagen, die sein Haupt von Frührot sahn umflossen,
Daß den granitnen Mund auf ewig er geschlossen,
Daß seine Lippe stumm den Brand des Ostens schlürft;
Daß, wenn die Sonne nun, allmählich höher steigend,
Ins hohle Aug' ihm blitzt, er seinen Schatten schweigend
Durch die Thebais wirft.

Und gleiches sagen aus, die schimmern sahn den Alten,
Wenn Sol, anstatt ins Meer, sich taucht in die geballten
Sandwirbel, deren Zorn mit Karawanen ficht;
So, wenn ihm Wasser fehlt in seinem dürren Lande,
Vollzieht der Araber mit glühndem Wüstensande
Der Abendwaschung Pflicht. —

Ja, Memnon ist verstummt! Sein Lied hat ausgeklungen!
Doch nachhallt durch die Zeit, was seinen Flammenzungen,
Als Herodot ihn sah, melodisch ist entweht.

Durch die Jahrtausende erbebt es bis auf heute;
Ich aber nahe mich, daß ich die Klänge deute,
Ein später Interpret.

Der Dichter kann den Schrei des Berges und das Wehen
Des Sturmes und das Lied der Vögel ja verstehen;
Er legt dir aus den Zorn des Meers und seine Ruh';
Er weiß es, was da rauscht aus Roß- und Löwenmähnen:
Wie forscht er lange noch bei eines Steines Tönen? —
Granitner, rede du!

2.

Ein Lied Memnons.

Vergangen ist die Nacht! Weiß dampft es auf dem Nile;
Aufrafft sich Pharao von seinem Purpurpfühle;
Schlaftrunknes Murmeln füllt die Hekatompylos.
Wie Fackeln, licht und schlank dastehnd im dunkeln Tale,
Blutrot im ersten Sonnenstrahle,
Glühn Obeliskus und Koloß.

Nach Westen weithin fällt ihr ungeschlachter Schatten:
Die Sphinxe werden wach auf ihren Marmorplatten,
Und schauen träg empor an Turm und Säulenknauf.
Der Ibis schickt sich an, um ihre Stirn zu schweben;
Sie aber recken sich und geben
Sich gähnend ihre Rätsel auf.

Der Geier flattert schwer nach ihren Fußgestellen;
Gleichwie ein Tempelwart, von ihren glatten Fellen
Streift mit dem Fittich er der Wüste nächt'gen Staub.
Leis flüsternd grüßen sich die dorn'gen Palmenbäume:
Sich zu erzählen ihre Träume
Bewegen sie der Kronen Laub.

Und laut und lauter wird's in Thebens alten Mauern,
Auf deren Zinnen ernst gegoßne Löwen kauern;
Vom Schall des Morgens dröhnt mein einstig Königshaus.
Das Herz Ägyptens pocht in seiner ehrnen Hülle,
Und rieselt seines Blutes Fülle
Nach allen seinen Gliedern aus.

Es sprudelt und es gärt und sprengt die hundert Pforten;
Es bricht sich brausend Bahn und flutet allerorten,
Wo sich die Wüste dehnt, und wo die Nilflut rollt.
Das nenn' ich heißes Blut: Kriegsheere, Karawanen!
Es pulst einher in sand'gen Bahnen
Und schwemmt zurücke Ruhm und Gold.

So grüßt Ägyptenland, du Strahlender, dein Kommen!
Bald übern Strom schon ist dein Spiegelbild geschwommen;
Die Wüste fährt empor, dich jubelnd zu empfahn.
Und ich auch, der ich nur ein Wächter bin im Sande,
Ertöne, seh' ich dich am Rande
Des Felsgebirgs im Osten nahn.

Denn wie ein Kriegesfürst im Lande der Araben,
So lässest du einher die mut'gen Rosse traben,
Die flackerndes Gestrahl aus ihren Nüstern sprühn.
Dein Herold Morgenwind führt eine Golddrommete:
Dein Frühzelt ist die Morgenröte,
Dein Abendzelt des Westens Glühn.

Und wie ein Emir auch kannst du die Feinde drängen!
Wenn du zu Wagen steigst, den Himmel zu durchsprengen,
Mit ihren Schatten dann entweicht die dunkle Nacht.
So schier weiß Pharao ein Mohrenheer zu jagen,
Wenn er auf goldnem Sichelwagen
Einherbraust übers Feld der Schlacht.

Und wie sein Arm befreit die Völker und die Lande,
Und wie sein blutig Schwert sich öffnen heißt die Bande,
In die des Feindes Grimm die Kriegsgefangnen schlug:
So auch zerschmetterst du, anspornend deine Pferde,
Die Fesseln, deren Wucht die Erde
Auf das Geheiß des Dunkels trug.

Sieh da, sie öffnen sich! Sie springen und sie schmelzen!
Die Erde war ein Grab; — doch du, den Stein zu wälzen
Von seiner Türe, nahst! — Hinfällt er und zerbricht.
Ich aber grüße dich in deiner Kraft und Schöne;
Vernimm die Summe meiner Töne
In einem einz'gen Worte: Licht!

Ein Ritt.

Fragment.

Galopp! — die Wüste knirscht: — es ist die salz'ge Kruste,
In die das tote Meer den Sand zu kleiden wußte,
Seit Lot die flackernden Paläste Sodoms floh.
Galopp! — das Hufhaar fegt von den Kameldornbüschen
Den Staub der Wüstenei — den Staub der Wüste zwischen
Jerusalem und Jericho.

Galopp! — die Zäume wehn! — Lançaden und Kurbetten!
Galopp! — das Riemwerk blitzt von Kupferamuletten!
Galopp! — die Stange schäumt, vom Stirnhaar überwallt!
Galopp! — der Kaftan fliegt, bunt glühn die Sammetdecken,
Der Säbel klirrt! — Galopp! — die Rappen und die Schecken,
Die Fahnen und der Lanzenwald!

Und sieh, vorüberfliegt's mit Mähnen und mit Schweifen!
Der ganze Reitertrupp ein einz'ger lichter Streifen!
Hinzuckt der lodernde Zickzack im Sonnenschein!
Er zieht und schlängelt sich mit Rasseln und Geklirre:
Kein Trupp — ein Wetterstrahl! Hinzischt er durch die Dürre,
Und schlägt in einen Palmwald ein.

In einen Dattelhain, der an der Wildnis Rande
Rauhrindig sich erhebt aus dem geborstnen Sande:
In Sande wurzelt er, lechzend nach Jordanschlamm.
Er schüttelt sein Gezweig wie Renner ihre Mähnen. —
Zieht an die Zügel! — Halt! — Die Trensen aus den Zähnen,
Die Speere lehnt an einen Stamm!

In der Nordsee.

Die Nordsee! — Gentlemen, ein besser Bierhauszeichen
Schuf keines Wirtes Witz für Leute meinesgleichen!
Ein rechtes Schifferschild! Das salzigste am Dock!
God damn! Ein Seemann muß in See gehn! kaum entronnen
Der einen, treibt es mich schon wieder zu den Tonnen
Der andern! — Jenny, ein Glas Grog!

Auf euer Wohl, ihr Herrn! Es scheint wohl, daß der kalte
Wind euch hier ankern ließ! — Wahrhaftig, lauter alte
Bekannte! — Tausendmal willkommen, wilder John!

Nun, sieh nicht sauer! Denkst du noch der dummen Händel
Zu Basra um den Strauß der Perserin: Lavendel
Und Rosen? Grollst du noch, daß ich ihn trug davon?

Schäm' dich! — Sieh, langer Tom! Noch immer bei Corbière
Auf dem Miltiades? Wir nannten dich die Schere
Zu Smyrna. Nun, nur nicht gleich unwirsch! Her die Hand!
Wahrhaftig, sah man dich mit ausgespreizten Beinen
Im Zwielicht auf dem Mars, so mußte man wohl meinen,
Das große schwarze Ding, das auf dem Flechtwerk stand,

Sei eine Schere, weit geöffnet! — Ruhig — legtest
Du vollends nun, wie du in deiner Faulheit pflegtest,
Die Hände auf den Kopf und zogst die Beine an:
Dann ging sie zu — wie jetzt! — Die Arme sind die Ohre,
Beim Teufel, immer noch die lange, dürre Schere!
Willkommen, Scheren-Tom! Nun, sei nicht böse, Mann!

Auch du, mein dicker Dick, du Liebling der Levante!
In Rhodus sahn wir uns zuletzt! Von Alicante
Kommst du? Wo warst du sonst, du Rhodischer Koloß?
Und wo wart ihr, Tom, John? Am Indus, am Missouri? —
Wo ich gewesen bin? — Ich war am Wrack der Fury,
Bootsmann der Victory! Ich war mit Captain Roß!

Mit Captain Roß! — Nun seht! Erst kalt und stumm wie Fische —
Nun schrein und jubeln sie! Sie springen auf die Tische!
Seehunde, wollt ihr wohl — seht her, da fließt mein Grog!
Jenny, ein frisches Glas! Wie schön kannst du kredenzen! —
Ihr ungestümes Volk, die Katze mit neun Schwänzen
Verdient ihr! Allesamt gehört ihr an den Fock!

Ihr tobt ja, daß das Haus den Einsturz droht! So schallte
Ja Coventgarden kaum, als gestern nacht der Alte
(Ich meine Captain Roß!) in seine Loge trat.
Nun ja, ich war mit Roß! Was braucht ihr da zu wüten?
Was ist es denn, daß wir im Eise fest gerieten,
Und daß die Victory, ich glaube siebzig Grad

Nordbreite, trotz des Dampfs in ihren schwarzen Kesseln
Nicht eben viktoriös ihr Räderpaar in Fesseln
Vom Eise schlagen ließ? Was will es sagen, daß
Die Mannschaft sie verließ, und sich, mit Proviante
Bepackt, zu Lande durch den Schnee zur Fury wandte,
Die noch seit — wann doch war's? — als Wrack im Eise saß?

Die Karte von der Wand! — Hier! bei der Prinzregenten-
Einfahrt! — was ist es denn, daß wir, gleich wilden Enten,
Drei Sommer wateten im Wasser und im Schnee,
Drei Winter fasteten, wie abgeschnittne Truppen,
Und auf der Fury schlecht kaliaterten Schaluppen
Uns endlich wagten in die losgetaute See?

Daß uns der Odem weiß, als Reif, ging aus dem Munde;
Daß wir durch schwimmendes Treibeis von Sund zu Sunde
Uns schleudern ließen bis zur Insel Leopold;
Daß wir die Heimat nie mehr zu erblicken wähnten;
Daß unsre Kranken auf dem Schnee vor Kälte stöhnten;
Daß alte Segel, steif gefroren, aufgerollt,

Ihr Kissen waren; daß — nun, was will alles sagen?
God damn! Ihr fahrt ja selbst — wer wird denn nicht verschlagen?
Was schreit ihr denn, wie kaum im Schauspielhaus John Bull,
Das wasserscheue Tier? — Wir sind ja nun zur Stelle!
Des Alten altes Schiff, die treue Isabelle,
Nahm uns zu ihrem Tran an Bord, und ließ in Hull

Uns landen! — Leid nur ist's mir um die Takelage
Der armen Victory! — Und die Nordwestpassage? —
Still, Bursche! stichelt nicht und sucht sie selber! — Bah! —
Besteht sie, werden sie die Briten, allen Winden
Und allem Eis zum Trotz, zur rechten Zeit schon finden! —
Grog, Jenny! Leute, trinkt! und: Rule Britannia!

Kreuzigung.

Drei neue Schädel auf der Schädelstatt! —
Die Sonne sengt den Talgrund Josaphat;
Aufschreit der Sand, daß ihn der Kidron wasche.
Ein Wirbelwind entführt der Ebne Staub;
Er streut ihn aus auf der Olive Laub:
Der Ölberg steht in Sack und Asche.

Wir aber schreiten zitternd (ich und du,
Der du dies lieseſt!) jenem Hügel zu,
Auf dem ein Gott am Holze sich verblutet!
Wir gehn ihm nach auf seinem letzten Gang;
Wir gehn gebeugt den Leidensweg entlang,
Bis wo die Menge seinen Tod umflutet!

Fort durch die Stadt! — Sieh da, des Prätors Haus! —
Blut auf dem Boden! — Grüß' es, weich ihm aus!
Denk' an die Geißel und die Kron' im Haare! —
Platz! — schon die Römer! funkelnd Speer an Speer! —
Meide den Mann hier: — das ist Ahasver!
Er stürzt vorbei — hinunter in die Jahre!

Rasch! — hier durchs Tor! — bergauf nun! — wir sind da!
Dort stehn die Kreuze! Dies ist Golgatha!
Du hebst die Blicke? Meine senkt das Grauen!
Sie schweifen unstet um der Kreuze Fuß —
Da, was für eigne Kriegsgesellen muß
Am Mittelkreuz mein irrend Auge schauen?

Das ist kein Volk vom Saum des Tiberstroms;
Das sind Judäas Augen nicht, noch Roms
Keck in die Feldschlacht ragende Profile!
Ihr wallend Haar ein gelblich grau Gemisch,
Die Augen blau, die Wangen braun und frisch —
Sie haben sich gesetzt zum Würfelspiele.

Um einen Mantel sitzen sie im Kreis.
Drauf würfeln sie; er selbst auch ist der Preis,
Der Mantel Christi, drum sie hastig knöcheln.
Komm, laß uns lauschen, was sie reden nur!
Rauh drängt ihr Fluch sich, ungeschlacht ihr Schwur
In leises Seufzen, schmerzenvolles Röcheln.

„Sechs, fünf und vier! Gut sind sie!" — Ha, ihr Wort
Ist wie ihr Haar! Es zeugte sie der Nord!
Germanen sind's! — „Das ist 'ne heiße Wache!
Verruchtes Syrien!" — „Drei und eins und zwei!" —
Vom Kreuze nieder tönt ein matter Schrei —
Der Würfler drauf: „O Schlacht am Knochenbache!"

„Wißt ihr es noch? Mir deucht es fast wie heut:
O frisches Buchenwehn vom Berge Teut!
O kalter Luftzug durch des Winfelds Pässe!
Gepeitscht vom Regen trug sein dampfend Pferd
Den Hermann uns — Varus fiel in sein Schwert —
Schon die Erinnrung kühlt in dieser Esse!"

„Fünf, drei und eins!" — Leis von des Kreuzes Stamm
Ruft es: „Mich dürstet!" — „Reich' den Essigschwamm
Auf deinem Speere des Rebellen Munde!

Drei, drei und zwei! Wohl freut dich Winfeldschlacht
In Syrien noch — doch hast du auch gedacht
Des Schlachtenloses einer spätern Stunde?

Da sprach der Römer: ‚Feld und Tag ist mein!‘“ —
„Heut noch mit mir im Paradiese sein
Wirst du!“ erschallt es tröstend über ihnen. – –
„Hermann geschlagen, Kriegsgefangne wir!
Thusnelda, schwanger, des Triumphes Zier!
So kam's, daß wir in Roms Kohorten dienen!

Da! wieviel ist's, was der da drüben schmeißt?“
„In deine Hände, Vater, meinen Geist
Befehl' ich!“ — „Sechs, und sechs, und sechs zum dritten!
Den Mantel her! Mein das Rebellenhemd!“ —
Er wirft es um, dasteht er wild und fremd —
Der Mann am Kreuz indes hat ausgelitten.

Auf zu dem Bleichen schaut der Legionär.
Er spricht: „Schon tot?“ und öffnet mit dem Speer
Des Toten Seite. — Solltest du es sagen,
Daß dieser Jude hoch am Blutgerüst,
Daß dieser Deutsche, der sein Henker ist,
Hinfort vereint die Weltgeschichte tragen? —

Nun Finsternis! — Komm, leih mir deinen Arm!
Die Erde bebt! bergunter flieht der Schwarm!
Die müßigen Schauer alle sind zerstoben!
Bergab, bergab die Juden ohne Zahl!
Auch Romas Adler wankt hinab ins Tal —
Christ und sein Wächter einzig bleiben oben!

Auf seinen Speer, den tröpfelnden, gestützt,
Mit Jesu Blut den nerv'gen Arm bespritzt,
Sieht Rom und Juda ziehn der Veterane.
Der alten Zeit nachstarrt er narbenvoll,
Der eine neue bald erschaffen soll: —
In Christi Mantel der Germane!

Das Hospitalschiff.

Durch der Themse flaggenden Mastenwald
Sieh das Fahrzeug drüben, morsch und alt!
Seine Planken duften wie Sargesharz;
Der Wimpel, den es führt, ist schwarz.

Kurze Zeit, da schaut' es anders drein!
Durch die Meere warf es Luntenschein!
's ist ein Linienschiff, das Schlachten schlug,
Vierundachtzig Kanonen und Nelson trug.

Und nun? — Keine Rah', kein Segel mehr!
Die Kampagne stumm, der Mastkorb leer!
Invaliden schleichen, Seufzer wehn,
Wo die Trommel ging zu Schußgedröhn!

Denn der Entrer ward ein Krankenschiff: —
Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff,
So vom Schiff, das trug den Admiral,
Ward die Kriegsfregatte zum Spital.

Ward der Flotte schwimmend Lazarett;
Im Kanonenraume Bett an Bett!
An der Decke schwebender Ampeln Schein!
Auf den Pfühlen bleiche Kriegerreihn!

Eine düstre Schar! — Sie atmen schwer! —
Von der Heimat fiebern sie, vom Meer! —
Mit des Fiebertraums phantast'schem Flug
In die Fremde schweift ihr farb'ger Zug!

Kecke Söhne jeder Zone sind's!
Von der Newa Borden und des Sinds,
Von den Höhn, wo Maul und Lama geht,
Hat der Wind zusammen sie geweht!

Ihre Stirnen glühn! — Die See! — Die Welt! —
Obeliskentrümmer, Blockhaus, Zelt!
Karawanenhufschlag, Wellenschlag! —
Wo ihr immer fahrt, ich fahr' euch nach!

Nach denn! — Aufrichtet sich der Mohr;
Die sehnigen Arme reckt er empor.
Sein letzter Fiebergrimm erwacht;
„In den Sattel! fort, zur Löwenjagd!"

Der Finne starrt in der Ampel Glut:
„Aus der Wolke trieft es herab wie Blut!
In der Mitternachtsonne Scharlachstrahl
Seine Tannen sonnt das Torneotal!"

Hart dran, auf weißem Leinwandpfühl
Ein gebräuntes, keckes Südprofil;
Das Auge Glut, die Lippe Brand —
Ein Spanier ist's vom Duerostrand.

Mit dem rollenden Auge, das bald nun bricht,
Wild lechzt er an sein Traumgesicht: —
In des spanischen Himmels prächtig Blau
Mit der Turmfaust greift des Alhambra Bau!

Der Springbrunn plätschert, die Rose glüht!
Kastagnettenschlag und Mädchenlied!
Schwarze Locken blitzen im Sonnenschein,
Der Fandango zittert ihm durchs Gebein. –

Und nun Gesang! Ein Sohn der Krim!
Er sagt zu seinem Pferde: Schwimm! –
Er peitscht es durch die schwule Trift,
Die der Pilger auf dem Kamel durchschifft.

Er spornt und peitscht es durch den Don;
In der Steppe rauscht ein Röhrenbronn.
Wo die Russin füllt den irdnen Krug,
Da hemmt er seines Tieres Flug.

Nach Odessas Wimpeln muß er fort;
Einen Kuß, ein Lied, ein Abschiedswort!
An der Hürde Tor, am Schwemmeteich
Eine Weise singt er, wild und weich.

's ist ein donisch Lied, ein Lied aus Moll,
Der Klage voll und der Sehnsucht voll.
Es durchbohrt die Brust wie Schwertesstich,
Der Sterbende singt es schauerlich.

Es bebt und zittert durchs Gemach;
Den Chinesen drüben zittert es wach.
Er öffnet des Auges engen Spalt:
„Wie dumpf der Porzellanturm schallt!"

Der Hindu fährt empor und lauscht:
„Wie die Gangeswelle murmelnd rauscht!
Wie so stolz ihr Haupt die Palme wiegt!
Wie das Kleid der Bajadere fliegt!"

Der Brasilianer hebt die Hand:
„Die Wellen schlagen hart ans Land!
Mit zischender Zunge leckt die See
Die Quadern von Janeiros Quai!" —

Bajadere, Steppe, Wogenschaum!
Über jedem Pfühl ein andrer Traum!
Aus der lodernden Köpfe jedem quillt
Und tritt in die Nacht ein ander Bild!

O, ihr Flammen all aus Nord und Süd,
Die durch zwanzig Schädel wild ihr sprüht,
Laßt euch bannen! Funkelnd steht geschart,
Ein Orbis pictus seltner Art!

An die Küsten schlage, Flutgespritz!
Durch die Tannen leuchte, Schneefeldblitz!
Übern Ganges weh', Banianenlaub!
In den Niger wirf dich, Wüstenstaub!

In die Pulverkammer, fremd Geschlecht!
Mit den heißen Stirnen ins Gefecht!
In Alt-Englands Nebel schleudre glüh
Die Granate Fieberphantasie!

Mit der berstenden Kugel prächt'gem Brand
Keck erobre dir dein Heimatland!
Die Fregatte sei von ihr durchzischt,
Bis — auf Sterbebetten sie erlischt!

Bis sie flackernd springt! Schon ist's geschehn!
Sie verglüht mit Zucken und Gestöhn.
Die Gefallnen ruhn im Totenhemd,
Ihre Fäuste starr und zugeklemmt!

Ihre siedenden Schläfen kalt wie Eis!
Ihre Schädel ausgelodert! — Sei's!
Daß den Mund ein Lächeln euch umspielt,
Verkündet, daß ihr als Sieger fielt!

Daß die Küste wieder ihr errangt,
Wo ihr scheidend in den Nachen sprangt!
Daß den Anker träumend ihr gesenkt,
Wo zum Abschied ihr den Hut geschwenkt!

Den Matrosenhut, den Schifferhut!
Die Fregatte schwankt, aufbraust die Flut;
Vor den Särgen salutiert die Wacht,
Das Boot stößt ab, die Salve kracht.

In der Themse schwellenden Rasenbord
Ihre Kinder betten Süd und Nord!
O ihr Maienglocken, spendet Duft; —
Eine frische Nationengruft!

Ha, beträte jetzo jeder Stamm,
Der sie zeugte, diesen Uferschlamm,
Und erhübe die Totenklage bang:
Welch ein Ort wohl hörte gleichen Sang?

Ein entsetzlich Lied! — Die Gurgeln schwellt's!
Nadowessisch und malaiisch gellt's!
Einen Weltschrei, der die Brust zerreißt,
Hör' ich's zittern durch die Nacht im Geist! —

Hört ihr's auch, ihr Träumer tief im Moor?
Keine Antwort! — Flüsternd klagt das Rohr!
Fern herüber Londons Brausen schallt,
Übern Strom der schwarze Wimpel wallt.

Freistuhl zu Dortmund.

Zur Einleitung des „malerischen und romantischen Westfalens".

Stock, Stein, Gras, Grein.
Losung der Feme

Dies sind die Linden; — beide morsch und alt!
Rechts die zerbarst: — sie klafft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.
Weit aber greift sie mit den Ästen aus;
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus,
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube.

Dies ist der Tisch; — hart unterm Lindenpaar
Erhebt er sich; — du kannst des Reiches Aar
Zur Stunde noch auf seiner Platte schauen.
Der Stadt des Reiches flog sein Adler vor;
Hier auf dem Tische, dort auch überm Tor
Und in den Kirchen weist er seine Klauen.

Ein tot Getier; — der Welschland überflog,
Um Syriens Palmen kühne Kreise zog,
Das Heil'ge Grab und Golgatha beschirmte,
Der mit dem Wappenleun Castilias
Auf einem Deck, auf einer Flagge saß
Und durch die Wälder der Kaziken stürmte: —

Die Zeit erlegt' ihn! — Steine sind sein Pfühl!
Wer weckt des Kaisers trotzig Federspiel?
Im Steine träumt es, wie der Falk im Ringe. —
Sein Träumen aber? — Schlachtfeld und Gelag',
Blutbann und Blut: — auf diesem Tische lag
Das nackte Schwert einst und die Weidenschlinge.

O, träume zu! — Der Wandrer stört dich nicht!
Und doch — auch er will hegen ein Gericht!
Er weiß das Wort; er ist befugt zu schlichten!
Ein neuer Freigraf, tritt er kühn heran;
Sein Auge blitzt: — in roter Erde Bann
Die rote Erde selber will er richten!

Sein eigner Frone, schritt er durch das Land!
Er tat den Schlag an jede Trümmerwand,
Er hieb den Span aus jeder Turmespforte,
In Burg und Kloster flog sein Ladungsbrief,
Um Mitternacht zu dreien Malen rief
Auf jeden Kreuzweg dräuend er die Worte:

„Horch' auf! — Die Ladung! — Du verschriener Strich,
Land meiner Väter, ich berufe dich!
Keck vor dem Stuhle laß dein Banner strahlen!
Wie Forst und Strom und frischgepflügtes Land
Dreifarbig schimmern lassen dein Gewand,
Grün, weiß und schwarz — so stelle dich, Westfalen!

Du bist verfemt, es ruht auf dir die Acht,
Es hat das Reich dich in Gerücht gebracht!
Begegn' ihm stolz! Was schlummerst du am Herde?
Die Rüger harren — rings die Lande sind's!
Sie rufen laut: das Fohlen Wittekinds,
Ein Schlachtroß weiland, sank zum Ackerpferde!

Nicht schallt sein Wiehern wild mehr im Gefecht;
Nicht zäumen Freiherr mehr und Edelknecht
Sein trotzig Haupt zu ritterlichem Stechen.
Sein Aug' ist glanzlos, und sein Mund ist stumm;
Auf öden Heiden treibt es sich herum,
Und weidet träg an namenlosen Bächen.

Auf seinem Nacken herrscht ein rauher Stamm;
Er treibt es ab auf steiler Berge Kamm,
Er läßt es träumend über Moore schwanken.

Zahm und geduldig schirrt er's vor den Pflug;
Des gelben Haarrauchs dunstig Nebeltuch
Umweht als Decke flatternd seine Flanken.

Wo sich der Torweg hebt, von Rauch gebräunt,
Vom grünen Eichkamp saftig noch umzäunt;
Wo des Gehöftes Halmendächer ragen;
Wo, von dem Kranz der Pilgerin umweht,
Der Schrein des Heil'gen dicht am Wege steht,
Da lebt es dumpf und hat verlernt das Schlagen!

Kannst du es hören? — In den Klageruf,
Der dich befehdet, donnert nicht dein Huf? —
O, jag' heran, laß deine Mähne fliegen!
Mit deinen Eideshelfern: Berg und Fluß,
Tritt vor den Richter, der dich richten muß,
Und überstehe deiner Feinde Rügen!

In ihr Geschelt und in ihr lautes Drohn
Mische des Felsbachs und der Quelle Ton,
Die um das Eisen deiner Hufe lecken!
Wirf ab die Hülle — deiner Täle Duft!
Laß deine Berge steigen in die Luft,
Wie Zeugenfinger, die zum Schwur sich recken!

Laß deine Wälder flüsternd dich umwehn,
Laß deine Klippen dir zur Seite stehn,
Laß deine Burgen sich ins Stromtal neigen!
Laß deiner Dome farb'ge Scheiben glühn,
Laß deiner Gilden alte Pfeile sprühn —
All deine Helfer, laß sie nahn und zeugen!

Mein Ruf gilt allen, ernst und richterlich!
Durch deine Pforte, blaue Weser, brich,
Und flute sanft um deine Buchenhügel!
Die Herde blökt, das weiße Segel schwillt,
Auftaucht die Stadt — o so, wie einen Schild,
Zeige den Klägern deinen Wellenspiegel!

Und ihr, gerötet von der Hämmer Glut,
Als färbte Zornesfeuer eure Flut,
Umblitzt von Schlacken und geschwärzt von Kohlen —
Ruhrstrom und Lenne, wild und mit Gebraus
Vernehmt die Rüge! Schäumend tretet aus,
Die Schmach zu waschen von Altsachsens Fohlen!

Dann ihr im Sande! — Springt und wühlt euch durch!
Frisch durch den Schutt der Tempelherrenburg!
Frisch durch der Senne dorniges Gestrüppe!
Laßt Waffen reden: — an das Ufer werft
Hastatenschwerter, die einst Rom geschärft!
Laßt eure Schädel reden, Ems und Lippe!

Und nun ihr Berge, steil und laubverkappt!
Wie ihr voll Trotzes euch gelagert habt
Rings an der Flüsse kiesigen Gestaden;
Wie euch umtönt des Habichts kurzer Schrei,
Wie euch durchbricht des Hirsches braun Geweih:
So kommt und zeugt, und so auch seid geladen!

Nicht ihr allein: — auch was auf euch gebaut!
Die von den Bergen ihr herniederschaut,
Graustirn'ge Mahner dem Geschlecht im Tale,
In eurer Trümmer moosbewachsner Pracht
Hört meine Stimme schallen durch die Nacht,
Burg und Kapelle, Schloß und Kathedrale!

Und euch auch mein' ich, morsche Bilder ihr!
Sei's unter Harnisch, Helmbusch und Visier,
Sei's mit der Inful und dem Hirtenstabe,
Versehrt vom Regen und vom Wetterstrahl —
Verlaßt des Münsters und der Burg Portal,
Und schreitet her, umkreist von Dohl' und Rabe!

Wandeln die Steine, mag das Erz auch nahn!
Weithin erglänzt es: — Male ruf' ich an
Der Patrioten und der Volksbefreier!
Das Schwert in Händen und die ‚Phantasien',
Legt ab eur Zeugnis: Möser und Armin!
Du schon erhöht, — du noch im Essenfeuer!

Und du zuletzt, der alles innehält:
Wald und Gebirge, Strom und Ackerfeld,
Aus deinen Häusern komm, aus deinen Hütten!
Ob du verdienst des bösen Leumunds Schmach,
Zeige dem Stuhle, kräft'ger Menschenschlag,
Einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten!

Laß dich erschaun, wie du die Hand mir drückst,
Wie an den Herd du meinen Sessel rückst,
Wie du mich bittest: Iß, als wär's dein eigen!

Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrst,
Wie du den Stahl reckst und die Ernte fährst,
Wie du dich schwingst im luft'gen Schützenreigen!

Ich lad' euch vor, ich lad' euch allesamt!
Die Nacht ist um, die Morgenröte flammt,
Das Schwert ist nackt, der Schöffenkreis geschlossen!
Er ist mein Volk! Er steht und wartet still,
Dem Munde lauschend, der euch richten will,
Barhäuptig stehn sie, meine Femgenossen!" — —

So scholl sein Ruf! Die Ladung ist geschehn!
Und jetzo harrt er, wo die Linden stehn;
Die Sonne wirft ihr Streiflicht durch die Blätter.
Wohin er schaun mag, Licht und Leben nur!
Vor ihm des Hellwegs reiche Ährenflur,
Und über ihm des Lerchenlieds Geschmetter!

Und dort die Mauer, zackig einst umzinnt,
Die Reinold schützt, das kühne Heymonskind,
In die er einzog, eine blut'ge Leiche!
Auf der, ein licht und strahlend Heldenbild,
Er oft erschienen ist mit Schwert und Schild,
Und abgewehrt hat der Belagrer Streiche! —

Die Sage dringt, das Leben auf ihn ein!
Die er berief, sie nahn in dichten Reihn;
Durch seine Seele dröhnen ihre Schritte.
Er hört des Fohlens trotzig Hufgepoch;
Die Sonne blitzt — so saß kein Richter noch
Auf diesem Stuhl in der Geladnen Mitte!

Und so denn freudig hegt er sein Gericht!
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rote Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht: —
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe!

Auf dem Drachenfels.

1839.

Hoch stand ich auf dem Drachenfels;
Ich hob die Hand, ich biß die Lippen.
Mein Jagdhund, freudigen Gebells,
Schlug an im Widerhall der Klippen.
Er flog hinab, er flog hinan,
Er flog, als ob ein Wild ihm liefe;
Ich aber stand, ein froher Mann,
Und bog hinab mich in die Tiefe.

In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelroten wie der gelben,
Sah ich das Rheintal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.
Das ist ein Kelch! — Die Sage träumt
An seinem Rand auf moos'ger Zinne;
Der Wein, der in dem Becher schäumt,
Ist die Romantik, ist die Minne!

Ha, wie er sprüht: — Kampf und Turnier!
Die Wangen glühn, die Herzen klopfen!
Es blitzt der Helm und das Visier,
Und schöne, frische Wunden tropfen!
Und hoch im Erker sinnend steht,
Vor der sich senken alle Fahnen; —
Was bin ich so bewegt? — was weht
Durch meine Brust ein sel'ges Ahnen?

Rolandseck.

Aufruf zur Wiederherstellung der eingestürzten Ruine, Januar 1840.

1.

Es war ein Tag um die Dreikönigszeit;
Der Rhein trieb Eis, die Gegend war verschneit.
Ich sah zu Haus die Weihnachtskerzen schimmern.
Dann in die Domstadt führte mich mein Schritt;
Die Schellenkappe trug ich lachend mit,
Und kehrte heim anjetzt zu meinen Trümmern,

Die wild und trotzig, wie aus Fels gehaun,
Hoch vom Gebirge mir ins Fenster schaun
Aus ihren Tannen und aus ihren Eichen;
An deren Fuß den meinen ich gesetzt,
Und einen Herbst an ihm verlebt bis jetzt,
Wie ich zuvor verlebte keinen gleichen.

's war auf der Post; kalt pfiff es übern Rhein;
Ich hüllte mich in meinen Mantel ein;
Ich strich den Reif aus meinen Schnurrbarthaaren.
Mir gegenüber saß ein ernster Mann;
Er sprach: „Der Winter läßt sich grimmig an!
Für mich der erste jetzo seit fünf Jahren!"

Er kam aus Algier! — Auf dem Atlas stand
Und schaut' er um sich; — über blut'gen Sand
Schritt er einher, ein blutbedeckter Sieger!
Dann schifft' er über in das Land des Cid,
Schoß sich herum im Tore von Madrid —
Es war ein ernster, ein geprüfter Krieger!

Er sah zerbröckelnd auf den Pyrenän
Der Navarreser alte Burgen stehn;
Er band sein Roß an ihre morschen Bögen;
Was Kastilianer und was Maure schuf,
Er ließ es hören seinen Kriegesruf;
An Burgos' Prachttor lehnt' er seinen Degen.

Der Rhein? — Seit heut erst kannt' er seinen Lauf! —
Losbrach mein Stolz — ich stieß ein Fenster auf:
's war Godesberg — ernst sah es in den Wagen.
Fort, Postillion! — Und nun das Fenster da!
Der fremde Krieger sagte staunend: Ha!
Den Fels des Drachen sah er steilrecht ragen.

Fort, Postillion! — Die Rollen sind getauscht!
Der Deutsche redet und der Spanier lauscht!
Dort Rolandseck schon! — Von des Rheines Wogen
Zur andern Seite wend' ich schnell den Blick; —
Ich schau' empor; — ich fahr' entsetzt zurück: —
O Gott, o Gott, verschwunden ist der Bogen!

Wie Fieberschütteln hat es mich gepackt;
Der Bogen fort; die Streben stehen nackt
Und fröstelnd da im kalten Flockenschimmer.

Schaut hin, ihr andern! — Ist's ein Gaukelspiel? —
Nein! — Wo des Ritters stille Träne fiel,
Da fiel er nach: — die Trümmer fiel in Trümmer!

Ich wußte nicht, daß es der Sturm getan. —
Fort, Postillion! — Die Pfeiler sah ich an
Ein einzig Mal noch; — ach, ihr Stolz gebrochen!
Auf Nonnenwerth die Linden rauschten hohl;
Bis ich dem Fremden sagte: Lebewohl!
Hab' ich kein Wort im Wagen mehr gesprochen.

2.

Wollt ihr erschauen, was ich selber sah?
Es liegt an euch! — Ich stehe bittend da,
Ich schreit' am Rheine mahnend auf und nieder.
Ein Knappe Rolands, eil' ich durch das Land;
Den offnen Helm in ausgestreckter Hand,
Ruf' ich euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder!

Tot ist sein Roß, das übers Meer ihn trug!
Wo jetzt das Schwert, das seine Feinde schlug,
Das er geführt mit beiden starken Händen?
Wo blieb sein Goldschild, der Turniere Schreck?
Wo Sporn und Harnisch? — Rings auf Rolandseck
Nichts zu versetzen mehr und zu verpfänden!

Des Ritters Gut, von dannen trug's der Wind!
Ich selbst bin arm, wie es Poeten sind!
Roland und ich, wir bauen keine Streben!
So wieg' ich sinnend denn mein einsam Haupt!
Aus meiner Laute, die ich stumm geglaubt,
Erschallt ein Griff: Ihr sollt den Schutt erheben!

Rings auf den Märkten und den Bergeshöhn
Laßt ehrne Bilder funkelnd ihr erstehn;
Ein Denkmal prangt, wohin der Blick sich wendet!
Ihr schmückt den Altar und das Gotteshaus,
Ihr bauet Türme, führet Dome aus,
Die uns die Vorzeit nachließ unvollendet!

Hier ist kein Dom, kein Monument, kein Turm!
Nur eine Trümmer schützt mir vor dem Sturm!
O, schützt den Rest von Rolands grauer Halle!

Die letzten Steine rüttelt wild der Nord;
Im dürren Efeu rauscht es fort und fort:
O, schützt und wehrt, daß ich nicht ganz zerfalle!

Und flüsternd klagt es auf dem Nonnenwerth:
Weh, daß auch dich die grimme Zeit zerstört!
O, baut den Bogen, baut ihn mir aufs neue!
Daß ich die Stätte fürder schauen kann,
Wo er am Fenster stand, ein bleicher Mann,
Ein ernstes Bild der echten Mannestreue! —

O, laßt die Mahnung nicht vergebens sein!
Ich steh' und heische: Jeder einen Stein!
Es gilt dem Ritter und es gilt der Nonne!
Es gilt der Liebe und es gilt der Treu'!
Greift euch ans Herz, die ihr mich hört! — Herbei,
Daß neu der Bogen funkle in der Sonne!

Gedenkt der Zeiten, die ihr oben wart!
Der still und einsam, jener bunt geschart,
Der an der Braut, der an des Freundes Arme;
Der auf den Rhein, der in die Ferne spähnd,
Der tief und heiß in schöne Augen sehnd,
Der düstern Blickes und „mit stummem Harme!"

Denkt an die Feuer, die bei dunkler Nacht
In der Ruine flackernd ihr gefacht!
Denkt an die Blumen, die ihr oben pflücktet!
Denkt an die Becher, die ihr dort geschwenkt!
Des Drucks der Hand — und auch der Träne denkt,
Die ihr dort oben ungestüm zerdrücktet!

Wem hat das Auge keine je genäßt?
Wer hat kein Lieb an seine Brust gepreßt?
Wer kennt kein Scheiden und wer kennt kein Meiden?
Beglückt, entsagend — wo und wer ihr seid,
Denkt an des Ritters und der Nonne Leid!
Baut auf die Trümmer, setzt ein Denkmal beiden!

Noch einmal ruf' ich: Jeder einen Stein!
Ich will des Ritters Seckelmeister sein!
O, ehrt des Rheines wunderbarste Sage!
Bei Lieb' und Schwur, bei Poesie und Kuß,
Hört meine Mahnung: Euren Obolus!
Bringt euer Felsstück — Rolands Bogen rage!

Baurede für Rolandseck.

Juli 1840.

Nun, Meister und Geselle,
Verlaßt mir das Gerüst!
Legt ab nun Schurz und Kelle,
Ruht aus zu dieser Frist!
Umsonst nicht kam geflogen
So mancher gute Stein:
Vollendet steht der Bogen
Und spiegelt sich im Rhein!

Hinunter nun die Stangen,
Die schlank den Bau umstehn!
Ich hab' ein groß Verlangen,
Die Trümmer frei zu sehn!
Frei soll sie stehn und ragen
Und steigen himmelan,
Damit sie laut es sagen
Und es bezeugen kann:

„Es fuhr durch meine Reste
Der Sturm der Winternacht;
Da sank an mir das Beste:
Des Bogens alte Pracht.
Der keck von einer Strebe
Zur andern übersprang,
Anschnob durch Busch und Rebe
Der Nordwind ihn: — er sank!

Da kam des Wegs ein Wandrer,
Ein dreist Poetenblut.
Der sprach: Hier schweig' ein andrer!
Hier heißt es: Laut und gut!
Hier heißt es: Gib den Winden
Ein frisch, ein fliegend Blatt;
Es wird den Weg schon finden,
Den es zu fliegen hat! —

Und frisch und laut und brausend
Erhub sein Lied sich gleich:
Das war von vielen tausend
Sein jüngster dummer Streich!

Er warf mit dreisten Würfen
Durchs Rheinland sein Gedicht;
Nach Mögen und nach Dürfen
Frug er im Eifer nicht.

Er dacht' in seinem Sinne:
Der Berg ist herrenlos;
Um Rolands graue Zinne,
Da wuchert Kraut und Moos.
Bald wird sie ganz zerbröckeln,
Wenn du sie nicht verjüngst,
Wenn aus des Volkes Seckeln
Du keinen Mörtel singst!

Des Volkes ist die Sage,
Es gab das Volk sie kund;
Drum, Rolands Bogen, rage
Durch Volk und Dichtermund!
O Freude sondergleichen,
O Freude seltner Art,
Wenn so ihr Mal und Zeichen
Die Sage sich bewahrt! —

So waren seine Träume,
Und so war sein Geschick:
Auswarf er seine Reime,
Goldregen kam zurück;
Von Dank und Gruß und Spende
Scholl weit das Land umher,
Des Gebens war kein Ende,
Sein Helm blieb nimmer leer.

Und alles war zur Stelle,
An Mörtel fehlt' es nicht,
Bereit schon lag die Kelle —
Da scholl ein dumpf Gerücht:
Du treibst uns schöne Sachen,
Schütt' aus nur deine Truh'!
Für Rolands Burg zu wachen
Steht einer Fürstin zu!

So war's! — der Dreist' und Frohe,
Er trieb es allzu keck!
Sein Lied vergaß die hohe
Burgfrau von Rolandseck.

Doch die, als er nun schüchtern
Bereute, sprach ein Wort:
Begeistrung ziemt euch Dichtern,
Steh auf und baue fort!

Du mit des Rheines Spenden
Vollende frisch dein Werk!
Ein andres zu vollenden,
Mir sei es Augenmerk!
Ich lasse gern mir schenken,
Was ihr dem Ritter schafft;
Ich will indes gedenken
Im Tal der Burgmannschaft!

Am Fuß von Rolands Berge,
Da wohnt ein arm Geschlecht,
Schiffszieher nur und Ferge,
Bootsknecht und Ackerknecht.
Der Schul' am Ufer gerne
Aufschließ' ich meine Truh',
Daß man vom Roland lerne,
Und anderes dazu! —

Da hoben sich die Stangen,
Da schaffte Fuß und Hand!
So ist es zugegangen,
Daß neu ich auferstand!
Der Tuffstein zum Basalte —
So stieg ich schroff und rauh;
Mit Riß und Mauerspalte
Beherrsch' ich neu den Gau.

Und so nun ist geschlichtet,
Was ein poetisch Blut
Vorwitzig angerichtet
In Hast und Eifermut.
Gelegt ist jede Irrung
Um Rolands morsches Tor;
Aus Unruh' und Verwirrung
Ging Herrliches hervor!" —

So soll die Trümmer zeugen,
Mit Efeu grün umwebt;
Soll auf das Schulhaus zeigen,
Das bald im Tal sich hebt!

Hinab drum mit den Stangen,
Die schlank den Bau umstehn!
Es faßt mich ein Verlangen,
Den Bogen frei zu sehn!

Doch, Meister und Geselle,
Nicht eher vom Gerüst,
Als bis auf hoher Stelle
Ein Spruch gesprochen ist!
Die Gläser hebt, die Kannen,
Drei Worte sind genug:
„Das Rheinland Mariannen!“ —
Das ist der Zimmerspruch![1])

---

[1]) Möge hier auch das Vorwort zu des Verfassers damals erschienenem „Rolands-Album“ eine Stelle finden:

„Wer den Aufruf und die Baurede gelesen hat, kennt die Geschichte des eingestürzten und wieder aufgerichteten Schwibbogens der Ruine Rolandseck. Nichtsdestoweniger, um ein für allemal sämtlichen Mißverständnissen zu begegnen, die über die Sache im Publikum obgeschwebt haben und vielleicht noch obschweben, scheint mir eine kurze Darstellung des Hergangs in ehrlicher Prosa wünschenswert. Lesern, die dem Rheine fern wohnen, ist sie's möglicherweise doppelt.

Die Sache verhält sich so: Der Bogen stürzte in der stürmischen Nacht vom 28. auf den 29. Dezember v. J. ein, und mit ihm verschwand einer der Anhaltspunkte an die schönste und innigste Sage des Rheines. Das poetische Moment des Ereignisses ergriff mich, und ohne lange zu überlegen, ob die Ruine nicht vielleicht Privateigentum sei, ließ ich meinen Aufruf zur Wiederherstellung der Trümmer in Nr. 12 der diesjährigen ‚Kölnischen Zeitung‘ abdrucken. Der Erfolg übertraf meine Erwartung. Von allen Seiten kamen Spenden, freundliche Stimmen aus der Nähe und Ferne riefen mir Beifall zu, und unbekannte schöne Hände sogar verschmähten es nicht, den Helm des ‚Rolandsknappen‘ mit Kranz und Band zu schmücken, oder buntgestickte Seckel an sein Wehrgehenk zu befestigen. Ich kam mir vor wie der siegende Troubadour eines Blumenspiels, ich war sehr glücklich.

Da erfuhr ich plötzlich, die Ruine sei ein Privatbesitztum der Prinzessin Wilhelm von Preußen Königlichen Hoheit, und nun verstand es sich von selbst, daß ich meine Sammlung einstellte und der hohen Frau, in deren Eigentumsrechte ich mir unwissend einen Eingriff erlaubt hatte, den weitern Verlauf der Sache anheimgab. Und auch hier war mir das Glück günstiger, als meine Voreiligkeit es verdient hatte. Der huldvolle Endbeschluß Ihrer Königlichen Hoheit fiel dahin aus, daß es mir erlaubt sei, den Bogen mit den eingegangenen Beiträgen wieder aufzurichten, wogegen sich die just im Bau begriffene Schule des benachbarten Dörfchens Rolandswerth der Gabe eines ansehnlichen Dotierungsfonds seitens Ihrer Königlichen Hoheit zu erfreuen haben solle, — letzteres, damit doch auch die Besitzerin der Ruine Gelegenheit habe, ihre Anhänglichkeit an ‚ihr liebes Rolandseck‘ irgendwie werktätig an den Tag zu legen.

So war denn alles gut, und mehr und Besseres war aus meinem unbedachten Eifer hervorgegangen, als ich's mir je hätte träumen lassen. Mit den Arbeiten am Bogen wurde unverzüglich der Anfang gemacht. Herr Bauinspektor Zwirner, der treffliche Wiederhersteller des Kölner Doms, hatte die Freundlichkeit, ihre Leitung zu übernehmen. Pfingsten begann der Bau, und heute ist er so gut wie vollendet. Der Eindruck, den die Restauration macht, ist durchweg ein würdiger, befriedigender. Die Streben, stellenweise nur verstärkt, um die Wucht des neuen Bogens dauernder tragen zu können, sind ganz die alten geblieben, und was den Bogen angeht, so ist dieser, zum größten Teil aus dem identischen Material des eingestürzten, in so trefflicher Weise ausgeführt worden, daß es nur des Regens und

Köln und der Rhein.

Zum Kölner Karneval 1840.

Vom Gotthard springt ein Felsenbach,
Und schreit durchs Land: Juchhe!
Der Gotthard sieht ihm traurig nach
Bis an den Bodensee.
Er denkt: „Du hast gut lustig sein
Und auf den Kopf dich stelln!
Ich hast' am Fleck, doch du, o Rhein,
Du tummelst dich nach Köln!

Du brichst dir Bahn durch Eis und Schnee,
Durch Fels und Gletscherwall;
Du rufst: Ich muß ins Komitee,
Ich muß zum Karneval!
Um Brust und Hut ein farbig Band,
So rennst du wacker zu!
Dein Schatz ja wohnt im Niederland,
Du lust'ger Schweizerbu'!

Es wirbt um dich die ganze Welt
Mit Städten fern und nah;
Du aber wählst, die dir gefällt,
Du wählst Colonia!

---

des Wetterschlags einiger Jahre bedarf, um auch ein kundigeres Auge rücksichtlich seiner Entstehungszeit irrezuführen. Ein minder kundiges übersieht schon jetzt den modernen Zuwachs. War ich doch selbst vor ein paar Tagen Zeuge, wie eine junge Engländerin sorgfältig ein Steinchen von der kaum gemauerten Verstärkung des westlichen Pfeilers losbröckelte, es der älteren Gefährtin mit den Worten: ‚I have a piece!' triumphierend vorwies, und es dann, wahrscheinlich zum Mitnehmen über den Kanal, wohleingewickelt ihrem Reiseförbchen anvertraute. Ich mußte lächeln, aber es war mir doch eine Freude. Es sind ja nicht die Steine, es ist ja nicht der Kalk und der Traß: die gerettete Form des Bogens, die Fensterbrüstung, die herabsieht auf Nonnenwerth — sie sind es, die die Sage festhalten, die den Rahmen bilden für die bleiche, trauernde Gestalt, die den Ort geheiligt hat. Laßt nur noch ein paar Jahre durchs Land gehn. Sturm und Schnee und Schloßen, Moos und Efeu und Farrenkraut werden schon das ihrige tun. Was gilt's, es wird der alte Bogen wieder, grau und ernst und von der Glorie des Altertums umschimmert, wie weiland! Wer weiß, wie oft und aus wie gelehrtem Munde es einst noch schallen wird: ‚I have a piece!' —

Soll ich noch ein Wort über die Entstehung dieses Büchleins hinzufügen? Es erscheint zum Besten der Ruine — das erklärt und entschuldigt! Dem Besteiger von Rolandseck ist es vielleicht kein unwillkommener Genoß, sonst macht es keine Ansprüche auf einen Wert, den es nicht hat. Die Auswahl war eine leichte Sache. Neu und interessant, auch für den ernsteren Forscher, dürfte übrigens die treffliche ‚Kritik der Sage' sein, die mir ein gelehrter Freund eigens für die Zwecke des Albums zu schreiben die Gefälligkeit hatte. Ich bring' ihm öffentlich den herzlichsten Dank dafür!

Und einen gleichen nochmals allen freundlichen Spendern und Spenderinnen zum Werke auf Rolandseck!"

Kein ander Weibsbild fesselt dich;
Du rufst mit wildem Satz:
Mein Brautsaal bleibt der Gürzenich,
Colonia mein Schatz!

Sie glüht und blüht, sie altert nie!
Zweitausend Jahre schon
Mit kräft'gem Arm umschlingst du sie —
Du hast Geschmack, mein Sohn!
Wie heiß ihr Blick, wie schwarz ihr Haar,
Wie frisch und rot ihr Mund!
Bei Gott, ihr seid ein stattlich Paar,
Erneure nur den Bund!

Auf Karneval, da ist es Zeit!
Im Kaufhaus alt und grau,
Da trägt sie recht ihr Hochzeitkleid,
Die stolze, schöne Frau!
Da harrt sie dein in bunter Pracht
In ausgelaßner Lust!
Da sinkt sie nach durchtanzter Nacht
Erschöpft an deine Brust!

Hinunter denn, o Rheinstrom, zieh!
Ich will nicht sagen: bleib!
In starken Armen wiege sie,
Colonia, dein Weib!
O, könnt' ich folgen deinen Wellen! —
Umsonst! — doch grüß' mir fein
Dein reizend Weib, das prächt'ge Köln,
Mein Schwiegertöchterlein!" —

So lautet, was der Gotthard spricht:
Der Rhein ist drob erbaut,
Und rennt zu Tal und rastet nicht,
Bis er umarmt die Braut.
Wo Turm an Turm und Tor an Tor,
Da braust und rauscht er brav:
Am Pegel reckt er sich empor,
Und ruft: Mein Schatz, Alaaf!

Das alte Köln, der alte Rhein,
So sind sie denn ein Paar!
Schaut zu, wo mag ein schönres sein?
Ich wüßte keins, fürwahr!

Der Mann des Weibes Schutz und Hort,
Das Weib des Mannes Zier,
So schwingen beide fort und fort
Der Freude bunt Panier!

„Wer hat denn dieses Lied gemacht?" —
Ein fahrender Poet!
Ein närr'scher Kerl in Knappentracht,
Der gern als Käppler geht!
Der Rhein bespült sein einsam Haus;
Er meldet, was er sah,
Und mit dem Rheine ruft er aus:
Alaaf, Colonia!

Die Rose.

Wir saßen tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte jeder seinen Schoppen Wein
Und sah ins Glas und dachte seiner Lieben.
Wir waren stumm: die düstre Seele schien
Sich aus dem Weine düstern Mut zu saugen;
Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.

Ich sprach zu ihm: Dein Blick erregt mir Graun!
Ich wagt' es oft in mitternächt'gen Stunden,
Mir vor dem Spiegel selbst ins Aug' zu schaun —
Da hab' ich gleiches schaudernd wohl empfunden!
Daß ich ein Leib noch, ich vergaß es dann!
Aus ihrer Höhle wüsten Finsternissen
Sah mich die Sphinx, die eigne Seele, an,
Und sprach ihr Rätsel, höhnisch und verbissen.

So mein Gefühl bei deines Auges Glanz;
Ich meid' es scheu und bin doch sonst verwegen!
Es ist dämonisch, es ist Seele ganz,
Und, eine Seele, trittst du mir entgegen!
Du bist ein Geist, du wandelst körperlos;
O, sieh zu Boden, daß ich Frieden habe!
Dein Leib ist tot und in der Erde Schoß;
Umgehnde Seele, bleib auch du im Grabe! —

Er horchte still; doch wie man Flammen schürt,
So die Gemüter schürt' ich mächtig heute:
Den dunkeln Vorhang hatt' ich keck berührt,
Und angeschlagen war die dumpfe Saite.
Wer, den ihr Tönen mystisch nicht durchzieht?
Wir saßen stumm; — wir lauschten auf ihr Klingen;
Wir standen zitternd auf dem Nachtgebiet,
In dessen Schatten keine Strahlen dringen.

O, welch ein schweigsam und verschleiert Reich!
Nur dem Erwählten gibt es seltne Kunde;
Nur einem Herzen, träumerisch und weich,
Haucht es sie zu mit leisem Geistermunde.
So war Levin: — was in der Brust ihm schlief,
Er teilt' es mit; ich saß, wie festgemauert;
Und bei Geschichten, wunderbar und tief,
Ward Stund' auf Stunde rasch von uns verschauert.

Nicht sag' ich alles, was wir ausgetauscht:
Nur eines meld' ich, da es euch zum Frommen!
Das Licht erlosch, die Nacht war schier verrauscht,
Da trug ich vor noch, was ich jüngst vernommen:
Du kennst, o Freund, den Flecken wohl am Rhein;
Wir sahn ihn heut noch, ruhnd im Waldesmoose!
Der birgt ein Kleinod, birgt im Eichenschrein
Welk und vertrocknet eine Wunderrose.

Einst war sie frisch und trug ein farbig Kleid;
Sie ward gepflückt in Jerichos Gefilde;
Es hat ein Priester betend sie geweiht
Fern bei Lorettos heil'gem Gnadenbilde.
Es weht' ihr Duft entlang den Felsenpfad,
Und in der Wildnis wuchs ihr dorn'ger Stengel,
Wo zu dem Sohne der Versucher trat,
Und wo ihm dienten seines Vaters Engel.

Sie trug verschämt ihr purpurrot Gewand
Und barg sich tief im dunkelgrünen Laube,
Wo er im Jordan vor dem Täufer stand,
Wo ihm zu Häupten segnend hing die Taube.
Und vor dem Hause weihte sie Gebet,
Das ihn umfing in seinen Kindertagen,
Das ihn umfing im Flecken Nazareth,
Und das nach Welschland Engelhand getragen.

Wohl ist sie alt, wohl ist sie welk und dürr!
Wozu mit Wasser ihre Blätter tränken?
Wozu sie stellen in ein feucht Geschirr?
Die staub'ge Krone wird sie ewig senken.
Nur eine Nacht, nur eine einz'ge Nacht
Sprengt sie des Todes und des Schlummers Bande,
Erschließt sich neu in alter Farbenpracht
Und glüht und duftet wie am Jordanstrande.

Das ist die Nacht, wo man zur Christmeß geht
Rings in den Kirchen am Gestad' des Rheines.
Da stellt ihr Herr mit brünstigem Gebet
Die dürren Blätter in ein Glas voll Weines.
Und wie die Zwölfe tönen feierlich,
Und wie durchs Land der Mette Stimmen wehen,
Da öffnet still die Wunderblume sich,
Die heil'ge Nacht, die Christnacht, zu begehen.

Ein neues Leben hat sie jäh durchzückt;
Sie tut sich auf, die eben noch erschlaffte;
Und wie vom Pilger gestern erst gepflückt,
Wiegt sie den Kelch auf dem geweihten Schafte.
In dunkler Röte lodert sie und flammt,
Wie sie geflammt auf ihrer Heimat Triften,
Und um der Blätter königlichen Samt
Weht, als ein Opfer, ihrer Krone Düften.

So steht sie dienend, bis die Nacht herum;
Das Rot des Morgens bringt der Feier Ende. —
Ich schaue zitternd dies Mysterium,
Ich falte betend meine beiden Hände.
In Furcht und Freude möcht' ich niederknien;
So ist vordem den Hirten wohl gewesen!
Ich bin ein Kind; gib mir die Hand, Levin!
Ich will im Lukas diese Nacht noch lesen.

O lieb', solang du lieben kannst!

O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
Solang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O tu ihm, was du kannst, zulieb'!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint, -
Der andre aber geht und klagt.

O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst!

Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', solang du lieben kannst!
O lieb', solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Mit Unkraut.

1840.

Ich schritt allein hinab den Rhein,
Am Hag die Rose glühte,
Und wundersam die Luft durchschwamm
Der Duft der Rebenblüte.
Zyan' und Mohn erglänzten schon,
Der Südwind bog die Ähren:
Über Rolandseck, da ließ sich keck
Eines Falken Lustschrei hören.

Und es kam das Lied mir ins Gemüt:
‚Wär' ich ein wilder Falke!'
O du Melodei, wie ein Falk' so scheu,
Und so dreist auch wie ein Falke!
Singe mit, wer kann! Zur Sonn' hinan
Soll mich selbst die Weise tragen!
An ein Fensterlein, an ein Riegelein
Mit den Flügeln will ich schlagen!

Wo ein Röslein steht, wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun übern Strom hinschaun —
O, da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit scharfem Fang und mit Wildgesang
Möcht' ich sitzen ihr zu Füßen:
Möchte stolz und kühn ihre Stirn umziehn,
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!

O, wohl sang ich frisch, und wohl sprang ich frisch —
Keine Flügel konnt' ich breiten!
Und ich lief voll Zorn, und das gelbe Korn
Durch die Finger ließ ich gleiten;
Knickte Zweig und Ast, knickte Blatt und Bast,
Ließ nicht ab vom wilden Raufen,
Bis die Hand zerfetzt und ich matt zuletzt
Mich ins Gras warf, zu verschnaufen.

Auf den Bergen Klang, auf der Flut Gesang,
In den Wellen Buben schwammen.
Ich aber saß einsam im Gras,
Band mit Gras meinen Strauß zusammen:

Meinen wilden Strauß, meinen Rankenstrauß —
O, wohl mehr als eine lachte!
Aber deine Hand nimmt ihn an als Pfand
Eines Tags, wo dein ich dachte!

Es ist ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte schmücken:
Zyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man sonst mag pflücken:
Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Sein Auge sprüht, seine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut, es kocht, und sein Herz, es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Brust ist schwer: — schlechtes Kraut und er!
Verstoßen und verlassen!
Seine Blumen sieh! — willst du ihn und sie
Am Boden liegen lassen?

Ruhe in der Geliebten.

1840.

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;
In dem ich raste nun für immer,
O du mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Träne,
Die brennend heiß sich ihm entringt;
Die hell und lustig, eh' ich's wähne,
Durch die geschloßne Wimper springt!

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Atemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Und jeder ist für mich ein Leben! —
Ha, so zu rasten Tag für Tag!
Zu lauschen so mit sel'gem Beben
Auf unsrer Herzen Wechselschlag!
In unsrer Liebe Nacht versunken,
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit:
Wir ruhn und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit!

Du hast genannt mich einen Vogelsteller.

1840.

Du hast genannt mich einen Vogelsteller: —
Als ob du selber keine Garne zogst!
O Gott, in deine Garne flog ich schneller
Und blinder ja, als du in meine flogst!

Sprich, hab' ich dich — sprich, hast du mich gefangen?
Du weißt es selbst nicht, du mein herz'ges Kind!
Wer kann denn sagen, wie es zugegangen,
Daß wir uns haben, daß wir eins nun sind?

Doch wie du willst! Laß mich dein Auge küssen;
Du bist nun mein und bleibst mir ewig nah!
Hat rauh mein Garn die Flügel dir zerrissen?
O, sei nicht bös — es fiel aus Liebe ja!

Und Liebe trägt dich, Liebe wird dich tragen,
Und wird dich schirmen jetzt und für und für!
Drum laß dein Flattern, laß dein Flügelschlagen;
Sei du mein Vöglein, und vertraue mir!

Sei mir die Taube, die mit freud'gem Fliegen
Auf meinen Ruf um meine Stirne schwirrt;
Auf meiner Achsel will sie gern sich wiegen:
Das ist der Ort, wo sie am liebsten girrt.

Sei mir die Lerche, die auf Glanzgefieder
Für ihren Pflüger sich zur Sonne schwingt;
Die von des Himmels goldner Schwelle nieder
In meine Seele sel'ge Lieder singt!

Und tief im Tale, wo die Linden rauschen,
Da sei vor allem meine Nachtigall!
Da laß mich zitternd deiner Stimme lauschen
Und deines Schlages wunderbarem Schall!

Das ist ein himmlisch, ist ein selig Schmettern:
Das ist die Lieb' in ihrer Qual und Lust!
O, ström' es aus, umrauscht von grünen Blättern,
Das Sehnen deiner Nachtigallenbrust!

Ha, schon erklingt's! — Herschwirrst du aus dem Laube,
Umflatterst furchtlos meine Hüttentür!
Hörst nur auf mich, bist meine fromme Taube,
Bist Nachtigall und treue Lerche mir!

Entfliehst mir nimmer! — süßer stets und heller
Weht mir dein Flügel, tönt mir dein Gesang!
Die Garne ruhn: — glückfel'ger Vogelsteller,
Das war dein letzter, war dein bester Fang!

Auch eine Rheinsage.

An Karl Simrock.

Ἐνα, ἀλλὰ λέοντα.

1.

Zum Teufel die Kamele,
Zum Teufel auch die Leun!
Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein!
Er rauscht mir um die Stirne
Mit Wein- und Eichenlaub;
Er wäscht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüstenstaub.

Ich schaukle seine Nachen,
Ich teile seine Flut,
Ich steh', wo seine Drachen
In Höhlen einst geruht;
Ich schneide seine Trauben,
Ich keltre seinen Wein,
Ich sitz' in seinen Lauben
Allein und auch zu zwein.

Und wo die Burgen ragen,
Umkreist von Geierflug,
Da les' ich seine Sagen,
O Freund, in deinem Buch.
Auf Schutt und alten Mauern,
Da lieg' ich, sangbereit;
Da laß ich mich durchschauern
Des Stromes alte Zeit.

Du freust dich meiner Freude;
Du lächelst: „Immer zu!
Du wähltest gute Weide!
Seid eins, der Rhein und du;
Doch immer nicht geklettert,
Geträumt, geküßt, gezecht!
Frisch auf, ein Lied geschmettert —
Dann erst ist alles recht!

Genug anjetzt gesonnen!
Was wird, indes du sinnst?
Hast du dich eingesponnen,
Laß sehn auch dein Gespinst!
Noch ruht in eck'gen Barren
Viel reines Sagengold;
Wie lange soll es harren?
Auf, Sagen mir gezollt!

Ein Stück vor allen weiß ich,
Gediegen, reich an Zier;
O Bester, wärst du fleißig,
Du wärst der Schmied dafür!
Es glüht mit seltnem Schimmer,
Gelb fast, wie Löwenfell;
Ich heb' die Barre nimmer —
Steh' du mir bei, Gesell!

Denn wisse, daß mit Träuen
Ein Untier sie bewacht.
Du brauchst dich nicht zu scheuen —
Mir aber aus dem Schacht
Der Zeiten gar zu trutzig
Entreckt es Schweiß und Tatz'.
Du wirst so leicht nicht stutzig,
So hebe du den Schatz!"

Ich nipp' am roten Weine:
„Schon recht! ich bin dabei!
Wer dächte, daß am Rheine
Noch solch Geziefer sei!
Zwar hab' ich es verwiesen
Aus meiner Verse Bann,
Doch kommt es mir auf diesen
Kerl mehr just auch nicht an!

Fort drum nach seiner Klause!
Wo liegt das Ungetüm?
Sein Gold im eignen Hause
Entreiß' ich furchtlos ihm!
Herbei drum Schwert und Haken!
Und ob es Feuer spie —
Ich fang's — ich, der van Aken
Der deutschen Poesie!

Schon längst war mein Begehren,
Der Sage mich zu weihn: —
Wie tret' ich jetzt mit Ehren
In ihre Hallen ein!
Hab' ich als Drachentöter
Errungen ihren Hort,
So gönnt sie wohl auch später
Beim Volke mir ein Wort.

So will ich's frisch denn wagen!
Da bin ich — führ' mich hin!
Zwar sagt man, daß zu Sagen
Ich viel zu undeutsch bin;
Auch, heißt es, zu bombastisch.
Gleichviel! wo dräut der Molch?"
Du lächelst nur sarkastisch
Und sprichst: „So komm denn Strolch!"

Und reichst mir deine Rechte. —
Da sind wir rasch entrückt:
Ein Markt! — Volk! — Reitersknechte
Und Ritter, bunt geschmückt! —
Von Kirchen und Kapellen
Schallt feierlich Geläut'! —
Der Rhein! — Es ist das Köllen
Der alten, rauhen Zeit!

2.

Alaaf! das ist ein Leben!
Alaaf! du heil'ge Stadt!
Alaaf, ihr Türm' und Streben!
Mein Auge wird nicht satt!
Ich reibe mir die Lider,
Als wacht' ich auf vom Schlaf,
Und späh' und rufe wieder:
Du stolzes Köln, Alaaf!

Alaaf! Wie dort vom Bayen
Des Bischofs Banner wallt!
Du Bürschlein hast gut dräuen,
Vier Jahr' erst bist du alt.
Von Grund auf neu gemauert,
Dem Strom befiehlst du keck:
Wer weiß, wie lang es dauert,
Du junger Bürgerschreck!

Alaaf, ihr Tempelhallen,
Apostel, Gereon!
Auch eure Glocken schallen,
Auch ihr begrüßt mich schon?
Ha — Kuniberti Türme
Sind auch schon eingeweiht?
Die brecht ihr nicht, ihr Stürme,
Die stehn in Ewigkeit!

Wer weiß? — Wir schreiten weiter;
Das nenn' ich ein Gewühl!
Gib Raum: — des Bischofs Reiter
Mit Banner und mit Spiel!

Die mut'gen Rosse schlagen,
Die Speere hangen schräg;
Ihr Trotz'gen! so zu jagen,
Als ständ' kein Volk im Weg!

Seht ihr den Kot nicht spritzen?
So kommt man Kölnern nicht!
Viel Augen seh' ich blitzen,
Und mancher Bürger spricht:
„Geduld, ihr Volksverächter!
Geduld, nicht allzu kühn!
Noch haben wir die Geschlechter,
Noch haben wir den Gryn!

Noch gibt es keine Staffeln,
Die unserm Arm zu hoch;
Nicht eine von den Gassen,
Die nicht das Schwert schon zog!
Wir sind von stärkern Händen,
Ihr Herren, als ihr denkt.
Das Blättchen kann sich wenden,
Drum laßt uns ungekränkt!

Ihr möchtet uns gar zu gerne
An Hemd und Niederkleid.
Ihr Herren, das sei ferne!
Noch sind wir schlagbereit!
Noch wissen wir wohl zu kämpfen,
Noch lassen wir Gut und Blut,
Dem Engelbert zu dämpfen
Den stolzen Bischofsmut!

Noch wißt ihr nicht, ihr Dräuer,
Wer länger trotzen kann:
Ob Zwingherr oder freier,
Handfester Bürgersmann.
Der Dom, an dem in Scharen
Wir baun zu dieser Frist —
Fragt ihn nach hundert Jahren,
Wer Sieger blieben ist!"

Der Dom! — Frisch durch die Menge!
Frisch um die Ecke dort!
Schon hör' ich Hammerklänge!
Glückauf, wir sind am Ort!

Von Werkvolk und von Schauern
Wie voll der weite Raum!
Glückauf, ihr jungen Mauern,
Ihr achtzehnjähr'gen kaum!

Wie wenig noch vom Ganzen
Sproß auf zu Luft und Licht!
Steinrosen mag man pflanzen
In einem Sommer nicht.
Nicht wächst in wenig Lenzen
Ein Laubwerk, reich und voll,
Das gotische Fenster kränzen
Manch lang Jahrhundert soll.

Doch ragen hoch die Stangen,
Bedächtig mißt der Stab;
Ein Turm ist angefangen,
Drauf müht ein Kran sich ab.
Wind auf, was Felsenklüfte
Dir spenden, junger Kran,
Und beiß dich durch die Lüfte
Empor, ein scharfer Zahn!

Wirf aus die Eisenklaue!
Umrollen laß dein Rad!
Ein Zeichen sei dem Baue!
Du stockst? — der Mittag naht!
Auf ihren Zimmersellen,
Bei Winkelmaß und Beil,
Hinlagern die Gesellen
Zum Mahle sich in Eil'.

Dichtbei auf einem Steine,
Da rasten ihrer sechs;
Sie setzen sich mit Weine —
Es scheint ein gut Gewächs.
Ich wünsch' ihn kaum mir dunkler —
Du da im Kamisol,
Der Wein — „O Herr, ist Unkler;
Zwölfhundertsechz'ger wohl!"

Ein Glas! Gebt mir zu trinken! —
Dir bring' ich's, hehrer Bau!
O, glühten deine Zinken
Schon hoch im sonn'gen Blau!

O, wüchsen deine Bögen,
O, wüchse dein Pfeilerwald
Dem Himmel schon entgegen,
Eh' noch dies Wort verhallt!

Steig auf mit deinen Türmen,
Steig auf, du heil'ger Dom!
Steig auf, uns zu beschirmen
Die Stadt und auch den Strom!
Steig auf in deinem Laube
Von Steinen, daß fortan
Des Glaubens fromme Taube
In ihm sich bergen kann!

O, wann einst wird entbrennen
All deiner Scheiben Glut?
Wer einst wird sagen können:
„Glück auf, der Hammer ruht!
Geht heim, ihr Steinmetzscharen!" —
Getrost ruft der vom Stein:
„Nun, Herr, in hundert Jahren
Kann viel gemeißelt sein!"

3.

Und weiter von den Ständern
Des Domes schreiten wir;
Ich lobe mir dies Schreiten,
Wo aber bleibt das Tier?
Das Untier, das zu spießen
Trotz Mähne, Schweif und Fang,
Ich risch mit beiden Füßen
Ins Mittelalter sprang?

Du sprichst, o Freund und Führer:
„So folge mir doch nur!
Ich bin ein alter Spürer
Und längstens auf der Spur.
Schon bangt mir vor den Krallen
Des Wildes, das du jagst:
Ganz nah schon sind die Hallen,
Darin du's greifen magst.

Siehst du voraus uns schreiten
Den hohen, reif'gen Mann?
Das blanke Schwert zur Seiten,
Ausholt er, was er kann.
Die Hand im Schuh von Leder,
Hinzieht er ungeschmückt,
Die Kogel mit der Feder
Fest auf das Haupt gedrückt.

Es grüßen ihn die Bürger,
Die auf der Gasse sind,
Vom Ritter bis zum Schürger;
Dazu manch rosig Kind,
Das eben aus der Messe
Von Sankt Marien kam:
Es grüßt durch Wick' und Kresse
Von des Erkers Fensterrahm;

Und spricht zur Mutter drinnen:
‚O Mutter, welch ein Mann!
O Mutter, laßt Eu'r Spinnen,
Und seht den Herrn Euch an!
Sein Aug' wie stolz und dunkel!
Sein Wuchs wie schlank und hoch!'
Die Mutter hebt die Kunkel,
Und lacht: ‚Ei, seht mir doch!

Für den sind andre Frauen;
Trag nur das Mahl herein!' —
‚Ei nun, man darf doch schauen',
Versetzt das Töchterlein.
‚Ich bin fürwahr nicht dreister,
O Mutter, als mir frommt.
Man grüßt doch, wenn der Meister
Der Stadt geschritten kommt!' —

Gewiß, du Schöne, Schlanke!
Du Rose Lugdurchslaub!
Grüß' immer! grüß' und danke!
's ist Grvn — du hast Verlaub!
Dem warm die Rechte drücken
Ringsum, die städtisch sind —
Gewißlich darf ihm nicken
Eines guten Kölners Kind.

Im Rat und im Gefechte
Der erste Mann allzeit,
Der Bürger alte Rechte
Zu wahren stets bereit,
Mit Hand und Fuß entgegen
Der gier'gen Klerisei —
Frag' nach, ob noch ein Degen
Wie Gryn der Kölner sei! —

‚Dem Bischof gönnen wir willig,
Was Ehren er auch hat.
Doch fordr' er nur, was billig: —
Wir sind des Kaisers Stadt!
Des Kaisers und des Reiches!
Wir lassen ihm seinen Stab!
Wohlan, tu' er ein gleiches,
Zwack' uns am Recht nichts ab!'

So mochte man immer sprechen
Hören wohl den Gryn:
Das gab manch Lanzenbrechen
Und Streiten her und hin.
Jetzt haben sie kurzen Frieden: —
Solang man Schwerter wetzt!
Der Ritter ist beschieden
Zum Bischof eben jetzt.

Da geht er hin zum Mahle;
Er vor — wir schreiten nach.
Schon steht er am Portale,
Pocht an mit hellem Schlag.
Du, hüte dich wohl, Herr Ritter!
Leicht mag sich drehn der Wind!
Wer weiß, was hinterm Gitter
Der Scheinfreund Arges sinnt!

Aufgehn die hohen Türen,
Zwei Mönche lassen ihn ein. —
‚Nun wollen wir erst Euch führen,
O Herr, zu unserm Leun!
Ihr habt von ihm vernommen:
Fürwahr, ein seltsam Tier,
Fernher zur See gekommen! —
Hernach dann speisen wir.'

Er folgt. ‚Noch diese Kammer?‘ —
‚Ja, Meister, dort hinaus!‘ —
Vorfliegt die Eisenklammer —
Er drin, die Mönche draußʼ.
Der Leu mit offnem Rachen
Fällt an den edlen Gast;
Die Mönche draußen lachen,
Der Ritter steht gefaßt.

„Jetzt auf, du Löwentöter!
Jetzt gilt es, hilf geschwind!“
O Simrock, o Verräter,
Das nenn' ich bönn'schen Wind!
Mit Drachen wollt' ich ringen,
Die Feuer und Flamme spein —
Nun heißest du mich zwingen
Einen ordinären Leun!

Wie mochte der dich grämen?
Ein Löwe? — Bagatell'!
Den wird der Gryn schon zähmen,
Er ist ja stark und schnell!
Was Schrämmlein oder Ritze!
In des Tieres Rachen fährt
Sein linker Arm, mit Mütze
Und Mantel wohlbewehrt.

Die Brust dann mit dem Degen
Durchbohrt die rechte Hand;
Das Untier ist erlegen —
Wie sich von selbst verstand.
Herr Gryn bleibt ungegessen;
Dasteht er unversehrt.
„Das war ein Bischofssessen!“
Er sagt's und wischt sein Schwert.

Und wenig Stunden schwinden,
Da läßt er seine Haft;
Sie wußten ihn bald zu finden,
Sturm lief die Bürgerschaft.
Des Bischofs feile Knechte
Hangen am hohen Tor:
Der Stadt uralte Rechte
Stehn fester als zuvor.

4.

So hätt' ich denn errungen
Der Löwensage Gold!
Wär' nur der Guß gelungen: —
Nun, hab' ich's doch gewollt!
Es war ja nur ein Foppen,
Ein heiter Probestück.
Frau Wirtin, noch 'nen Schoppen!
Gottlob! wir sind zurück!

Am Rathauspfeiler drüben
Zu Köln am grünen Rhein,
Da steht, was ich beschrieben,
Gehauen in den Stein.
Von einer Pfaffenpforte
Geht auch die Rede noch;
Erforscht, seid ihr am Orte,
Die alte Torfahrt doch!

Ich will indes belauschen
Der Ruder Schlag und Stoß,
Der Stromflut dumpfes Rauschen,
Der Burgen flüsternd Moos;
Der wilden Ente Schwirren,
Das nachts am Ufer tönt;
Den Eisgang, der wie Klirren
Von tausend Panzern dröhnt.

Das bringt mir neue Lieder
Aus alter, tücht'ger Zeit.
O Freund, wilst du mich wieder,
Du findest mich bereit!
Sorg' immer nur für Futter!
Nicht gerne möcht' ich schrein,
Wie dort die Löwenmutter:
„Eins nur — doch einen Leun!"

Ein Kindermärchen.

Reminiszenz aus 1837.

Auf meine Knie! Macht's euch bequem, ihr Jungen!
Auf meine Knie! Wie euch die Stirne brennt!
Ihr habt gelaufen und ihr habt gesprungen —
Hört jetzt ein Märchen, das ihr noch nicht kennt!
Kommt, laßt mich erst das wirre Haar euch schlichten!
Und nun das Buch mit dem bemalten Band!
— „Das Buch, das Buch voll Märchen und Geschichten!
Ja, lies ein Märchen, lieber Ferdinand!"

So kommt denn her! Joringel und Jorinde?
Im öden Schloß Dornröschens Zauberschlaf?
Wie, oder hört ihr lieber von dem Kinde,
Das im Gebirg' die sieben Zwerge traf?
Wollt ihr im Nußberg Hahn und Hühnchen stören?
Ist euch genehm die faule Spinnerin?
Wollt ihr am Tor das Roßhaupt reden hören,
Das tote Roß der Jungfer Königin?

Von allem nichts! Ein ander Märchen heute! —
In einem Walde lebt' ein Brüderpaar!
Das war ein Wald euch in die Läng' und Breite,
Und, o, wie alt! wohl über tausend Jahr!
Mit freud'gen Wipfeln, stolz und unbehauen,
Hoch in die Lüfte reckt' er Stamm an Stamm;
In seinen Blättern und in seinen rauhen,
Moosrind'gen Ästen rauscht' es wundersam.

Ein eigner Wald! Voll von verschwiegnen Gründen!
Drin hob sich dunkel Mal und Runenstein!
Uralte Reime standen auf den Rinden:
Die schnitt vordem ein Zaubrer wohl hinein.
Geborstne Tafeln lagen hier und dorten,
Versunken halb und wüst von Dorngeflecht;
Die sagten aus in festen, sichern Worten
Von alter Satzung und von altem Recht.

Und andres noch umwucherten die Kräuter
Und barg des Grases windbewegte Flut:
Manch alte Rolle harrt' auf ihren Deuter,
Auf ihren Wecker manche Fiedel gut.

Manch alt Gewaffen, alte Schlachten klirrend,
Verhüllt' in Ranken seine rost'ge Pracht;
Und über allem tönte süßverwirrend
Lied seltner Vögel durch die Blätternacht.

Gefeites Wild sah durch die Schlucht man traben;
Und tief im Dickicht, neben ihren Kühn,
Mit schlichtem Horne weckten Hirtenknaben
Aus alter Zeit verschollne Melodien.
Im Meilerdampfe saßen ruß'ge Köhler
Und Jägervolk, die Rüden an der Schnur:
Die schwatzten was! Das waren euch Erzähler!
Wüßt' ich zur Halbscheid ihre Märchen nur!

Doch was im Wald auch hier und dort erschallte,
Was auch von Tönen durch sein weit Gebiet,
Das ewig grüne, hallt' und widerhallte:
Es floß zusammen in ein einzig Lied!
Ein herrlich Lied! Mit leuchtendem Gesichte
Hört' es der Wandrer, dem es brausend klang!
Merkt auf, ihr Buben: — Unsres Volks Geschichte,
Das war das Hochlied, das der Hochwald sang!

Dem nun in Eintracht lauschten die zwei Brüder,
Wegkund'ge Männer in des Waldes Hag:
Schlecht und gerecht — so sieht er keine wieder
In seinem Bann, wie lang er rauschen mag!
Denn daß ihr's wißt: noch immer tönt sein Wehen,
Noch alle Tage wallt sein grünes Kleid!
Ihr kennt ihn selbst: — wohl könnt ihr ihn nicht sehen,
Allein ihn rauschen hört ihr allezeit!

Ja, glaubt es nur! — Solang ihr seid, umwehten
Euch seine Stimmen, draußen und zu Haus;
Habt nur einmal die Kinderschuh' vertreten,
Dann gehn wir oft in seine Pracht hinaus.
Dann wird euch klar sein rätselhaft Geflüster,
Dann macht sein Brausen mutig euch und frei. —
Doch jetzt das Märchen! — Also tief im Düster
Des laub'gen Waldes lebten jene zwei!

Da sah man rings die Bahnen und die Gänge,
Die durch das Holz ihr frommer Eifer hieb;
Da war so dunkel keine Schlucht, so enge,
Daß ahnend Forschen nicht hinein sie trieb;

Da jede Stunde schafften sie und gruben
Den wilden Rasen mutig um und um,
Da räumten sie den Schutt weg und erhuben
Manch grünbewachsen Denkmal wiederum.

Und um den Wald die wüsten Rankenwände
Samt Dorn und Distel haben fortgemußt:
Und alles nur, auf daß er offen stände
Dem ganzen Volk in seiner ganzen Lust!
Daß er zu Trost, zu Warnung und zu Lehre
Ein heller Spiegel unserm Volke sei,
Drin es sich schaue und vom Anschaun kehre,
Frisch und gekräftigt durch das Alte neu!

Doch das, ihr Jungen, schiert euch jetzt noch wenig.
Genug, sie schafften. Nun, es war mir gut.
Da kam ins Land fernher ein neuer König,
Der hat recht sehr ein Schuft zu sein geruht.
Denkt, statt des Zepters trug er eine Rute —
Ja, was frug der nach Satzung und nach Recht!
Der dachte nur in seinem argen Mute:
Ich bin der Herr, du aber sei der Knecht!

Der König Einaug' war's — ich kann ihn nennen!
Von einer Insel kam er groß und frei.
Du lieber Gott, da hätt' er lernen können,
Wie daß ein Volk kein Hundejunge sei!
Er lernt' es nicht — er hieb entzwei die Stütze,
An die gelehnt sein neues Reich er fand;
Nach seines Volkes heiligstem Besitze,
Nach der Verfassung, schlug er mit der Hand.

Was das bedeutet, sollt ihr später lernen.
Gleichviel, er tat's! Nun, was soll mir geschehn?
Aus ihres Waldes abgelegnen Fernen
Sah man zum Thron die beiden Brüder gehn.
Nicht sie allein: — fünf Männer, eben tüchtig
Und eben mutig, gingen wacker mit;
Sprechend wie sie: „Herr, deine Tat ist nichtig!
Woher dein Recht zu einem solchen Schritt?

Sieh, was das Land durch deinen Spruch verloren —
Die schnöd zerrißne heil'ge Rolle hier!
Die, Herr, ja die nur haben wir beschworen,
Und unsern Eidschwur brechen nimmer wir!

Tu, was du willst! Wir tun nur, was wir müssen!
Wir handeln einfach, wie das Recht gebeut!
Wir wissen, was die Pflicht befiehlt! Wir wissen,
Was es zu sagen hat: Ein deutscher Eid!"

So, festen Mutes redeten die Sieben —
Der König aber hob im Zorn die Hand;
Sie zu entamten hat er vorgeschrieben,
Und ihrer ein'ge hat er gar verbannt.
Es war mir gut; von ihrem Volk gesegnet,
Hierhin und dorthin flohn sie alsobald;
Den beiden Brüdern ist man da begegnet,
Wie sie zurück sich schlugen in den Wald.

Der nahm sie auf mit allen seinen Wonnen
Und bog die Zweige schirmend um sie her.
Da stehn sie nun, geborgen und entronnen,
In seinem ew'gen grünen Blättermeer;
Und schaffen fort an ihrem großen Werke,
Wenig sich kümmernd um des Tags Geschrei –
Daß immer mehr ein Wecker aller Stärke
Und aller Freiheit er im Lande sei.

Und nun — aus war's! — „O nicht doch! schon zu Ende?
Das war zu kurz! Nicht doch, das ist Betrug!" —
Ei, wollt ihr gehn, ihr kleinen Unverstände —
Doch halt, noch eins! Her euer Märchenbuch!
Seht, dieses Buch auch stammt aus jenem Walde —
Denkt an die Köhler und des Kuhhorns Schall!
Die Brüder selber schrieben's auf der Halde —
„Das Buch?" — Ja, das! Nun geht nur, und schlagt Ball!

Die Nacht im Hafen.

An F. W. Hackländer.

1.

Amsterdam, Juli 1835.

Er sah des Orients Prinzessen,
Er sah sie winken vom Altan.
Er sprach von Türken und Tscherkessen —
Ich werde nie die Nacht vergessen,
Die Sommernacht beim Kapitan.

Er kam zurück von Ostgestaden,
Er kam zurück mit reicher Fracht;
Er kam von Smyrnas Ballustraden,
Er hatte mich an Bord geladen,
Es war die letzte Julinacht.

Die Sonne sank, ein Wetter drohte;
Der Hafen kochte, weiß und grau;
Geschaukelt stießen sich die Boote,
Und tausend Wimpel, scharlachrote
Mastzungen, leckten hoch im Blau.

Sie hatten Durst wohl bei der Hitze;
Sie flogen lechzend, grell und glüh.
Wie an den Mast gebundne Blitze,
Keck mit geteilter Zungenspitze
Auf Violettgrund flammten sie.

Und tiefer, in der Segelsetzen
Gesause, klapperte die Rah';
Die Bise pfiff in Taun und Netzen —
Da war's, als ich mich übersetzen
Ließ an die Brick' von Genua.

Ich klomm hinan; — der Himmel glühte; —
Ich trat aufs Deck bei Wetterschein.
Die Mützen flogen und die Hüte; —
Er sprach: „Gegrüßt! komm zur Kajüte!
Du trinkst doch Sizilianer Wein?

Da, nimm den Kelch! — Aus bis zur Neige!
Trink aus! — Er gor noch auf dem Meer!
Nimm hin! — Ich riß sie selbst vom Zweige:
Den Apfel Stambuls nimm, die Feige!
Schiffszwieback, noch von Malta her!"

Ich tat Bescheid; — um die erhitzte
Stirn flog ihm wild sein schwarzes Haar.
Der Himmel und sein Auge blitzte,
Der Hafen und die Flasche spritzte —
Die Nacht war schwül und wunderbar.

Die Luk' in unsres Trinksaals Decke,
Er stieß sie auf! — O, welch ein Sprühn!
Ich schaut' empor aus meiner Ecke:
Tiefblaue Wolken, Blitzgelecke —
Das Wetter war uns Baldachin!

Und mitten drin, aus Leinwandstücken
Und Tauwerk, durch der Luke Rund,
Langhaarig, klug und treu von Blicken,
Auf uns herniedersah mit Nicken
Turko, der Brick' gewalt'ger Hund.

Die Luke, schien es, wollt' er stopfen;
Sein Schlappohr wollte Schirm uns sein.
Denn jetzt erscholl des Regens Klopfen,
Und dann und wann ein schwerer Tropfen
Fiel in den Messineser Wein.

So, bei dem Scheine zweier Lichter,
Die schwüle Nacht beginnen wir:
Ein Hund, ein Schiffer und ein Dichter:
Dazu die Mannschaft — Südgesichter,
Braunstirnig lugend durch die Tür.

2.

Darmstadt, Juli 1841.

Da bricht es ab! — Wann hab' ich dich umrissen,
Du keckes Bild, du dreistes Hafenstück?
Frisch aus der Seele aufs Papier geschmissen,
Wie rufst du frisch mir jene Nacht zurück!
Sechs Jahre sind's! Ich schrieb dich hastig nieder,
Warf dich zu anderm und vergaß dich dann;
In Staub und Wust find' ich dich heute wieder —
Unfertig Ding, was fang' ich mit dir an?

Du bist mir lieb! — In meine Bergstraß-Reben
Wirfst du die Segel einer Meeresstadt;
Aus meinem Nordsee-, meinem Küstenleben
Bist du ein Mal mir, ein Erinnrungsblatt!
Drum einem Freunde sollst du angehören,
Der manchen Strand und manche See befuhr;
Dem lust'gen Reiter will ich dich verehren,
Der frisch erlebte, was ich träumte nur.

Der, während ich am heimischen Gestade
Bequem im Kreise fremder Schiffer stand,
Mit kräft'gem Arm aus eines Schiffbruchs Bade
Gerettet sich an der Levante Strand,

Mit heiterm Fluch die Tropfen abgeschüttelt,
Das Hemd getrocknet am zerspellten Mast,
Sich lachend dann beturbant und bekittelt —
Ein Bursche just, für den mein Seebild paßt.

Hoch zu Kamel gar hat er seine Musen,
Nicht bloß figürlich, durch die Welt geführt;
Hat, wie ich lese, selber bei den Druse
Und ihren Weibern still kamelisiert.
Durch Sand und Flut, durch Schollen und Charybden
Trug ihn sein Schiff und trug ihn Rossesflug.
Wozu? — Er gab dem Pascha von Ägypten
Ein Exemplar von meinem Liederbuch.

Und dann, o hört: Fern in des Libans Talen
Verehrt er zierlichst einem alten Schech
Mein trefflich Werk, mein malerisch Westfalen —
Es wäre sündhaft, sprach' ich noch von Pech!
Nur eins ist traurig: ohne Subskribenten
Kehrt' er zurück aus jenem sand'gen Strich;
Wenn sie nur Deutsch erst in der Wüste könnten!
Es wäre just ein Publikum für mich!

Genug gescherzt! Wir lasen deine Lieder,
Wir sahn dich ziehn im Bügel und zu Fuß!
Grüß' Gott daheim! Du bist im Lande wieder;
Die Hand, den Mund, da hast du meinen Gruß!
Du hörst ihn gern: — nicht wahr, oft hast du trübe
Dein flatternd Zelt am Abend dir gebaut?
Hast nach der Heimat, hast nach Treu' und Liebe,
Nach Kuß und Handschlag grollend ausgeschaut?

Gewiß! Und mehr noch! In der Zedern Dunkel
Und auf der Rast am Saum des Wüstenquells
Hast du gedacht auch an mein rheinisch Unkel,
An Rolandseck und an den Drachenfels;
Hast du gehört des Widerhalles Tosen,
Der aus der Lurlei felsʼgen Schluchten bricht;
Hat dir geblitzt mit seinen glühnden Rosen
Der Kölner Dom, das ewʼge Steingedicht;

Hast du geschaut die waldʼgen Bergeslehnen
Im Tal der Wupper und im Tal der Ruhr;
Hast du gefühlt ein brustbeklemmend Sehnen
Nach weißen Birken, brauner Heideflur;

Hast du geglaubt, vom Harzduft unsrer Fichten
Und unsrer Tannen frisch umweht zu sein;
Was du auch sahst — die Heimat war dein Dichten,
Und was du hörtest, rief dich an den Rhein!

Nicht? — wenn der Sporn an einer Reiterferse
Dein werdend Lied zerriß mit rauhem Ton,
Dann fuhrst du auf aus deinem letzten Verse,
Und riefst: Der klirrt, als macht' ihn Iserlohn!
Und wenn du blutig schimmern sahst den Hieber,
Der von Damaskus seinen Namen hat,
Dann war der eigne schlichte Dolch dir lieber
Aus unsrer Heimat alter Klingenstadt.

Und wenn im Jordan du dein Reitpferd schwemmtest,
Ging da die Zeit nicht wieder auf in dir,
Wo du die Mähnen der Remonte kämmtest,
Zu Köln am Rhein, ein lust'ger Bombardier?
Wo du zur Übung ritteſt in die Eifel,
Als Ordonnanz die Batterien durchjagst,
Und kecken Muts, trotz seiner „tausend Teufel",
Dem alten Tuchsen in die Zähne logst?

Hätt' ich's gesehn: — mit rheinweindurst'gen Kehlen
Lagt ihr am Feuer manche Wüstennacht;
Da nun vornehmlich konnt' es gar nicht fehlen,
Daß an die Heimat lechzend du gedacht!
Mit langen Hälsen und mit dicken Bäuchen
Sahst du im Geist ein blinkend Flaschenheer: —
Fluch und Verderben den geleerten Schläuchen!
Hochheimer! Kellner, eine Flasche her!

Vergebner Wunsch! — Doch hat die Fee Morgane
Dein leidig Dürsten neckisch oft gestillt:
Am Himmel plötzlich glänzte Fahn' an Fahne
Und Schild an Schild — ich meine Wirtshausschild!
Was du von Schildern einst im Schilde führteſt,
In Wolken glänzt' es, eine Wirtshausstadt!
Glorreiche Schau! Du sahst sie, und — diktierteſt
„Syrische Briefe" für das Morgenblatt.

Das ist vorbei! Und wenn der Balkan Tränen
Im Aug' dir sah — längst sind sie fortgeküßt!
Du brauchst nach Weine nimmer dich zu sehnen,
Nach Weine nicht, und was du sonst vermißt!

Aus tausend Brunnen und aus tausend Quellen
Frisch will dich letzen deiner Kindheit Strand:
Mit seines Geistes, seiner Liebe Wellen
An deine Seele schlägt dein Vaterland.

Glück auf daheim! Und nun — genug geschwommen!
Du, wurzle fest im heim'schen Boden ein!
Aus deutschem Herzen schallt dir mein Willkommen,
Perlt auch mein Glas von Messineser Wein.
Drum noch einmal: Ich drücke dir die Rechte,
Wie ein Soldat dem andern nach der Schlacht;
Wir sind zu Haus! Auf Sturm- und Wüstennächte
Lies jetzt im Hafen meine Hafennacht!

Bei Koblenz.

Dorten durch der Brücke Bogen
Eilt die Mosel in den Rhein,
Dorten ragt die Kastorkirche,
Dort der Ehrenbreitenstein.

Um die Berge klimmt die Rebe,
In der Ebne wallt das Korn,
Mädchen mit dem Pfeil im Haare
Füllen Krüge sich am Born.

In des Herbstes milder Sonne
Sanft und feiernd liegt die Welt,
Schwalben rüsten sich zur Reise,
Und ich irre durch das Feld.

Irr' auf unbetretnen Wegen,
Wie der Landmann rauh sie bahnt,
Bis zur Einkehr unter Weiden
Mich ein Gottesacker mahnt.

Gottesacker, Gottesfrieden!
Auf den Gräbern Sonnenstrahl,
Und der Jahrszeit letzte Blumen
Duften um der Kreuze Zahl.

Bunt die Blumen, grau die Kreuze!
Eines seh' ich dort erhöht,
Drauf mit ernsten, schlichten Lettern
„Schenkendorf" geschrieben steht.

Nahe dem geliebten Strome,
Dem es laut in Zorn und Schmerz
Freiheitslieder zugesungen,
Schläft das reine Dichterherz.

Ach, die Freiheit, die du meintest,
Kam noch nicht mit ihrem Schein!
Ach, und wiederum in Fesseln
Zieht dein Felsenkind, dein Rhein!

Was du sangst, wofür du strebtest,
Ach, von allem nichts erfüllt!
Wohl dir, daß du nicht erlebtest,
Was dein Hügel dir verhüllt!

Ich indes will ihn bedecken
Mit dem frisch gebrochnen Strauß,
Will an meinem Wanderstecken
Grollend ziehn zum Land hinaus.

Ob ich je zum Rheine kehre,
Heimatdurstig, wandermatt?
Ob die Freiheit je, die hehre,
Wache hält auf dieser Statt?

In des Herbstes milder Sonne
Sanft und feiernd ruht das Feld,
Sanft und feiernd ruht dein Hügel —
Laß mich! Vor mir liegt die Welt!

Die Linde bei Hirzenach.

1843.

Nur leis bewegt vom lauen Ufenwinde,
Rot noch vom Abend, dem erst halb verglühten,
Dein friedlich Dörfchen friedlich zu behüten,
Wie stehst du schön am Rheine da, o Linde!

Nun wird es Nacht! Nun eilt mit ihrem Kinde
Die junge Bäurin unter deine Blüten!
Nun kühlst du auch, die sich am Tage mühten,
Den alten Winzer und sein Hausgesinde!

Der Gute spricht von längst verflossnen Jahren;
Er hat als Kind den Freiheitsbaum umsprungen,
Und der warst du — so melden die Berichte.

Nun spielt dein Wehn zahm mit des Greises Haaren — —
Abtrünnige! Noch hast du nicht geschwungen
Dein letztes Laub! Vorwärts geht die Geschichte!

Vision.

1843.

Am Weg, der nußbeschattet
Zum Rheinfels führt empor,
Da trat ich jüngst ermattet
Hin an ein eisern Tor.
Die Pforte war's zum Acker,
Der abtut alle Not;
Drauf seine Garben wacker
Hinwirft der grimme Schnitter Tod.

Die Dämmrung kam verstohlen;
Ihr Wehn in Gras und Baum,
Der Rhein, die Nachtviolen —
Es gab mir alles Traum.
Bis jach ein langsam Schreiten
Mich weckte, da ich sann;
Im Festkleid andrer Zeiten
Trat auf mich zu ein eigner Mann.

Sein Hut war breit von Krempe,
Sein Mantel reich an Staat;
Am Gurt hing ihm die Plempe,
Doch schien er nicht Soldat.
Sein Antlitz war wie Erden;
Sein Auge matt, doch stet.
Ich dachte: Was will werden?
Da sprach er leis: „Grüß' Gott, Poet!

Ich war in meinen Tagen
Ein Dichter, weitgenannt;
Ich habe frisch geschlagen
Die Leier durch das Land.

In wüsten Kriegesläuften
Mut singend stand ich da,
Ach, in der blutersäuften,
Der zitternden Germania.

Als sie zur Gruft mich brachten
Nach sturmgetriebner Fahrt,
Da war zu Gang das Schlachten,
Das dreißigjährig ward.
Mir fand ich Kampf beschieden,
Dir fiel die Ruhe zu:
Im dreißigjähr'gen Frieden
Übst deine freud'gen Saiten du.

Dich stört kein Schwedenjagen
Bei Lied und bei Sonett,
Kein springender Pulverwagen,
Kein krachend Falkonett!
Dich irrt auf deinen Wegen
Kein wallensteinisch Volk!
Dir kreuzen nicht die Degen
Der Weimar und der wilde Holk!

Doch in die Zukunft spähen
Die Schläfer in der Gruft:
Ein Wechsel wird geschehen,
Und Krieg ist in der Luft!
Gleichwie von ziehnden Heeren
Erbebt mein Grab schon heut!
Nicht lang mehr wird sie währen,
Die überlange Friedenszeit!

Schon geht ein feindlich Scheiden
Und Sondern durch die Welt;
Bald suchen sich die Schneiden
Wohl auch im offnen Feld!
Ade dann, träumend Sinnen!
Ade, zwei Banner wehn!
Im Kampfe mitten drinnen
Wirst dann auch du bei einem stehn!

Ich sang in jenem Streite:
Drum gehet tapfer an!
Tritt du auch auf die Seite
Der Freiheit als ein Mann!

Kriegsweisen wolle schmettern!
Was Tod, was Acht, was Bann!
Sing in den kommenden Wettern
Auch du: drum gehet tapfer an!" —

Ich sprach: „Nah ist die Fehde,
Und kampfbereit bin ich!
Doch du, mit dem ich rede,
Zinkgref wohl hieß man dich?
Wo du ein Weib erworben,
In diesem Sankt Goar
Bist nachmals du gestorben" —
Er sprach zurück: „Du redest wahr!"

Da wollt' ich rasch ihm fassen
Die Hand, doch er entwich;
Hinschwebend in dem blassen
Stromdunst verlor er sich.
Er schwebt', als hätt' er Flügel,
Nachließ er keine Spur,
Wie längst sein grüner Hügel
Spurlos verloren ging der Flur.

Antwort.

„Frei, los und ledig singe der Poet,
Nicht an der Scholle bleib' er kleben!
Weib, Kinder, Haus — o jämmerlich Gerät!
Einsam in Glut, wie weiland der Prophet,
Soll er empor vom Boden schweben!

Die kühn des Gottes herrlich Feuer schürt
Auf Bergen hoch und auf Altären,
Die, aufgehoben, an die Sterne rührt,
Wie mag die Hand denn nur, vom Ring umschnürt,
Zugleich des Herdes Flämmchen nähren?

Wie mag die Lippe nur, der fort und fort
Wohllaut und Geist vereint ertönen,
Wie mag die Lippe nur zu Schaffnerwort,
Zu Wiegenreim und anderm Mißakkord
Des Alltagslebens sich gewöhnen?

Wie mag die Stirn, die Efeu grün umlaubt,
Die Stirn, die junge Lorbeern schmücken,
Lorbeeren, trotzig vom Olymp geraubt,
Wie mag, das Welten trägt, das Dichterhaupt
Ins Joch sich des Philisters bücken?

Das Flügelroß gehört in keinen Stall;
Es soll nur fliegen, jagen, schlagen!" —
Ich könnte viel auf diesen Redeschwall
Erwidern, traun! doch soll die Nachtigall
Euch heute nur die Antwort sagen.

Der in des Waldes dunkelgrünem Schoß
Von Liedern trieft, die lechzend flammen:
Derselbe Schnabel singt nicht Lieder bloß,
Derselbe Schnabel trägt aus Laub und Moos
Doch auch ein Nestchen sich zusammen!

An ein schönes Kind.

Mit der Miniaturausgabe der „Gedichte"

Da kommt es wiederum heran,
Das Heer von Schiffern und von Mohren,
Das in der Nordsee Uferbann
Mein einsam brütend Hirn geboren.

Doch sind es kaum die alten mehr
In Ruderwams und Reiterkleide;
Wie Herren schreiten sie einher
Im Gurt von Gold, im Rock von Seide.

Mag sie entschuld'gen drum ihr Kleid,
Wenn sie mit südlich finstern Brauen
Der Anmut und der Lieblichkeit
Ins kindlich offne Antlitz schauen!

Nulla dies sine linea.

In das Album eines Dampfschiffkondukteurs.

Sein perlend Glas empor hob einer,
Und lallte fromm und feierlich:
„Ich mach' es, traun, wie der Lateiner —
Kein Tag vergeht mir ohne Strich!"

So übersetzt ein trunkner Stammler;
Doch wer jahraus, jahrein den Rhein
Befährt als Autographensammler,
Versteht sich besser auf Latein.

Er denkt: Mag nie ein Tag entweichen,
Der keinen Federstrich mir bringt!
Wo nicht von denen, die da streichen,
Ein Rheinsalm in mein Album springt!

Glück auf denn, du an Strichen Reicher!
Glückauf, dein Büchlein fülle sich!
Beschere Gott dir viele Streicher
Und täglich mehr als einen Strich!

Leiern und Bügel.

Oktober 1844.

Die Wolken flogen wirr und wild
Zu mitternächt'ger Stund';
Da zuckte Goethes ehern Bild,
Auf tat es seinen Mund:
„Ich steh' so groß, ich steh' so hoch,
Ein Zeus Kronion schier,
Und doch — welch kleinliches Gewog'
Zu meinen Füßen hier!

Hui, wie das spricht und gegenspricht!
Noch harr' ich ernst und kühl,
Noch runzl' ich meine Brauen nicht —
Doch alles hat ein Ziel!
Wie, wenn ich bräche meinen Bann?
Wie, wenn ich frank und frei
Die Faust dir quetschte, Don Juan
Schreibsel'ger Zänkerei?

Wer weiß! — Heut nur ein einzig Wort
Bei Nacht und Sturmeswehn:
Ob Leiern oder Bügel dort
An meinem Hause stehn —
Euch, wie mir selber, sei das gleich!
Sind's Leiern — nun wohlan,
Legt an der alten Deutung euch,
Wie ihr es lang getan!

Sind's Bügel aber — nun, auch Stahl
Und Eisen geben Klang!
Auch Bügel tönen — die zumal,
In die ich einst mich schwang!
Ihr kennt der Musen scheues Roß:
Anschnob es wild im Lauf,
Das Stirnhaar flog, die Mähne floß —
Hui da, ich schwang mich auf!

Das ist der Bügel Sinn! Poß Stern,
Seid ihr zufrieden nun?
Ich bitt' euch sehr, ihr Narrn und Herrn,
Laßt Leir und Bügel ruhn!
Genug: nie ritt ich bügellos
Den Renner Pegasum!
Was gibt's?" — Es war die Nachtwacht bloß,
Doch blieb der Alte stumm!

Brutus.

Zum Düsseldorfer Karneval 1845.

Juchheisa, wir hoffen und harren,
Drum sind wir die Narren der Zeit!
Das Schwert, das wir führen, heißt Sparren,
Ist immer zum Kampfe bereit!

Viel Drachen schon hat es bezwungen,
Viel Esel schon hat es gefällt;
Es haben es vor uns geschwungen
Die tapfersten Ritter der Welt!

Mit scheckigen Wämsern und Hosen,
Ihr kennt sie, die lust'gen Gesellen:

Laßt leben Herrn Kunz von der Rosen,
Laßt leben den Helden von Mölln!

Und alle mit grinsenden Backen
Und pfiffig gerunzelter Brau'!
Rings hoch, wer den Schelm trug im Nacken —
Hoch Taubmann und hoch auch Kyau!

Hoch jeder, der mehr oder minder
Ein Narr war, entgegen dem Strom!
Vor allem der Narrheit Erfinder,
Vor allem Herr Brutus von Rom!

Den wählt zum Patron euch, ihr Gecken!
Gleich ihm führt den Sparren gewandt!
Sein Hoffen, sein Leid zu verstecken,
Anzog er der Narrheit Gewand.

Und trug es, wie laut man auch lachte;
Warf's ab, nicht zu spät, nicht zu früh.
So rächt' er Lucretien und machte
Zum Freistaat die Lausmonarchie.

Der Rhein, den noch neuerlich Heine
Den Brutus der Flüsse genannt,
Der Rhein — nun, ihr wißt, was ich meine!
Hoch Brutus und rheinisches Land!

Juchheisa, wir hoffen und harren!
Drum sind wir die Narren der Zeit!
Das Schwert, das wir führen, heißt Sparren,
Ist immer zum Kampfe bereit!

Freiligraths Werke

in sechs Teilen

Herausgegeben

mit Einleitung und Anmerkungen versehen

von

Julius Schwering

Mit dem Bildnis des Dichters in Gravüre und einer Faksimilebeilage

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Freiligraths Werke

Zweiter Teil

Ein Glaubensbekenntnis - - Ça ira!
Neuere politische und soziale Gedichte
Zwei poetische Episteln

Herausgegeben
von
Julius Schwering

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung
in andere Sprachen, vorbehalten

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt des 2. Teiles.

Seite

Ein Glaubensbekenntnis. Zeitgedichte. 1844. 7

Seite

Vorwort 9

I.

Aus Spanien 11
Zu Immermanns Gedächtnis . . 14
Ein Flecken am Rheine 17
Ein Brief 21
Mit raschen Pferden jagt die Zeit 23
Die Winde 24

II.

Guten Morgen! 26
Prinz Ludwig von Preußen . . . 27
Und noch einmal der Zopf . . . 29
Der Königsstuhl bei Rhense . . . 30
Dorfgeschichten. An Berthold Auerbach 31
Des Kaisers Segen 33
Trotz alledem! 34
Die Freiheit! das Recht! 36
Ein Denkmal 37
Ein Patriot 40
Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte 41
Im Himmel 42

Von acht Rossen 44
Die weiße Frau 46
Vom süßen Brei 48
Wann? 49
Im Irrenhause 50
Kinderlied. Zum 6. Dezember (a. St.) 52
Wallenstein 54
England an Deutschland 55
Feldmusik 56
Vom Harze 57
Eine Seele 60
Der Baum auf Nivelin 61
Hohes Wasser 62
Aus dem Schlesischen Gebirge . . 64
Auch ein Walpurgisnachtstraum . 65
Hamlet 71
Zwei Flaggen 73
Flottenträume 75
Noch zwei Sonette 78
Der Schüler Ancillens 79
Der Adler auf dem Mäuseturm . 79
Das Fensterkreuz 81
Wisperwind 83
An Hoffmann von Fallersleben . 84
Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten 87
Vorläufig zum Schluß 88

Ça ira! 1846 89

Vor der Fahrt 91
Eispalast 93
Von unten auf 95

Wie man's macht 97
Freie Presse 100
Springer. Epilog 101

Neuere politische und soziale Gedichte. 1849. 1851. . 103

Erstes Heft. 1849.

Meiner Frau zum Geburtstage . 105
Leipzigs Toten! 107
Requiescat! 109
Irland 111
Das Lied vom Hemde 113

Die Seufzerbrücke 115
Im Hochland fiel der erste Schuß 118
Die Republik! 120
Schwarz-Rot-Gold 122
Berlin 125
Ein Lied vom Tode 127

Seite

Trotz alledem! 129
Die Toten an die Lebenden . . . 131
Wien 133
Blum 134

Zweites Heft. 1851.

Die Revolution 137
Reveille 139
Abschiedswort der „Neuen Rheinischen Zeitung“ 140
Ungarn 141
Brot 142
Am Birkenbaum 145
Nach England 149
Ein Weihnachtslied für meine Kinder 151

Anhang.

Kalifornien 155
Ein Umkehren 157

Zwei poetische Episteln. 1852. 161
An Joseph Weydemeyer, 1. . . . 163
An Joseph Weydemeyer, 2. . . . 166

Ein Glaubensbekenntnis

Zeitgedichte

1844

Die Sachen sind, wie sie sind. Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig.

Chamisso, Briefe an de la Foye.

Vorwort.

Dem Versteckten offne Frage,
Das Verstockte frisch in Fluß!
In die Stickluft dieser Tage
Dieses Büchleins kecken Schuß!

Die jüngste Wendung der Dinge in meinem engeren Vaterlande Preußen hat mich, der ich zu den Hoffenden und Vertrauenden gehörte, in vielfacher Weise schmerzlich enttäuscht, und sie ist es vornehmlich, welcher die Mehrzahl der in der zweiten Abteilung dieses Buches mitgeteilten Gedichte ihre Entstehung verdankt. Keines derselben, kann ich mit Ruhe versichern, ist *gemacht*; jedes ist durch die Ereignisse *geworden*, ein ebenso notwendiges und unabweisliches Resultat ihres Zusammenstoßes mit meinem Rechtsgefühl und meiner Überzeugung, als der gleichzeitig gefaßte und zur Ausführung gebrachte Entschluß, meine vielbesprochene kleine Pension in die Hände des Königs zurückzulegen. Um Neujahr 1842 wurde ich durch ihre Verleihung überrascht: seit Neujahr 1844 hab' ich aufgehört, sie zu erheben.

Indem ich mich solchergestalt, durch Wort und Tat, offen und entschieden zur Opposition bekenne, schicke ich gleichwohl der zweiten Abteilung die erste, schicke ich den unzweideutigen Stimmen einer ausgebildeten und in sich gefesteten politischen Meinung die minder sicheren und bewußten einer erst werdenden und sich gestaltenden voraus. Ich kann nicht anders! Wer am Ziele steht, soll auch den Umweg nicht verleugnen, auf welchem er es erreicht hat! Dies mein Glaube, und dies der einzige Grund, der mich gerade bei dieser Gelegenheit zur Wiederveröffentlichung jener älteren Gedichte bestimmt. Andere Motive, vollends solche des Hasses und des Neides, wie man sie einst bei meinem Liede gegen Herwegh vorausgesetzt hat, sind mir jetzt so fremd, wie sie es damals waren, und ich stelle sie hiermit aufs entschiedenste in Abrede. Es ist mir haupt-

sächlich darum zu tun, eine nunmehr hinter mir liegende Übergangsepoche meiner poetischen und politischen Bildung auch sichtbar für mich und andere zum Abschluß zu bringen.

Und so leg' ich denn die Sammlung, Älteres und Neuestes, vertrauensvoll an das Herz des deutschen Volkes! Die Besonnenen und ruhig Prüfenden, hoff' ich, werden die zahlreichen Fäden leicht entdecken, welche aus der ersten Abteilung des Buches in die zweite herüberführen. Sie werden es erkennen, hoff' ich, daß hier nur von einem Fortschreiten und einer Entwicklung die Rede sein kann, nicht aber von einem Übertritt, nicht von einem buhlerischen Fahnentausch, nicht von einem leichtfertigen Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es sind. Sie werden es vielleicht um so eher, wenn sie gleichzeitig erwägen, daß die ganze Schule, die ich soeben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht habe, doch am Ende nur die nämliche ist, welche die Nation, in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und nach politischer Durchbildung, als Gesamtheit selbst durchlaufen mußte und zum Teil noch durchläuft; — und das Ärgste, was sie mir vorzuwerfen haben, wird sich zuletzt vielleicht auf das eine beschränken: daß ich nun doch von jener „höheren Warte" auf die „Zinnen der Partei" herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings recht geben! Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Brust der Reaktion sich entgegenstemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Lose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — solange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer Tage nach Kräften das ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt!

Asmannshausen, Mai 1844.

Ferdinand Freiligrath.

I.

Ich habe stets das Rechte nur gewollt:
Und währt' es lange, ging ich suchend um,
Bis ich's erfaßte — eines bleibt mein Trost:
Niemals dem Unrecht lieh' ich meine Stimme.
Anonymus.

Aus Spanien.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen,
Der Dampf verflog, die Schüsse sind verhallt;
Nur hier und dort steht einsam noch ein Haufen,
Im Auge Zorn, die Hände starr geballt;
Husaren ziehn; — ein Tag der Schmach war euer!
Ihr goßt das Blei, das seine[1]) Brust zerriß!
Ihr schoßt es ab! Euch galt sein Wort: „Gebt Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

„Gebt Feuer!" — ja, das hat er oft gesprochen,
Wenn er zu Roß durch eure Reihen flog;
Wenn zu der Hufe ungeduld'gem Pochen
Er nun sein Schwert, das makellose, zog!
Für Spaniens Heil, für eurer Waffen Ehre,
Wie hat er stets zu führen euch gewußt!
Heut lenkt' er wieder eure Feuerröhre,
— O Gott, auf seine eigne Brust!

Und wer verdammt ihn? — Er, der jetzt das Ruder
Des morschen Staats in ehrnen Händen hält!
Der Waffenbruder seinen Waffenbruder!
Nicht wahr — sie schliefen in demselben Zelt?
Ihr saht sie rasten oft in einer Scheuer?
Aus einem Becher tranken sie? — Gewiß!
Ihr saht es oft! — O Gott, und heute? — „Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

[1]) Des Diego Leon.

So war sein Wunsch: „Laßt mich zu Pferde sitzen!
Ja, laßt mich steigen auf mein liebstes Pferd!
Noch einmal gern säh' ich mein Schwert erblitzen,
So wie es Reitern aus der Scheide fährt!
Den ich im Kampf erblickt auf tausend Seiten,
Dem ich seit Jahren dreist die Stirne bot,
Auch jetzt dem Tod möcht' ich entgegenreiten —
Gern stürb' ich einen Reiterstod!"

Er starb ihn nicht — er ward hinausgefahren!
Gesenkten Halses blieb daheim sein Roß;
Dicht lag der Staub auf seinen Mähnenhaaren,
Indes man draußen seinen Herrn erschoß!
Einförm'gen Hufschlags trat es sein Gemäuer —
Ha, lieber wahrlich knirscht' es ins Gebiß
Und stampfte wiehernd in den Zuruf: — „Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

Schlank, hoch und herrlich trat er aus dem Wagen;
Dann küßt' er brünstig ein Marienbild.
„In allen Schlachten hab' ich dich getragen:
Was du vermochtest, hast du treu erfüllt!
Die dich mir gab, mein Weib hat dich gesegnet;
Geh zu ihr heim — getan ist deine Pflicht!
Du lenkst die Kugeln, so die Walstatt regnet,
Der Richtstatt Kugeln lenkst du nicht!" —

Dann, daß kein Blei an ihm vorüberpfeife,
Gab er den Schützen selber ihren Stand,
Und wies sie an und richtete die Läufe
Und riß sich auf sein blitzend Kriegsgewand;
Gab Ring und Kreuz dem Freunde drauf: — „Du Treuer!
Dies dem Regenten — meinem Weibe dies!
Zerbrich mein Schwert! Was zaudert ihr? Gebt Feuer!
. . . . Exoriare aliquis!"

Die Salve fiel: — was wollt ihr weiter wissen?
Die Salve fiel: — sein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feur!" — Zerschmettert und zerrissen
Sank in den Staub sein edel Angesicht! —
So war sein Tod! Ich heiß' ihn einen schönen!
Es war ein mut'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verse dröhnen,
Dumpf, wie gedämpfter Trommeln Schall.

Die ihr gehört – frei hab' ich sie verkündigt!
Ob jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Drum auch: Soll ja, was jener ernst gesprochen,
Jetzt oder später in Erfüllung gehn,
Soll aus der Opfer blutbespritzten Knochen
Ein Held, ein Rächer flammend auferstehn: —
Nicht sei's für sie! Was einzelnen Altäre!
Dir nur, o Spaniens kriegszerrißne Mark,
Dir nur, du Land altritterlicher Ehre,
Zwei Arme wünsch' ich, fest und stark.

Unselig Land, dich wollt' ich, daß sie rächten!
Du liegst und stöhnst — kein Helfer tritt heran.
Du gleichst dem Stier in deinen Stiergefechten,
Der blutend zuckt und doch nicht sterben kann.
Die Völker sehn's, sie stehn geschart im Kreise!
Daß er dich rette, tritt kein einz'ger vor?
Ein Matador! — Wen lüstet nach dem Preise? —
„Ein Reich für einen Matador!"

Nicht, daß er vollends dich zum Tod verwunde —
Nein, daß er heile deine Wunden dir!
Noch ist es Zeit! — Noch hast du Kraft! — Gesund
Wirf deine Quäler, Andalusias Stier!
Noch wehn in Büscheln deines Hauptes Haare,
Dein Auge glüht, scharf noch ist dein Gebiß!
Ein Matador! — Wer wagt's? — — Exoriare!
Exoriare aliquis!

Darmstadt, November 1841.

Zu Immermanns Gedächtnis.

Hieher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen; hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konsequenz.

Wir sind weit mehr in andern vorhanden, als in dem, was wir unser Selbst nennen. Die ganze Bedeutung des höheren Lebens ist eben, aus uns heraus zu gelangen und in anderen eine verklärte Persönlichkeit zu gewinnen. Denkt man dies recht durch, so verliert der Tod den größten Teil seiner Schaurigkeit, selbst wenn man die Hoffnung persönlicher Fortdauer auf sich beruhen läßt. Ich glaube an letztere und halte es für wahrscheinlich, daß die Hand, in welcher jedes Stäubchen aufbehalten bleibt, auch das kleine Fünkchen, welches Ich heißt, vor dem Erlöschen in der großen Nacht zu bewahren wissen wird. Nur verliert sich alle ängstliche und ausmalende Betrachtung dieses Punktes an den Särgen so hoher Menschen, wo man mit einem Blicke ihre verstäubende Asche und ihr ewiges, wesenhaftes Fortleben auf der Oberwelt umfaßt. Dann erscheint ein unvergängliches Leben schon hienieden verbürgt, dem dereinst die Auferstehung folgen möge, wenn sich die Zeiten erfüllt haben werden.

Immermann, Tagebuchblätter über Goethes Haus und Goethes Grab.

So lehnt' er fromm dort seinen Wanderstab,
Ein Heros selbst, an der Heroen Grab;
Gesenkt das Haupt, ein ernster Pilgersmann,
Trat an die Särge dienend er heran,
Und ließ voll Mut Unsterblichkeitsgedanken
Als Totenkranz um ihren Staub sich ranken.

Ein Opfer, wie er's bringen mußte! — Keins,
Das würd'ger wäre! — Tief ergreift nur eins!
Daß er, der Hohe selbst, der es gebracht,
Sobald schon einging in die „große Nacht";
Daß er es brachte nur, um uns zu lehren,
Wie wir ihn selbst im Tode würdig ehren!

Geschehʼ es denn! — Wir fassen uns ein Herz!
Verwunden jetzt der erste jähe Schmerz!
Wir wissen es, ein Gott hat ihn gefällt,
Am Boden reglos liegt der starke Held;
Doch eisenadrig trotzt er der Vernichtung,
Ein edler Fels im Walde deutscher Dichtung.

Drin wird er ragen — jetzt und immerdar!
Für viele noch ein schroffes Rätsel zwar;
Ein Runenstein, mit Moose rauh bedeckt,
Der den Verzagten und den Blöden schreckt;
Doch stets des Volkes Edelsten und Größten
Ein ernster Freund, zu wecken und zu trösten!

Als solcher dastehn wird er allezeit!
Wie um ihn her auch toben mag der Streit,
Wie unterm Beil der Jahre Baum an Baum
Zusammenrasselt — er vernimmt es kaum!
Der Aar des Ruhmes zieht in treuen Kreisen
Um seine Stirn: — laßt uns ihn glücklich preisen!

Und doppelt glücklich, weil mit ehrnem Tritt,
Recht als ein Sieger, er von dannen schritt;
Weil, eh' er ihn verließ, auf seinem Pfad
Sieg noch auf Sieg, Tat folgte noch auf Tat,
Und weil, die spät noch in sein Leben glänzte,
Weinend die Liebe seinen Tod bekränzte!

So wurden die Heroen einst entrückt!
So die Propheten! — Nachsah tief gebückt
Des Volks, der Nächsten kummervolle Schar!
Bald aber senkte Tröstung wunderbar
In ihre Brust sich! Sie erhuben Steine
Und legten Kränze drauf! — Wo steht der seine?

Sucht ihn nicht auf in einer Fürstengruft!
Er hat ein Grab in frischer Rheinesluft;
Das Land der Berge sendet Waldeshauch
Dem jungen Gras, dem jungen Rosenstrauch,
Die es umwehn; frei netzt es Tau und Wolke —
Bei Fürsten nicht, er ruht bei seinem Volke.

Sei es ein Zeichen! — Wie wir ruhn ihn sehn
Bei allem Volke, wird er auferstehn
Im Herzen auch des Volks: — er selbst, verklärt
In uns, in andern! Ew'gen Lebens Herd
Dies stumme Grab, auf das wir sinnend blicken,
Und es nach Kräften würdig möchten schmücken!

Sein bester Schmuck, was er uns selbst vermacht!
Was er im Herzen frisch uns angefacht:
Erinnerung, Gedanke, Bild und Wort,
Weih' es in Andacht jeder diesem Ort!
Kehr' es ihm wieder, rein und ohne Fehle —
Mir klingt es also recht in tiefer Seele:

O, schweift' ich wieder, wo ein Bursch' ich war,
Auf meiner Heimat waldbewachsner Haar,
O, ständ' ich wieder, wenn die Drossel schlägt,

Dort, wo der Hofschulz Femgericht gehegt,
Auf Lisbeths, Oswalds, meinem eignen Boden —
Da brach' ich still des Holzes grünste Loden!

Und flöchte sie zum schattenreichen Kranz;
Den sollt' er haben, frisch und voll und ganz;
Den legt' ich fromm auf seinen schlichten Stein!
Westfälisch Laub! Es müßt' ihn doch erfreun!
Gewiß, er nähm' ihn — aus der Blätterfülle
Des Eichkamps seiner prächtigen Idylle!

Und zu des Kranzes Rauschen spräch' ich dann:
Das soll ein Dank sein, du gewalt'ger Mann!
Du Mann der Liebe, wie der schroffen Kraft,
Wahr, fest, beharrlich, eisern-eichenhaft,
Fast wie dein Hofschulz! einen stillen Segen
Und diesen Kranz laß auf dein Grab mich legen!

Du weißt es nicht, was ich dir schuldig bin!
Auf dich, als Leuchtturm, blick' ich täglich hin!
In Kunst und Leben irrt' ich, ach, schon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!
Aus deinem Grabe noch vor wenig Wochen
Hast du erschütternd mir ins Herz gesprochen!

In Goethes Räumen jenes ernste Wort!
Wie eine Glocke hör' ich's fort und fort!
Es stürmt mich auf, und ruft beständig mir:
Tu das Gelübde! — Wohl! doch tu' ich's hier!
Bei dir, dem Festen, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!

Zu deinem Ziele führen nur die drei!
Laß mich, mir selbst und meinem Pfunde treu,
Nach seinem Maße fürder tun mit Lust,
Was meines Amtes — ruhig und bewußt
Mich oben haltend in der Zeitflut Ringen!
Hilf mir, du Starker! hilf und laß gelingen!

So würd' ich reden! — Und ich rede so!
Bald auch der Eiche Blätter hol' ich froh
Von meiner Heimat Oberhöfen dir:
Heut sei der Rheinstrom treuer Bote mir!
Dieselbe Flut, die jetzt zu meinen Füßen
Ans Ufer schlägt, wird morgen dich begrüßen!

Sie mag dies Lied dir tragen niederwärts! —
Ich weiß es nicht, mir ist so kühn ums Herz;
Hell durch die Brust mir bebt ein mut'ger Klang:
Für dich kein Lied, wie ich es Grabbe sang!
Das Haupt gehoben! Dein der Sieg, der Friede!
Weh' beider Odem auch in diesem Liede! —

Den Toten Ehre, sei ihr Schlummer lind,
Die Rat und Stab noch den Lebend'gen sind;
Die ew'gen Lichtes vorglühn unsrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nahn,
Um leise weinend ein Gebet zu stammeln,
Wir frischen Mut und neue Tatkraft sammeln!

St. Goar, Juni 1842.

Ein Flecken am Rheine.

Gruß dir, Romantik! — Welch ein prächtig Nest!
Mit seines schlanken Mauerturmes Zinnen,
Mit seiner Tore moosbewachsnem Rest,
Mit seiner Burg, so schartig und so fest,
Wie reißt es sieghaft meinen Geist von hinnen!
Gruß dir, Romantik! Träumend zieh' ich ein
In deinen schönsten Zufluchtsort am Rhein!

Drin weilst du noch! Im schlichten Nonnenkleid
Blickst du mich an durch die bemalten Scheiben.
Es hat geächtet dich die Nüchternheit,
Ach, und die Klugheit dieser hast'gen Zeit;
Sie möchten gern dich ganz und gar vertreiben.
In kleinen Uferfesten, morsch und grau,
Birgst du dich zitternd, wunderbare Frau!

Dort — ach, in Kirchen, die des Schmuckes bar,
Dort ist die Statt, wo deine Seele jammert!
In öden Kirchen, mit zerwehtem Haar,
In öden Kirchen kniest du am Altar,
Und hältst mit Weinen brünstig ihn umklammert.
In seines Schattens ewigheil'ger Ruh'
Suchst eine Freistatt deinem Schmerze du.

Und bist dieselbe doch, die einst mit Lob
Und trunkner Scheu des Volkes Beste nannten;
Die Ludwig Tieck einst auf den Zelter hob,
Die keck den Forst der Poesie durchstob,
Arnim, Brentano deines Zugs Trabanten.
Die Waldung glühte, silbern sprang der Born,
Und wie ein Märchen scholl das Wunderhorn.

Das war vordem! — Jüngst ging ich am Gestad';
Grün floß der Strom: nicht Volker sah ihn reiner.
Ein Dampfboot zog vorüber seinen Pfad,
Tief in die Wellen griff es mit dem Rad,
Und auf dem Deck stand deiner Priester einer:
Der jüngste wohl — und doch schon grauen Haars
Um die gewölbten Schläfen: Uhland war's!

Wir kannten uns — wir grüßten uns. Vorbei
Mein einsam Städtchen schwamm er zu den Dänen.
Auf uns hernieder sah die Lorelei,
Im Hals erstickt' ich einen Freudenschrei,
Doch in den Augen hatt' ich helle Tränen.
Trüb klang ein Lied in meiner Seele Schrein:
Das hieß: „Drei Bursche zogen übern Rhein!"

Ja, dies der Rhein! Die Woge mit dem Hort,
In dessen Strahl sich Uhlands Wimper sonnte!
Und dort er selbst! die Sängerlippe dort,
Romantik, ach, die mit gefeitem Wort
All deinen Zauber noch verkünden konnte!
Das Auge dort, das tief im Elfenbusch
In deiner Bronnen Spiegel klar sich wusch!

Du wußtest es, daß er vorüberzog!
Aus Burg und Felsriß durch des Morgens Nässe
Sahst du hernieder, und ein Lächeln flog,
Ein sonnig Lächeln, als das Schiff sich bog,
Durch deiner Züge kummervolle Blässe.
Mit trüber Freude sahst du auf den Knien
Auf deinem Strome deinen Dichter ziehn.

Da flog er hin, der letzte Rauch verschwamm!
Da flog er hin, dein jüngster, reinster Kämpfer!
Dein Lächeln floh, trüb stand der Berge Kamm,
In meinem Herzen pocht' es wundersam:

Dein letzter Ritter — ach, und auf dem Dämpfer!
Dahingerissen von der neuen Zeit
Des Mittelalters fromme Trunkenheit!

Ein Gleichnis nur! — Doch kam es über mich,
Und nicht vermocht' ich's trotzig abzuweisen;
Daher die Trauer, die mich überschlich.
Du Stille, Bleiche, ja verhülle dich!
Die Zeit, o Herrin, ist für dich von Eisen!
Kalt unterwühlt sie dein vermorscht Asyl —
Ach, nicht allein mit ihrer Dämpfer Kiel!

Dein Reich ist aus! — Ja, ich verhehl' es nicht:
Ein andrer Geist regiert die Welt als deiner.
Wir fühlen's alle, wie er Bahn sich bricht;
Er pulst im Leben, lodert im Gedicht,
Er strebt, er ringt — so strebte vor ihm keiner!
Ich dien' ihm auch und wünsch' ihm frohen Sieg —
Doch warum dir, Verbannte, deshalb Krieg?

Dir, deren prächtig Banner ohnehin
Einsam nur weht noch auf zerfallner Mauer!
Dir, der Entthronten! — Mit bewegtem Sinn
Zu deinen Füßen werf' ich still mich hin,
Ein ernster Zeuge deiner Witwentrauer!
Ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
Das um die alte fromm doch Leide trägt!

Nicht wie ein Knabe! — Diese Stunde nur
Zu deinen Füßen klagend will ich sitzen!
Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen.
Nur eine Stunde! Aber die auch ganz
An deiner Brust, in deiner Glorie Glanz.

Da, nimm mich hin! Nimm mich und halt mich fest!
Ha, diese Scharten, diese Mauerzinnen!
Ha, dieser Tore moosbewachsner Rest,
Ha, diese Burg, dies alte Falkennest —
Sieghaft, erobernd reißt es mich von hinnen!
Stromauf die Pfalz im Abendsonnenbrand —
Die Wolken Schlösser — ja, das ist dein Land!

Ein Kirchentor! — Wie träumend tret' ich ein;
Die Fenster lodern, dunkelbunt geschildert;
Die stolzen Rosen werfen prächt'gen Schein,
Und durch des Kreuzgangs düstre Bogenreihn
Herschaut ein Gärtlein, rankig und verwildert;
Still mit des Chores ewigernstem Grau
Sein Laubgrün mischt es und sein Himmelblau.

Und leise zitternd überfliegt die Wand
Der wolk'ge Schatten seiner wehnden Büsche;
Dort ist der Ritter und der Burgfraun Stand;
Aus Stein gehauen, flehend ihre Hand
Zur Brust gehoben, stehn sie in der Nische;
Mild und ergeben strahlt ihr bleich Gesicht —
Friede des Todes überströmt es licht.

Lautlos die Stätte! Markt und Strom wie weit!
Romantik, ha, mein Trauern ist gebrochen!
Den Gottesfrieden, die Gotttrunkenheit,
Die du nur kennst — nicht, ach, die neue Zeit! —
Hier fühl' ich rein sie meine Brust durchpochen.
Die Erde weicht, in sel'gen Armen hält
Der Himmel mich — verschollen ist die Welt!

Genug, genug! Nicht lange solch ein Port!
Zurück ins Leben! Mächtig ruft das Neue!
Doch was ins Herz mir senkte dieser Ort,
Für immer flamm' es! Poch' es fort und fort
In meinen Adern! Geb' es mir die Weihe!
Geb' es mir Mut und Freudigkeit und Halt,
Wenn laut und fordernd mich der Tag umschallt!

So wird mein Dienst der Zeit ein reiner sein. —
Verbanntes Weib, ich wollte mit dir klagen,
Mit Tränen netzen wollt' ich deinen Schrein —
Ich kam, und sieh, du hauchtest Ruh' mir ein!
Ich gehe fort, von neuer Kraft getragen!
Von deinem Licht umflossen, geh' ich hin:
Du bist verbannt — doch stets noch Königin!

Leb' wohl für heut! — Des Abends letztes Gold
Strömt durch die Scheiben; über mir Geläute!
Die Kirchenfahnen flattern, halb entrollt! —
Ihr allzeit Klugen, die ihr wissen wollt,

Was alles Ding, auch was dies Lied bedeute:
Der Lettner glüht, die ew'ge Lampe flammt —
Nennt für Brentano es ein Totenamt!

St. Goar, September 1842.

Ein Brief.

Das war ein lustig Ziehen
Und Reisen durch die Welt!
Das war ein Fackelsprühen
Von Zürich bis zum Belt!
Aus Herzen und aus Küchen
Stieg Weihrauch dir empor;
Pelotons von Tafelsprüchen
Schlugen knatternd an dein Ohr!

Ein neuer Held Sankt Jürgen
Durch Deutschland zogst du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der Grause
Noch züngelt ungescheut?
Verpaßtest du beim Schmause
Vielleicht die rechte Zeit?

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator,
Und übrig nur — der Schwab'!
Verwelkt schon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schriebst dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Nun können sie dich bänd'gen,
Philister und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen!
Er schlug sich selber tot!"
Wen Ruhmeskleider zieren,
Der hüte sie, wie Schnee!
Wahr ist es: Renommieren
Verdirbt die Renommee!

Wer sagt, er stände Wache
Fürs Recht, der halte Stich,
Und gebe statt der Sache
Nicht immer nur sein Ich!
Der schwinge, wo fürs Ganze
Man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffart ficht!

Wer so mit Wein der Ehren
Empfangen ward, wie du,
Wie mocht' er den betören,
Trank auch ein Volk ihm zu?
O Schmach, im Rausch zu fallen,
In Händen noch den Krug!
Berauscht sich zu erlallen
Des Lächerlichen Fluch!

Das ist's — Wohl wird geschlagen
Ein Held im Kriegsgewühl;
In alt und neuen Tagen
Schritt mancher ins Exil;
Doch rings im Volksgetümmel
Kein Höhnen und kein Groll:
Sein Stern erlosch am Himmel —
Doch rein und würdevoll!

Die Freiheit rang die Hände,
Da seine band der Strick!
Wie tote Fackelbrände
Der Freunde düstrer Blick!
Ringsum Gewitterstirnen,
Rings Murmeln durchs Visier,
Ringsum verhaltnes Zürnen —
O, ständ' es so mit dir!

Dir folgt, wie plumpen Schnittern,
Ein Rauschen, hörbar kaum;
Das ist der Triebe Zittern
Am jungen Freiheitsbaum!
Der Knospen und der Triebe,
Die freudig ihn geschmückt!
Die, ach, mit einem Hiebe
Du alle fast geknickt!

So ziehst du! — Was ich sagte,
Wohl klingt es schonungslos!
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog selber sich das Los!
Du nanntest den alten Riesen
Zu alt zu dieser Frist?
Du hast uns nur bewiesen,
Daß du zu jung noch bist!

Zieh hin, — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeihn!
Bring' ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte,
Laß wehn sie, doppeltreich:
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenstreich!

St. Goar, Januar 1843.

Mit raschen Pferden jagt die Zeit.

Mit raschen Pferden jagt die Zeit,
Ein heißes Weib, nach Freiheit lechzend:
Die halbbewußte Menge schreit,
Gedankenlos als Vorspann ächzend.
Das tappt und tastet, wie man's lenkt:
Sie läßt den blinden Troß gewähren
Und hält die Zügel straff und denkt:
„Weh mir, wenn das die einz'gen wären!"

Ein Gottweib! Ernst verehr' ich sie,
Und geh' ihr nach mit Schwert und Schilde,
Und jauchz' ihr zu: — doch nun und nie
Entweih' ich sie zum Götzenbilde!
Ich denk' an das zu Dschagernat,
Vor dem das Volk in langer Gasse
Dickstirnig hinkniet, daß vom Rad
Es jubelnd sich zermalmen lasse!

St. Goar, Januar 1843.

Die Winde.

Nach dem Amerikaner William Cullen Bryant.

Ihr ungesehnen Ströme durch die Luft,
Wie treibt ihr eben froh noch euer Spiel;
Ihr trugt die Biene, trugt der Blume Duft,
Und wehtet heiße Mädchenwangen kühl;
Ihr jagtet Wölkchen durch der Feste Blau;
Von welken Blumen klopftet ihr den Tau;
Wie Schneegestöber — o der prächt'gen Schau! —
Katalpablüten risset ihr vom Stiel.

Jetzt aber brüllt ihr wie der Katarakt,
Rast wie die Brandung, die ans Ufer prallt;
Die Berge zittern, wie von Furcht gepackt,
Und euch zu Füßen krachend stürzt der Wald.
Vor euch, wie Adler, jagt der Wolken Flucht;
Auf Haus und Hütte wirft sich eure Wucht;
Wie trocknes Herbstlaub in der öden Schlucht
Hebt und zerbricht sie eures Zorns Gewalt.

Die Vögel flattern, ängstlich und verwirrt;
Umsonst! zu Tode schmeißt sie eure Wut.
Der Regen rasselt, und ein Strombett wird
Ringsum das Feld, soweit die Ernte ruht.
Gießbäche taumeln von der Hügel Höh',
Das Dorf ertrinkt, die Ebne wird zum See,
Und banger Stimmen herzzerreißend Weh
Erhebt sich jammernd aus der wüsten Flut.

Ihr sauft aufs Meer; — da werden Männer bleich;
Wohin ihr donnert, Angstruf und Gebet.
Ihr schlagt die Wasser, einem Vogel gleich,
Der lustig badend in der Quelle steht.
Ihr reißt entzwei den Mast und seine Fahn';
Bis auf den Grund peitscht ihr den Ozean;
Berghohe Wellen sprüht ihr himmelan,
Und Trümmer sind's, was ihr zur Küste weht!

Wozu dies Toben? — Für die Freiheit nicht
Zu ringen braucht ihr, daß ihr also tollt;
Ihr braucht kein Erz zu rütteln, bis es bricht;
Ihr regt die Schwingen, wie und wo ihr wollt.

Ja, freigeboren weht ihr überall;
Frei wühlt ihr auf der Tiefe Wogenschwall;
Wälder und Wüsten füllt ihr an mit Schall,
Dazu die Inseln, die das Meer umrollt!

Wohl seid ihr stark! — Doch in Europa liegt,
Weh ihr, in Ketten eine stärkre Kraft;
Auf Thronen sitzt, was ihren Nacken biegt,
Und überwacht mit Zittern ihre Haft.
Und Krieger stehn in Waffen um sie her;
Wenn sie empor will, ziehn sie mitleidsleer
Die Bande fester, heben hoch den Speer —
Tod ihre Strafe, wenn sie auf sich rafft!

O, wenn einst sie, wenn der gekränkte Geist
Der Menschheit einst auch drüben sich befreit;
Wenn seine Ketten jubelnd er zerreißt
Und seiner Hügel als ihr Herr sich freut —
O, nicht wie ihr zerstörend ras' er dann;
Mit Jammer nicht die Erde füll' er an;
Mit Blut nicht, das in Menschenadern rann,
Befleck' er wild der Erde Lieblichkeit!

Nein, wie der Frühling mög' er leis erstehn,
Der, was ihn fesselt, bricht mit sanfter Macht;
Wie Odem Gottes naht sein schaffend Wehn: —
Da springt das Eis, der Born entquillt dem Schacht!
Aus dunklem Kerker schießt die Blum' in Hast;
Der Wald erklingt nach langer, dumpfer Rast;
Morgen und Abend, sich begegnend fast,
Erdrücken zwischen sich die alte Nacht.

St. Goar, Januar 1843.

II.

's ist ein Bestreben, herb und mühevoll,
Das brennende Wort zu halten in den Schranken,
Und in der Seele dunkler Urne Groll
Und Zorn zu häufen — selber den Gedanken
Zu einem Schatze machend, der nur dann
Mit kühnem Spruch gehoben werden kann,
Wenn Nacht und Schlaf und Schatten niedersanken.
Ich trug es nicht! —

Felicia Hemans, Das Waldheiligtum.

Guten Morgen!

Stand ich droben auf der Eifel Kämmen,
Als der Vollmond durch die Wolken brach;
Breit und blendend sah ich überschwemmen
Seine Lichter See und Kloster Laach.

Leiser Windhauch wehte durch die Tale,
Laub und Rohr umflüsterten den Strand,
Und der Flut entreckte sich die schmale,
Jene schmale, weiße Nonnenhand.

Anzuschaun wie eine Blum' von ferne,
Mit den Wellen flog sie auf und ab;
Rings gespiegelt schwamm das Heer der Sterne: —
Raffte sie's vom Himmel sich herab?

Winkt' und winkte mir sodann die reine!
Wie sich schüttelnd rauscht' empor der See;
Durch die Waldung huschten eigne Scheine;
Übern Kreuzweg sprang entsetzt das Reh.

War's die Hinde, die in ihren Tränen
Genoveven weiland sich gesellt?
Ach, mich faßte schmerzlichsüßes Sehnen
Nach der sel'gen alten Märchenwelt!

Und beinahe jenem bleichen Finger
Wär' gefolgt ich durch ihr offnes Tor;
Doch erwachend, mit mir selbst ein Ringer,
Rafft' ich stark und mutig mich empor!

See und Kloster, Türm' und Felsenspitzen,
Wald und Schlucht, wo Genoveva litt —
Einmal noch im Mondschein sah ich's blitzen,
Und dann wandt' ich herzhaft meinen Schritt!

Eilte fort auf waldbewachsnen Wegen,
Drauf verwirrend noch der Mondschein lag;
Ging dem Morgen und dem Rhein entgegen,
Ging entgegen aus der Nacht dem Tag!

Ließ die Schatten dämmernder Gesichte
Jubelnd fahren für die Wirklichkeit! —
Sieh, und vor mir hell im Sonnenlichte
Zog der Rheinstrom, tief und grün und breit!

Zog der Rhein und rührte sich das Leben —
Ja, ins Leben riß mich dieser Strand!
Nicht erhob er, mir den Gruß zu geben,
Bleich und zitternd eine Totenhand!

Doch den Handschlag bot er mir, den treuen,
Eines Volkes frank und unverstellt,
Das — in Ehrfurcht, aber ohne Scheuen! —
Für sein Recht den Fuß beim Male hält!

O, der bannte, was von Spuk und Sorgen
Nächtlich noch auf meinem Herzen lag!
Meinem Volke sagt' ich: „Guten Morgen!" —
Einst, so Gott will, sag' ich: „Guten Tag!"

Guten Morgen denn! — Frei werd' ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
Also les' ich meinen Schiller heut!

St. Goar, Januar 1844.

Prinz Ludwig von Preußen.

Weise: „Prinz Eugenius, der edle Ritter."

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt ihr allesamt!
Doch kein Teufel weiß jetzunder
Wie sein Säbel, Gottes Wunder!
In die Zöpfe einst geflammt!

Auf und laßt die Fahnen wehen!
Anno fünf ist es geschehen,
Anno fünf zu Altenburg!
Prinz Ludwig bei Spiel und Mahle
Saß allda bei Vogt im Saale,
Zechte flott die Herbstnacht durch.

Tat's mit hundert Offizieren;
Trugen allzumal noch ihren
Wohlfrisierten Puderschopf;
Seitenlöcklein, wohlgebacken
Und gekleistert, und im Nacken
Steif und starr den alten Zopf.

Gläser klirrten, Lieder schallten,
Die Champagnerpfropfen knallten —
Dreimal hoch das Hauptquartier!
Tafelmusik rauschte munter,
Meister Dussek mitten drunter
Dirigierte am Klavier.

Ist der Prinz emporgesprungen,
Hat er hoch sein Schwert geschwungen,
Zugelacht dem Freunde dann:
„Hackbrettschläger, jetzt ans Hacken!
Hack' den Zopf mir aus dem Nacken!
Heute solln die Zöpfe dran!"

Meister Dussek nahm den Degen,
Tät den Zopf aufs Tischtuch legen,
Auf den Knien lag der Prinz:
Dussek hieb mit scharfem Streiche,
Auf der Tafel lag die Leiche —
Achtunddreißig Jahre sind's!

Tusch! Das fuhr durch alle Köpfe!
Laut scholl's: „Peréant die Zöpfe!"
Das war eine Wirtschaft heut!
Oberst, Kapitän und Junker
Hieb sich ab den garst'gen Klunker —
Jeder Zopf ließ Haare heut!

Dieses in dem Preußenheere
Warn die ersten Zöpf', auf Ehre!
Die da abgeschnitten sein!

Zopflos in den lieben Himmel
Rückt' aus Saalfelds Schlachtgetümmel
Ludwig Ferdinandus ein!

Noch im Dreispitz mit der Krempe,
In der Hand die blut'ge Plempe,
Kam er — doch der Zopf war ab!
Drob der Alte Fritz erstaunte,
Und ihm eine gutgelaunte
Oheimliche Nase gab! —

Der Armeezopf liegt erstochen,
Jenas Zopf auch ist gerochen,
Doch manch andrer macht sich breit!
Wann zersetzt uns die ein Retter?
Ludwig, schick' ein Donnerwetter
In die Zöpfe dieser Zeit!

St. Goar, Oktober 1843.

Und noch einmal der Zopf.

Und noch einmal der Zopf! — Jenseits sogar der Meere
Hat er gewütet einst im Indo-Britenheere,
Hat baumelnd er geführt sein haarig Regiment.
Was dort ein Rotrock war, trug auch den krummen, straffen;
Geschmeichelt sahen es am Gangesstrand die Affen —
Sie nahmen's für ein Kompliment.

O, welch ein Staat das war an Sonn- und Feiertagen!
Da ward er feierlich und endlos erst getragen!
Da schmückt' er vollends erst der Krieger Scharlachkleid!
Im Sattel saßen sie, gradleibig wie die Puppen;
Er unterdessen lag ausruhend auf den Croupen
In sinniger Betrachtsamkeit.

Und war zu Ende nur die schimmernde Parade,
Dann sprengten Offizier und Fähnrich ans Gestade,
Dann gab's ein Rennen noch um eine Flasche Port!
Dann band sich männiglich die angehängte Bürde
Des Zopfes ehrbar ab, hielt ihn mit Schick und Würde
Fest in der Hand und schnalzte: „Fort!"

Und fort nach Willkür ging's — der Zopf ja ward zur Gerte!
Der Zopf behielt den Sieg, wie sich das Roß auch sperrte!
Ein indo-britisch Spiel: — Weh, daß man es verdeutscht!
Daß man auch unter uns vom rückwärts schaunden Kopfe
Den starren Unhold langt — bei uns auch mit dem Zopfe
Ein edel Roß, das Volk, zerpeitscht!

St. Goar, Oktober 1843.

Der Königsstuhl bei Rhense.

Weise: „In des Waldes düstern Gründen."

Neu gebaut beim alten Rhense
Steht der Wahlstuhl wiederum,
Aber Enten, ach! und Gänse
Weiden schnatternd drum herum.

Wo einst Wahlen hielt das Wahlreich,
Und der Reichsaar trotzig schrie,
Dorten, feierlich und zahlreich,
Grast nun zahmes Federvieh.

Ach! und aus den Weidenbüschen
Eilt kein Kurfürst mut'gen Schritts;
In den sieben hohen Nischen
Leer und öde jeder Sitz!

Dennoch freut es, ihn zu schauen,
Stattlich, wie er vormals stand,
Als aus nah und fernen Gauen
Deutschland Boten ihm gesandt;

Als man Kampf beriet und Schlachten
Hier im offnen Steingemach
Und geschickt mit selbstgemachten
Kön'gen spielte hohes Schach;

Als ins Banner schwarzrotgolden
Frisch und frei der Rheinwind blies;
Als man einen Trunkenbolden
Nach Verdienst vom Throne stieß.

Fauler Wenzel! nimmer sehnen
Wir uns heut nach dir zurück!
Auch am Königsstuhl zu lehnen,
Deucht uns kein besonder Glück!

Unterdessen, da bei Rhense
Er zu schaun ist wiederum,
Nehmen willig, trotz der Gänse,
Wir ihn als Augurium;

Als ein Zeichen, uns zum Frommen
Aufgericht't am Rheinesstrand:
Daß du wirst zu Stuhle kommen
Sonsten auch, o deutsches Land!

St. Goar, Oktober 1843.

Dorfgeschichten.

An Berthold Auerbach.

Als Knabe schon von Berg- und Hüttenmännern
Hab' ich entzückt ein kleines Buch gelesen;
Es führte mich zu frommen Kohlenbrennern,
Und ist ein herzigs kleines Buch gewesen,
Ein rechter Spiegel alter Bauerntugend; —
Mit Namen hieß es: Heinrich Stillings Jugend

Das war die erste deutsche Dorfgeschichte!
Die hat mit Lied, mit Märchen und mit Sage,
Die hat in Einfalt und in edler Schlichte
Das Gold im Volke treu geschürft zutage:
Die ließ mich schaun durch ihrer Meiler Schwelen
Im festen Umriß starke, mut'ge Seelen.

Nach diesem auch hat Pestalozz geschrieben
Von tücht'gen Herzen unter schlechtem Kittel:
Wie die Geringen dulden, hoffen, lieben —
Lienhard und Gertrud ist des Buches Titel.
Oft las ich es — mit Augen, ach! die quollen! —
Nun ist es auch wohl, jenem gleich, verschollen!

Dann kam Brentano! Wie mit Blutestropfen
Schrieb er sein Annerl in gewalt'gen Zügen!
Der wußt' es wohl, wie niedre Herzen klopfen,
Und wie so heiß des Volkes Pulse fliegen!
Der warf zuerst aus grauer Bücherwolke
Den prächt'gen Blitz: die Leidenschaft im Volke!

Drauf Immermann! Das war westfälisch Leben!
Da sitzt die Lisbeth bei den Hofeseichen;
Von seinen Knechten aber steht umgeben
Der Patriarch, der Hofschulz sondergleichen;
Ein Fels von Mann, ein gold- und eisenhalt'ger!
Ein jüngrer Ebert Stilling — nur gewalt'ger!

Als fünfter nun gesellst du dich zu diesen,
Die treu geschildert einfach kräft'ge Sitten;
Aus deines Schwarzwalds tannendunkeln Wiesen
Mit seinen Kindern kommst du froh geschritten
Und setzest ein das Tuchwams und die Flechte
In ihre alten dichterischen Rechte!

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen
Und wieder dann hellauf hab' lachen müssen!

Das alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen!

So geht es dir, so ging es jenen vieren!
Wie schön ihr dasteht in geschloßner Reihe,
Für ein Jahrhundert den Beweis zu führen,
Daß immer jung bleibt deutsche Sitt' und Treue: —
Derb schaut mich an dasselbe Volksgesichte
Aus deinen Blättern, wie aus Jungs Geschichte!

An Neckar, Ruhr, in Bayern, Schweiz und Siegen,
Ob hundert Jahre sich durchs Land auch drängten,
Dasselbe Antlitz mit denselben Zügen!
Und überall noch, was sie auch verhängten:
Gedrücktsein, Armut, Kriegesnot und Trubeln —
Dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln!

O, das erhebt! Wer mag ihn unterdrücken,
Den Kern im Volk, den ewig tücht'gen, derben?
So laß uns frisch denn auf und vorwärts blicken:

Ein Keim wie der wird nimmermehr verderben!
Der fängt erst an, in Pracht sich zu entfalten —
Mag Gott die Hände segnend drüber halten!

In solcher Hoffnung biet' ich dir die Rechte! —
Wär' ich der Schwarzwald, meine Wipfel ballt' ich
Und schüttelte der Äste Wucht und brächte
Ein Ständchen dir, wildrauschend und gewaltig!
Ich hoff', er tut's! Mag dir auf weitern Flügen
Indes mein Handschlag und dies Lied genügen!

St. Goar, November 1843.

Des Kaisers Segen.

Ich bin die ganze Nacht hindurch
Den Rhein hinaufgeschritten,
Von Drachenfels und Wolkenburg,
Bis wo die Linzer schnitten.

Bei Rhöndorf unterm Drachenloch
Anband sein Boot der Ferge;
Zu Honnef sang ein Mädchen noch:
„Stand ich auf hohem Berge."

In Breitbach stellte mich die Wacht,
In Unkel trank man Neuen.
In Erpel schlug es Mitternacht.
In Erpel vor der Leyen.

Und hinter Erpel in dem Feld,
Da ist er mir begegnet,
Der große Karl, der Frankenheld,
Der seine Trauben segnet.

Er ging mit ernstem Angesicht
In seinen Grabgewanden;
Er ging einher in Glanz und Licht,
Zum Segnen auferstanden.

Und um ihn sangen Reb' und Moos,
Dazu die Felsenblöcke:
„Er segnet nicht im Rheingau bloß
Die stolzen Herrenstöcke!

Er feit nicht bloß am Oberrhein
Des Fürstenwinzers Messer;
Er macht den Großen nicht allein
Und Reichen volle Fässer!

Er denkt auch an den irdnen Krug
In strohgedeckten Hütten,
Und schüttet Most und Wein genug
In armer Halfen Bütten.

Er weiß: der echte Feuertrank
Springt leider nur den Fürsten,
Und friert das Volk und liegt es krank,
So muß es nach ihm dürsten!

Doch labt und stärkt es noch zur Frist
Der Segen herbrer Reiser;
Und daß an dem kein Mangel ist —
Auch dafür sorgt der Kaiser!

Und darum wallt er feierlich
Stromunter durch die Stäbe,
Bis wo am allerletzten sich
Festrankt die letzte Rebe!

Der Kaiser weiß, was allen frommt,
Am ganzen grünen Strome!
Sanft ruh' er, bis er wiederkommt,
Zu Aachen in dem Dome!"

So raunt' es flüsternd durch die Nacht —
Der Schemen war verschwunden.
Ich habe durch die Ranken sacht
Nach Hause mich gefunden.

St. Goar, November 1843.

Trotz alledem!

Nach Robert Burns.

Ob Armut euer Los auch sei,
Hebt hoch die Stirn, trotz alledem!
Geht kühn den feigen Knecht vorbei;
Wagt's, arm zu sein trotz alledem!

Trotz alledem und alledem,
Trotz niederm Pfack und alledem,
Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!

Und sitzt ihr auch beim kargen Mahl
In Zwilch und Lein und alledem,
Gönnt Schurken Samt und Goldpokal —
Ein Mann ist Mann trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Prunk und Pracht und alledem!
Der brave Mann, wie dürftig auch,
Ist König doch trotz alledem!

Heißt „gnäd'ger Herr" das Bürschchen dort,
Man sieht's am Stolz und alledem;
Doch lenkt auch Hunderte sein Wort,
's ist nur ein Tropf trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Trotz Band und Stern und alledem!
Der Mann von unabhängigem Sinn
Sieht zu und lacht zu alledem!

Ein Fürst macht Ritter, wenn er spricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Mann kreiert er nicht,
Der steht zu hoch trotz alledem:
Trotz alledem und alledem!
Trotz Würdenschnack und alledem —
Des innern Wertes stolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!

Drum jeder fleh', daß es geschehʼ,
Wie es geschieht trotz alledem,
Daß Wert und Kern, so nah wie fern,
Den Sieg erringt trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es kommt dazu trotz alledem,
Daß rings der Mensch die Bruderhand
Dem Menschen reicht trotz alledem!

St. Goar, Dezember 1843.

Die Freiheit! das Recht!

O, glaubt nicht, sie ruhe fortan bei den Toten,
O, glaubt nicht, sie meide fortan dies Geschlecht,
Weil mutigen Sprechern das Wort man verboten
Und Nichtdelatoren verweigert das Recht!
Nein, ob ins Exil auch die Eidfesten schritten;
Ob, müde der Willkür, die endlos sie litten,
Sich andre im Kerker die Adern zerschnitten —
Doch lebt noch die Freiheit, und mit ihr das Recht!
— Die Freiheit! das Recht!

Nicht mach' uns die einzelne Schlappe verlegen!
Die fördert die Siege des Ganzen erst recht;
Die wirkt, daß wir doppelt uns rühren und regen,
Noch lauter es rufen: Die Freiheit! das Recht!
Denn ewig sind eins diese heiligen Zweie!
Sie halten zusammen in Trutz und in Treue;
Wo das Recht ist, da wohnen von selber schon Freie,
Und immer, wo Freie sind, waltet das Recht!
— Die Freiheit! das Recht!

Und auch das sei ein Trost uns: Nie flogen, wie heuer,
Die freudigen Zwei von Gefecht zu Gefecht!
Nie flutete voller ihr Odem und freier,
Durch die Seele selbst brausend dem niedrigsten Knecht!
Sie machen die Runde der Welt und der Lande,
Sie wecken und werben von Strande zu Strande,
Schon sprengten sie kühn des Leibeigenen Bande,
Und sagten zu denen des Negers: Zerbrecht!
— Die Freiheit! das Recht!

Ja, ihr Banner entflattert und weht allerorten,
Daß die Unbill gesühnt sei, die Schande gerächt!
Ja, und siegen sie hier nicht, so siegen sie dorten,
Und am Ende doch siegen sie gründlich und echt!
O Gott, welch ein Kranz wird sie glorreich dann zieren!
All die Läuber, die Völker im Fahnentuch führen!
Die Olive des Griechen, das Kleeblatt des Iren,
Und vor allem germanisches Eichengeflecht!
— Die Freiheit! das Recht!

Wohl ruhn dann schon manche, die jetzo noch leiden —
Doch ihr Schlummer ist süß, und ihr Ruhn ist gerecht!
Und licht an den Gräbern stehen die beiden,
Die wir *ihnen* auch danken — die Freiheit! das Recht!

Unterdes hebt die Gläser! Ihr Wohl, die da stritten!
Die da stritten und mutig ins Elend drum schritten,
Die das Recht uns verfochten und Unrecht drum litten!
Hoch ewig das Recht — und die Freiheit durchs Recht!
— Die Freiheit durchs Recht!

St. Goar, Dezember 1843.

Ein Denkmal.

Kreuznach, 14. April. Wie man vernimmt, wird auf der Ebernburg, auf welcher es wenigstens wieder wohnlich ist, eine Spielbank errichtet.

„Kölnische Zeitung" vom 16. April 1842.

Ein Spieler war, ein frecher,
Trug Koller und Barett,
Schwang stets den Würfelbecher,
Setzt' alles auf ein Brett;
Sein' einz'ge Lust das Spielen,
Sein Hort die Würfelei,
Und wenn die Knöchel fielen,
Dann war sein Wahlspruch frei:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Meist hatt' er's mit den Pfaffen —
Wie war die Kutte schwach!
Doch Rittern auch in Waffen
Mit Ehren bot er Schach;
Sah Fürsten in die Karte,
Trumpft' ab und stach genug;
In allem Ding beharrte
Er treulich bei dem Spruch:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Bei Gott, ein dreister Spieler,
Ein rechter Unverzagt!
Ein Schreck und Fürchten vieler
Sein kühn: „Ich hab's gewagt!"
Und immer spielt' er ehrlich:
„Da liegt mein Wurf! seht nach!"
Das macht' ihn just gefährlich
Den Falschen, wenn er sprach:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Drum haben die Obskuren
Und Argen ihn gehaßt.
Sie folgten seinen Spuren,
Verhetzten ihm die Rast.
Sie hätten ihn gern geknechtet,
Den freisten Mann im Land;
Er aber floh, geächtet,
Und grollte noch verbannt:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Wie ward er umgetrieben
Auf seinem irren Zug!
Es hat davon geschrieben
In Treuen manches Buch.
Lest selbst, auf was für Steinen
Der flücht'ge Trotzkopf schlief;
Ich nenn' euch heut nur einen,
Auf dem er auch einst rief:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Schloß Ebernburg, die Feste,
Bespült vom Nahefluß,
Empfing ihn auf das beste
Mit Handschlag und mit Kuß.
Bei Berlichingens Schwager,
Nach manchem harten Strauß,
Erwarb er sich ein Lager
Und spielt' aufs neue aus:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Da kühlt' ihm Laub und Blüte
Der Seele Zorn und Qual;
Noch heißt im Burggebiete
Ein Tal das Huttental.
Da lag er still im Holze,
Dem Hirsch gleich, den man hetzt;
Warf immer noch, der Stolze,
Ausrufend bis zuletzt:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

O Deutschland, deine Großen
Zu ehren stets bereit!
Ihm, den die Welt verstoßen,
Ein Denkmal weihst du heut!

Die Zeit ist Mälern günstig;
Wen ehrt nicht seines Orts
Ein Denkmal? Du entsinnst dich
Zur rechten Zeit des Worts:
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!

Und o, mit welchem Bilde
Preist ihn dein richt'ger Sinn;
Mit Helm und Schwert und Schilde
Stellst du den Hermann hin;
Mit seinem Bürgerbuche
Hebt Justus Möser sich: —
Ein Tisch mit grünem Tuche
Dem Würfler Ulerich!
Jacta est alea! Du hast's gewagt!

Auf Ebernburg, der Trümmer,
Da wird das Denkmal stehn;
Da wird es bald den Schimmer
Erlauchter Gäste sehn.
Den efeugrünen Stufen
Des Burgtors nahn sie frank;
Dann hört man oft wohl rufen
Zu Huttens Preis: „Va banque!
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Dann wirst du wieder schallen,
O Wort voll Mut und Trutz,
Dort in der Herberg' Hallen,
Die der Gerechten Schutz!
Wirst bis zum Eiland dringen,
Wo matt sein Auge brach;
Wirst am Gestad' verklingen,
Wo sterbend noch er sprach:
„Jacta est alea! Ich hab's gewagt!"

Was gilt's, das wird ihn wecken!
Aufblickt er, wer ihn stört.
Ihr Herrn, wollt nicht erschrecken.
Wenn ihr ein Echo hört!
Steht fest und ohne Scheuen,
Spielt weiter keck und kalt,
Wenn es wie Wetterdräuen
Zurück von Ufnau schallt:
„Jacta est alea! Ihr habt's gewagt?!"

Darmstadt, Mai 1842.

Ein Patriot.

Dulce et decorum est etc.

Hasardspiel? — Pfui — daß mich der Herr bewahre!
Hol' es der Teufel — ja, das sag' ich frisch!
Ich werde morgen meine sechzig Jahre,
Und trat noch niemals an den grünen Tisch!
Hätt' ich's getan — bei Gott, ich müßt' erröten!
O, dies Roulett, ich hass' es und verfem's!
Ich bin ein Christ — und schlag' ein Kreuz vor Köthen!
Ich bin ein Mann — und pfeife was auf Ems!

Nein, was ich liebe, ist ein ehrlich Lotto;
Der Mensch muß spielen — ja, das räum' ich ein!
„Wagen gewinnt!" ist des Jahrhunderts Motto —
Drum müssen halt auch Lotterien sein!
Die sind moralisch! Hoch ein Hasardieren,
Dem Flor des Volkes gilt als höchstes Ziel!
Wer wird sein Geld an Benazet verlieren,
Wenn Staaten rufen: „Machen Sie Ihr Spiel!"

Ein hehrer Ruf! Er ging mir nicht verloren!
Seit dreißig Jahren setz' ich pünktlich ein!
Doch nur im Lande — sei es euch geschworen!
Ich schmeichle mir, ein Patriot zu sein!
Nein, ich vertrug der Heimat keinen Heller,
Nie war ich Hamburg, nie den Dänen grün!
Nie fing zu Frankfurt mich ein Vogelsteller
Mit unsoliden Güterlotterien!

Ich blieb daheim — drum ward ich auch gesegnet!
Versteht mich recht: leer wurde meine Truh'!
Nicht hat Fortuna mich mit Gold beregnet —
Doch warf ihr Rad den Bettelstab mir zu!
Mein siechend Weib und meine Rangen klagen;
Was heulen sie? — ich glaube gar, um Brot.
Beschränktes Volk! was will der Bettel sagen?
Ich gab's dem Staat — ich bin ein Patriot!

Was ich verlor, hat manchen armen Teufel
Vielleicht gerettet — Gott weiß, wo im Land.
Wo nicht — ei nun, so ward es ohne Zweifel
Zur Volksbeglückung sonsten angewandt!

Wie manches Tausend ließ ich schon roulieren —
O, wirkte jeder so mit Ernst wie ich,
Wie müßte da das Vaterland florieren,
Wie mehrte da des Volkes Wohlstand sich!

Ich — nun ich tat nach meinen schwachen Kräften!
Und — zum Roulettisch sah mich niemand gehn!
Wird man kein Kreuz mir auf den Kittel heften?
Es würde gut zu meinem Hauskreuz stehn!
Auch zu dem Tannenkreuz auf meinem kühlen
Grabhügel bald, hart an des Kirchhofs Rand! —
O, es ist süß und ehrenvoll, zu spielen
Und sich zu opfern für das Vaterland!

St. Goar, Januar 1844.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ew'g Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf, wir sehn sie niederwehen,
Und jede Blüte ist ein Volk, ein Land!

Wir, die wir wandeln noch auf jungen Sohlen,
Sahn doch schon manche sterbend und geknickt.
Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen wild und grimm zerpflückt!
Durchs Laub Hispaniens ernst auf ihrem Gange
Stürmt die Geschichte — ob es fallen muß?
Ob nicht ein andres, morsch und faul schon lange,
Zerflatternd hinsaust übern Bosporus?

Doch neben diesen, die des Weltgeists Weben
Vom Aste schüttet mit gewalt'ger Kraft,
Sehn wir ans Licht auch andre Triebe streben,
Hellaugig, freudig, voll von jungem Saft.
O, welch ein Sprossen, welch ein reich Entfalten!
O, welch ein Drang in alt und neuem Holz!
Wie manche Knospe sahn auch wir sich spalten,
Wie manche platzen, laut und voll und stolz!

Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen!
Regt sich's im Schoß! Dem Bersten scheint sie nah —
Frisch, wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch, wie sie Luther auf der Wartburg sah!
Ein alter Trieb! Doch immer mutig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O, wird die Knospe Blume nicht einmal?

Ja, voller Kelch! — Dafern man nur nicht hütet,
Was frei und freudig sich entwickeln muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern man zusieht, daß kein Meltau zehre
Tief an der Blätter edlem, zartem Kern!
Dafern den Bast man wegwirft und die Schere!
Dafern — ja nun, ich meine nur: dafern!

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtume
O, küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf, wir sehn sie nieder wehen —
Und ihre Lose ruhn in Gottes Hand!

St. Goar, Januar 1844.

Im Himmel.

So ging es jüngst im Himmel zu: Der Alte Fritz sprang auf
Und rieb die Hände sich und schlug an seinen Degenknauf;
Er schritt im Himmel auf und ab und schaute grimmig drein
Und trat dann vor den Blücher hin und vor den Herrn von Stein.

Winkt' auch den Zieten noch heran, dazu den Winterfeldt;
Die haben mit dem Gneisenau alsbald sich eingestellt;
Imgleichen kamen der Schwerin, der Scharnhorst und der Keith,
Und all die großen Preußen sonst aus alt und neuer Zeit.

Und als er sie beisammen sah, da rief er: „Schwerenot!
Die Sache geht mir durch den Kopf! Was Teufel bin ich tot!
Was Teufel bin ich eben jetzt daheim nicht zu Berlin!
's wär' wieder eine Zeit für mich! — Was — meint Er nicht, Schwerin?

Wie wollt' ich sie ergreifen! Ha — nicht mehr als Autokrat!
Nein, nein — ein ander Säkulum, ihr Herrn, ein ander Staat!
Goß ich doch selber aus ein Licht, zu flammend und zu klar,
Als daß ich kehren könnte ganz derselbe, der ich war!

Nein — was ich auch gewirkt, ihr Herrn, durch Beispiel und durch Wort,
Dazu die ganze große Zeit von Dreizehn und so fort —
Ein Unterbau nur wär' es jetzt (gewaltig zwar und breit!),
Drauf ich erhübe frischen Muts den Staat der neuen Zeit!

Der neuen Zeit, die andres will, als Eidbruch und Verrat!
Der neuen Zeit, die andres will, als Lug und Lügensaat!
Die endlich einmal mehr verlangt, als Schall und Rederei!
Die endlich einmal atmen will — aufatmen tief und frei!

Herr, dies betrogne deutsche Volk! — Und keiner, der es rächt!
Und keiner, der ihm schaffen mag sein vorenthaltnes Recht!
Der jeden Schwur, den man ihm brach, einfordert fest und kühn!
Der zornig mit dem Fuße tritt auf Karlsbad und auf Wien!

Ich tät's! Einschlüg' ich mit der Faust dies Diplomatennetz!
‚Reichsstände! öffentlich Gericht! ein einig deutsch Gesetz!
Und überall das freie Wort!' — Bei Gott, so trät' ich hin!
Bei Gott dem Herrn, so schlüg' ich durch! — so wahr ich König bin!

's würd' eine Bombe sein! Gleichviel! Ging's auch ein Jahr lang kraus,
Ich brächt' es in die Richte schon, ich führt' es doch hinaus!
Und zög' ein Wetter auch heran, und würfe Keil auf Keil:
Ein König trotzt' ich Königen — zu meines Volkes Heil!

Und nach dem kurzen Wetter dann ein Land voll Sonnenscheins!
Ein neues Deutschland, frei und stark: ein Deutschland, groß und eins!
Ja, nach dem Sturm die Iris dann auf fliehnder Wolken Grund!
Ein Bund der Fürsten mit dem Volk — ein rechter deutscher Bund!

Es ist das Volk ein edler Strom! Wer mutig ihm vertraut,
Wer hellen Auges unverzagt in seine Tiefen schaut,
Den hebt er freud'gen Schalls empor, den trägt er flott im Schoß —
Den Feigen und den Schwachen nur fortreißt er mitleidslos!
Mich höb' er schon, mich trüg' er schon! — Was, Blücher, hab' ich recht?
Ein Held des Volkes, mehr als je, durchschritt' ich dies Geschlecht;
Ging' ich zur Ruh' einst, allezeit gesegnet und erfleht!" —
Die alten Herrn verneigten sich: „Ja — Sie auch, Majestät!"

St. Goar, Januar 1844.

Von acht Rossen.

Fährt im Land 'ne Staatskarosse;
Ziehn sie acht famose Rosse,
Feurig, ein beherzt Gespann!
Eines ward am Rhein geboren,
Hebt das Haupt und spitzt die Ohren,
Zieht vor allen mutig an.

Beißt ein andres in die Stange,
Wo der Fischer mit Gesange
Froh den goldnen Bernstein fischt;
Kräftig schnaubt es mit den Nüstern.
Die es lechzend in den düstern
Ostseewellen sich erfrischt.

Ist das dritte aufgewachsen
In dem guten Lande Sachsen,
Tritt den Boden fest und stark.
Dies hier stammt aus Schlesiens Talen,
Jene zwei sind aus Westfalen
Und der Brandenburger Mark.

Seht alsdann mit breitem Nacken
Noch den Pommern und Polacken —
Auch ein derb und stattlich Paar! —
Also ziehn die acht trotz einem;
Frisch und mutig — doch an keinem
Ist auch nur ein falsches Haar!

Wollt' es glauben nur der Lenker!
Doch der denkt: „Hol' euch der Henker!
Immer mehr schwillt euch der Kamm!
Wahr ist's, ihr seid brav und wacker!
Doch ein paar von euch sind Racker!"
Hält somit die Zügel stramm.

Tönt herauf zu ihm ein Schnauben,
Spricht er: „Was sich die erlauben!"
Ruckt mit Zürnen am Gebiß.
Schallt ein Huf recht dreist metallen,
Gleich erregt es sein Mißfallen —
Ja doch, es gefällt ihm miß!

Wollen sie sich eines neuen
Peitschenreglements nicht freuen —
Ei, wie straft sie da sein Pfiff!
Ei, wie fällt ihm da vom Munde
Ander Wort, als zu der Stunde,
Drin die Zügel er ergriff!

Wolln mit ehrerbiet'gem Wiehren
Flehn sie oder Klage führen,
Solches gilt als Schabernack!
Vollends wird der Stab gebrochen
Über gar ein zweites Pochen
Um denselben Habersack!

Ziehn darum, die gerne flögen,
Stolz und brausend gern ihn zögen,
Langsam jetzo sein Gefährt!
Stets des rechten Vorwärts harrend,
Stampfend nicht, doch dafür scharrend
In der Stille desto mehr!

Immer ruhig, immer sachte,
Ihr getreuen, lieben Achte!

Eines glaubt und bleibt dabei:
Steckt der Karrn einmal im Drecke,
Hui, dann geht es rasch vom Flecke,
Und die Zäume fliegen frei!

St. Goar, Januar 1844.

Die weiße Frau.

Man sagt, es läßt die weiße Frau
Sich hier und dorten wieder sehen;
Durch mehr als einen Fürstenbau
Mit fahlem Antlitz soll sie gehen.
In weißer Robe, weiß verbrämt,
Tritt sie aus Wänden und aus Bildern;
Dastehn die Wachen wie gelähmt,
Die in den Korridoren schildern.

Wem gilt ihr abermalig Nahn
Rings in den Reichen und Provinzen?
Sagt sie, wie sonst, ein Sterben an?
Tod eines Fürsten oder Prinzen?
Es könnte sein — ich weiß es nicht!
Die Rede geht: ein tiefrer Jammer
Treibt sie hervor ans Tageslicht
Aus ihrer dunst'gen Totenkammer!

Sie schwebt durch Schlafgemach und Saal,
Sie beugt sich über goldne Wiegen,
Sie sieht den Herrn und sein Gemahl
Auf seidnen Pfühlen schlummernd liegen.
Sie haucht ihn an: „Was schlummerst du?
O, daß du sähest meinen Kummer!
Die Ohren taub, die Augen zu —
Ach, ewig sind' ich dich im Schlummer!

Auf, mein Geschlecht! — Hör', wie weithin
Ein Schrei gellt, den du selbst beschworen!
Durch meiner Särge doppelt Zinn
Fühlt' ich ihn spitz mein Herz durchbohren!
Es ist der Schrei, den um sein Recht
Das Volk erhebt — annoch in Treuen!
Du schläfst sehr fest, o mein Geschlecht,
Zu überhören solch ein Schreien!

Die Toten weckt es in der Gruft —
Herr Gott, und die Lebend'gen schlafen!
Abschüttl' ich Staub und Moderduft:
Ich möchte wecken, warnen, strafen!
Ich hab' nicht Rast, ich hab' nicht Ruh' —
Eil', o mein Stamm, dich zu erheben!
Der Mund des Todes ruft dir zu:
Erfasse frisch und kühn das Leben!

Du tätest besser, in der Tat,
Frei das Panier ihm zu entfalten,
Als am verwitterten Brokat
Von meiner Bahre dich zu halten!
O, laß ihn fahren, eh' dich's reut!
Blick' aus nach Stützen, jüngern, festern!
Mehr wärmt ein Bauernwams von heut,
Als Hermelin und Samt von gestern!

O, schrecklich war, was ich beging
Auf meinem Schloß zu Orlamünde!
Daß ich als Schatten geh' und ging,
Es ist ja nur für jene Sünde!
Die eignen Kinder, lieb und lind,
Bracht' ich ums Leben dort, o Grauen!
Doch du auch würgst ein lächelnd Kind —
Du mordest deines Volks Vertrauen!

Laß ab, laß ab — o sieh nicht fort!
Laß ab — es fleht, es hebt die Hände!
Laß ab — daß neuer Kindermord
Des Hauses alten Ruhm nicht schände!
O glaub': entsetzlich ist ein Fluch!
Er lastet auf der Brust wie Berge!
Er sengt wie Wetterstrahl! — Genug!
Ich kehr' zurück in meine Särge!

Da seh' ich lustig über mir
Die Welt mit Blumen und mit Gräsern!
Sarg und Gewölbe, Schloß und Tür —
Ich starr' hindurch, als wär' es gläsern!
O, daß die Blumen je und je
Als Kranz um deine Schläfe lachten!
Daß ich sie nimmer blutig säh' —
Blutig durch dich und dein Mißachten!"

Sie senkt das Haupt, sie ringt die Hand,
Als ob ein Ahnen dumpf sie quäle.
Durch zwiefach Schloß und Teppichwand
Huscht sie davon, die arme Seele.
In weißer Robe, weiß verbrämt,
Schwebt sie vorbei den Ahnenbildern;
Dastehn die Wachen wie gelähmt,
Die in den Korridoren schildern!

St. Goar, Januar 1844.

Vom süßen Brei.

Fortsetzung des vorigen.

Sie ist verschwunden wie ein Traum —
Wer mag den Grabweg ihr versperren?
Schwer unterdes auf seinem Flaum,
Schwer ist der Morgenschlaf des Herren.
Er lallt halbwach: „Das Volk? das Recht?
Was sie nur will? ich möcht' es wissen!
Ich schlafe diesen Morgen schlecht" —
Und sinkt zurück in seine Kissen.

Da naht von neuem das Gesicht,
Die letzte Frühraft ihm zu stören.
Sie tritt zu Häupten ihm und spricht:
„Was du gefragt hast, sollst du hören! —
Ich baute weiland mir ein Schloß,
Stolz und in Herrlichkeit zu wohnen!
Aufbaut' ich's mit Vasallentroß —
Mein ganzes Dienstvolk mußte fronen!

Schlank in die Lüfte stieg der Bau,
Schlank mit Gewölben, Bogen, Gurten!
Aufstieg er, eine prächt'ge Schau,
Ob auch die Fröner trotzig murrten.
Da sprach ich: ‚Wohl, ich geb' euch Lohn!
So haltet aus denn in der Treue!
Und endet mit dem Bau die Fron,
So letz' ich euch mit süßem Breie!'

Nun merk': Ich hielt, was ich versprach!
Wer wird sein Wort dem Volke brechen?
Nein, heilig sei uns ein Vertrag,
Und unumstößlich ein Versprechen!
Nein, hat die Schlösser, die wir baun,
Mit Schweiß und Blut das Volk gekittet,
So mög' es auch die Löhnung schaun,
Die nach dem Pakt es sich erbittet!

O, prächtig war die Gasterei,
Als nun die Burg dastand vollendet!
Nie ward zuvor ein süßer Brei
Mit vollen Löffeln so verschwendet!
Und alle Jahr' bei Wein und Brot
Ließ ich den Festtag sich erneuern;
Es mußt' ihn selbst nach meinem Tod
Die ganze Herrschaft jubelnd feiern.

So ward der süße Brei zum Recht!
Verstehst du jetzt mein Reden besser?
O Sohn, du und dein Vorgeschlecht,
Ihr habt erhoben viele Schlösser!
Und viele Worte sind gesagt,
Die süßen Brei dem Volk verhießen —
Kannst du dich wundern, wenn es klagt,
Und endlich Lust hat, zu genießen?

Es gab dir Blut, es gab dir Schweiß,
Und wird dir, was es gab, nicht schenken!
O, wolle doch des süßen Breis,
Den du versprochen, bald gedenken!
O, gib den Brei, den süßen Brei!
Wer weiß, was wird! rasch fliehn die Stunden!"
Aufwacht der Herr mit jähem Schrei,
Und wiederum ist sie verschwunden!

St. Goar, Januar 1844.

Wann?

Die Zeitung schreibt von braven Henkern,
Die Schwert und Augentuch
Voll Zorns in einen Winkel schlenkern.
Sprechend: „Es ist genug!

In unsrer Seele schreit es Zeter —
Wir geben ihr Gehör!
Köpft selber eure Missetäter —
Wir köpfen keinen mehr!"

— Wann fallen so erst Deutschlands Karten,
Daß noch ein Henkeramt
Ihr Mund, die jetzo seiner warten,
Mit Offenheit verdammt?
Da sie ihr Mordzeug von sich schmeißen,
Ausrufend: „Nimmermehr!
Wir lassen lieber uns zerreißen!
Nur das — nur das nicht mehr!

Nein, nimmer! — Und für ehrlos gelte
Der deutsche Mann hinfort,
Der stümmelnd niederhaut mit Kälte
Das unbeschirmte Wort!
Der Hand legt an das Allerfreiste
Von allem, was da frei!
Der an dem Gott in uns, dem Geiste,
Ausübt Scharfrichterei!

Ist euch der Geist ein armer Sünder,
Wohl — tut ihn selber ab!
Drauf eure Vierundzwanzigpfünder!
Drauf — in Galopp und Trab!
Doch wir: — ins Weltmeer unsre Schere!
Hinschwemme sie der Rhein!
Kein deutscher Mann, kein Mann von Ehre
Will Zensor fürder sein!"

St. Goar, Januar 1844.

Im Irrenhause.

Nun noch in diese Kammer tritt —
Ein einzig Fenster gibt ihr Helle!
Starr, wie ein Steinbild von Granit,
Dasteht der Insaß dieser Zelle!
Dasteht er wie ein Toter schier —
Nichts, was ihn störte, was ihn weckte!
Sein gläsern Auge funkelt stier,
Wie Macbeths, als ihn Banquo schreckte!

Da jach kommt Leben in den Stein!
Er springt zurück — was muß er schauen?
Von wannen nur dringt auf ihn ein
Haarsträubend dieses wüste Grauen?
Er hält die Hände schirmend vor,
Als säh' er Schwerter oder Flammen;
Er schüttelt sich und heult empor
Und bricht mit Klagelaut zusammen!

Und ruft: „Hab' ich euch doch erdolcht!
Was braucht ihr fürder mich zu quälen?
Wer schickt euch, daß ihr mich verfolgt,
Blutrünstige Gedankenseelen?
Wer hat den Rückweg euch gebahnt
Aus eurem Nichts, ihr trotzigen Dinger,
Daß an die Schlachtzeit ihr mich mahnt,
Drin euch hineinwies dieser Finger?

Lautlos, wie Ähren, sankt ihr hin,
Legionenweis — ha, welch ein Mähen!
Nie kam mir damals in den Sinn,
Ihr könntet wieder auferstehen!
Hu — ob ihr's könnt! Im Palast hier
Erfuhr ich's, drin ich gern sonst wohne,
Seit ihn für treue Dienste mir
Anwies als Eigentum die Krone!

Ein prächt'ger Bau! Doch ganz und gar
Ein Spukhaus eben, will mich dünken!
Weh — eine zorn'ge Leichenschar,
Stürmt ihr heran, mein Blut zu trinken!
Anstürmt ihr, abgehetzt und bleich,
Doch auf den Stirnen Mut und Klarheit!
Zwei hohe Weiber führen euch —
Die Freiheit, glaub' ich, und die Wahrheit!

Ja doch, die sind's! — Für sie ja quollt
Aus Schädeln ihr, tollkühnen, frechen!
Dreist ihr Gesetz habt ihr entrollt —
Und jetzt wollt ihr den Hals mir brechen!
Hohnlachend jetzt den Todesstoß
Nach meinem Herzen wollt ihr führen —
Fort, ihr Gesindel, laßt mich los!
Ich will mit euch kapitulieren!

Ja — aber wie? — der Teufel weiß!
Halt — hab' ich euch denn nicht verboten?
Was denn umsteht ihr mich im Kreis?
Ihr seid ja tot! Fort zu den Toten!
Fort — hier bin ich im Recht — erlaubt —
Bückt euch — ich will euch nur zertreten!
Weh mir, ihr schüttelt ernst das Haupt!
Ihr sagt: Der Geist läßt sich nicht töten!

Der Geist? — nicht töten? — Ach, ich Tor!
Mir gleich, was sie für Reden führen!
Und doch — wer raunt mir denn ins Ohr:
Nicht töten, aber wohl verlieren! —
Ja so — den Geist — so mein' ich's auch!
Wie ist mir denn? — ich steh' geschlagen!
Was kann ein armer Zensor auch
Dem Geiste nur vom Geiste sagen?

Ihr lacht, Gesindel? — Allesamt
Flugs in den Staub vor mir gesunken!
Hui da, was wollt ihr nur? — Verdammt!
Zu mächtig sind mir die Halunken!
Die Wahrheit schlägt mich ins Gesicht,
Die Freiheit bindet mir die Fäuste,
Anrasseln die Gedanken dicht.
Weh — wie geschieht mir — Fluch dem Geiste!

Nein, Gnade, Gnade! Los die Hand!
Los! O, wie viele waren härter
Als ich!" — Er fliegt hinan die Wand —
Da faßt den Rasenden der Wärter.
Gebändigt hat ihn Jack' und Schnur,
Auf seinem Lager sieh ihn kauern!
Komm nun — er war ein Werkzeug nur!
Laß uns nicht richten — nur bedauern!

St. Goar, Januar 1844.

Kinderlied.

Zum 6. Dezember (a. St.).

Weihnacht ist ein schönes Fest,
Schön für Hohe, schön für Niedre!
Keiner, den es traurig läßt,
Wie auch sonst die Welt ihn widre!

Doch beinah' noch größern Spaß
Macht uns jetzt Sankt Nikolas —
Nikolaus, ja, der Biedre!

Niklas ist ein braver Mann,
Herzensgut und mild von Sitten;
Niklas hat ein Renngespann
Und dahinter einen Schlitten.
Hoch im Norden steht sein Haus;
Reiche Gaben teilt er aus,
Wenn die Kinder hübsch ihn bitten.

Spielwerk hat er mancher Art,
Sterne, Bänder, goldne Krippchen!
Streicht ihm freundlich drum den Bart,
Seid drum artig, liebe Bübchen!
Wer ihn recht zu hätscheln weiß,
Eia, kriegt den besten Preis —
Eins von seinen Zuckerpüppchen!

Eia, sind sie doch wie Wachs —
Blond von Haaren, glatt von Wangen!
In den Tiefen seines Sacks
Schmunzelnd hält er sie gefangen,
Putzt sie aus mit Zobelschur,
Und in Juchten, denkt euch nur,
Läßt er ihre Füßchen prangen!

Mit der nächsten Schlittenbahn
Kommt er angerutscht aus Norden;
Offen liegt vor ihm der Plan,
Denn der Pol' ist matt geworden.
Der mit Säbel und mit Spieß
Mürrisch sonst zurück ihn wies,
Kniet jetzt auf der Weichsel Borden.

Und so ist er bald denn da,
Wie auch Elb' und Oder flute!
Kinderchen, seid artig ja,
Denn — auch strafen kann der Gute!
Ja, seid brav, sonst gibt er euch —
Eia, wer erschrickt denn gleich? —
Mein' ich doch ja nur: die — Rute!

Wohl den Kindern weit und breit,
Die den Wackern liebend ehren!
Die zu dieser bösen Zeit
Ganz als Kinder ihm gehören!
Die als Onkel und Papa
Zu dir aufschaun, Nikola —
Ihnen wirst den Sack du leeren!

Drum gebückt euch und geschmiegt,
Recht mit kindlichem Gemüte,
Bis es rings nach Juchten riecht,
Wie im Mai nach Apfelblüte!
Bis in echtem Zobelhaar
Überall und immerdar
Wir uns freuen seiner Güte!

Weihnacht ist ein schönes Fest,
Schön für Hohe, schön für Niedre!
Keiner, den es traurig läßt,
Wie auch sonst die Welt ihn widre!
Doch den allermeisten Spaß
Macht uns jetzt Sankt Nikolas —
Nikolaus, ja, der Biedre!

St. Goar, Februar 1844.

Wallenstein.

Ei, wie man doch in unsern Tagen
Nachahmt den Wallenstein!
Der konnte, sagt man, nicht vertragen
Des Hahnes mutig Schrein!
Der Sterne grollend Strahlenwerfen
Kaltblütig mocht' er schaun;
Allein — es kam wohl von den Nerven! —
Ein Krähen macht' ihm Graun!

Die Furcht des Hahnen, wie wir sehen,
Ward heuer allgemein:
Man bebt vor einem dreisten Krähen,
Ganz wie der Wallenstein!

Ich meine nicht den roten Hahnen,
Auch den von Frankreich nicht —
Ich meine den nur, dessen Mahnen
Sagt, daß der Tag anbricht!

St. Goar, Februar 1844.

England an Deutschland.

Nach Thomas Campbell.

Meerüber ruft Britannia
Der Schwester Deutschland zu:
„Wach' auf, o Alemannia,
Brich deine Ketten du!
Beim Blut, das uns zu Brüdern macht,
Alemannen, auf, erwacht!
Und dreimal geheiligt sei
Unsrer Herzen heilig Band,
Wenn uns zujauchzt endlich frei
Euer Land — euer Land!

Britannia durch die Meere
Schwingt der Freiheit Banner hoch:
Euer ‚breiter Stein der Ehre'
Ist ein Sklavenzwinger noch!
O Schmach! des alten Ruhms gedacht!
Alemannen, auf, erwacht!
Und die jetzt euch fesselt: — bleich
Flüchten wird die Tyrannei,
Wenn sich aufrafft euer Reich
Groß und frei — groß und frei.

Dem Mars habt ihr erfunden
Den Donnerkeil der Schlacht,
Doch die Kett' um eure Wunden
Hat kein Donner noch zerkracht!
Land des Gedankens! soll dein Herz
Reiben stets der Fessel Erz?
Nein, die Schlaguhr, hell von Schall,
Die ihr sinnend euch gebaut,
Schlage der Unterdrücker Fall
Dreist und laut — dreist und laut!

Der Presse Zaubersegen,
Auch ihn gab euer Land —
Doch darf sie sich denn regen
Auf dem Grund, der sie erfand?
Wohlan denn, schmettern muß das Horn,
Fühlen muß das Roß den Sporn!
Ernst herab auf ihr Geschlecht
Sieht der Väter stolze Reih',
Ruft und winkt euch: Ins Gefecht!
Werdet frei — werdet frei!"

St. Goar, Januar 1843.

Feldmusik.

Der frische Nord fegt übern Rhein,
Die Flocken und die Schloßen treiben,
Vom Dache klirrt herab der Stein,
Und zitternd rühren sich die Scheiben.
Nun ist es Zeit, nun ans Klavier!
Vor dir am Flügel will ich knien —
Du aber sende lächelnd mir
All deine mut'gen Melodien!

Laß brausen sie heran im Takt
Die Klänge all, von denen jeder
Den Arm mir wie ein Werber packt,
Und auf den Hut mir steckt die Feder;
Ein Schwert mir in die Rechte preßt,
Ein blitzend Schwert, und lauten Schalles
In sein Gebraus mich jubeln läßt:
Deutschland und Freiheit über alles!

Musik, Musik! — o schmettre fort!
Frisch auf, Musik von deutschen Meistern!
Auch wer ins Feld zieht mit dem Wort,
Läßt sich von Tönen gern begeistern!
Drum immerzu! — Noch ein Gedicht
Von deinem göttlichen Beethoven!
Laß ich auch Banner fliegen nicht,
Laß ich doch fliegen zorn'ge Strophen!

Das ist die rechte Feldmusik,
Geht ein Poet der Welt zu Leibe:
Am eignen Herd ein mutig Stück,
Gespielt von seinem lieben Weibe!
Füllt kühnes Klingen ihm das Haus,
Dann singt er doppelt freud'gen Schalles
In Wetter und in Sturm hinaus:
Deutschland und Freiheit über alles!

St. Goar, Februar 1844.

Vom Harze.

Wahre Geschichte. 1843.

O stille, graue Frühe!
Die Blätter flüstern sacht;
Der Hirsch hat seine Kühe
Zum Waldrand schon gebracht.
Zum Waldrand in die Saaten!
Da steht und stampft er schon!
Im Busch ruhn die Kossaten,
Der Vater und sein Sohn.

Der Alte wiegt in Händen
Den rost'gen Flintenlauf.
„Ein Hirsch von vierzehn Enden!
Kerl, Schwerenot, halt drauf!"
Der Junge drückt — ein Knallen!
Das heiß' ich gute Pirsch!
Sie sehn zur Erde fallen
Den vierzehnend'gen Hirsch!

Fortstieben rings die Kühe —
Der Alte ruft: „O Glück!"
Stürzt vor und stemmt die Knie
Auf das erlegte Stück.
„Ei, Bursch, du zielteſt wacker!
Sieh selber — grad' aufs Blatt!
Gott segn' es unserm Acker —
Der frißt sich nicht mehr satt!

Dem ist kein Korn mehr nütze,
Der biegt kein Hälmlein mehr,
Der — nun, was gaffst du, Fritze?
Rasch! gib die Stricke her!
So — Fuß an Fuß gebunden!
Fühl' doch, er wird schon kalt!" —
Da tritt mit Volk und Hunden
Der Förster aus dem Wald.

Hilf Gott, der kennt die Schliche!
Nun gilt's! Aufspringt das Paar,
Reißt aus und läßt im Stiche
Die Doppelläufe gar!
Der Förster bleibt nicht hinten,
Nachruft er: „Steh, Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
Hab' ich die Schützen nicht?"

Umsonst! — Da rasch zur Wange
Hebt er der Büchse Wucht!
Zielt — kalt und fest und lange!
Was — Menschen? — Auf der Flucht?
Gleichviel! Er drückt — ein Knallen!
Hallo, das heiß' ich Glück!
Den Alten sieht er fallen —
Er traf ihn ins Genick!

In seiner eignen Gerste
Daliegt der knochige Mann;
Als ob das Herz ihm berste,
Aufstöhnt er dann und wann!
Sein Blut, dem Wams entquollen,
Rinnt ab in Furch' und Spur;
Warm sickert's durch die Schollen —
Was denkt die Lerche nur?

Sie sitzt im stillen Neste —
Da schießt das Blut herein!
Aufschwirrt sie gleich zur Feste,
Blut an den Flügelein!
Sie läßt vor Gott es blitzen
Im ersten Sonnenblick,
Sprengt auf die Halmenspitzen
Es schmetternd dann zurück!

Das ist ein kräftiger Regen,
Das ist ein kostbar Sprühn!
Das ist ein Lerchensegen,
Der macht die Saaten grün!
Der tropft auch auf den Jungen,
Der hinrast übers Feld
Und heulend dann umschlungen
Den toten Vater hält!

Fort, Bursch! Was noch umklammern
Die starre Mannsgestalt!
Fort nun, und laß dein Jammern —
„Fühl' doch, er wird schon kalt!"
Zurück vom blauen Munde
Mit deinem roten! — Sieh,
Ankeuchen schon die Hunde —
Herr Gott, zum „Halali!"

Stracks ruhn auf einem Karren
Der Hirsch und auch der Mann!
Zum Rot- und Schwarzwildscharren
Fortgeht es durch den Tann!
Fortgeht's in einer Hetze —
Der Förster pfeift und lacht!
Warum nicht? — Die Gesetze
Vollstreckt er nur der Jagd!

Drum macht ihm keine Trauer
Des Jungen wild Gekrirsch' —
Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch!
Ihm selbst wird die Medaille —
Ja so, das fehlte noch! —
Den Fritzen, die Kanaille,
Wirft man ins Hundeloch!

Da starrt er trüb durchs Gitter;
Ein Leirer steht am Tor,
Der singt zu seiner Zither
Ein Lied den Leuten vor:
„Es lebe, was auf Erden
Stolziert in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Der Jäger und die Jagd!"

St. Goar, Februar 1844.

Eine Seele.

Flog zum Himmel eine junge Seele,
Leisen Fluges hob sie sich empor;
Fast ein Kind noch, rein und ohne Fehle,
Trat sie schüchtern durch das goldne Tor.

Und: „Sieh da, das Kind des Patrioten!"
Irrt' ein Murmeln hier und dort im Nu.
Standen auf die besten deutschen Toten,
Schritten hastig auf die Tote zu.

Kam heran der edle starre Seume,
Mann der Freiheit und der Poesie;
Eilte Schiller durch die lichten Räume.
Hutten, Schubart — alle kamen sie.

Sahn sie an mit unverstellter Klage;
Boten Gruß ihr, warm und fest und schlicht;
Blickten stumm und ängstlich eine Frage
In das schmerzlich lächelnde Gesicht.

Ach, sie senkt' es, sah zur Erde nieder;
Zitternd stand sie, zitternd und geknickt:
Heiße Tränen sprangen durch die Lider,
Die des Vaters Hand — nicht zugedrückt!

Sieh, da zuckt' es in der Faust dem Seume;
Schubarts dunkle, breite Stirne schwoll;
„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume",
Sagte Schiller bittern Zornes voll.

Aber Seume: „Mädchen, sei zufrieden!
Auch der Tod, du weißt es, kann befrein!
Laß sie Schlösser, laß sie Ketten schmieden —
Frei mit Freien wird dein Vater sein!

Frei zu mir und diesen wird er treten,
Auch ein Toter für das Vaterland!
Auch ein Licht, zu dem in Sturmesnöten
Deutsche Männer heben Herz und Hand!

O, wie stolz dann wird der Müde rasten!
Freilich — dann erst! Bete, daß er stirbt!
Bete, Kind! ich kenne die Dynasten,
Deren Willkür seine Kraft zermürbt!

Ihn ins Enge, mich vordem ins Weite
Trieb derselbe finstre Herrscherstamm;
Sagten dir nicht eher schon die Leute,
Daß der Seume nach Neuschottland schwamm?

Drum so fleh', daß bald mit grünen Spitzen
Gras der Lahn um einen Hügel kost!
Neben Hutten soll dein Vater sitzen —
Tochter Jordans, bet' und sei getrost!"

St. Goar, Februar 1844.

Der Baum auf Rivelin.

Nach Ebenezer Elliott, dem Korngesetzdichter.

Der Blitz, ein Araber, durchritt
Den Mond auf seiner Flucht,
Und über Rivelin zuckt' und stritt
Sternschein und Wolkenwucht.
Wild um sich mit den Ästen stieß
Die Eich' auf Rivelins Wall;
O! wer, da solch ein Sturmwind blies,
Konnt' hören ihren Fall?
Doch nun, o sieh: der Himmel blaut,
Die zorn'gen Wellen ruhn,
Und auf den Felsen Moos und Kraut
Flüstern verächtlich nun:
Daß Rivelins Berghaupt öd und bloß,
Daß sein Tyrann geschwächt!
Hab' acht, o Macht — denn Gott ist groß
O Schuld — Gott ist gerecht!
Und beug' dich, Stolz, der sicher wohnt
Im goldbeschlagnen Turm:
Der Sturm, der deinen Herd nur schont,
Ist nicht der Zukunft Sturm!
Die Sterne zittern blöd und bleich,
Sich schüttelnd steht die Saat,
Der Wurm verkriecht sich im Gesträuch,
Wenn Gott im Zorne naht.
Doch will der Upas fallen nicht,
Wenn ihn der Herr durchfährt,
Dann kommt ein Säuseln, das zerbricht,
Was nicht der Sturm versehrt!

St. Goar, Februar 1844.

Hohes Wasser.

Hallo, nun drücke sich, wer zagt!
Austritt der Rheinstrom mit Gebrause,
Schießt in die Gassen ungefragt
Und macht sich breit vor jedem Hause!
Pocht an die Türen, stürmt den Herd —
Da hilft kein Dämmen und kein Stauen!
Er will dem Städtchen, das er nährt,
Auch einmal in die Stuben schauen!

Die braune Bergwand allerwärts
Schickt ihm ihr dunkelgelb Gerinnsel;
Komm, tritt ans Fenster, liebes Herz —
Sieh, unser Haus auch ward zur Insel!
Doch guten Muts! Ob hier und dort
Die Flut auch auf die Treppen springe:
Zu hoch am Fels doch liegt der Ort,
Als daß es uns ans Leben ginge!

Sieh, an der Mauer dort das Merk:
Nicht, Lieb, du kannst den Strich gewahren?
Dort hemmte sein Zerstörungswerk
Der alte Rhein vor sechzig Jahren!
Da, wahrlich, übt' er strengern Brauch,
Wie hoch der Schaum auch diesmal fliege!
Da riß er meine Mutter auch
Mit sich als Kind in ihrer Wiege!

Doch da sogar, sieh nur den Strich,
Blieb unser Stand hier ungefährdet!
Drum auf, lieb Herz, und fasse dich,
Wie auch die Schneeflut sich gebärdet!
Drum guten Muts! Gib mir die Hand!
Glaub' mir, der Strom wird uns verschonen!
Gott schütze nur das Niederland,
Und die in seiner Fläche wohnen!

Du stimmst mir bei, du bist getrost!
Und doch — aufs neue siehst du trübe!
Nicht mehr die Flut, die uns umtost —
Ich weiß, was sonst dich ängstigt, Liebe!
Dir ahnt, daß eine andre Flut
Bald unsre Herdstatt überschwemme —
Ich selber ja mit dreistem Mut
Öffn' ihr die Schleusen und die Dämme!

Das offne Wort, das kühn und frei
Aufriefe gern zu offnen Taten;
Das ehrlich zürnt und ohne Scheu —
Das sticht sie durch mit keckem Spaten.
Das gibt Gewalt dem breiten Strahl,
Aus diesen liebgewordnen Räumen,
Aus diesem ganzen prächt'gen Tal
Auf und von dannen uns zu schäumen!

Wohin? — noch weiß es Gott allein —
Doch bin ich freudig und ergeben!
Und du auch, Liebe, sollst es sein:
Auch solche Springflut hört zum Leben!
Sie jagt es auf, sie frischt es an,
Sie hütet es vor dumpfem Stocken —
Drum ohne Bangen in den Kahn,
Und gib dem Sturme deine Locken!

So recht! — Am Steuer steh' ich dreist,
Und lasse kühl die Welle branden!
Ob hier und dort ein Strick auch reißt —
Wir werden landen und nicht stranden!
Hell offen liegt vor uns die Welt,
Ich bin gerecht in vielen Sätteln:
Solange Faust und Schädel hält,
Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln!

Und halten werden beide mir,
Wär' es auch nur um deinetwillen!
Um deinetwillen für und für
Wird günst'ger Wind mein Segel füllen!
Wie Schiffe sanken, weil ihr Bord
Zuflucht gewährte einem Schlechten:
So weht das meine heil zum Port,
Dir zu Gefallen, der Gerechten!

Drum laß mich schaffen frank und flott,
Was ernst die Seele mir gebietet!
Frisch auf, noch lebt der alte Gott,
Wie auch die Welle steigt und wütet!
Recht so: dein Auge strahlt voll Mut!
Komm an mein Herz — Gott mit uns allen!
Und — sieh hinaus doch nach der Flut!
Ist sie nicht wirklich schon am Fallen?

St. Goar, Februar 1844.

Aus dem Schlesischen Gebirge.

„Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Tal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

Hört' er's? ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein beßres wird gewebt im Tal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

Er half so vielen schon vorzeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele,
Gleich schöne liegen noch zu Haus!

Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär' ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer,
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder,
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
So stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Tal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Tränen noch einmal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichentuch!
— Rübezahl?!

St. Goar, März 1844.

Auch ein Walpurgisnachtstraum.

Kein Intermezzo.

Gestiefelter Kater.

Gesandt vom Grafen Carabas,
Den Herrn zu amüsieren,
Erschein' ich, diesen Hexenspaß
Submiß zu arrangieren!

Erster Kapellmeister.

Die Szene du, ich die Musik,
So hilft man auf dem Staate!
Vollendet hab' ich just zum Glück
Mein Opus, die Kantate![1])

Zweiter Kapellmeister.

Mir einerlei! Indes, gib Raum!
Ich hüben und du drüben!
Hab' ich zu jenem Elfentraum
Das Vorspiel doch geschrieben!

Erdgeist.

Still doch! Alle seid ihr gleich,
Von einer Tafel schmausend!
Zu gleichen Teilen schürf' ich euch
Die goldnen Achtzehntausend!

Zettel.

Achtzehntausend, sagst du, Zwerg?
Hilf Gott, das ist kein Bettel!
Hilf Gott, ich bin von Schmiedeberg
Der arme Weber Zettel!

Gestiefelter Kater.

In die Kulisse, guter Klaus!
Was flennt Er durch die Eichen?
Fliegt doch ein Tröstevogel aus
Für Ihn und seinesgleichen!

Herold.

Platz! ein vierhundertjähr'ger Schwan!
Platz, ihm und seinen Rittern!

Malkontente.

Warum nur nicht ein Pelikan
Ausflattert, uns zu füttern?

---

[1]) Es soll nun doch eine Oper sein.
Anmerkung während des Drucks. (1844.)

Erster Kapellmeister.

Leis erhebt sich Stern um Stern,
Kein Lüftchen regt die Wipfel,
Das Publikum von nah und fern
Harrt auf des Berges Gipfel.

Zweiter Kapellmeister.

Drum angefangen! Strahl auf Strahl
Steig auf, o Born des Schönen,
Not der Zeit und Alltagsqual
Sublim zu übertönen!

Gestiefelter Kater.

Nord und Süd, und alt und neu,
Zum Tanz und laßt nicht warten!
Ich misch' und spiel' euch, eins, zwei, drei,
Als wärt ihr ein Spiel Karten!

Antigone.

Daß ich umsonst nicht spuken geh',
So stählt an mir die Herzen:
Beschämt doch mein antikes Weh
All eure jüngsten Schmerzen!

Puck.

Mamsell, ich folg' Ihr auf dem Fuß;
Will meinen Arm Sie haben?
Die Sache scheint mir zwar konfus,
Jedennoch sehr erhaben!

Gestiefelter Kater.

Nun Elfenschnack und Schabernack!
Hof des Theseus, glänze!
Und du ergötz' ihn, Lumpenpack
Der Zettel und der Squenze!

Schatten Voltaires.

Ein Wort! Was uns zu sondern scheint,
Sind wir auch beide Lacher:
Ich war der Lehrer, guter Freund —
Du bist der Lustigmacher!

Beide Kapellmeister.

In den Wald und aus dem Wald!
Zum Tanz und schlingt den Reigen!
Pfeifen gellt und Hörner schallt,
Hoboen tönt und Geigen!

Brockenwirt.

Herr, steh mir bei! So wirr und toll
Trieb's lange nicht der Böse!
Der ganze liebe Brocken voll!
Gut' Nacht — ich heiße Nehse!

Tote Frösche, in der Tiefe.

Koax! Ein einsam Wiesental!
Kein Ton, als Quellgekicher!
Koax! Man ist doch auch einmal
Gern seines Todes sicher!

Wißbegieriger.

Was will die Quakerei des Viehs?

Historiograph.

Sie wurden misanthropisch,
Seit sie galvanisch zucken ließ
Vor aller Welt Herr Kopisch!

Captivi.

Endlich entfesselt! Dreimal hoch,
Wer Licht und Luft uns gönnte!

Malkontente.

Warum nur die? 's gibt andre noch,
Die man befreien könnte!

Gestiefelter Kater.

Lärm und Toben und Gesumm!
Kein Ohr mehr, das mich höre!
Ich glaube gar, das Publikum
Versteigt sich zum Akteure!

Malkontente.

Ringsum Hexen! Welch Gewühl!
Die Alte dort gezüchtigt!
Aufhebt sie ihren Besenstiel —
Hilf Himmel, sie „berichtigt!"

Wißbegieriger.

Was huscht vorüber dort im Nu,
Verlegen und beklommen?

Historiograph.

Es ist nur ein vertraulich Du,
Das nicht an Mann gekommen!

Wißbegieriger.

Und was dort um die Ecke bog,
Von Eulenschwarm umflogen —?

Historiograph.

Ei nun, ist ein ersticktes Hoch
Auf einen Demagogen!

Rheinischer Landrat.

Dummes Zeug, was ich hier seh',
Und wahrlich nicht zum Lachen!
Wär's ein Narrenkomitee,
Ich würd' es überwachen!

Ein anderer.

Was Hinz und Kunz in meinem Kreis
Vom Landtagsabschied halten,
Bracht' ich auf allerhöchst Geheiß
In diese zwanzig Spalten.

Justizkommissare.

Heda, wie die Fiedel tönt!
Wir treten auf mit Sitten!
Der Mainzer Tag ist uns verpönt,
Hier sind wir wohlgelitten!

Ein Gesetzbuch.

Uf! eine schnelle Prozedur!
Vergönnet mir, in Hasten
Auf sehr beschleunigter Retour
Ein Weilchen hier zu rasten!

Eichhorn auf dem Baume.

Manch harte Nuß weht ohne Scham
Der Wind mir in die Backen;
Zum Teufel mit dem harten Kram —
Kann ich ihn doch nicht knacken!

Feuerdrache.

Ich ziſche, wo's Gedanken gibt;
Drum hütet Maul und Feder!
Die Leute nennen mich Reſkript,
Ich fahr' in die Katheder.

Studenten.

Naſen, Relegat und Haft,
Consilium abeundi!
O Wartburgfeſt und Burſchenſchaft —
Sic transit gloria mundi!

Guſtav-Adolf-Verein.

Voll Zartgefühls erſchein' ich hier
Für Luthertum und Bibel.

Küraſſiere.

Zur ſelben Zeit erhalten wir
Die Guſtav-Adolf-Stiebel.

Hiſtoriograph.

O Reiterei, dies heißt dein Tun
Höchſt gnädig doch belohnen:
Du trägſt gewiſſermaßen nun
Kanoniſche Kanonen!

Ein Kollegium.

Laßt leben unſern Obermann,
Den Rächer der Zenſierten!
Nach ſeinem Namen nennt fortan
Die Welt uns die Bornierten!

Alp.

Ich bin der allgemeine Alp;
Mein Amt iſt, daß ich drücke!
So vieles iſt anjetzo halb —
Ich bin aus ganzem Stücke!

Poet.

Noch mehr — nein, das ist zu toll!
Wozu noch registrieren?
Ich schließe still mein Protokoll —
Wer will, mag's weiter führen!

Morgenwind.

Lustig fahr' ich durch den Raum;
Herauf' ich von der Ilsen.
Die Knospen küss' ich auf im Traum,
Reiß' ab die alten Hülsen!

Sonne geht auf.

Wehtest wacker mir voraus,
Die Nebel zu zerstreuen!
Wie hell und frisch auf all den Graus
Der erste Tag des Maien!

St. Goar, März 1844.

Hamlet.

Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm
In seinen Toren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Dasteht die Hohe, blank bewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!"

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund' an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, mut'gen Tat
Fehlt ihm die frische, mut'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Atem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg,
Sein bestes Tun ist eben Denken;
Er stak zu lang in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
Kommt Zeit, kommt Rat — er stellt sich toll,
Hält Monologe lang und breit,
Und bringt in Verse seinen Groll;
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällt's ihm einmal ein zu fechten:
So muß Polonius-Kotzebue
Den Stich empfangen — statt des Rechten.

So trägt er träumerisch sein Weh,
Verhöhnt sich selber insgeheim,
Läßt sich verschicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpenkön'gen —
Doch eine Tat! Behüte Gott!
Nie hatt' er eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernst zu erfüllen seinen Schwur;
Doch ach — das ist im letzten Akt
Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlagnen, die sein Haß
Preisgab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entseelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob! noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sahn wir spielen erst!
Hab' acht, Held, daß die Ähnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff' dich auf und komm zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der flehnden Leiche!

Mach' den Moment zunutze dir!
Noch ist es Zeit — drein mit dem Schwert,
Eh' mit französischem Rapier
Dich schnöd vergiftet ein Laert!
Eh' rasselnd naht ein nordisch Heer,
Daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh dich vor — ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Aufsteht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den du getan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!

St. Goar, April 1844.

Zwei Flaggen.

Ein Schiff der Mosel auf dem Rhein!
Es kam zu Berg — die Pferde keuchten!
Am Vordermast mit hellem Schein
Sah ich die Flagge mutig leuchten!
Lang wallend flog sie übers Boot —
Stattliche Farben, frisch und munter!
So wahr ich lebe: Blau, Weiß, Rot!
Und grad' am Flaggenstock herunter!

Anhielt ich staunend meinen Fuß;
Da drang vom Schiff zu meinem Ohre
Stolzlustig ein Franzosengruß:
„Ja doch, schau' her — die Trikolore!"
Ei, dacht' ich zornig, seid nur still!
Wird doch noch deutsch bei euch gesprochen!
Lothringisch Volk von Thionville
Sollt' also nicht auf Frankreich pochen!

Somit den Wimpel ließ ich ziehn;
Bald schon verbargen ihn die Zweige.
Ich bin ihm auf dem Rhein nicht grün,
Des ist der liebe Gott mein Zeuge!

Und wollt' er anders auf ihm wehn,
Als friedlich von beladnem Schiffe:
Ich würde mit im Treffen stehn,
Wenn zu den Schwertern Deutschland griffe!

Das Höchste bleiben Land und Herd!
Doch sonst — kein Wort von blindem Hasse!
Auch uns ist dieses Banner wert:
Es brach der Freiheit eine Gasse!
Noch ist es feucht von Juliblut —
Nennt eins, das edler und verwegner!
Drum: sind wir auch auf unsrer Hut,
Ist uns gerecht doch solch ein Gegner!

Und runzeln wir ihm auch die Braun,
Wir sagen doch: Ein wackrer Kämpfer! —
Denselben Tag im Abendgraun
Fuhr noch stromab ein Kölner Dämpfer.
Dem flog, vom Winde flott geschwellt,
Breit übern Bord der Aar von Preußen;
Daneben, schwarz im gelben Feld,
Der Doppeladler aller Reußen!

Derselbe schwarze, der zerfleischt
Den weißen jüngst als gute Beute;
Derselbe, der das Dach umkreischt
Wildfreier Bergbewohner heute;
Derselbe, der von seinem Pol
Rundspäht mit immer kühnerm Dräuen,
Und, als der Despotie Symbol,
Feind und verhaßt ist allen Freien!

Derselbe, der zu dieser Frist
Als Büttel haust auf unsern Grenzen;
Der gegendeutsch und undeutsch ist,
Und dem wir dennoch feig scherwenzen;
Der nur aus Schlauheit eng und fest
Den Adlern diesseits sich verbündet
Und keck in jedem deutschen Nest
Ein Filial des eignen gründet!

Derselbe! — Drum auch dieses Tal
Durchstrich er heut und diese Reben!
Von einem deutschen Filial
Nahm er den Flug nach Holland eben!

Drum auch mit freudigem Geklapp
Schwirrt' unser Adler ihm entgegen!
Drum sausten beide auch stromab,
Als ob — nach einem Ziel sie flögen!

Hinblickt' ich knirschend übern Strand: —
O Deutschland, du im Dienst der Steppe,
Du mit Sibirien Hand in Hand,
Du tragend des Kalmücken Schleppe!
Du vor dem Polenmörder Zar
In Unterwürfigkeit zerfließend!
Du seinen Sohn und seinen Aar
Mit Böllerschuß am Rhein begrüßend!

Ei, wie das girrt und kokettiert!
Ei, wie das um sich wirft mit Küssen!
Glück auf den Weg! Wohin er führt,
Wir warten's ab — Weh, daß wir müssen!
Glück zu! Doch das sagt euch der Rhein:
Ob die Monarchen Freundschaft treiben —
Die Völker werden Feinde sein,
Die Völker werden Feinde bleiben!

Geduld'ger Strom! du trägst und wiegst
Des Franken Banner und des Slawen!
Daß du ein deutsches endlich trügst
In jeder Bucht, in jedem Hafen!
Ein einig deutsches, das — bereit,
Wenn allzu frech der Hahne krähte! —
Stolz und beherzt zu gleicher Zeit
Des Russenadlers Gunst verschmähte!

St. Goar, April 1844.

Flottenträume.

1.

Sprach irgendwo in Deutschland eine Tanne:
„O, könnt' ich hoch als deutscher Kriegsmast ragen!
O, könnt' ich stolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutschlands in der Nordsee Banne!

Dann wär' ich Fähndrich, ha! wo Mann an Manne
Blutrünst'ge Krieger deutsche Seeschlacht schlagen;
Wo deutsche Segler, grimm und ohne Zagen,
Den fremden Entrer hauen in die Pfanne!

Dann lehnte wohl, die Brust vom Stahl gekerbt,
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluten,
An meinem Stamme schweigend zu verbluten!

Indes mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erschossen,
Der mir zu Füßen hinsinkt in die Sprossen!"

2.

Schwarz, Rot und Gold! Frei weht ihr auf den Stangen
Und Masten jetzo, gürtend rings das Land!
In tausend Wimpeln, einst verpöntes Band,
Hat dich der Ozean selber umgehangen!

O, ständen jetzt, die Anno Neunzehn sangen,
Daß dich zerschnitten der Gewalt'gen Hand;
O, ständen jetzt, die man um dich verbannt,
Verrats beschuldigt, ach! und schnöd gefangen:

O, ständen alle jetzt auf diesen Höhen,
Frisch, wie am Tag, da man auf Wartburg zog,
Daß sie dich glühn in deinen Ehren sähen!

Sie staunten wohl und riefen Hurra hoch!
Stoßt an, stoßt an! Wie sich die Dinge drehen.
Der alte Ozean auch noch Demagog!

3.

Wie unsre mut'gen Orlogsmänner heißen?
Komm mit aufs Meer, ich will es dir verkünden!
Da drüben der mit sechzig Feuerschlünden.
Das ist „der Arndt!" Du siehst die Goldschrift gleißen!

Hier die Fregatte, bauschig rings von weißen,
Halbvollen Segeln, kämpfend mit den Winden —
O Gott, ihr Name mahnt an alte Sünden! —
„Die Sieben" heißt sie! Mag kein Strick ihr reißen!

Dort die Korvette, segelnd wie der Blitz,
Es ist „die Hansa!" Doch am Ufer diese,
Stolz wie ein Schwan, „die Königin Luise!"

Der Dreimast drüben ist „der Alte Fritz!"
Und hier voll Zorns der schlagbereite Kutter,
Du ahnst es schon, das ist „der Doktor Luther!"

4.

Und andre noch will ich dir rühmend zeigen;
Sie kreuzten wohl und kehren jetzt vom Zuge;
Sie wehn heran mit majestät'schem Fluge:
„Der Alexander Humboldt" führt den Reigen!

Ha, sieh den „Goethe" tief sein Bugspriet neigen!
Ihm nach „der Schiller", auch mit tiefem Buge!
„Die freie Presse" läßt mit gutem Fuge
Leuchtende Kugeln in die Lüfte steigen!

Die fernsten drüben kann ich nicht erraten!
Laß ungenannt sie vor dem Winde laufen!
Eins ist gewiß: sie haben tücht'ge Paten!

Wir brauchen Namen wahrlich nicht zu kaufen!
Wir haben Männer, haben Tage, Taten: —
Mehr Schiffe nur! Wir wollen sie schon taufen!

5.

So seh' im Geist ein trutzig Kriegsgeschwader
Ich Wacht sie halten, festiglich und stete,
Wo weiland nur des Ewers Wimpel wehte,
Ein Buxtehuder etwa oder Stader;

Da naht der Feind, und mit ihm naht der Hader!
Aufzischt gen Himmel die Signalrakete,
Die Trommel wütet, und an die Lafette
Schlachtatmend tritt das rüst'ge Volk der Lader!

Das Sprachrohr heischt: da birst mit tausend Schüssen
Ihr Flammengruß aus den metallnen Läufen;
Umsinkt der Mast, das Tauwerk zuckt zerrissen!

Grau ballt der Rauch sich, wirre, zorn'ge Streifen!
Ein Ruck, und Schiff hat sich in Schiff verbissen: —
O ernste Schule, drinnen Männer reifen!

6.

Doch — wenn zuerst in Meer- und Pulvernebel
Wir also schwimmend Volk an Volk gerungen;
Wenn eine Seeschlacht Lorbeern uns geschlungen
Um unsre Lunten und um unsre Säbel:

Dann seid gedenk! An Schiffen sitzen Schnäbel!
Drauf, ihr Matrosen und Kajütenjungen!
Den wucht'gen Hammer und das Beil geschwungen!
Die Schnäbel ab! und bringt sie heim als Hebel!

Als Hebel? — Ja! — Ihr, die mit heiterm Spähen
Am Strand ihr jauchztet unsrer frischen Kühne
Und lächelnd ansaht unser salzig Rennen:

Ihr Bannerherrn, wohin mit den Trophäen? —
Sorgt für ein Forum, schafft die Rednerbühne,
Daß wir, wie Rom, das Beste schmücken können!

St. Goar, Juli 1843.

Noch zwei Sonette.

1.

Von Nassaus Burg der edle Herr vom Steine
Und noch ein Wackrer, derb und turnerfahren,
Ein Bürgerkind mit langen Burschenhaaren —
Die fuhren einst zusammen auf dem Rheine.

Wie war er grün von Walnußlaub und Weine!
Wie grau von Trümmern, die sonst Festen waren!
Anschaut' in seinem Spiegel sich, dem klaren,
Raubnest um Raubnest, schroff, in rost'ger Bräune!

Dem Stein, wie billig, schwoll die Freiherrnader:
„O Glück, ein Kind sich des Geschlechts zu wissen,
Das also trotzig Quader hob auf Quader!"

Der andre drauf: „Meins hat sie abgerissen!
Und das ist mein Stolz — doch darum kein Hader!" —
Der Freiherr hat die Lippe sich gebissen.

2.

O, drückt' auch uns nur landlos ein Johann!
Kein größer Heil, bei Gott, als solche Johne!
Ihr wißt, wie Kühnheit zorniger Barone
Die Freiheit Englands jenem abgewann!

Ein schlaffer König und ein feiger Mann,
Schmachvoll vom Papste hielt er Land und Krone;
Trieb sich umher auf blut'gem Wanderthrone,
Zu gleicher Zeit ein Schwächling und Tyrann!

So schafft' er sich und seinem Volke Not,
Bis jach ein Heer vor seinem Zelte scharrte,
Bis ihm sein England wild die Stirne bot.

O, wie beredt war dessen Kriegsstandarte!
Geht mir mit „guten Fürsten!" — ein Despot
Gab Englands Männern ihre große Charte!

St. Goar, August 1843.

Der Schüler Ancillons.

Im Jahre Vierzig stellt' ich auf den Satz:
Jetzt geb' ich euch den Gegensatz!
Und dabei bleibt's, trotz Murren und trotz Rütteln: —
Sucht die Extreme zu vermitteln!

Asmannshausen, Mai 1844.

Der Adler auf dem Mäuseturm.

Auf weißer Flagge weht ein Aar
Hoch auf dem Mäuseturm bei Bingen:
Er zeigt ein tüchtig Klauenpaar,
Trägt eine Kron' und reckt die Schwingen.
Vom Sonnenbrand und Schnee und Sturm
Sind ihm die Federn glatt geschlichtet —
Was Teufel, in den Mäuseturm,
O Adler, hast du dich geflüchtet?

Hast du aus deiner Fülle Horn
Etwa gleich Hatto, jenem Alten,
Zu Mehl und Brot das teure Korn
Dem Mund des Volkes vorenthalten?
Will dir ein rächend Mäuseheer,
Wie jenem Bischof einst, ans Leben?
Gereicht auch dir zu Schutz und Wehr
Hattos zerfallne Trümmer eben?

Nicht doch! du geizest nicht mit Brot!
Jüngst noch[1]), bei ew'gem Sommerregen,
Hast du geöffnet unsrer Not
All deiner Vorratshäuser Segen!
Du ließest Hunsrück, Eifel, Ahr
Brotkorn, soviel sie brauchten, fassen;
Du hast auch sonst manch schlechtes Jahr
Vom Most die Steuer uns erlassen!

Drum nicht als Wucherer am Rhein
Flohst du auf jene Mauerkronen!
Doch: — Brot aus Korne nicht allein
Begehren heut die Nationen!
Sie wollen mehr, als was man kaut;
Sie heben dreist den kräft'gen Nacken;
Sie sehn sich um und rufen laut:
„Wo wird der Freiheit Brot gebacken?"

Das Brot nun freilich, guter Aar,
Hältst du mit allzu festen Krallen;
Wohl ließest du auch — wahr bleibt wahr! —
Von Freiheit jüngst ein Wörtchen fallen!
Es schien des Volkes Hungerschrei
Recht in der Seele dich zu kränken;
Du schienst an eine Bäckerei
Von Freiheitsbrot im Ernst zu denken!

Du schienst — ja doch, es war nur Schein!
O Aar, du bist ein karger Reicher!
Wie schnell die Segel zogst du ein,
Wie schnell verschlossest du die Speicher!
Du gabst — doch gleich auch nahmst du — schier,
Um unsern Hunger noch zu schärfen;
Um doppeltheiße Qual und Gier
In unser lechzend Herz zu werfen!

O, flieg nicht fort auf solcher Bahn!
Brot für den Geist! o, woll' es brechen!
Gib, gib! Es könnte Mäusezahn
Auch diese Brotverweigrung rächen!
O, nimm die Sache nicht zu leicht!
Und hättest du die Macht von Greifen —
Es wagte dennoch sich vielleicht
An deinen Horst ein strafend Pfeifen!

[1]) 1843.

Drum sei gedenk und auf der Hut!
Mag Hatto warnen dich und führen!
Der sagte auch: „An meinen Hut
Lass' keines Menschen Hand ich rühren!" —
Ja doch, was half ihm sein Gepoch'?
Wozu war ihm sein Hochmut nütze?
Es fraßen ihn die Mäuse doch —
Ihn selbst zusamt der Bischofsmütze!

Asmannshausen, Mai 1844.

Das Fensterkreuz.

Zu Neuhaus in dem Schlosse war's: — der Kurfürst[1]) hielt ein Jägermahl;
Die Gäste saßen dichtgereiht, und Hörner schmetterten im Saal.
Der Mundschenk goß die Gläser voll, die Diener drängten sich zuhauf —
Es war ein schwüler Sommertag, die Fenster alle standen auf.

Und durch die offnen Fenster rings sah man den kühlen, grünen Wald;
Der Wald, das war zu dieser Zeit des Fürsten liebster Aufenthalt!
In dem vergaß er, hell umtönt von Hirschgeschrei und Rosseshuf,
Den Ärger, den zu Königsberg der böse Landtag dreist ihm schuf.

Ei, dieses starre Königsberg! Ei, dies verwegne Preußenland!
Ei, wie beharrlich und beherzt auf seinen Rechten es bestand!
Und nicht sein Adel bloß! O nein, auch seine Städte sprachen mit!
Wer war's, der die Leibeigenschaft des armen Bauernvolks bestritt?

O frischer, freier Bürgertrotz! O Erbteil, das der Ostsee blieb!
Du sprudelst aus der Flut hervor, mehr als den Brandenburgern lieb!
Wie heute noch der Krone Schein bei deinem Brausen zag erblaßt,
So warst du auch dem Kurhut schon in deiner Freudigkeit verhaßt! —

---

[1]) Georg Wilhelm von Brandenburg, Vater des Großen Kurfürsten, † 1640.

Der Kurfürst saß beim Jägermahl! Schweinsköpfe dampften,
Rheinwein floß!
„Was kümmern mich die Stände heut zu Neuhaus hier auf
meinem Schloß?"
Da stapfte klirrend in den Saal ein Reiter mit entblößtem Haupt;
Ein Bote war's von Königsberg, Blut an den Sporen und
bestaubt.

Briefschaften knöpft' er aus dem Wams: — Ei, wiederum ein
Ostseestreich? —
Der hohe Jäger riß sie auf; er flog sie durch; er wurde bleich.
Auf seiner Stirne zuckt' empor gehemmter Willkür arger Groll:
„Das war dein letzter Widerspruch! Hochnasig Volk, dein Maß
ist voll!

So wahr ich jetzt den Apfel hier" — Und siehe da, vom vollen
Tisch
Rafft' er mit ungestümer Hand sich einen Apfel rot und frisch! —
„So wahr ich den durchs Fenster jetzt fortschleudre weit ins
Freie hin,
So wahr noch brech' ich Preußens Trotz, brech' ich der Ostsee
Eigensinn!

So wahr noch soll als Oberherrn mich diese Bernsteinküste sehn!
So wahr noch unterwerf' ich mir dies übermüt'ge Polenlehn![1])
So wahr noch —" Und er sprang empor! Ausholt' er wild
zum Wurfe dann!
Wer mit am Tisch saß, duckte sich und hielt gespannt den
Atem an.

Der Apfel flog — fort in den Wald? — Nicht doch, fehl warf
die hohe Kur!
Hinflog er sausend durchs Gemach und — traf das Kreuz des
Fensters nur!
Traf's, prallte machtlos dann zurück! — So recht! Nur festen
Widerstand!
Laß dir dies Kreuz ein Vorbild sein und einen Trost, mein
Vaterland!

Asmannshausen, Mai 1844.

---

[1]) Preußen war damals noch Lehn, von der Krone Polen an Kurbrandenburg gegeben.

Wisperwind.

Der Wisperwind, der Wisperwind,
Den kennt bis Ostrich jedes Kind;
Des Morgens früh von vier bis zehn,
Da spürt man allermeist sein Wehn!
Stromauf aus Wald und Wiesengrund
Haucht ihn der Wisper kühler Mund!

Ja, immer, immer nur stromauf
Fährt er mit Pfeifen und Geschnauf';
Von unten jetzt und allezeit
Braust er nach oben, kampfbereit;
Nie mit der Welle geht sein Strich,
Nur ihr entgegen stemmt er sich!

Er macht sich auf, wo Hütten stehn;
Wo Hütten stehn und Mühlen gehn.
Des Bauern Strohdach ohne Ruh'
Schickt ihn der Burg des Fürsten zu;
Anfährt er trotzig, sagt mein Ferg',
Schloß Rheinstein und Johannisberg.

Er saust und wütet um sie her,
Frisch und gradaus wie keiner mehr;
Er schiert den Teufel sich um Gunst,
Er pfeift was auf den blauen Dunst,
Der trüb um ihre Zinnen hangt —
Er pfeift, bis klar der Himmel prangt.

Ja, heiter wird auf ihn der Tag;
Drum brauf' er, was er brausen mag!
Er selbst und noch ein Wisperwind: —
Ein neuer Tag der Welt beginnt!
Die Hähne krähn, der Wald erwacht,
Ein Wispern hat sich aufgemacht!

Von unten keck nach oben auch
Zieht dieser andern Wisper Hauch;
Auf aus den Tiefen zu den Höhn
Erhebt sich frisch auch dieses Wehn;
Strohdach und Werkstatt ohne Ruh'
Schicken der Fürstenburg es zu!

Da hangen trüb die Nebel noch;
Geduld nur, es verjagt sie doch!
Wie zornig sie auch dräun, wie wirr,
Es läßt nicht ab, es wird nicht irr!
Mit kräft'gem Blasen, Ruck auf Ruck,
Macht es zunichte Dunst und Druck!

Hab' Dank, du frisch und freudig Wehn!
Hab' Dank, hab' Dank — o, wär' es zehn!
Ja, zehn und rings der Himmel rein!
Jetzt, mein' ich, wird es sechse sein! —
Der Wisperwind, der Wisperwind,
Den kennt bis Östrich jedes Kind!

Asmannshausen, Mai 1844.

An Hoffmann von Fallersleben.

Jetzo, wo die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen;
Wo der Rhein mit vollerm Schall
Braust auf seinen Wegen;
Wo die Dämpfer wieder ziehn;
Wo die grünen Reben,
Wo die Blumen wieder blühn: —
Jetzt auf einmal eben

Denk' ich wieder, wie im Traum,
Jener Nacht im Riesen[1]),
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Düster mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen;
Düster und von Zorn durchpocht,
Brannten unsre Herzen;
Dennoch oft, gleichwie ein Blitz,
Finstrer Wolk' entquollen,

[1]) Zu Koblenz, vom 16. auf den 17. August 1843.

Brach ein Lachen, brach ein Witz
Hell durch unser Grollen.

Also ward es rasch zwei Uhr!
Trocken die Pokale,
Und der jüngste Kellner nur
Harrte noch im Saale!
Schnarchend lag der kleine Mann
In des Sessels Hafen,
Und wir sagten: „Der Géant,
Wahrlich, ist entschlafen!"

Endlich stand der Junge wach,
Nahm das Licht verdrossen;
Wirr aus seinem Schlafgemach
Kam ein Lord geschossen;
Du doch stiegst die Trepp' hinauf,
Derb und nagelschuhig;
Schriebst noch in mein Stammbuch drauf:
„Kobelenz ist ruhig!" —

Wieder hat seit jener Nacht
Herbes dich betroffen!
Strom und Frühling sind erwacht —
Hoffmann, wolle hoffen! —
Hoff' und laß der Marken Sand!
Mach' dich auf die Beine!
Deutscher Männer deutsche Hand
Wartet dein am Rheine!

Was, ob die gelehrte Spree
Feig sich von dir wandte:
In die Rheinflut senk' dein Weh —
Sie nicht bannt Verbannte!
Neue Freunde warten dein
An der rebumwallten —
Auf drum, und vergiß am Rhein
Schnödigkeit der alten!

Drum, wo mit der Rede Stahl
Badens Männer streiten:
Drum auch, wo im Wiesental
Lieder dich umläuten;
Wo die Düssel flutet hell,
Und in Dresels Keller

Schlag ein Schnippchen dem Gebell
Deiner Widerbeller!

Ich auch, der ich jene Nacht
Finster mit dir zechte,
Ich auch, eben vor der Schlacht,
Biete dir die Rechte!
Ja, auch ich steh' kampfbereit,
Gleich sind unsre Zeichen: —
Mit Bewußtsein wag' ich's heut,
Dir die Hand zu reichen!

Herz'ger noch als dazumal
Wag' ich's, einzuschlagen:
Schiefer Stellung volle Qual
Mußt' ich damals tragen!
Noch nicht recht aus ganzem Holz
Schien auch dir mein Leben —
Drum auch war ich noch zu stolz,
Mich dir ganz zu geben!

Alles das ist nun vorbei!
Frei ward Lipp' und Zunge,
Frei das Auge mir, und frei
Dehnt sich Herz und Lunge!
Vom Gedanken bis zur Tat
Schlug ich dreist die Brücke;
Hüben steh' ich, und kein Pfad
Führt mich je zurücke!

Vorwärts denn — bis übers Grab!
Vorwärts — ohne Wanken!
Jede Rücksicht werf' ich ab,
Satt hinfort der Schranken.
Nur das Kühnste bind' ich an
Meinen Simsonsfüchsen —
Mit Kanonen auf den Plan,
Nicht mit Schlüsselbüchsen!

Sieh, so biet' ich dir die Hand,
Einer auch von denen,
Die sich an des Rheines Strand
Dir entgegensehnen!
Die ins dornige Exil
Gern dir Rosen flöchten,

Gern ein friedlich Rheinasyl
Dir bereiten möchten!

Komm darum und glaub' an mich —
Aber komm in Eile!
Komm, solang ich festiglich
Noch am Rheinstrom weile!
Eh' ich selber meinen Herd
Seh' zum Teufel stieben;
Eh' der eignen Lieder Schwert
Westwärts mich getrieben!

Horch, o horch! die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen,
Und der Rhein mit vollerm Schall
Braust auf seinen Wegen!
Alles keimt und alles gärt,
Alles windet Kränze: —
Auch den herbsten Kelch geleert
Auf der Zukunft Lenze!

Asmannshausen, Mai 1844.

Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten.

Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten: —
Galt es ein rasch Zusammenrotten,
Aufglühte dann der Feuerbrand.
Gelöscht in Blut an beiden Enden,
Krieg heischend, ließ er sich entsenden
Von Haus zu Haus, von Hand zu Hand. —

Und als der Sandwirt wollte schlagen;
Als er bereit nun stand, zu wagen
Den Adlerflug, den Gemsensprung:
Da trat sein Hausweib hin zur Fassen,
Und warf in das empörte Wasser
Die Späne der Verkündigung.

Rasch in die Tale mit den Wellen
Bis vor des Talvolks rauhe Schwellen
Bachabwärts rollte Span auf Span.
Daß alles fertig auf den Firnen,

Und daß zum Losbruch reif ihr Zürnen —
Blut, Mehl und Späne sagten's an!

So meine Lieder möcht' ich säen! —
Wie die Ladurner möcht' ich stehen
An dem bewegten Strom der Zeit!
Wahrzeichen, frisch und rauh wie jene,
Möcht' ich sie werfen, blut'ge Späne,
Aus in der Tageswogen Streit!

Und, gleich Hochschottlands Feuerbränden,
Heiß durch mein Volk möcht' ich sie senden
In jede Mark, an jeden Herd:
Daß alles zu den Waffen führe,
Und rasselnd riefe: „Schüre, schüre!
Wo ist der Kampf? Wir stehn bewehrt!"

Noch harr' ich, in mich selbst versunken!
Nur dann und wann blitzt auf ein Funken
Der Glut, die meine Brände brennt!
Nur dann und wann mit frischem Munde
Geb' einen Blutspan ich der Stunde
Von denen, so die Passer kennt!

Was hülfen mehr? Schleicht doch in Dämmen
Ihr Wasser heut! — Doch überschwemmen
Wird einst das Land sie, kühn zu schaun!
Dann tret' ich vor mit Blut und Mehle —
Frei weht die Eiche meiner Seele:
Ich glaub', ich werde Späne haun!

St. Goar, Dezember 1843.

Vorläufig zum Schluß.

Zu Asmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht' ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht!
Ich schrieb es ab bei Rebenschein,
Weinlaub ums Haus und saft'ge Reiser;
Drum, wollt ihr rechte Täufer sein,
Tauft's: Vierundvierz'ger Asmannshäuser!

Asmannshausen, Mai 1844.

Ça ira!

1846

Vor der Fahrt.

Melodie der Marseillaise

Jenseits der grauen Wasserwüste
Wie liegt die Zukunft winkend da!
Eine grüne, lachende Küste,
Ein geahndet Amerika!
Ein geahndet Amerika!
Und ob auch hoch die Wasser springen,
Ob auch Sandbank uns droht und Riff:
Ein erprobt und verwegen Schiff
Wird die Mut'gen hinüberbringen!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und
findet Land!

O tapfer Fahrzeug! Ohne Schwanken
Befährt es dreist die zorn'ge Flut!
Schwarz die Masten und schwarz die Planken,
Und die Wimpel sind rot wie Blut!
Und die Wimpel sind rot wie Blut!
Die Segel braun von Dampf und Feuer;
Vom Verdeck herab ihren Blitz
Sprühn Gewehre, sprüht das Geschütz,
Und das blanke Schwert ist sein Steuer!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und
findet Land!

So fährt es aus zu seinen Reisen,
So trägt es Männer in den Streit: —
Mit den Helden haben die Weisen
Seine dunkeln Borde geweiht!
Seine dunkeln Borde geweiht!

Ha, wie Kosciuszko dreist es führte!
Ha, wie Washington es gelenkt!
Lafayettes und Franklins denkt,
Und wer sonst seine Flammen schürte!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und
findet Land!

Ihr fragt erstaunt: Wie mag es heißen?
Die Antwort ist mit festem Ton:
Wie in Österreich so in Preußen
Heißt das Schiff: „Revolution!"
Heißt das Schiff: „Revolution!"
Es ist die einz'ge richt'ge Fähre —
Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und
findet Land!

Doch erst, bei schmetternden Drommeten,
Noch eine zweite wilde Schlacht!
Schwarzer Brander, schleudre Raketen
In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
Auf des Besitzes Silberflotten
Richte kühn der Kanonen Schlund!
Auf des Meeres rottigem Grund
Laßt der Habsucht Schätze verrotten!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und
findet Land!

O stolzer Tag, wenn solche Siege
Das Schiff des Volkes sich erstritt!
Wenn, zu Boden segelnd die Lüge,
Zum ersehnten Gestad' es glitt!
Zum ersehnten Gestad' es glitt!
Zum grünen Strand der neuen Erde,
Wo die Freiheit herrscht und das Recht,
Wo kein Armer stöhnt und kein Knecht,
Wo sich selber Hirt ist die Herde!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und
findet Land!

Wo nur der Eintracht Fahnen wehen,
Wo uns kein Hader mehr zerstückt!
Wo der Mensch von der Menschheit Höhen
Unenterbt durch die Schöpfung blickt!
Unenterbt durch die Schöpfung blickt!
O neue Welt, nach Sturm und Fehde
Wie erquickt uns bald deine Ruh'!
Alle Herzen pochen dir zu — —
Und der Brander liegt auf der Reede!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land und
findet Land!

Eispalast[1]).

1.

Ihr alle, mein' ich, habt gehört von jenem seltnen Eispalast!
Auf der gefrornen Newaflut aufstarrte der gefrorne Glast!
Dem Willen einer Kaiserin, der Laune dienend einer Frau,
Scholl' über Scholle stand er da, gediegen Eis der ganze Bau!

Um seine blanken Fensterreihn, um seine Giebel pfiff es kalt:
Doch innen hat ihn Frühlingswehn und hat ihn Blumenhauch
durchwallt!
Allüberall, wohin man schritt, Musik und Girandolenglanz,
Und durch der Säle bunte Flucht bewegte wirbelnd sich der Tanz!

Also, bis in den März hinein, war seine Herrlichkeit zu schaun;
Doch — auch in Rußland kommt der Lenz, und auch der Newa
Blöcke taun!
Hui, wie beim ersten Sturm aus Süd der ganze schimmernde
Koloß
Hohl in sich selbst zusammensank und häuptlings in die Fluten
schoß!

---

[1]) Das Motiv ist einer politischen Fabel von Thomas Moore entnommen.

Die Fluten aber jauchzten auf! Ja, die der Frost in Bande schlug,
Die gestern eine Hofburg noch und eines Hofes Unsinn trug,
Die es noch gestern schweigend litt, daß man ihr auflud Pomp und Staat,
Daß eine üpp'ge Kaiserin hoffärtig sie mit Füßen trat: —

Dieselbe Newa jauchzt' empor! Abwärts mit brausendem Erguß,
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk schob sich und drängte sich der Fluß!
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt' er und knirscht' er kurz und klein —
Und strömte groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

2.

Die ihr der Völker heil'ge Flut abdämmtet von der Freiheit Meer: —
Ausmündend bald, der Newa gleich, braust sie und jubelt sie einher!
Den Winterfrost der Tyrannei stolz vom Genicke schüttelt sie
Und schlingt hinab, den lang sie trug, den Eispalast der Despotie!

Noch schwelgt ihr in dem Blitzenden, und tut in eurem Dünkel, traun!
Als käme nun und nie der Lenz, als würd' es nun und nimmer taun!
Doch mählich steigt die Sonne schon, und weich erhebt sich schon ein Wehn;
Die Decke tropft, der Boden schwimmt — o, schlüpfrig und gefährlich Gehn!

Ihr aber wollt verschlungen sein! Dasteht ihr und kapituliert
Lang erst mit jeder Scholle noch, ob sie — von neuem nicht gefriert!
Umsonst, ihr Herrn! Kein Halten mehr! Ihr sprecht den Lenz zum Winter nicht,
Und hat das Eis einmal gekracht, so glaubt mir, daß es bald auch bricht!

Dann aber heißt es wiederum: — Abwärts mit brausendem Erguß,
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk drängt sich und macht sich Bahn der Fluß!
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt er und knirscht er kurz und klein —
Und flutet groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

Von unten auf.

Ein Dämpfer kam von Bieberich: — stolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt' und räderte zu Tal, daß rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, schoß er hinab keck und erfreut:
Den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg trug er heut!
Die Sonne schien wie lauter Gold! Auftauchte schimmernd Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen blitzten frisch gebohnt, und auf den schmalen her und hin,
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut' umher und winkte das erhabne Paar;
Des Rheingaus Reben grüßten sie und auch dein Nußlaub, Sankt Goar!
Sie sahn zu Rhein, sie sahn zu Berg: — wie war das Schiff-lein doch so nett!
Es ging sich auf den Dielen fast als wie auf Sanssoucis Parkett!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmenden Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das sie von dannen schießen macht;
Da schafft in Ruß und Feuersglut, der dieses Glanzes Seele ist:
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletariermaschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein —
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flammen nur hinein!
Im wollnen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muß er stehn!
Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Wehn!

Jetzt ist der Ofen zugekeilt, und alles geht und alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast.
Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Versteck;
In seiner Falltür steht er da, und überschaut sich das Verdeck.

Das glühnde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme rot erhitzt,
Mit der gewölbten, haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweifen seinen Blick, so murrt er leis dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst du!

Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkelm Schoß,
Tief unten, von der Not gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Los!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

Der Boden birst, aufschlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern, stark und breit,
Ein neuer Sankt Christophorus, trag' ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
Über den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!"

So hat in seinen krausen Bart der grollende Zyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr und stocht und purrt.
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm ins Gesicht,
Der Dampf rumort; — er aber sagt: „Heut, zornig Element, noch nicht!"

Der bunte Dämpfer unterdes legt vor Kapellen zischend an;
Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan.
Der Heizer blickt auch auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,
Lacht er: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen sorgt!"

Wie man's macht.

So wird es kommen, eh' ihr denkt: — Das Volk hat nichts zu beißen mehr!
Durch seine Lumpen pfeift der Wind! Wo nimmt es Brot und Kleider her? —
Da tritt ein kecker Bursche vor; der spricht: „Die Kleider wüßt' ich schon!
Mir nach, wer Rock und Hosen will! Zeug für ein ganzes Bataillon!"

Und wie man eine Hand umdreht, stellt er in Rotten sie und Reihn,
Schreit: „Linksum kehrt!" und Vorwärts marsch!" und führt zur Kreisstadt sie hinein.
Vor einem steinernen Gebäu haltmachen läßt er trutziglich:
„Seht da, mein Kleidermagazin — das Landwehrzeughaus nennt es sich!

Darinnen liegt, was ihr bedürft: Leinwand zu Hemden, derb und schwer!
Wattierte Jacken, frisch genäht — dazu von zweierlei Couleur!
Tuchmäntel für die Regennacht! Feldmützen auch und Handschuh' viel,
Und alles, was sich sonst gehört zu Heerschau und Paradespiel!

Ihr kennt den ganzen Rummel ja! Ob auch mit Hadern jetzt bedeckt,
Haben die meisten doch von euch in der Montierung schon gesteckt!
Wehrmänner seid ihr allzumal! So lange jeder denn vom Pflock
Sich seinen eignen Hosensack und seinen eignen blauen Rock!

Ja, seinen Rock! Wer faselt noch vom Rock des Königs? — Liebe Zeit!
Gabt ihr die Wolle doch dazu: geschorne Schafe, die ihr seid!
Du da — ist nicht die Leinwand hier der Flachs, den deine Mutter spann,
Indes vom kummervollen Aug' die Trän' ihr auf den Faden rann?

Nehmt denn! So recht! Da prunkt ihr ja, als ging's zu Felde morgen früh,
Oder doch allerwenigstens nach Grimlinghausen zur Revue!
Nur die Muskete fehlt euch noch! Doch sieh, da steht von ungefähr
Der ganze Saal voll! Zum Versuch: — Gewehr in Arm! Schultert's Gewehr!

Ganz, wie sich's hört! Das nenn' ich Schick! Am Ende ... Jungens, wißt ihr was?
Auch die Gewehre wandern mit! — Gewehr bei Fuß! — Das wird ein Spaß!
Und würd' es Ernst ... Nun, möglich ist's! Sie machen immer groß Geschrei,
Und nennen diesen Kleiderwitz vielleicht noch gar Rebellerei!

Nennen ihn Einbruch noch und Raub! — In wenig Stunden, sollt ihr sehn,
Wird uns ein Linienregiment schlagfertig gegenüberstehn!
Da heißt es denn für seinen Rock die Zähne weisen! Dran und drauf!
Patronen her! Geladen, Kerls! Und pflanzt die Bajonette auf!

Stülpt auch den Tschako auf den Kopf, und hängt den Degen vor den Steiß: —
Daß ihr ihn ‚Käsemesser' nennt, ein glückverheißend Omen sei's!
Kein Hirn, will's Gott, besudelt ihn! Kein Herzblut, hoff' ich, färbt ihn rot —
Für Weib und Kinder ‚Käse' nur soll er zerhaun und nahrhaft Brot!

Und nun hinaus! Tambour voran, Querpfeifer und Hornistenpaar!
Soll auch die Adlerfahne noch vorflattern, Brüder, eurer Schar?
Den Teufel auch! Was kümmert uns vergangner Zeit Raubvögelpack!
Wollt ihr ein Banner: Eines nur schickt sich für euch — der Bettelsack!

Den pflanzt auf irgendein Gerüst: — da, hier ist ein Ulanenspeer! —
Und tragt ihn, wie die Geusen einst, mit zorn'gem Stolze vor euch her!
Ihr könnt es füglicher als sie! Ihr tragt den Sack nicht bloß zum Staat,
Ihr seid nicht bloß dem Namen nach — nein, ihr seid Bettler in der Tat!

Marsch denn, ihr Geusen dieser Zeit! Marsch, Proletarierbataillon!" —
Da naht zu Fuß und naht zu Roß die königliche Linie schon!
„Feuer!" befiehlt der General; „Chok!" heißt es bei der Reiterei. —
Doch, ha! Kein Renner hebt den Fuß, und keine Flinte schickt ihr Blei!

Ein Murren aber rollt durchs Heer: „Auch wir sind Volk! Was königlich!"
Und plötzlich vor dem Bettelsack senkt tief die Adlerfahne sich!
Dann Jubelschrei: „Wir sind mit euch! Denn wir sind ihr, und ihr seid wir!" —
„Canaille!" ruft der Kommandeur — da reißt ein Leutnant ihn vom Tier!

Und wie ein Sturm zur Hauptstadt geht's! Anschwillt ihr Zug lawinengleich!
Umstürzt der Thron, die Krone fällt, in seinen Angeln ächzt das Reich!
Aus Brand und Blut erhebt das Volk sieghaft sein lang zertreten Haupt: —
Wehen hat jegliche Geburt! — So wird es kommen, eh' ihr glaubt.

Freie Presse.

Festen Tons zu seinen Leuten spricht der Herr der Druckerei:
„Morgen, wißt ihr, soll es losgehn, und zum Schießen braucht man Blei!
Wohl, wir haben unsre Schriften: — morgen in die Reihn getreten!
Heute Munition gegossen aus metallnen Alphabeten!

Hier die Formen, hier die Tiegel! auch die Kohlen facht' ich an!
Und die Pforten sind verrammelt, daß uns niemand stören kann!
An die Arbeit denn, ihr Herren! Alle, die ihr setzt und preßt!
Helft mir auf die Beine bringen dieses Freiheitsmanifest!"

Spricht's, und wirft die ersten Lettern in den Tiegel frischer Hand.
Von der Hitze bald geschmolzen brodeln Perl und Diamant;
Brodeln Kolonel und Korpus; hier Antiqua, dort Fraktur
Werfen radikale Blasen, dreist umgehend die Zensur.

Dampfend in die Kugelformen zischt die glühnde Masse dann: —
So die ganze lange Herbstnacht schaffen diese zwanzig Mann;
Atmen rüstig in die Kohlen; schüren, schmelzen unverdrossen,
Bis in runde, blanke Kugeln Schrift und Zeug sie umgegossen!

Wohlverpackt in grauen Beuteln liegt der Vorrat an der Erde,
Fertig, daß er mit der Frühe brühwarm ausgegeben werde!
Eine dreiste Morgenzeitung! Wahrlich, gleich beherzt und kühn
Sah man keine noch entschwirren dieser alten Offizin!

Und der Meister sieht es düster, legt die Rechte auf sein Herz:
„Daß es also mußte kommen, mir und vielen macht es Schmerz!
Doch — welch Mittel noch ist übrig, und wie *kann* es anders sein? —
Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befrein!

Wohl soll der Gedanke siegen — nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock laßt euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen!

Auch aus ihm bis an die Hofburg fliegt und schwingt euch,
trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es
hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt den aller-
höchsten Toren,
Der sich diese freie Presse selber auf den Hals beschworen!

Für die rechte freie Presse kehrt ihr heim aus diesem Strauß:
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir euch
wieder aus!
Gießen euch aus stumpfen Kugeln wieder um in scharfe
Lettern —
Horch! ein Pochen an der Haustür! und Trompeten hör' ich
schmettern!

Jetzt ein Schuß! — Und wieder einer! — Die Signale sind's,
Gesellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gassen, Hufe dröhnen, Hörner
gellen!
Hier die Kugeln! hier die Büchsen! Rasch hinab! — Da sind
wir schon!"
Und die erste Salve prasselt! — Das ist Revolution!

Springer.

Epilog des Dichters.

Kein besser Schachbrett als die Welt:
Zur Limmat rück' ich von der Schelde!
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlagt ihr mich nicht aus dem Felde!

So ist es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten!

Mir ist, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen!

Ich bin bereit! Noch brauſt das Meer
Um Norwegs freie Bauernſtätten;
Noch raſſelt es von Frankreich her,
Wie Klirren von gebrochnen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von ſeiner Schwelle noch gewieſen;
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio luſt'gen Wieſen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich ſchiert es wenig.
Kein Zug des Schickſals ſetzt mich matt: —
Matt werden kann ja nur der König!

Neuere
politiſche und ſoziale Gedichte

1849. 1851

Erstes Heft.

1849.

Meiner Frau zum Geburtstage.

Mit einer Erika.

Die Heide, die bei uns zuland'
Allwärts ihr Grün vergeudet:
Die Berg und Schlucht und Felsenwand
Mit starren Büscheln kleidet;
Die hoch und tief sich blicken läßt,
Die bring' ich dir zu deinem Fest
In schlichter irdner Scherbe.

Wo du und ich geboren sind,
Da rauscht sie allerorten:
Sie schüttelt sich im Morgenwind
Vor deiner Wartburg Pforten;
Sie spiegelt sich in Ilm und Saal',
Und in der Unstrut goldnes Tal
Herschaut sie vom Kyffhäuser.

Und auch bei mir mit hellem Schein
Schmückt sie die Bergeshalde;
Sie wallt um meinen Externstein
Und rings im Lipp'schen Walde;
Da summen Bienen um sie her,
Und durch ihr rotes Blütenmeer
Ausschlagend jagt der Senner.

Der alte Rhein, der Traubenkoch,
Könnt' ihrer wohl entbehren;
Doch ward auch ihm die Heide noch
Zu seinen andern Ehren.

Wie oft an Forst- und Gründelbach
Unter der Birke wehndem Dach
Winkt' uns ihr schwellend Kissen!

Da bebt sie spät, da bebt sie früh,
Da flammt sie durchs Gehölze;
Da krönt die siebte Mühle sie
Und auch die Silberschmelze;
Da krönt sie Brunn und Felsenschlucht —
O, möge dieser Scherbenhucht
An alles das dich mahnen!

Und dann — nicht wahr, seit alter Zeit
Ist es der Brauch gewesen,
Daß man aus Pfriemenkraut und Heid'
Gebunden hat den Besen?
Den Besen, der die Gassen kehrt,
Der wie ein Wetter niederfährt,
Wo Staub und Wust sich brüsten!

So sei dir denn auch noch vertraut,
Was junge Sagen künden:
Bald wird aus niederm Heidekraut
Sich selbst ein Besen binden,
Ein rieſ'ger, der der Niedertracht
Und Sklaverei ein Ende macht
In Deutschland und auf Erden!

Dann wird auch uns zur Wiederkehr
Der Freiheit Glocke läuten;
Dann wird uns keine Scherbe mehr
Heimat und Herd bedeuten;
Dann — doch mir schlägt das Herz wie toll!
Rasch, gieß mir einen Tummler voll,
Daß ich dich leben lasse!

Brüssel, Dezember 1844.

Leipzigs Toten!

„Tue! tue!“

Karl IX. in der Bartholomäusnacht.
„Laßt Ader! laßt Ader! Die Ärzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam als im Mai.“
Tavannes in derselben.

Sie kam heran im wehnden Trauerflor,
Über den See nach ihrem Brauche;
Um Huttens Insel beugte sie das Rohr
Mit ihres Odems feuchtem Hauche.
Ich sah sie nahn, ich sah in sie hinaus;
Dann wieder setzt' ich mich zu schreiben —
Da trat sie plötzlich finster vor mein Haus,
Und hauchte leis an meine Scheiben:
„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

O fünfzehnhundertzweiundsiebenzig!
Ha, wie da Pulverdampf die Giebel bräunte!
Ha, wie da schießend aus dem Fenster sich
Hervorbog jener Karl der Neunte!
Auch er ein Allerchristlichster, o Schmach!
Anschrie und hetzt' er seine Söldnerrotten,
Bis wehrlos hingewürgt am Boden lag
Die beste Kraft der Hugenotten!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Nicht ganz so blutig wohl, wie dazumal!
Doch das ist gleich — hinpfiff die Kugel sausend!
Die Opfer stürzten — was liegt an der Zahl?
Gleichviel, ob dreizehn oder dreißigtausend!
Die Hähne knackten — auf ein Prinzenwort!
Ein Wehruf zog durch meine Finsternisse!
Livreebedienter, sprühte dreist der Mord
Die vielbeliebten, sichern Rückenschüsse!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.

Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Man hat gesagt: Sie haben es verdient!
Wer hat sie rebellieren denn geheißen?
Was haben die Verwegnen sich erkühnt,
Kronleuchter, allerhöchste, zu zerschmeißen?
Man war erstaunt, man war mit Recht empört!
Denkt: auf den Boden klirrte Scheib' um Scheibe! —
Wohl! . . . . . Aber niemals hab' ich noch gehört,
Daß man mit Blut zerbrochne Fenster kleibe!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Und dann: Sie flohn! Der Blitz des Rohres fuhr
In abgewandte, schon geworfne Reihen!
Ja, Fliehnde nur, schuldlose Wandler nur,
Hat man erlegt mit königlichen Bleien!
Ein Weib, ein Kind — o herzzerreißend Weh!
Da lagen sie, am Pflaster die Gesichter!
— Was ballst du nur an deinem Schweizersee
Die zorn'gen Fäuste, heimatloser Dichter?
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Soll ich noch melden von dem Leichenzug?
Der Marsch ertönte, Trauerweisen schallten;
Aus diesem Haus und dann aus jenem trug
Man einen Sarg, und ernste Fahnen wallten!
Nachschoß des Volkes endlos lange Flut —
Ein Tränenstrom, so weit das Auge schaute!
Ach, nie doch wäscht er dies unschuld'ge Blut
Von Leipzigs Kiesweg und von Sachsens Raute!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Man hat ein Wort: Die Mitternacht ist stumm!
Doch schrei' ich laut: Wer soll dies Blut euch stillen?
Das allererste floß es wiederum
Durch einen Fürsten um des Glaubens willen!

O deutsches Land, was trugen dir schon ein
Wie deine Fürsten, so dein Glauben! —
Allein du liebst es, stets ein Kind zu sein!
Nicht eine Kette lässest du dir rauben!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Doch heut kein Grollen! An der Gruft kein Spott!
Tu, was du mußt! Folg' deinem Wahrheitsdürsten!
Hau', wie dich's drängt, dir deinen Weg zu Gott!
Nur, — suchst du Gott, was fragst du deine Fürsten?
Erwache, Deutschland, denk' an jenen Herrn,
Der aus dem Louvre schoß mit blindem Wüten!
— Fahr wohl, Poet! Ich muß noch nach Luzern!
Zu meinen Vätern noch, den Jesuiten!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

Meyenberg am Zürcher See, 24. August 1845.

Requiescat!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Ähren;
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werg und Flachse
Hinterm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse: —

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Handvoll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube;
Ob er Sklav' der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertiere;
Ob er in gelehrter Fron
Griechisch und Latein doziere: —

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe! borge!"
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt ins Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Not
Wie die andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen!

Manchen hab' ich so gekannt!
Nach den Wolken flog sein Streben: —
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Ächzt' er zwischen Tür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste: —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!"
Und wenn gar der Mut ihm sank,
Hielt er fest sich an dem einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich tu', ist für die Meinen!"

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt' er seine Schläfen pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rotgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen
Bettlerkinder erben nichts
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Handvoll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen.

Zürich, Februar 1846.

Irland.

An rost'ger Kette liegt das Boot;
Das Segel träumt, das Ruder lungert.
Das macht, der Fischerbub' ist tot;
Das macht, der Fischer ist verhungert!
Denn Irlands Fisch ist Herrenfisch;
Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fängers Tisch —
So starb der Fischer, so sein Range.

Die Herde blökt, die Herde brüllt;
Welch ein Gedräng' von Küh'n und Schafen!
Der Hirt, von Lumpen schlecht verhüllt,
Treibt sie ans Meer zum nächsten Hafen.

Denn Irlands Vieh ist Herrenvieh:
Das gerne Paddys Knochen stärkte
Und seiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr schickt's auf fremde Märkte.

Drum ist sein Viehstall ihm ein Born
Der Üppigkeit und des Genusses,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Überflusses.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltisch unterm Gold sich biegen; —
Sein Volk, das er zu Hause ließ,
Fällt unterdes wie Winterfliegen.

Hallo, Hallo! Grün-Erins Jagd!
Paddy, lang' zu! das nenn' ich Ziemer!
Umsonst! auch das wird fortgebracht,
Meerüber mit dem ersten Steamer!
Denn Irlands Wild ist Herrenwild:
Es füllt des Grundherrn Bauch und Taschen —
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott! ist selbst zu matt zum Paschen!

So sorgt der Herr, daß Hirsch und Ochs,
Das heißt: daß ihn sein Bauer mäste;
Statt auszutrocknen seine Bogs —
Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste!
Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
Drauf Halm an Halm sich wiegen könnte;
Er läßt ihn schnöd' dem Wasserhuhn,
Dem Kiebitz und der wilden Ente!

Ja doch, bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildnis vier Millionen Äcker!
Ihr aber seid blasiert und stumpf,
Fault und verfault — euch weckt kein Wecker!
O, irisch Land ist Herrenland:
Drum stehn die Mütter an den Wegen,
Den toten Säugling im Gewand,
Und flehn euch, ihn ins Grab zu legen.

— So schallt die Klage Tag und Nacht,
So grollt es Connaught durch und Leinster.
Der West hat mir den Schrei gebracht —
Er trug ihn schrill bis vor mein Fenster.

Matt, wie ein angeschoßner Weih,
Herschwebt' er über Höhn und Sunde —
Der Schrei der Not, der Hungerschrei,
Der Sterbeschrei aus Erins Munde!

Erin — da liegt sie auf den Knien,
Bleich und entstellt, mit wehndem Haare,
Und streut des Shamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harold-Byrons Rom,
„Die Niobe der Nationen!"

London, Februar 1847.

Das Lied vom Hemde.

Nach Thomas Hood.

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und rot,
In schlechten Hadern saß ein Weib
Nähend fürs liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufsah sie wirr und fremde;
In Hunger und Armut flehentlich
Sang sie das „Lied vom Hemde".

„Schaffen! Schaffen! Schaffen!
Sobald der Haushahn wach!
Und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Sterne glühn durchs Dach:
O, lieber Sklavin sein
Bei Türken und bei Heiden,
Wo das Weib keine Seele zu retten hat,
Als so bei Christen leiden!

Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis das Hirn beginnt zu rollen!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bis die Augen springen wollen!

Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum —
Dann über den Knöpfen schlaf' ich ein,
Und nähe sie fort im Traum.

O Männer, denen Gott
Weib, Mutter, Schwestern gegeben:
Nicht Linnen ist's, was ihr verschleißt —
Nein, warmes Menschenleben!
Stich! Stich! Stich!
Das ist der Armut Fluch:
Mit doppeltem Faden näh' ich Hemd,
Ja, Hemd und Leichentuch!

Doch was red' ich nur vom Tod,
Dem Knochenmanne! — Ha!
Kaum fürcht' ich seine Schreckgestalt,
Sie gleicht meiner eignen ja!
Sie gleicht mir, weil ich faste,
Weil ich lange nicht geruht.
O Gott, daß Brot so teuer ist,
Und so wohlfeil Fleisch und Blut!

Schaffen — Schaffen — Schaffen!
Und der Lohn? Ein Wasserhumpen,
Eine Kruste Brot, ein Bett von Stroh,
Dort das morsche Dach — und Lumpen!
Ein alter Tisch, ein zerbrochner Stuhl,
Sonst nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand so bar — 's ist ein Trost sogar,
Wenn mein Schatten nur drauf fällt!

Schaffen — Schaffen — Schaffen —
Vom Früh- zum Nachtgeläut!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Wie zur Straf' gefangne Leut'!
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis vom ewigen Bücken mir schwindlig wird,
Bis das Hirn mir starrt und die Hand!

Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bei Dezembernebeln fahl!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
In des Lenzes sonnigem Strahl!

Wenn zwitschernd sich ans Dach
Die erste Schwalbe klammert,
Sich sonnt und Frühlingslieder singt,
Daß das Herz mir zuckt und jammert.

O, draußen nur zu sein,
Wo Viol' und Primel sprießen —
Den Himmel über mir,
Und das Gras zu meinen Füßen!
Zu fühlen wie vordem,
Ach, eine Stunde nur,
Eh' noch es hieß: Ein Mittagsmahl
Für ein Wandeln auf der Flur!

Ach ja, nur eine Frist,
Wie kurz auch — nicht zur Freude!
Nein, auszuweinen mich einmal
So recht in meinem Leide!
Doch zurück, ihr meine Tränen!
Zurück tief ins Gehirn!
Ihr kämt mir schön! nehtet beim Nähn
Mir Nadel nur und Zwirn!"

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und rot,
In schlechten Hadern saß ein Weib,
Nähend fürs liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufsah sie wirr und fremde;
In Hunger und Armut flehentlich —
O, schwäng' es laut zu den Reichen sich! —
Sang sie dies „Lied vom Hemde".

London, Sommer 1847.

Die Seufzerbrücke.

Nach Thomas Hood.

„Ertrunken, ertrunken!"
Hamlet.

Wieder, zu atmen müd,
Müd ihrer Not,
Eine, die flüchtend schied
Jach in den Tod!

Hebt sie vom Uferkies,
Aufhebt sie leis!
O, welch ein zart und süß
Abgeknickt Reis!

Sehet, wie straff ihr Zeug!
Sehet, wie wachstuchgleich!
Kalt rinnt das Wasser ihr
Ab vom Gewande;
Hebt sie mir, tragt sie mir
Liebend vom Strande!

Nimmer mit Hohn und Groll —
Trauernd, erbarmungsvoll
Anrührt ihr Leibliches!
Nicht ihrer Flecken denkt: —
Was ihr von ihr versenkt,
Ist nun rein Weibliches!

Fragt nicht: Aus was für Saat
Aufging die rasche Tat,
Keimt' ihr Empören?
Abwusch die Schmach von ihr,
Nichts ließ der Tod an ihr, —
Nichts als der Schönheit Zier
Und Leichenehren!

Keiner verdamme sie!
Hört sie zur Sippe doch
Evas! — O, wisch ihr die Flamme, die
Arme sickernde Lippe doch!

Lüpft ihre Locken!
Streicht sie ihr trocken,
Preßt sie ihr aus!
Ihre Locken, die braunen! —
Die Leut' indes staunen:
Wo stand ihr Haus?

Wer war ihr Vater?
Wer ihre Mutter?
Hatt' eine Schwester sie?
Warnte kein Bruder sie

Treu vor dem Falle?
Lebt' ihr kein Lieb'rer noch,
Lebt' ihr kein Näh'rer noch
Ach, als sie alle?

Himmel, der Seltenheit
Christlicher Mildigkeit! —
's war zum Entsetzen;
In einer Stadt, wie die,
Herdstatt nicht hatte sie,
Dran sich zu setzen!

Schwesterlich, brüderlich,
Väterlich, mütterlich
Fühlen verkehrt!
Was wie auf Fels ihr stand,
Liebe schwand, Treue schwand!
Selbst Gottes Vaterhand
Schien abgekehrt!

Wo der Lampen Helle
Zurückstrahlt die Welle,
Wo ihr Schimmer lacht
Aus Saal und Gemache
Vom Keller zum Dache,
Stand sie, die Schwache,
Hauslos bei Nacht!

Wind und Regenguß
Machten sie beben;
Nicht der schwarze Fluß,
Nicht die finstern Streben!
Abgehetzt, wundgehetzt,
Kam sie zu sterben jetzt:
„Fort mich geschnellt —
Üb'rall hin, üb'rall hin,
Nur aus der Welt!"

Hinabsprang sie bald auch,
Wie finster, wie kalt auch
Die Themse rann.
Übers Geländer hier —
Mal' es dir, denk' es dir,
Schwelgender Mann!
Wasche sich, trink' aus ihr
Fürder, wer kann!
Hebt sie vom Uferkies,
Aufhebt sie leis!
O, welch ein zart und süß
Abgeknickt Reis!

Eh' noch zu steif und hart
Jegliches Glied ihr starrt,
Sittsam und linde
Streckt sie zur letzten Ruh'!
Drückt ihr die Augen zu,
Starrend so blinde;

Starrend durchs Regnen
Der Lockenträufelung,
Wie dem Dort zu begegnen
Mit dem letzten verwegnen
Blick der Verzweiflung.

Also verachtet,
Wahnsinnumnachtet,
Hat die Entehrte,
Reueverzehrte
Sterben gemußt! —
Als ob sie flehte
Still im Gebete,
Kreuzt ihr die Hände
Über der Brust!

Kreuzt sie — nicht hehlend
Das Irren der Armen,
Und sanft es befehlend
Ihres Heilands Erbarmen!

London, Sommer 1847.

Im Hochland fiel der erste Schuß.

Im Hochland fiel der erste Schuß
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja, die Lawine kam in Schuß —
Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz vom Siegen ruhn:
Das Urgebirg' und die Nagelfluhn
Zittern vor Lust bis zum Kerne!

Drauf ging der Tanz in Welschland los —
Die Szyllen und Charybden,
Vesuv und Ätna brachen los:
Ausbruch auf Ausbruch, Stoß auf Stoß!
— „Sehr bedenklich, Euer Liebden!"
Also schallt's von Berlin nach Wien,
Und von Wien zurück wieder nach Berlin —
Sogar den Nickel graut es!

Und nun ist denn auch abermals
Das Pflaster aufgerissen,
Auf dem die Freiheit, nackten Stahls,
Aus der lumpigen Pracht des Königssaals
Zwei Könige schon geschmissen;
Einen von ihnen gar geköpft —
Und drauf du lang genug geschröpft
Dein Volk, o Julikönig!

Anrückt die Linie: Schuß auf Schuß!
Und immer frisch geladen!
Doch dies ist ein Volk wie aus Eisenguß,
Stülpen Karren um und Omnibus —
Das sind die Barrikaden!
Stolze, opferfrohe Reihn,
Singen sie, in der Hand den Stein:
»Mourir pour la patrie!«

Die Kugel pfeift, der Kiesel fliegt,
In Lüften wallt die Fahne!
Ein General am Boden liegt —
Ça ira, ça ira, die Bluse siegt,
O Vorstadt St. Antoine!
Massen auf Massen! Keiner wankt —
Schon hat der Guizot abgedankt,
Bleich, zitternd mit den Lippen.

»Vive la Réforme! Le Système à bas!«
O treffliche Gesellen!
Der Birne Schütteltag ist da!
Die halbe Linie, ça ira!
Und Amiens sind Rebellen!
Keine neue Kriegsmacht naht:
Das Volk zerstörte Schien' und Draht —
Bahnzug und Telegraphen!

Was weiter wird: — noch harren wir!
Doch wird's die Freiheit werden!
Die Freiheit dort, die Freiheit hier,
Die Freiheit jetzt und für und für,
Die Freiheit rings auf Erden!
Im Hochland fiel der erste Schuß,
Und die da niederdonnern muß,
Die Lawine kam ins Rollen!

Sie rollt — sie springt — o Lombardei,
Bald fühlst auch du ihr Wälzen!
Ungarn und Polen macht sie frei,
Durch Deutschland dröhnen wird ihr Schrei,
Und kein Bannstrahl kann sie schmelzen!
Einzig in der Freiheit Wehn
Mild und leis wird sie zergehn,
Des alten Zorns Lawine!

Ja, fest am Zorne halten wir,
Fest bis zu jener Frühe!
Die Träne springt ins Auge mir,
In meinem Herzen singt's: »Mourir,
Mourir pour la patrie!«
Glück auf, das ist ein glorreich Jahr,
Das ist ein stolzer Februar —
»Allons enfants!« — »Mourir, mourir,
Mourir pour la patrie!«

London, 25. Februar 1848.

Die Republik!

Die Republik, die Republik!
Herr Gott, das war ein Schlagen!
Das war ein Sieg aus einem Stück!
Das war ein Wurf! die Republik!
Und alles in drei Tagen!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Anfeuchten die Berichte:
Ein Atemzug, ein Wink, ein Blick,
Ein Handumdrehn — die Republik!

So dichtet die Geschichte!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Nun ist der Wall erstiegen!
Nun ist gerannt die Mauerlück' —
Die Republik, die Republik! —
Und unsre Farben fliegen!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Noch stehn wir müßig unten!
Vom Wall doch ruft's: Bleibt nicht zurück!
Nach durch den Riß — die Republik! —
Beim Aufblitz unsrer Lunten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Ja doch, ihr Vorhutstreiter —
Wir folgen euch! die Republik!
Schon dröhnt von unserm Fuß die Brück',
Schon fassen wir die Leiter!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Wer redet von Entzweien?
Was Völkerhaß! Die Republik!
Als Freie, jochlos das Genick,
So treten wir zu Freien!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Von heute an — die Republik! —
Zwei Lager nur auf Erden:
Die Freien mit dem kühnen Blick,
Die Sklaven, um den Hals den Strick!
Sei's! mag's entschieden werden!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Sonst aber — hoch die Republik! —
Kein Kriegen mehr und Spalten!
Nur fester Bund zu Lieb' und Glück!
Nur Bruderschaft — die Republik! —
Und menschlich schön Entfalten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Wohlan denn, Rhein und Elbe!
Donau, wohlan — die Republik!
Die Stirnen hoch, hoch das Genick!
Eur Feldgeschrei dasselbe:
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

London, 26. Februar 1848.

Schwarz-Rot-Gold.

In Kümmernis und Dunkelheit,
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist das alte Reichspanier,
Das sind die alten Farben!
Darunter haun und holen wir
Uns bald wohl junge Narben!
Denn erst der Anfang ist gemacht,
Noch steht bevor die letzte Schlacht!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Ja, die das Banner ihr gestickt,
Ihr Jungfern unverdrossen,
Derweil am Feuer wir gebückt
Uns Flintenkugeln gossen:
Nicht, wo man singt nur oder tanzt,
Geschwungen sei's und aufgepflanzt! —
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Denn das ist noch die Freiheit nicht,
Die Deutschland muß begnaden,
Wenn eine Stadt in Waffen spricht
Und hinter Barrikaden:
„Kurfürst, verleih! Sonst — hüte dich! —
Sonst werden wir — — großherzoglich!"
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Die ungeteilte, ganze,
Wenn man ein Zeughaustor erbricht,
Und Schwert sich nimmt und Lanze;
Sodann ein weniges sie schwingt,
Und — folgsamlich zurück sie bringt!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Wenn ihr an Brockhaus' Glase
Ausübt ein klirrend Strafgericht
Ob einer Dresdner Nase!
Was liegt euch an dem Sosius?
Drauf: — in die Hofburg Stein und Schuß!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Wenn man, statt mit Patronen,
Mit keiner andern Waffe ficht,
Als mit Petitionen!

Du lieber Gott: — Petitioniert!
Parlamentiert, illuminiert!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!
Auch nicht: daß, die ihr gründlich haßt,
Ihr dennoch auf den Thronen laßt!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Die Freiheit ist die Nation,
Ist aller gleich Gebieten!
Die Freiheit ist die Auktion
Von dreißig Fürstenhüten!
Die Freiheit ist die Republik!
Und abermals: die Republik!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Die eine deutsche Republik,
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen!
Das ist der große letzte Strauß —
Flieg aus, du deutsch Panier, flieg aus!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Zum Kampfe denn, zum Kampfe jetzt!
Der Kampf nur gibt dir Weihe!
Und kehrst du rauchig und zerfetzt,
So stickt man dich aufs neue!
Nicht wahr, ihr deutschen Jungfräulein?
Hurra, das wird ein Sticken sein!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Und der das Lied für euch erfand
In einer dieser Nächte,
Der wollte, daß ein Musikant
Es bald in Noten brächte!
Heißt das: ein rechter Musikant!
Dann kläng' es hell durchs deutsche Land:
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

London, 17. März 1848.

Berlin.

Lied der „Amnestierten" im Auslande.

Zum Völkerfest, auf das wir ziehn,
Zu dem die Freiheit ladet,
Wie wandelst herrlich du, Berlin!
Berlin, in Blut gebadet!
Du wandelst rußig und bestaubt
Einher in deinen Wunden!
Du wandelst hin, das bleiche Haupt
Mit Bannertuch verbunden!

Mit Tuch, von dem du jene Nacht
Geheiligt jeden Faden!
O, erste deutsche Fahnenwacht
Auf deutschen Barrikaden!
Du rissest es aus langer Schmach
Empor zu neuer Schöne!
In einer Nacht, auf einen Schlag
Rein wuschen's deine Söhne!

So helfe dir nun Gott, Tyrann!
Erstochen und erschossen!
Und abwärts durch die Straßen rann
Ihr Blut in allen Gossen!
Arbeiterblut, Studentenblut —
Wir knirschen mit den Zähnen,
Und in die Augen treibt die Wut
Uns seltne Männertränen!

Sie fochten dreizehn Stunden lang,
Die Erde hat gezittert!
Sie fochten ohne Sang und Klang,
Sie fochten stumm erbittert!
Da war kein Lied wie Ça ira! —
Nur Schrei und Ruf und Röcheln!
Sie standen ernst und schweigend da,
Im Blut bis zu den Knöcheln!

So schlaft denn wohl im kühlen Grund,
Schlaft ewig unvergessen!
Wir können euch den bleichen Mund,
Die starre Hand nicht pressen!
Wir können euch zu Ehr' und Zier
Mit Blumen nicht bewerfen —
Doch können wir und wollen wir
Die Schwerter für euch schärfen!

Denn einen Kampf, der so begann,
Soll kein Ermatten schänden!
Ihr strittet vor, ihr finget an:
So laßt denn uns vollenden!
Wir sind bereit, wir sind geschwind,
Wir treten in die Lücken!
Mit allen, die noch übrig sind,
Die Klinge woll'n wir zücken!

Denn heißen soll es nimmermehr:
Für nichts sind sie gestorben!
Für nichts, als was sie tags vorher
Ertrotzt schon und erworben!
Denn keiner sage je und je:
Sie waren brav im Schießen!
Doch fehlt' auch ihnen die Idee,
Da sie sich metzeln ließen!

Drum sollen eure Leichen nicht
Den Strom der Freiheit stauen;
Den Strom, der seine Fesseln bricht
In diesem Märzestauen!
Drum sollen sie die Stufen sein,
Die Stufen grün von Zweigen,
Auf denen wir zum Dach hinein
Der freien Zukunft steigen!

Was Manifest noch, was Bescheid!
Was Bitten noch und Geben!
Was Amnestie und Preßfreiheit —
Tod gilt es oder Leben!
Wir rücken an in kalter Ruh',
Wir beißen die Patrone,
Wir sagen kurz: Wir oder du!
Volk heißt es oder Krone!

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten!
O Volk, ein einz'ger Tag verstrich —
Und schon von Vivats heiser?
Erst gestern ließ Er schlachten dich — —
Und heute deutscher Kaiser?!

Schmach! mit dem Blute wild verspritzt
Bei jenem freud'gen Sterben,
Mit dem jetzt möcht' Er sich verschmitzt
Den Kaiserpurpur färben!
Allein, daß das unmöglich sei,
Dafür noch stehn wir Wache,
Dafür bleibt unser Feldgeschrei:
Hie Republik und Rache!

Wir treten in die Reiseschuh',
Wir brechen auf schon heute!
Nun, heil'ge Freiheit, tröste du
Die Mütter und die Bräute!
Nun tröste Weib, nun tröste Kind,
Die Witwen und die Waisen —
Wie derer, die gefallen sind,
So unire, will's das Eisen!

London, 25. März 1848.

Ein Lied vom Tode.

Auf den Hügeln steht er im Morgenrot,
Das gezückte Schwert in der sehn'gen Hand.
„Wer ich bin? Ich bin der Befreiertod!
Bin der Tod für die Menschheit, das Vaterland!

Nicht der Leisetreter am Krankenpfühl,
Der den Greis und das Kind auf die Bahre legt —
Nein, der eiserne Stürmer im Kampfgewühl,
Der den Mann und den trotzigen Jüngling erschlägt!

Unterm blauen lustigen Himmelszelt,
Da durchflieg' ich, da licht' ich die jauchzenden Reihn;
Da werf' ich sie hin auf das Ackerfeld,
Auf die Blumenflur, auf den Pflasterstein!
O, wie stirbt es sich schön in der Kraft, im Zorn:
Sie liegen, emporgewandt den Blick;
Sie liegen, die Todeswunde vorn
Und das bleiche, blutige Haupt im Genick!

So lagen die Tapfern an Wien und Spree;
So lagen die Turner am Eiderfluß;
So lagen auf jener Schwarzwaldhöh'
Die Freistaatmänner, gefällt vom Schuß.
So liegen und lagen sie hundertweis,
Die der März gefordert und der April;
So findet sie liegen die Rose des Mais,
Daß ihr Grab sie bekränze freundlich und still!

Die Rose des Mais! — Ja, was bringt der Mai?
Ich will es euch sagen: Hieb und Stich!
Ich will es euch sagen: Trompetenschrei,
Knatternde Salven und abermals mich!
Denn ihr sollt euch gründlich und ganz befrein,
Und das leuchtende Gold, das die Fahn' euch schmückt,
Sei die Tresse nicht bloß, die des Lakain,
Die des Kammerdieners Livree besticht!

Ja, ihr habt, was ihr tatet, nur halb getan! —
Wer ist, der die Kugel hemmen darf?
Sie roll' und sie donnre auf ihrer Bahn,
Bis sie viermal alle Neune warf!
Euch heißt ‚Rebell' der entschiedne Mann,
Der die volle Freiheit zu fordern wagt? —
Ei, wie man so bald nur vergessen kann,
Daß von Aufruhrs Gnaden zu Frankfurt man tagt!

‚Demokratische Basis', die ‚breiteste' gar!
‚Parlament' und ‚Verfassung', ‚Kaiser und Reich'!
Von dem allen ist nur das eine klar:
Einer ‚Basis' bedürft ihr — ja wohl, für euch!

Eines Stuhles, auf dem ihr behaglich sitzt;
Eines ‚breitesten', drauf ihr breit euch macht!
Ihr wollt nur ein Jahr, das wie Dreißig blitzt —
Ihr wollt kein Gewitter von Vierzig und acht!

Doch wir schreiben jetzt Achtundvierzig, ihr Herrn!
Und das Wetter ist da, und ihr haltet's nicht auf!
Und wie ihr euch stellen mögt und sperrn:
Es nivelliert bis zu euch herauf!
Wolken auf Wolken und Strahl auf Strahl,
Und der Donner kracht, und das Echo gellt:
Der Odem Gottes wieder einmal
Reinigt die faul gewordene Welt!

Und der sendet auch mich! Ja, ich kam mit dem März,
Schreite streng und ernst von Gefild zu Gefild,
Reiße die Besten, die Kühnsten ans Herz,
Lasse sie fallen feurig und wild!
Und so werd' ich schreiten und töten zumal,
Bis die Sonne folgt auf das Morgenrot!
O, du Weihelenz in Lust und in Qual —
Vorwärts! ich bin der Befreiertod!"

London, 30. April 1848.

Trotz alledem!

Variiert.

Das war 'ne heiße Märzenzeit,
Trotz Regen, Schnee und alledem!
Nun aber, da es Blüten schneit,
Nun ist es kalt, trotz alledem!
Trotz alledem und alledem —
Trotz Wien, Berlin und alledem —
Ein schnöder scharfer Winterwind
Durchfröstelt uns trotz alledem!

Das ist der Wind der Reaktion
Mit Meltau, Reif und alledem!
Das ist die Bourgeoisie am Thron —
Der annoch steht, trotz alledem!

Trotz alledem und alledem,
Trotz Blutschuld, Trug und alledem —
Er steht noch, und er hudelt uns
Wie früher fast, trotz alledem!

Die Waffen, die der Sieg uns gab,
Der Sieg des Rechts trotz alledem,
Die nimmt man sacht uns wieder ab,
Samt Kraut und Lot und alledem,
Trotz alledem und alledem,
Trotz Parlament und alledem —
Wir werden unsre Büchsen los,
Soldatenwild trotz alledem!

Doch sind wir frisch und wohlgemut
Und zagen nicht trotz alledem!
In tiefer Brust des Zornes Glut,
Die hält uns warm trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es gilt uns gleich trotz alledem!
Wir schütteln uns: Ein garst'ger Wind,
Doch weiter nichts trotz alledem!

Denn ob der Reichstag sich blamiert
Professorhaft, trotz alledem!
Und ob der Teufel reagiert
Mit Huf und Horn und alledem —
Trotz alledem und alledem,
Trotz Dummheit, List und alledem,
Wir wissen doch: die Menschlichkeit
Behält den Sieg trotz alledem!

So füllt denn nur der Mörser Schlund
Mit Eisen, Blei und alledem:
Wir halten aus auf unserm Grund,
Wir wanken nicht trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Und macht ihr's gar, trotz alledem,
Wie zu Neapel jener Schuft:
Das hilft erst recht, trotz alledem!

Nur, was zerfällt, vertretet ihr!
Seid Kasten nur, trotz alledem!
Wir sind das Volk, die Menschheit wir,
Sind ewig drum, trotz alledem!

Trotz alledem und alledem:
So kommt denn an, trotz alledem!
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht —
Unser die Welt trotz alledem!

Düsseldorf, Anfang Juni 1848.

Die Toten an die Lebenden.

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsre Schmerzgebärde
Dem, der zu töten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!
Daß er sie sehe, Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
Im Öffnen seines Bibelbuchs wie im Champagnerschaume!
Daß wie ein Brandmal sie sich tief in seine Seele brenne:
Daß nirgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
Daß jeder qualverzogne Mund, daß jede rote Wunde
Ihn schrecke noch, ihn ängste noch in seiner letzten Stunde!
Daß jedes Schluchzen um uns her dem Sterbenden noch schalle,
Daß jede tote Faust sich noch nach seinem Haupte balle —
Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie andre Leute pflegen,
Mög' er es auf ein Blutgerüst zum letzten Atmen legen!

So war's! Die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf schwankem Brett auf zum Altan gehalten!
„Herunter!" — und er kam gewankt — gewankt an unser Bette;
„Hut ab!" — er zog — er neigte sich! (so sank zur Marionette,
Der erst ein Komödiante war!) — bleich stand er und beklommen!
Das Heer indes verließ die Stadt, die sterbend wir genommen!
Dann „Jesus meine Zuversicht!" wie ihr's im Buch könnt lesen:
Ein „Eisen meine Zuversicht!" wär' paßlicher gewesen!

Das war den Morgen auf die Nacht, in der man uns erschlagen;
So habt ihr triumphierend uns in unsre Gruft getragen!
Und wir — wohl war der Schädel uns zerschossen und zerhauen,
Doch lag des Sieges froher Stolz auf unsern grimmen Brauen.
Wir dachten: Hoch zwar ist der Preis, doch echt auch ist die Ware!
Und legten uns in Frieden drum zurecht auf unsrer Bahre.

Weh euch, wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen,
Und alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen!

Was unser Tod euch zugewandt, verlottert und verloren —
O, alles, alles hörten wir mit leisen Geisterohren!
Wie Wellen braust' an uns heran, was sich begab im Lande:
Der Aberwitz des Dänenkriegs, die letzte Polenschande;
Das rüde Toben der Vendee in stockigen Provinzen;
Der Soldateska Wiederkehr, die Wiederkehr des Prinzen;
Die Schmach zu Mainz, die Schmach zu Trier; das Hänseln, das Entwaffnen
Allüberall der Bürgerwehr, der eben erst geschaffnen;
Die Tücke, die den Zeughaussturm zu einem Diebszug machte,
Die selber uns, die selbst das Grab noch zu begeifern dachte;
Soweit es Barrikaden gab, der Druck auf Schrift und Rede;
Mit der Versammlung freiem Recht die täglich frechre Fehde;
Der Kerkertore dumpf Geknarr im Norden und im Süden;
Für jeden, der zum Volke steht, das alte Kettenschmieden;
Der Bund mit dem Kosakentum; das Brechen jedes Stabes,
Ach, über euch, die wert ihr seid des lorbeerreichsten Grabes:
Ihr von des Zukunftsdranges Sturm am weitesten Getragnen!
Ihr — Junikämpfer von Paris! Ihr siegenden Geschlagnen!
Dann der Verrat, hier und am Main im Taglohn unterhalten —
O Volk, und immer Friede nur in deines Schurzfells Falten?
Sag' an, birgt es nicht auch den Krieg? den Krieg herausgeschüttelt!
Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit allem, was dich büttelt!
Laß deinen Ruf: „Die Republik!" die Glocken überdröhnen,
Die diesem allerneuesten Johannesschwindel tönen!

Umsonst! es täte not, daß ihr uns aus der Erde grübet,
Und wiederum auf blut'gem Brett hoch in die Luft erhübet!
Nicht, jenem abgetanen Mann, wie damals, uns zu zeigen —
Nein, zu den Zelten, auf den Markt, ins Land mit uns zu steigen!
Hinaus ins Land, so weit es reicht! Und dann die Insurgenten
Auf ihren Bahren hingestellt in beiden Parlamenten!

O ernste Schau! Da lägen wir, im Haupthaar Erd' und Gräser,
Das Antlitz fleckig, halbverwest — die rechten Reichsverweser!
Da lägen wir und sagten aus: Eh' wir verfaulen konnten,
Ist eure Freiheit schon verfault, ihr trefflichen Archonten!
Schon fiel das Korn, das keimend stand, als wir im Märze starben:
Der Freiheit Märzsaat ward gemäht noch vor den andern Garben!

Ein Mohn im Felde hier und dort entging der Sense Hieben —
O, wär' der Grimm, der rote Grimm, im Lande so geblieben!

Und doch, er blieb! Es ist ein Trost im Schelten uns gekommen:
Zu viel schon hattet ihr erreicht, zu viel ward euch genommen!
Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Toten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig,
Gehobnen Armes, wehnden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
Die rote Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürsten fliehn zum Meere!
Die Adler fliehn: die Löwen fliehn; die Klauen und die Zähne!
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!
Indessen, bis die Stunde schlägt, hat dieses unser Grollen
Euch, die ihr vieles schon versäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, steht gerüstet! Seid bereit! O, schaffet, daß die Erde,
Darin wir liegen strack und starr, ganz eine freie werde!
Daß fürder der Gedanke nicht uns stören kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jetzt — und ewig! — sind sie Sklaven!

Düsseldorf, Juli 1848.

Wien.

Wenn wir noch knien könnten, wir lägen auf den Knien;
Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien!
Doch lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet —
Der Mann ist uns der beste, der grad' und aufrecht steht!
Die Hand ist uns die liebste, die Schwert und Lanze schwingt!
Der Mund ist uns der frommste, der Schlachtgesänge singt!
Wozu noch bittend winseln? Ihr Männer, ins Gewehr —
Heut ballt man nur die Hände, man faltet sie nicht mehr!
Es ist das Händefalten ein abgenutzt Geschäft —
Die Linke an die Scheide, die rechte Hand ans Heft!

Die Linke an die Gurgel dem Sklaven und dem Schuft,
Die Rechte mit der Klinge ausholend in der Luft!
Ein riesig Schilderheben, ein Ringen wild und kühn —
Das ist zur Weltgeschichte das rechte Flehn für Wien!

Ja, Deutschland, ein Erheben! ja, Deutschland, eine Tat!
Nicht, wo im roten Dolman einhersprengt der Kroat,
Nicht, wo vom Huf der Rosse das Donauufer bebt,
Nicht, wo vom Stephansturme der weiße Rauch sich hebt,
Nicht, wo aus Sklavenmörsern die Brandraketen sprühn —
Nicht dorthin, ernster Norden, gewaffnet sollst du ziehn!
Nicht dorthin sollst du pilgern zur Hilfe, zum Entsatz —
Allwärts, um Wien zu retten, stehst du an deinem Platz!
Räum' auf im eignen Hause! Räum' auf und halte Stich —
Den Jellachich zu jagen, wirf deinen Jellachich!
Ein dreister Schlag im Norden ist auch im Süd ein Schlag;
Mach' fallen unser Olmütz, und Olmütz rasselt nach!

Der Herbst ist angebrochen, der kalte Winter naht —
O Deutschland, ein Erheben! O Deutschland, eine Tat!
Die Eisenbahnen pfeifen, es zuckt der Telegraph —
Du aber bleibst gelassen, du aber bleibst im Schlaf!
Beim Todeskampf der Riesin dastehst du wie von Stein —
Alles, wozu du dich ermannst, ein kläglich Bravoschrein!

Köln, 3. November 1848.

Blum.

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knien;
Ein Kind mit breiter, offner Stirn, ein Kind von heller Lunge,
Ein prächtig Proletarierkind, ein derber Küferjunge.
Er schrie, daß in der Werkstatt rings des Vaters Tonnen hallten;
Die Mutter hat mit Lächeln ihn an ihre Brust gehalten;
An ihrer Brust, auf ihrem Arm hat sie ihn eingesungen: —
Es ist zu Köln das Wiegenlied des Knaben hell erklungen.

Und heut in diesem selben Köln zum Wehn des Winterwindes
Und zu der Orgel Brausen schallt das Grablied dieses Kindes.
Nicht singt die überlebende, die Mutter es dem Sohne:
Das ganze schmerzbewegte Köln singt es mit festem Tone.

Es spricht: Du, deren Schoß ihn trug, bleib still auf deiner Kammer!
Vor deinem Gott, du graues Haupt, ausströme deinen Jammer!
Auch ich bin seine Mutter, Weib! Ich und noch eine Hohe —
Ich und die Revolution, die grimme, lichterlohe!
Bleib du daheim mit deinem Schmerz! Wir wahren seine Ehre —
Des Robert Requiem singt Köln, das revolutionäre!

So redet Köln! Und Orgelsturm entquillt dem Kirchenchore,
Es stehn die Säulen des Altars umhüllt mit Trauerflore,
Die Kerzen werfen matten Schein, die Weihrauchwolken ziehen,
Und tausend Augen werden naß bei Neukomms Melodien.
So ehrt die treue Vaterstadt des Tonnenbinders Knaben —
Ihn, den die Schergen der Gewalt zu Wien gemordet haben,
Ihn, der sich seinen Lebensweg, den steilen und den rauhen,
Auf bis zu Frankfurts Parlament mit starker Hand gehauen!
(Dort auch, was er allstündlich war, ein Wackrer, kein Verräter!) —
Was greift ihr zu den Schwertern nicht, ihr Singer und ihr Beter?
Was werdet ihr Posaunen nicht, ihr ehrnen Orgeltuben,
Den Jüngsten Tag ins Ohr zu schrein den Henkern und den Buben?
Den Henkern, die ihn hingestreckt auf der Brigittenaue —
Auf festen Knien lag er da im ersten Morgentaue!
Dann sank er hin — hin in sein Blut — lautlos! — heut vor acht Tagen!
Zwei Kugeln haben ihm die Brust, eine das Haupt zerschlagen!

Ja, ruhig hat man ihn gemacht: — er liegt in seiner Truhe!
So schall' ihm denn ein Requiem, ein Lied der ew'gen Ruhe!
Ruh' ihm, der uns die Unruh' hat als Erbteil hinterlassen: —
Mir, als ich heut im Tempel stand in den bewegten Massen,
Mir war's, als hört' ich durch den Sturm der Töne ein Geraune:
Du, rechte mit der Stunde nicht! die Orgel wird Posaune!
Es werden, die du singen siehst, das Schwert in Händen tragen —
Denn nichts als Kampf und wieder Kampf entringt sich diesen Tagen!
Ein Requiem ist Rache nicht, ein Requiem nicht Sühne —
Bald aber steht die Rächerin auf schwarzbehangner Bühne!
Die dunkelrote Rächerin! Mit Blut bespritzt und Zähren,
Wird sie und soll und muß sie sich in Permanenz erklären!

Dann wird ein ander Requiem den toten Opfern klingen —
Du rufst sie nicht, die Rächerin, doch wird die Zeit sie bringen!
Der andern Greuel rufen sie! So wird es sich vollenden —
Weh allen, denen schuldlos Blut klebt an den Henkerhänden!

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knien!
Acht Tage sind's, da lag zu Wien ein blut'ger Mann im Sande —
Heute scholl ihm Neukomms Requiem zu Köln am Rheinesstrande.

Köln, 16. November 1848.

Zweites Heft.

1851.

Die Revolution.

1851.

Und ob ihr sie, ein edel Wild, mit euren Henkersknechten fingt;
Und ob ihr unterm Festungswall standrechten die Gefangne gingt:
Und ob sie längst der Hügel deckt, auf dessen Grün ums Morgenrot
Die junge Bäurin Kränze legt — doch sag' ich euch: Sie ist nicht tot!

Und ob ihr von der hohen Stirn das wehnde Lockenhaar ihr schort;
Und ob ihr zu Genossen ihr den Mörder und den Dieb erkort:
Und ob sie Zuchthauskleider trägt, im Schoß den Napf voll Erbsenbrei;
Und ob sie Werg und Wolle spinnt — doch sag' ich kühn euch: Sie ist frei!

Und ob ihr ins Exil sie jagt, von Lande sie zu Lande hetzt:
Und ob sie fremde Herde sucht und stumm sich in die Asche setzt:
Und ob sie wunde Sohlen taucht in ferner Wasserströme Lauf —
Doch ihre Harfe nimmermehr an Babels Weiden hängt sie auf!

O nein — sie stellt sie vor sich hin: sie schlägt sie trotzig, euch zum Trotz!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gespottet des Schafotts!
Sie singt ein Lied, daß ihr entsetzt von euren Sesseln euch erhebt;
Daß euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! — im Leibe bebt!

Kein Klagelied! kein Tränenlied! kein Lied um jeden, der schon fiel;
Noch minder gar ein Lied des Hohns auf das verworfne Zwischenspiel,
Die Bettleroper, die zurzeit ihr plump noch zu agieren wißt,
Wie mottig euer Hermelin, wie faul auch euer Purpur ist!

O nein, was sie den Wassern singt, ist nicht der Schmerz und nicht die Schmach —
Ist Siegeslied, Triumpheslied, Lied von der Zukunft großem Tag!
Der Zukunft, die nicht fern mehr ist! Sie spricht mit dreistem Prophezein,
So gut wie weiland euer Gott: Ich war, ich bin — ich werde sein!

Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich stehn!
Befreierin und Rächerin und Richterin, das Schwert entblößt,
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erlöst!

Ihr seht mich in den Kerkern bloß, ihr seht mich in der Grube nur,
Ihr seht mich nur als Irrende auf des Exiles dorn'ger Flur —
Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo eure Macht ein Ende hat:
Bleibt mir nicht hinter jeder Stirn, in jedem Herzen eine Statt?

In jedem Haupt, das trotzig denkt? das hoch und ungebeugt sich trägt?
Ist mein Asyl nicht jede Brust, die menschlich fühlt und menschlich schlägt?
Nicht jede Werkstatt, drin es pocht? nicht jede Hütte, drin es ächzt —
Bin ich der Menschheit Odem nicht, die rastlos nach Befreiung lechzt?

Drum werd' ich sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich stehn!
's ist der Geschichte ehrnes Muß! Es ist kein Rühmen, ist kein Drohn —
Der Tag wird heiß — wie wehst du kühl, o Weidenlaub von Babylon!

Reveille.

Für die Revolutionsfeier auf dem Gürzenich zu Köln, 19. März 1849.

Frisch auf zur Weise von Marseille,
Frisch auf ein Lied mit hellem Ton!
Singt es hinaus als die Reveille
Der neuen Revolution!
Der neuen Revolution!
Der neuen, die mit Schwert und Lanze
Die letzte Fessel bald zerbricht —
Der alten, halben singt es nicht!
Uns gilt die neue nur, die ganze!
Die neue Rebellion!
Die ganze Rebellion!
Marsch, Marsch!
Marsch, Marsch!
Marsch — wär's zum Tod!
Und unsre Fahn' ist rot! (bis.)

Der Sommer reift des Frühlings Saaten,
Drum folgt der Juni auf den März.
O Juni, komm und bring' uns Taten!
Nach frischen Taten lechzt das Herz!
Nach frischen Taten lechzt das Herz!
Laß deine Wolken schwarz sich ballen,
Bring' uns Gewitter Schlag auf Schlag!
Laß in die ungesühnte Schmach
Der Rache Donnerkeile fallen!
Die neue Rebellion!
Die ganze Rebellion!
Marsch, Marsch!
Marsch, Marsch!
Marsch — wär's zum Tod!
Und unsre Fahn' ist rot! (bis.)

An unsre Brust, an unsre Lippen,
Der Menschheit Farbe, heil'ges Rot!
Wild schlägt das Herz uns an die Rippen —
Fort in den Kampf! Sieg oder Tod!
Fort in den Kampf! Sieg oder Tod!
Hurra, sie sucht des Feindes Degen!
Hurra, die ew'ge Fahne wallt!

Selbst aus der Wunden breitem Spalt
Springt sie verachtend ihm entgegen!
Die neue Rebellion!
Die ganze Rebellion!
Marsch, Marsch!
Marsch, Marsch!
Marsch — wär's zum Tod!
Und unsre Fahn' ist rot! (bis.)

Abschiedswort der „Neuen Rheinischen Zeitung".

19. Mai 1849.

Kein offner Hieb in offner Schlacht —
Es fällen die Nücken und Tücken,
Es fällt mich die schleichende Niedertracht
Der schmutzigen Westkalmücken!
Aus dem Dunkel flog der tötende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und so lieg' ich nun da in meiner Kraft,
Eine stolze Rebellenleiche!

Auf der Lippe den Trotz und den zuckenden Hohn,
In der Hand den blitzenden Degen,
Noch im Sterben rufend: „Die Rebellion!" —
So bin ich mit Ehren erlegen.
O, gern wohl bestreuten mein Grab mit Salz
Der Preuße zusamt dem Zare —
Doch es schicken die Ungarn, es schickt die Pfalz
Drei Salven mir über die Bahre!

Und der arme Mann im zerrißnen Gewand,
Er wirft auf mein Haupt die Schollen!
Er wirft sie hinab mit der fleißigen Hand,
Mit der harten, der schwielenvollen.
Einen Kranz auch bringt er aus Blumen und Main,
Zu ruhn auf meinen Wunden;
Den haben sein Weib und sein Töchterlein
Nach der Arbeit für mich gewunden.

Nun ade, nun ade, du kämpfende Welt!
Nun ade, ihr ringenden Heere!
Nun ade, du pulvergeschwärztes Feld!
Nun ade, ihr Schwerter und Speere!
Nun ade — doch nicht für immer ade!
Denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder!
Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder!

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes „Schuldig!" spricht,
Dann stehn wir wieder zusammen!
Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein
Eine allzeit treue Gesellin
Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
Die Geächtete, die Rebellin!

Ungarn.

Silvester 1848.

Nun flackert durch die Heide
Der Lagerfeuer Brand;
Nun blitzt die krumme Schneide
In des Magyaren Hand;
Nun läßt er seine Herde,
Nun schwingt er sich zu Pferde,
Nun lehnt er am Verhau;
Und vor dem Eisensporn'gen
Aufrauscht das Lied der zorn'gen
Donau, der Heidefrau.

Sie jauchzt in ihren Borden,
Sie schwillt vor Stolz und Wut:
„Glück auf, ihr braunen Horden,
Du heißes Ungarblut!
Ihr Hirten und ihr Jäger,
Ihr wilden Zimbalschläger,
Ihr Geiger unverzagt!
Ihr, die ihr als die letzten
Zur Schlacht mit dem zerfetzten
Panier der Freiheit jagt!

Verraten allenthalben,
Verraten und schimpfiert,
Habt ihr es auf die Falben
Und Rappen euch salviert!
Vom Roß emporgehalten,
Bluteis in seinen Falten,
So trägt es der Magyar;
So läßt er breit es fliegen,
So läßt er es mit Siegen
Einweihn das neue Jahr!

Seht her doch, ihr nach Westen!
Ein Volk noch in der Welt,
Das trotzig mit der festen
Stahlhand am Aufruhr hält!
Im fernen, wüsten Osten,
Der Freiheit Außenposten,
Die schlagen jetzt die Schlacht,
Die, heiß zurück sich wälzend,
Jedwede Fessel schmelzend,
Auch euch zu Freien macht!

Hört ihr der Hörner Gellen,
Hört ihr der Rosse Trab,
Seht ihr die blut'gen Wellen? —
Das ist der Kampf bei Raab!
Vorwärts, ihr zottigen Reiter!
Vorwärts Kossuth, mein Streiter!" –
So klingt der Donau Schrei;
So wälzt sie sich mit Grollen
Hinab durch ihre Schollen
Zur schläfrigen Türkei.

Brot.

Nach Pierre Dupont.

Wenn am Gestad' und in den Lüften
Sich keine Mühle mehr bewegt;
Wenn, müßig weidend auf den Triften,
Der Esel keinen Sack mehr trägt:

Dann, wie ein Wolf, am hellen Tage
Kühn tritt der Hunger in das Haus;
Ein Wetter rüstet sich zum Schlage,
Und durch die Luft geht ein Gebraus:
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot tut uns not!

Der Hunger kommt vom Dorf gegangen,
Einzieht er durch der Städte Tor;
So haltet ihm doch eure Stangen
Und eure Trommelstöcke vor!
Trotz Pulver und Kartätschenschauer
Rasch wie ein Vogel ist sein Lauf,
Und auf der allerhöchsten Mauer
Pflanzt er sein schwarzes Banner auf.
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot tut uns not!

Laßt eure Söldnerhaufen kommen
In gleichem Schritt, mit gleicher Wehr!
Der Scheuer und der Flur genommen,
Hat Waffen auch des Hungers Heer;
Es reißt die Schaufel aus der Scholle,
Die Sense reißt es aus dem Korn;
Sogar des Mädchens Brust, die volle,
Pocht an die Kolbe ihren Zorn.
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot tut uns not!

Packt, in des Volkes mut'gen Reihen,
Wer Sichel oder Flinte trägt!
Laßt immer das Gerüst uns dräuen,
Auf dem das Beil den Kopf abschlägt!
Hat es, in finstrer Schauer Mitten,
Hat es, die Luft durchzuckend scheu,
Der Opfer Leben nun zerschnitten,
Dann tut ihr Blut noch diesen Schrei:

Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot tut uns not!

Brot tut uns not! Brot muß man haben!
Wie Luft und Wasser tut es not!
Wir sind des alten Herrgotts Raben:
Was er uns schuldet, ist das Brot!
Doch seht, die Schuld ist abgetragen:
Er gab uns Land zur Ährenzucht,
Und kann nicht noch zu allen Tagen
Die Sonne reifen unsre Frucht?
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot tut uns not!

Die Welt ist halb noch Wildnis eben —
Und sollte doch aus Korn und Mais
Ein blonder Gürtel sie umgeben
Vom Pol bis an den Wendekreis!
Laßt uns der Erde Schoß zerreißen!
Laßt uns — wir schlugen uns genug!
Laßt uns des Krieges schneidend Eisen
Verwandeln in den stillen Pflug!
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot tut uns not!

Der Kabinette Tun und Lassen,
Was gilt es unserm Bienenschwarm?
Wozu noch für der Fürsten Hassen
Bewaffnen den Zyklopenarm?
Das Volk ein Meer! Vom nackten Herde
Braust es heran und schwillt und droht!
Erbebt — und gebt dem Pflug die Erde,
Und nimmer fehlen wird das Brot!
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot tut uns not!

Am Birkenbaum.

1829.—50.

1.

Der junge Jäger am Waldrand saß,
Am Waldrand auf der Haar.
Wie Blut schon die Blätter, gebleicht das Gras,
Doch der Himmel sonnig und klar.
Er sprach: die Bracken ziehn sich zur Möhne!
Vergebens mich auf den Fuchs gefreut!
Fern, immer ferner des Hornes Töne —
Kein Schuß mehr fällt aus dem Brandholz heut!

Ob ich nach nur schlendre? Den Teufel auch!
Ich lob' mir im Sonnenschein
Das Eckchen hier am Wacholderstrauch
Und den grauen, moosigen Stein!
Drauf streck' ich mich aus, den nehm' ich zum Polster,
An die Buche lehn' ich mein Doppelgewehr!
Und nun aus dem Dichterwinkel der Holster,
Mein Jagdgenosse, mein Byron, komm her! —

Und er nimmt seinen Weidsack und langt sie herfür,
Die ihn öfters begleitete schon,
Die höchst unwürd'ge auf Löschpapier,
Die Zwickauer Edition.
Den „Mazeppa" hat er sich aufgeschlagen:
Muß sehn, ob ich's deutsch nur reimen kann!
Mögen immer die andern lachen und sagen:
Ha ha, der lateinische Jägersmann!

Er liest — er sinnt — nun schreibt er sich's auf;
Nun scheint er so recht im Fluß —
Da nimmt er vor Freuden den Doppellauf
Und tut in die Luft einen Schuß.
So hat er es lange Stunden getrieben,
Ein närrischer Kauz, ein Stück Poet,
Bis ihm, mit Bleistift flott geschrieben,
Ein saubrer Anfang im Taschenbuch steht.

Er reibt sich die Hände: — Und nun nach Haus!
Zwei Stunden noch hab' ich zu gehn;
Nur ein einzig Mal noch hinab und hinaus
In die Ebene will ich spähn;

Will mir Schimmer und Duft in die Seele saugen,
Daß sie Freude noch und zu zehren hat,
Wenn mir wieder die fernedurstigen Augen
Auf Wochen einengt die graue Stadt.

Da liegt sie finster mit Türmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich gräulich sperrt in der Prosa Stall,
Und Dichten heißt Zeitverderb!
Wenn ich manchmal nicht auf den Rappen müßte,
Hätt' ich manchmal nicht einen Jagdtag frei,
Einen Tag, wie heut — Schwerenot, ich wüßte
Keinen Rat meiner heimlichen Reimerei!

Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr, endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz, wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort zur Rechten, überm Gestrüppe,
Das ist meines Osnings dämmerndes Blau!

Eine Fläche das! So, denk' ich mir, war
Die Flur, die Mazeppa durchsprengt!
Oder jene, drauf der russische Zar
Den schwedischen Karl gedrängt!
Zwar — milder und üppiger ist die Börde,
Doch wir haben auch Heidegrund und Moor
Und wilden Busch auf der roten Erde —
Ob auch hier schon wer eine Schlacht verlor?

— So denkt er und hat es laut wohl gesagt;
Da tritt ein Mann auf ihn zu:
Ein Bauer — und wenn ihr mehr noch fragt:
Der Hüter einer Kuh.
Die langen Glieder umhüllt ein schlichter
Leinrock, das bläuliche Auge sticht,
Die Lippe zuckt — so tritt er zum Dichter,
So lächelt er seltsamlich und spricht:

2.

Guten Abend, Herr! Ob man Schlachten schlug
In der Ebene dort — fürwahr,
Ich hab's nicht erfahren! Lest nach im Buch!
Mich kümmert wenig, was war!

Ich schaue nur aus nach den künftigen Tagen —
So spricht vom Haarstrang der alte Hirt:
Eine Schlacht wohl sah ich dort unten schlagen,
Doch eine, die man erst schlagen wird!

Ich habe sie dreimal mit angesehn!
O, öd ist die Haar bei Nacht!
Ich aber muß auf vom Bette stehn —
Dann hat es mich hergebracht!
Just, Herr, wo ihr steht — just hier auf den Felsen,
Da hat es mich Sträubenden hingestellt!
Und hätt' ich gewandt mich mit hundert Hälsen,
Doch hätt' ich hinabschaun müssen ins Feld!

Und ich sah hinab und ich sah genau —
Da schwammen die Äcker in Blut,
Da hing's an den Ähren, wie roter Tau,
Und der Himmel war eine Glut!
Um die Höfe sah ich die Flamme wehen,
Und die Dörfer brannten wie dürres Gras:
Es war, als hätt' ich die Welt gesehen
Durch Höhrauch oder durch farbig Glas!

Und zwei Heere, zahllos wie Blätter im Busch,
Hieben wild aufeinander ein;
Das eine, mit hellem Trompetentusch,
Zog heran in der Richtung vom Rhein.
Das waren die Völker des Westens, die Freien!
Bis zum Haarweg scholl ihrer Pferde Gewiehr,
Und voraus flog ihren unendlichen Reihen
Im Rauche des Pulvers ein rot Panier!

Rot, Rot, Rot! das einige Rot!
Kein prunkendes Wappen drauf!
Das trieb sie hinein in den jauchzenden Tod,
Das band sie, das hielt sie zuhauf!
Das warf sie entgegen den Sklaven aus Osten,
Die, das Banner bestickt mit wildem Getier,
Unabsehbar über die Fläche tosten
Auf das dröhnende, zitternde Kampfrevier.

Und ich wußte — doch hat es mir keiner gesagt! —
Das ist die letzte Schlacht,
Die der Osten gegen den Westen wagt
Um den Sieg und um die Macht!

Das ist der Knechtschaft letztes Verenden!
Das ist, wie nie noch ein Würfel fiel,
Aus der Könige kalten, bebenden Händen
Der letzte Wurf in dem alten Spiel!

Denn dies ist die Schlacht um den Birkenbaum! —
Und ich sah seinen weißen Stamm,
Und er stand und regte die Blätter kaum,
Denn sie waren schwer und klamm!
Waren klamm vom Blut, das der blutige Reigen
An die zitternden wild in die Höhe gespritzt;
Und so stand er mit traurig hangenden Zweigen,
Von Kartätschen und springenden Bomben umblitzt.

Auf einmal hub er zu säuseln an,
Und ein Licht flog über die Haar —
Und den Osten sah ich geworfen dann
Von des Westens drängender Schar.
Die Zäume verhängt und die Fahnen zertreten
Und die Führer zermalmt von der Hufe Wucht
Und im Nacken der Freiheit Gerichtstrompeten
So von dannen jagte die rasende Flucht.

Da! zu uns auch herauf! — da — seht ihr sie nicht?
Durch den Hohlweg und über den Stein!
Da! — zum viertenmal nun das gleiche Gesicht
Und der gleiche lodernde Schein! —
Da! — tretet beiseit', daß kein fliegender Zügel,
Daß kein sausender Dolman den Arm euch streift!
Noch des Mannes Haupt, den, hangend im Bügel,
Eben jetzt sein Pferd durch den Ginster schleift!

Da! — es stürzt! — das edelste dieser Schlacht —
Der Geschleifte liegt tot im Farn!
Und über ihn weg nun die wilde Jagd,
Die Lafetten, die Pulverkarrn! —
Wer denkt noch an den? Wer unter den Wagen
Risse den noch hervor? Was Bahre, was Sarg!
Hört, Herr — doch dürft ihr es keinem sagen! —
So stirbt in Europa der letzte Monarch!

3.

Dem jungen Jäger schwirrt' es im Kopf,
Und er tat einen langen Satz,
Und er fluchte: Vermaledeiter Tropf
Und vermaledeiter Platz!

Doch der Alte, kühl wie ein Seher eben,
Sah ihm ruhig nach von des Holzes Saum:
Ja, flucht nur, Herr Junge! Könnt's doch noch erleben!
Seid ja siebenzehn oder achtzehn kaum!

Dann pfiff er und zog übers Stoppelfeld —
Noch hat sich das Wort nicht erfüllt!
Doch der Birkenbaum steht ungefällt,
Und zwei Lager heute zerklüften die Welt,
Und ein Hüben, ein Drüben nur gilt!
Schon gab es Geplänkel: doch dauernd schlichten
Wird ein Schlag nur, wie jener, den wachsenden Strauß —
Und dem Jäger kommen die alten Geschichten,
Und er denkt: Schlüge dennoch das Volk in Gesichten
Seines nahenden Welttags Siege voraus?

Nach England.

1846.

Als ich her von Frankreich fuhr,
Sprach das Meer: „Treib sie zu Paaren!
Gleiche dem Erobrer nur,
Den ich trug vor tausend Jahren!
In derselben Furch' einher
Schwimmst du, die *fein* Kiel geschnitten:
Kühnen Sprunges drum, wie er,
Wirf dich wider diese Briten!

Spring ans Land und fall ans Land!
Nur auch decke mit der Hand es!
Rufe: Mein dies Engelland!
Mein! Denn meine Hand umspannt es!
Dann empor und in den Streit!
Vorgeeilt auf rüst'gen Füßen!
Und es wird zu rechter Zeit
Hastings dich als Sieger grüßen!

Hastingsfeld ist allerwärts,
Hastingsschlacht ist allerwegen,
Wo ein mutig Männerherz
Kühn sich stellt des Lebens Schlägen!

Wer da keinen Thron begehrt,
Hat um ander Gut zu rechten:
Du willst Brot und einen Herd —
Und auch die mußt du erfechten!

Wider dich, weil froh du sangst,
Das Gebell von tausend Hunden!
Wider dich die blöde Angst
Vor dem Dichter-Vagabunden!
Wider dich und deinen Trutz
Alle Waffen des Gemeinen:
Kälte, Dünkel, Eigennutz —
Alles wider dich, den einen!

Doch du bist dir selbst ein Heer!
Dir voraus mit hellem Singen
Jagt dein Lied, der Tailleser,
Mut und Freunde dir zu bringen!
Dann der Wille, dann der Fleiß,
Dann, die alles kann, die Liebe —
Keine Schlacht so grimm und heiß,
Daß die Schar nicht Meister bliebe!

Wärst du einzeln, ernster Mann,
Sagt' ich dir: Bleib auf der Welle!
Meide Liliput fortan,
Sei des Elements Geselle!
Eintagsunruh', Eintagsstreit,
Woll' auf meinen Grund sie tauchen!
Odem der Unendlichkeit,
Laß mich in die Brust dir hauchen!

Aber nicht bei Mast und Tau,
Nicht auf Planken, sturmdurchnäßten —
Zarte Kinder, müde Frau
Wollen wandeln auf dem Festen!
Darum, wo die Ernte wallt,
Willst du sä'n und willst du pflanzen;
Wo der Lärm der Städte schallt,
Mit im Gliede willst du schanzen:

Auch ein Mann, der Steine bricht:
Auch ein Mann in Eisenhütten! —
Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!

Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!

Sieh, da liegt die Küste schon!" —
Ja, da lag sie! Nah zum Greifen,
Trotzig hob sich Albion
Aus der Flut, ein weißer Streifen.
Alles still und morgengrau!
Felsenripp' um Felsenrippe
Flog vorbei zu flücht'ger Schau:
Dover-Schloß und Shakespeares Klippe!

Hier und da ein Fischerboot!
Auf und ab geschwenkte Baken!
Kap Nord-Vorland! Brennendrot
Jetzt das Nore-Schiff! — Segellaken,
Dämpfersäulen — hui, das ging!
Alle keuchten, alle flogen,
Wie von jenem Fabelding,
Dem Magnetberg, angezogen!

Ein Magnet auch zog sie an,
London! — Und in hellen Haufen
Mit der Flut sind wir sodann
In die Themse eingelaufen!
Näher trat des Landes Kern,
Herz und Adern fühlt' ich schlagen —
Östlich stand der Morgenstern,
Westlich senkte sich der Wagen

Ein Weihnachtslied für meine Kinder.

Vor der Ausweisung. 1850

Zum sechstenmal der Kerzen Strahl
Anfach' ich auf der Fichte:
Das ist ein Schein! Herein, herein,
Und freut euch an dem Lichte!
Genug geharrt, genug gescharrt
Im Gang und an der Türe!
Die Schelle klingt, der Riegel springt:
Herein, mein Kleeblatt-Viere!

Herein, ihr Froh'n! Ach, wo nicht schon,
Ihr zarten jungen Leben,
Kamt ihr, wie heut, auf mein Geläut' —
Wir sind Nomaden eben!
Heil eurer Lust! Mir füllt die Brust
Ein schmerzlich-süßes Träumen!
Anheb' ich weich ein Lied für euch
Von euren Weihnachtsbäumen!

Der erste stund auf Schweizergrund
In rauher Felsen Schatten;
Er sah den See, er sah den Schnee,
Den ew'gen, ob den Matten;
Sah Herdenziehn und Alvenglühn,
Den Gletscher und die Wiese;
Bot mit Gestöhn die Brust dem Föhn —
Dem Föhn und auch der Bise.

Die zweite dann und dritte Tann'
Aufwuchsen an der Themse;
Ihr Grün entlang zu Berge sprang
Kein Steinbock, keine Gemse;
Doch stattlich schwamm den niedern Stamm
Vorüber Bark' um Barke;
Und herbes Wehn, der Nordsee Wehn,
Gab Kraft dem jungen Marke.

Das nächste war ein heimisch Paar,
Ein Tannenpaar vom Rheine,
Das Wurzeln schlug und Nadeln trug
Auf hohem Ufersteine.
Dem Riß der Ley entragt' es frei,
Landein die Eifel blaute,
Und Weingerank umflog den Hang,
Von dem es niederschaute.

Und der euch heut sein Astwerk beut,
Das zackige, das breite,
Der schaute dreist, blank übereist
Vom Grafenberg ins Weite.
Stromniedrung hier, dort Bergrevier —
Ein letzter Klippensprenger,
Nachrauscht' er hohl ein Lebewohl
Dem Rhein, dem Hollandsgänger.

Ade, ade! Das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir übers Jahr, Rauhfrost im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!
Vielleicht aufs neu umfängt sie treu
Alt-Englands werter Boden —
Doch sichrer ist, sie steht zur Frist
Am Hudson in den Loden.

Sieht ernst sich an im Michigan,
Strahlt wieder aus der Bläue
Der Eriesflut — eine Rothaut ruht
Auf ihrer Nadelstreue.
Zur Hand im Schnee starr liegt ein Reh,
Blutrünstig, frisch geschossen:
Ein Feuerlein wirft hellen Schein
Auf zu den dunklen Sprossen.

Die aber sprühn ihr Harz ins Glühn
Des Reisigs und der Kohlen. —
Das ist die Tann' — und horch, beian,
Was summt im Baum, dem hohlen?
Im Eichenstamm, wie wundersam!
Was tönen da für Stimmen?
Den Roten fragt — ich weiß, er sagt:
Das sind des Westens Immen!

Ein wilder Schwarm! Die Luft war warm,
Die Prärie blumig wallte,
Von Kelchen bunt war jeder Grund
Und jede Felsenspalte —
Da flogen sie, da sogen sie!
Nun surrt es in den Zellen,
Die künftig Jahr, hold Doppelpaar,
Den Christbaum dir erhellen!

So sorgt Natur auf ferner Flur
Schon heut für euch, ihr Lieben!
Und Menschen auch, lebend'gen Hauch
Und Odem, trefft ihr drüben!
Manch rauhe Hand durchs rauhe Land
Treibt euch den Pflug entgegen,
Die segnend sich, waldnachbarlich,
Auf eure Stirn wird legen!

Manch rauhe Hand im rauhen Land
Wird Beeren für euch brechen;
Manch treuer Mund aus Herzensgrund
Euch küssen, zu euch sprechen;
Manch lieb Gesicht, aus Locken dicht,
Am Blockhaus euch begrüßen;
Manch kleiner Fuß, taunassen Schuhs,
Voreilen euren Füßen!

Drum muß es sein, und stößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feste Herd,
Er wird euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimat bloß macht heimatlos
Die Kinder ihres Dichters!

Da, Glockenton! Halb achte schon!
Gut' Nacht nun eurem Baume!
Nicht, wild Quartett, du gehst zu Bett,
Du siehst ihn fort im Traume?
Schon blaßt sein Licht! Vergeßt ihn nicht,
Ihr früh um mich Gehetzten —
Im Vaterland, das uns verbannt,
Im Vaterland den letzten!

Anhang.[1])

Kalifornien.

1850.

Auf sein Lager wirft sich lachend der Gnom:
„Sakrament, ja, der Sakramentostrom!
Ha ha ha, und die Menschheit, die gecke,
Kaum, daß ihrer einer den Bettel entdeckt,
Als gleich Tausende rufen: Hui, das schmeckt!
Und aber Tausende: Fort, daß es klebt!
Und nun stehn sie alle, vergnügt und bedreckt,
Und wühlen im Dreck nach dem Drecke!

Und alle Tag' neue! Ja, das ist ein Sporn!
Über Panama, übers Gebirg', um Kap Horn —
Sie kommen von hinten, sie kommen von vorn,
Sie kommen und wollen waschen!
Ich höre sie rutschen, ich höre sie ziehn —
Gold, Gold, Gold! — Auf Händen und Knien!
Ja, auf allen Vieren! — Und wär' es bespien,
Sie steckten es froh in die Taschen!

Staub und Körner, und Körner und Staub!
Der Urwald schüttelt sein ewiges Laub,
Die Sonne blitzt — sie sind blind und taub,
Ihr einzig Sinnen der blitzende Raub —
So seh' ich sie schürfen und scharren!
Die Mär El Dorados hat sich erneut:
Wie zu jenen Tagen, so ist es heut,
Wo mit lauterem Gold ihren Weg ich bestreut
Den Cortez und den Pizarren.

[1]) Die folgenden zwei Gedichte wurden bei der Zusammenstellung der gesammelten Dichtungen von Freiligrath aus verschiedenen Gründen unterdrückt.

O, wie süß das ist, o, wie wohl das tut!
O, du goldner Regen, du goldne Flut!
Und klebt auch an manchem Korne schon Blut,
Es wird euch die Brust nicht verengern!
Nur zu, nur zu! So war es von je —
Nicht, o Menschheit, verwitterte Danae,
So lässest du gerne dich schwängern?

Halt auf deinen Schoß! laß ein den Zeus!
Empfange, mein Schätzchen, und nicht bereu's!
Auch der Erdgeist ist Gott und ist Schöpfer!
Wer weiß, was die seltne Umarmung uns bringt?
Ob ihr nicht ein neuer Perseus entspringt,
Der mit markigem Schwunge das Richtschwert schwingt,
Ein jüngster Medusenköpfer?

Ein Heros, dröhnend von Gang und schwer,
Der von all deinen Ufern, o stilles Meer,
Der von all deinen Palmeninseln her
Um die Erde schreitet in flammender Wehr,
Der gewaltigste Sproß meiner Lenden?
Der, wo immer dräut ein umschlängelt Haupt,
Ob es Fesseln blickt, ob es Hunger schnaubt,
Die versteinernde, tötende Kraft ihm raubt,
Und die Zeiten sich lässet vollenden?

Der da spricht: Du wallende Südseeflut,
Schon zu lange hast du tatlos geruht —
An dein Werk jetzt! Ich hab' dich mit fröhlichem Mut
Der Geschichte, der Bildung entriegelt!
An dein Werk jetzt! du Becken, schimmernd und rein,
Sollst in meinen Händen der Spiegel sein,
Drin die Gorgo des Alten im Widerschein
Zur Enthauptung blöde sich spiegelt!

Ja, so wird es geschehn! O, du künftiger Held,
O, du neu anbrechender Tag der Welt,
Schon seh' ich empor dich steigen!
Aus der Felsenberge nacktem Gestein,
Auf die harrenden Meere brichst du herein,
Dem Chinesen schon dämmerst du und dem Malain,
Bis zum Indus schlingt sich der Völkerreihn —
Ja, ich werd', ich werde dich zeugen!

Ich werd' es! — denn nicht an das Eskurial
Werf' ich heut mich weg und den toten Ural:
Das Despotentum ist ein faul Gemahl —
Es empfängt, doch nicht mag es gebären!
O, wie anders ein Schoß, der voll Lebens quillt,
Der, befruchtet, von neuen Gestaltungen schwillt:
In ein jugendlich Volk heut ergieß' ich mich wild —
Und es wird meiner Glut sich bewähren!

Drum, du närrische Menschheit, drum scharre nur zu!
Ich dein Zeus, meine Danae du!
Komm, den Perseus gezeugt ohne Rast, ohne Ruh',
Meine Lüsterne, meine Kleine!
Zwar — du wirkst dir die Zukunft nur halb bewußt,
Du denkst nur der augenblicklichen Lust —
Doch du schaffst eben doch, was du schaffen mußt!
Da, mein Liebchen, wiederum Steine!"

Und er bricht sie aus seinem blitzenden Dom,
Und er wirft sie empor, der mächtige Gnom:
Tief, tief unterm Sakramentostrom,
Da macht er Geschichte, der Hehre!
Nicht lang wird es währen, dann ruft er: Ha!
Denn die Wurzeln der Berge fern und nah,
Sie erbeben, sie zucken: — durch Panama
Ineinander donnern zwei Meere!

Ein Umkehren.

(1792.)

Vom Meer heran der Abend graute,
Aus Dampf und Dunst die Möwe schrie,
Verdrossen auf die Brandung schaute
Der gelbe Strand der Normandie.
O nachtumflossne Wasserödе!
Ein einsam Boot lag auf der Reede,
Ein ruppig Ding zur Küstenfahrt.
Am Bord ein paar Matrosen kauchten:
Man zog die Segel auf, die feuchten,
Und sang dazu nach Schifferart.

Am wüsten Ufer unterdessen,
Die Haare naß vom Wellenhauch,
Auf Steinen hat ein Mann gesessen,
Ein kleiner Mann mit großem Aug'.
Er läßt es irren, läßt es schweifen:
Zu den zerrißnen Wolkenstreifen
Aufhebt er die geballte Faust;
Fährt in die Höh', spricht laut und strenge;
Bedräut die Flut wie eine Menge,
Die einen Rednerstuhl umbraust.

Dann wieder mit gesenkten Brauen
Setzt er sich hin; was mag ihm sein?
Was, außer Meer und Mast und Tauen,
Sieht er auf seinem harten Stein?
Wenn du es wissen willst, so höre: —
Er träumt von einem andern Meere,
Beschwört ein ander Meer als dies!
Er schaut, das selber er bewegte,
Das selber er als Sturm durchfegte,
Das wild empörte Meer Paris!

Er sieht die Plätze, sieht die Gassen —
Da brandet es wie Ebb' und Flut,
Da wogen ab und zu die Massen,
Da kocht das heiße Frankenblut.
Die Piken und die Säbel blitzen,
Auf schwarzen Haaren rote Mützen,
Trompetenruf und Fackelbrand!
Den Knaben sieht man Waffen tragen,
Die rauhe Trommel wird geschlagen,
Die zornige, von Frauenhand!

Die Glocken rasen auf den Türmen,
Vordringt das Volk mit wüt'gem Schrei!
Ha, das ist der Bastille Stürmen,
Das ist des Marsfelds Metzelei!
Geschützesdonner, Flintenknattern!
Des Volkes junge Fahnen flattern —
Die erste dort, wer schwingt sie nur?
Das ist, auf rasselnder Kanone,
Die Lächelnde, die Amazone,
Das stolze Weib: die Mericourt! —

Ja, das die Woge, die zu wecken
Er donnernd losbrach in den Klubs;
In den Spelunken, an den Ecken
Umringt von Sansculottentrupps.
Das kämpft und gärt auf diesem Meere —
Sieh da, Camille und Robespierre!
Sieh da, und Dantons Löwenkraft!
Ein Tisch, ein Stuhl die Rednerbühne —
Nun schwingt auch er sich auf, der Kühne:
Die menschgewordne Leidenschaft!

Ja, das die Woge, die zu wecken
Er unablässig hob die Hand!
Die Flut, auf die er seine kecken
Sturmvögel täglich ausgesandt!
„Der Freund des Volks" — durchs Hagelwetter
Hinflatterten die grauen Blätter,
Sturmfrohen Nordseemöwen gleich!
Anfeuernd, mahnend, stachelnd, fluchend —
Und dennoch einzig, einzig suchend
Den Friedens-, den Olivenzweig!

's ist Marat, ja! der Große, Gute!
's ist der geächtete Tribun!
Das Haupt, das lang in Kellern ruhte,
Ruht aus am Meergestade nun!
Verkannt, geschmäht, verfolgt, geflüchtet —
Es ist vorbei, er hat verzichtet,
Er wählt des Elends bitter Brot!
Er schickt sich an, in See zu stechen —
Mag auch sein Herz in England brechen:
Gleichviel — dort liegt das Schmugglerboot!

Er springt hinein: „Nun, Schiffer, rüste!"
Da schwebt der Anker sacht empor.
Ein einz'ger Blick noch nach der Küste —
Da, was geht in dem Starken vor?
Er weint, er schluchzt, er winkt zum Strande,
Er ruft: „Zurück! Zurück zum Lande!
Verläßt die Mutter auch der Sohn?
Geschehʼ, was will!" Er wirft sich nieder,
Er küßt den Sand: „Da, nimm mich wieder!
Nimm mich, o Revolution!"

Und nun, die Feinde auf den Hacken,
Und nun, auf Wald- und Wiesensteg
Allzeit das Messer überm Nacken,
Zurück, zurück den langen Weg!
Im Korne muß er sich verstecken,
Muß sich verkriechen hinter Hecken
Bis, die ihn gestern tat in Bann,
Er wieder in die grauenhafte,
In die bis auf den Grund zerklaffte
Meerflut Paris sich stürzen kann.

Zwei poetiſche Epiſteln

1852

An Joseph Weydemeyer.

1.

London, den 16 Januar 1852.

Die Muse, willst du, soll zu raschem Fluge
Den Renner schirren und nicht länger träumen;
An deiner Pforte, wünschest du mit Fuge,
Soll mein versprengtes Flügelroß sich bäumen;
Ach, „lieber Freund und Redakteur" (wie Ruge
An Heinzen schreibt), zum Satteln und zum Zäumen
Des allzeit mut'gen, wenn auch arg gehetzten,
Sind wahrlich schlechte Zeiten diese letzten.

Deutlich zu sein: Du hörtest von den Taten,
Die zu Paris verrichtet Bonaparte!
Der Biedre zählt nun zu den Potentaten,
Und der Messias, den die Welt erharrte,
Der rote Mai, ward von den Herrn Soldaten
Im Mutterleibe schon gewürgt: — Erwarte
Bei so bewandten kitzligen Geschichten
Ein Lied von mir, o Teuerster, mitnichten!

Keins wenigstens, das tollkühn prophezeite,
Wie ich vordem zu prophezeien pflegte,
Als (ein Exempel nur) von allem Streite,
Der achtundvierzig froh die Welt bewegte.
Ich sechsundvierzig schon in ep'scher Breite
Ein treues Bildnis ihr zu Füßen legte,
Und später dann, als Sieg durch Deutschland gellte,
Warnend den Umschlag auch vor Augen stellte.

Wie damals zwar, so hab' ich jetzo auch
Von dem, was sein wird, allerlei Gesichte;
Bin ich zu Haus doch, wo bei jedem Strauch
Ein Spukenkieker steht und Vorgeschichte

Sieht und doziert im fahlen Heiderauch —
Doch wolle nicht, daß diesmal ich berichte,
Was sich mir dargestellt: die Sachen liegen
Dennoch verzwickt — der Beste kann sich trügen.

Und darin, ich gesteh' es, bin ich eitel,
Ungern, höchst ungern möcht' ich mich blamieren,
Ungern, höchst ungern von der Dichterscheitel
Des Prophezeiers Lorbeerkranz verlieren!
Ich bin nicht, wie die Herren, die mit Beutel
Und Schwert bis übern Ozean hausieren;
Die bei den Negern selbst nach „Heu" und „Moos" gehn,
Leichtsinnig sprechend: „Morgen kann es losgehn!"

Kann — heißt das: wird! — Ja doch, schon Februar,
(Warum denn Mai erst?) wird es sich begeben!
Wir zelebrieren auf den Tag dies Jahr
Das alte durch ein neues Schilderheben!
Doch — Bürger, Freunde, Brüder! — eins ist klar:
Der Nerv der Dinge noch fehlt unserm Streben;
Einzig der Dollar hilft ihm auf die Beine: —
Ihr wünschtet, Brüder, wieviel Intrimsscheine?

Wohl garantierte! Zwar, die Nation
Gab kein Mandat uns, Anleihn auszuschreiben:
Indes, die Gute muß bestät'gen schon
(Im Februar!) und darf nichts hintertreiben!
Denn unser wird die Revolution,
Die zweite, sein und — unser wird sie bleiben —
Schon, weil die erste wir (wie unbestritten!)
So wunderschön verfahren und verritten!

Schon teilten wir die Stellen brüderlich;
Bereit ist alles — bis auf euren Segen!
Drum in die Tasche greife jeder sich:
Wer seinen Beutel zieht, der zieht den Degen!
Es ist so gut, als trotzt' er Hieb und Stich,
Als hielt' er stand im ärgsten Kugelregen!
Er ist, wie wir, Held und Apostel eben —
Und alte Sünden gar sei'n ihm vergeben!"

O Tezel, Tezel! Nicht durch Ablaßzettel
Wirfst du der Freiheit Feinde übern Haufen!
Kein Thron annoch fiel nieder durch den Bettel!
Die Revolution läßt sich nicht kaufen!

Du machst das wilde, stolze Weib zur Bettel;
Von Tür zu Türe lässest du sie laufen,
Den allzeit offnen Ranzen um die Lenden
Und den bekannten Teller in den Händen!

Das ist die Hohe nicht, die wir verehren!
Die liegt zurzeit gebunden und im Staube,
Die ballt die Faust auf modrigen Galeeren,
Zerweht das Haar, zerfetzt die Phrygerhaube;
Die trägt am Leibe Wunden, Striemen, Schwären,
Die kann dir sagen kalt und kühl, das glaube!),
Wie heiß die Sonne Nukahiwas brenne,
Und „wo der Pfeffer wächst", — der von Cayenne!

Die schweift allein mit sich und ihrem Zorn;
Achtlos, ob man sie lobt, ob man sie schmäht!
Die setzt von ihrem Haupt nicht Dorn um Dorn
In Taler um und Popularität!
Der ist ihr Elend nicht der Wiesenborn,
An dem sie lächelnd, ein Narzissus, steht
Und Toilette macht. — Wie? — C'est selon:
Bald für die Kneipe, bald für den Salon!

Die wimmert nicht, zum Nutzen und zum Frommen
Der Republik, mit Kandidatenstimme;
Die wartet still, bis ihre Zeit gekommen —
Und dann erhebt sie sich mit Löwengrimme,
Und nimmt sich wieder, was man ihr genommen,
Und, ob das Estrich auch im Blute schwimme,
Sie wandelt fest auf den zerrißnen Sohlen —
Denn ihre Schnellkraft liegt nicht in Obolen!

Denn — aber halt! wohin, o milde Leier,
Verirrst du dich? Ich wollte ja nur sagen,
Daß ich als Wecker und als Prophezeier
Nicht dienen kann in diesen letzten Tagen;
Doch daß ich gern, o Freund und Weydemeyer,
(Wenn anders meine Verse dort behagen)
Durch minder kühne Lieder und Berichte
Dein jugendliches Feuilleton verpflichte.

Als zum Exempel: — Literatur und Kunst
Stehn jetzt in Deutschland wieder sehr im Flore;
Um Rhein und Elbe mit erneuter Brunst
Lobsingt Apollo samt der Musen Chore;

Manch edler Sänger freut sich hoher Gunst;
Lyrik und Drama ziehn durch goldne Tore
Heim zu den unsern; breit und pachterlendig
Pocht der Roman auch an, dreimal dreibändig.

Wie wär' es, Freund (und Redakteur), wenn diese
Und andre Dinge manchmal wir besprächen;
Wenn wir daheim auf der beblümten Wiese
Hier einen Speer, dort eine Dolde brächen;
Wenn wir gelassen (niemals mit Malice!)
Nach jedes Strohmanns hohlem Wanste stächen,
Der übern Weg tappt mit den plumpen Fersen —
Natürlich, alles in den schlanksten Versen?

Die Sache scheint dir sonderbar; indessen
Seit junge Blätter der Olive sprießen,
Läßt sich am besten noch von den zwei Messen
Auf Politik und Leben bei uns schließen;
(Bierhäuser freilich sollt' ich nicht vergessen —
Doch darf für uns in Deutschland Bier jetzt fließen?)
Drum, schrieb' ich auch nur literarisch-kritisch,
Würd' es am Ende dennoch wohl politisch.

2.

London, den 23. Januar 1852.

Uns jüngste Reimer gründlich zu kurieren
Von allem Dünkel der Poeterei,
Muß unser Stern uns an die Themse führen —
Nicht in den Dichterwinkel der Abtei,
(Nur wen'ge sind, die Besserung dort spüren,
Wie kalt und vornehm auch das Auge sei,
Mit dem, hervor aus ruhigen Marmorbrauen,
Die stolzen Toten auf uns niederschauen!)

Nein, in die Straßen, in die pochenden Adern
Der Riesenstadt, die blut- und lebenvollen;
Auf ihre ewig widerhallenden Quadern;
In ihr Getös, in ihrer Räder Rollen;
In all ihr Brausen, Rufen, Reden, Hadern;
In ihren Strom, den hastigen, den tollen,
Von Wandelnden, die auf und ab die breiten,
Zwei Heeren gleich, bis Mitternacht durchschreiten!

O, deutscher Dichter, wer fragt hier nach dir?
Und prangtest du im Lexikon von Brockhaus,
Und druckte Cotta dich in Miniatur,
Und zierte st du sogar einmal das Stockhaus,
(Wie sonst ein Damenalbum!): — gilt das hier?
Geh nach Wisconsin doch, geh in ein Blockhaus!
Du bist dort minder aus der Welt, fürwahr!
Als zwischen Charing Croß und Temple Bar!

Das heißt, dafern du lächelnd es verschmähst,
Dein bißchen Ruf im Aufstreich auszubieten;
Dafern du nicht von Tür zu Türe gehst,
Ob sie vielleicht dein Lorbeerbäumchen mieten
Für ihre Routs; dafern du ferne stehst
Den Drawing Rooms (Gott wolle dich behüten!)
Auf deren Teppichen — just für eine Season! —
Der jüngste Löwe feiernd wird gewiesen!

Hans Christian Andersen — hier rag' ein Stein
Für dich, mein Däne! Stattlich und gesegnet
Warst du als Leu! Fünf Jahre mögen's sein,
Da bist du in Old Broadstreet mir begegnet;
Ich kannte dich am schlotternden Gebein
Von ferne schon — es hatte grad' geregnet
Und war sehr glitschig. „Halt, Freund, grüß' dich Gott!"
Rief ich dir zu; „und wann auf einen Pot

Vom besten Stout und eine Hammelkeule
Kommst du hinaus zu mir und meiner Frauen?"
Du standest sinnend eine kleine Weile
Und sahst mich an mit deinen ostseeblauen
Wäßrigen Augen, zappelnd wie vor Eile.
Sodann: „Mein Herr —? ein Deutscher wohl —?" Die Brauen
Zog ich zusammen, als ich mich dir nannte —
Dir, der mich einst an meinem Herde kannte!

(Zwar hatten mich seitdem der Götter Launen
Tüchtig geknufft — ich war geflohn aus Preußen —
Et cetera!) — Du warst nun ganz Erstaunen
Und sprachst in Worten, die gesetzte heißen:
„Sie machten, Bester, vormals einen braunen
Eindruck auf mich, doch jetzo einen weißen!
Sie sind viel blasser als zu St. Goar,
Und wissen nun, warum ich grob fast war!

Hinaus zu Ihnen —? Ja, wenn nur die Zeit —
Hier ist mein Taschenbuch! O Gott, ich seh',
Ich bin versagt auf einen Monat! Heut
Speis' ich bei Hambro (er ist mein Bankier!),
Bei Rothschild morgen! Ach, es ist ein Leid;
Ein Elend ist es! — dann die Hautevolee:
Graf Reventlow läßt mir nur selten Ruh',
Und Lady Palmerston auch sagt' ich zu!

Lady Duff Gordon — Ach, wenn Sie nur wüßten,
Wie überall die Damen mich verehren!
Die Trefflichen! Bei Juden und bei Christen
Sind sie sich gleich: sie wollen Märchen hören!
Ach, wie das zündet in den jungen Brüsten,
Wenn Bleisoldaten, Flöhe, gelbe Möhren
Ich reden lasse! Täglich, nassen Blickes,
Ruf' ich: „Verdien' ich's denn? Zuviel des Glückes!"

Ich ernsthaft drauf: „Sie waren doch nicht minder,
Mit Recht Verehrter, bei der Königin?
Kein Zweifel wohl: Sie wirkten auf der Kinder,
Der allerhöchsten, leicht erregten Sinn
Durch Märchen auch? Es heißt, der Hofbuchbinder
Zog durch Ihr Schaffen reichlichen Gewinn:
Drum kennen Sie gewiß die Hintertüre,
Von der man sagt, daß sie den Künstler führe

Hinein zum Buckinghampalast?" — O Schmerz!
Ein flüchtig Rot huscht' über deine Wangen;
Du hobst die Hand, wie schwörend, himmelwärts,
Und hauchtest: „Nein, ich wurde nicht empfangen!
Doch ist's nicht meine Schuld! Frei weiß mein Herz
Von allem Vorwurf sich! Ich bin gegangen
Vor jedes Tor! Selbst ‚mein Minister' lief!
Hat nicht Prinz Albert längst mein Kreditiv?

Hat nicht —? doch still, ich wasche meine Hände!"
Ach, armer Freund, mit ruhelosem Geist
Bist du nach Schottland, bist du bis ans Ende
Der Welt dem „Hofe" damals nachgereist!
Am Saum der Seen, im Graun der Felsenwände
Hast du (vergebens doch!) ihn bang umkreist —
Statt, ein Poet, bei Ayr-shires Birkenbäumen
Von Burns, dem Dichter hinterm Pflug, zu träumen!

Ich sah dein Bildnis im Kristallpalast:
„A bust in plaster" heißt's im Katalog!
Von Jerichau! Verlassen hielt es Rast:
Wo jetzt der Falterschwarm, der dich umflog
Zu jener Zeit? Ich war der einz'ge fast,
Der aus dem bunten, wimmelnden Gewog'
An dich herantrat und erfreut dich grüßte —
Kein Kultus sonst, o Freund, vor deiner Büste!

Doch nun ade — dir und dem Löwentume!
Ich bin nur Bär! Bär brumm' ich durch die Massen
Und gleiße nicht mit meinem „Dichterruhme",
Dem schön zerwetterten, durch Londons Gassen;
Den „Flüchtling", meinst du, könnt' ich doch als Blume
Der Passion im Knopfloch prangen lassen?
Ich dächte gar! Was bin ich diesem Volke?
Hinschreit' ich ruhig unter meiner Wolke!

Und stähle mich an diesem mutigen Leben,
In das aufs neue mich mein Schicksal warf;
Das unerbittlich mich in frisches Streben
Und Tun hineinspornt, hart und rauh und scharf!
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt, als ihrer gar bedarf:
Das, achtlos meiner „Lorbeern", an mir rüttelt
Und mich — entwurzelt? — nein, nur fester schüttelt!

— Sieh da, Freund Redakteur! Ich wollte dich
Von andern Dingen zwar noch unterhalten,
(Den Almanach der Musen namentlich)
Gedacht' ich heut in deinen werten Spalten
Noch zu beleuchten!) doch schon rüstet sich
Zur nächsten Postfahrt die „Europa". Wallten
Nicht ihre Wimpel, ihre Dämpfersäulen
Meerwärts schon morgen, dächt' ich an kein Eilen!

So aber brech' ich ab, und was im Schilde
Ich sonst noch führe, folgt „in Bälde" nach;
Vor allen Dingen das Produkt der Gilde,
Der Dichterzunft: der Musenalmanach!
Herr Gruppe gibt ihn jetzt heraus; mit Milde
Bringt er den Zünftler unter Dach und Fach!
Ein hübsches Bildchen (wen es interessiert!):
Die Gruppe, die um Gruppe sich gruppiert!

Freiligraths Werke

in sechs Teilen

Herausgegeben

mit Einleitung und Anmerkungen versehen

von

Julius Schwering

Mit dem Bildnis des Dichters in Gravüre und einer Faksimilebeilage

---

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Freiligraths Werke

Dritter Teil

Neueres und Neueſtes — Jugenddichtungen
Gedichte und Fragmente aus dem Nachlaß

Herausgegeben

von

Julius Schwering

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutſches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung
in andere Sprachen, vorbehalten

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt des 3. Teiles.

Seite

Neueres und Neuestes. 1840—1870 7

Seite

Nach Johanna Kinkels Begräbnis 9
Zur Schillerfeier. 10. Nov. 1859.
1. Festlied der Deutschen in London 11
2. Festlied der Deutschen in Amerika 14
Aus der englischen Apfelblüte. Zu Ludwig Uhlands fünfundsiebzigstem Geburtstage 16
Für Julius Mosen. Eine Stimme aus dem Exil 17
Westfälisches Sommerlied 20
Nadel und Draht. Eine Stimme vom „Great Eastern" 21
Allerlei Funken 22
Zur Feier von Gutenbergs vierhundertjährigem Todestage . . 24
Fürs Schwarze Land 25
Für die Töchter.
1. An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard 28
2. An Luise zu ihrer Vermählung mit Heinrich 30
Bei Moritz Hartmanns Abschied von Schwaben 32
Zu Karl Mayers dreiundachtzigstem Geburtstage 34
Rotkehlchen 37
In Julius Rodenbergs Album . 37
Im Teutoburger Walde 38
Barfüßele 40
Februar 1870 41
Zu Hölderlins hundertjährigem Geburtstage 43
Telegramm an die Burschenschaft Olympia in Wien 44
Zur Eröffnung des Fremdenbuchs auf dem Hohenstaufen 45
Trinkspruch 46
Hurra, Germania! 47
So wird es geschehn! 49
An Wolfgang im Felde 50
Die Trompete von Gravelotte . . 52

Freiwillige vor! 53
Ein Reiterstückchen für die dritte Armee 55
An der Weltstadt nördlichem Saum 55
Hinauf, hinab den luft'gen Doon 56
Die Freiligraths-Kinder 57
An Gabriele Tingelstedt 58
Prolog zur Eröffnung des Sommertheaters im Bad Rippoldsau 59
An Georg Scherer 60
An mein liebes Patchen Adeline Rittershaus 62
In Graubünden 63
Wilhelm Müller. Eine Geisterstimme 64
Kleine Zeitung 67
Goethes Gruß zum Kölner Mummenschanz 67
Rotkäppchen 69
Otto zu Wolfgangs Hochzeit . . 70
An Eduard Paulus 73
An Ludwig Walesrode zum Geburtstage 74
Dies Buch ist wie 'ne Laube . . 74
Zur Feier der abermaligen Aufweichung des berühmten Afrikareisenden Gerhard Rohlfs usw. 76
An Richard Wehn 78
„Lang', lang' ist's her!" 79
Hebel und Scheffel. Zu J. V. v. Scheffels fünfzigstem Geburtstage, 16. Februar 1876 . . . 82
An Karl Buchner. (Antwort auf seinen Blumengruß) 84
An Karl Buchner. (Zu seinem sechsmal siebenten Geburtstage) 85
1862. Bruchstücke aus dem Gedichte von Ed. Duller und Ferd. Freiligrath 87
Huhn und Nachtigall. Sonettische Eierschnur auf und für Gallina 89
Sonett 95
Drei Sonette an Karl Buchner . 96

Jugenddichtungen. 1826—1834

Seite

Maiennacht 101
Todes Wiegenlied 102
Am Morgen des dritten August . 103
Die Zerstörung von Persepolis . 106
Ibrahim vor Missolunghi (1829) 113
Den Manen Christian Gottlieb Clostermeiers 114
Beim Jahreswechsel (1830) . . . 117
Die Blüte 120
Das kranke Kind 121
Mutterliebe — Mutterschmerz . . 122
Gefühle bei der Leiche meines Brüderchens Otto 123
Die Leiche 124
Kindergräber 126
Lust am Sterben 127
Der Tod 128
Der große Teich in Soest 130
Ballade 134
Das Wallrondell am Grandwegstore zu Soest 135
Der Turm der Thomaskirche zu Soest 136
Der Mauerturm (Katzenturm) auf dem Ulrichswalle zu Soest . . 140
Das Nöttentor zu Soest 141
Das arabische Roß in der Fremde 145
Sommerlied 146
Marcus Curtius 147
. 99
Ossian 150
Der Handschuh des Fürsten Blücher von Wahlstatt 153
Weihnachtslieder (Dezember 1830)
1. Vor der Feier 155
2. Nach der Feier 156
Der Zauberspiegel 157
Wintermärchen 158
Das Schiff 168
Sonst und jetzt oder Adler und Schlüssel 169
Drei Lieder zur Feier des Soester Schützenfestes:
1. Flaschenkrieg 173
2. Johanniskuchenlied 177
3. Am Abend 178
Das Nordlicht 180
Weihnachtslieder (Dezember 1831)
1. Zum Anfange 182
2. Zum Schlusse 183
Schneeball und Frostblumen . . . 183
In einer englischen Kirche . . . 186
Am Strande 188
Hafengang 189
An Afrika 190
Stimme von Senegal 194
Nachtfahrt 195
Der weiße Elefant 195
Tiger und Wärter 198
Schahingirai 202

Gedichte und Fragmente aus dem Nachlaß. 1833—1849 . 205

Indisches Lied 207
Das Notzeichen 207
Lasset ab! 210
Aus dem Schlesischen Gebirge . . 211
Friedrichs II. Kreuzfahrt 213
Eine Rast bei Düsseldorf 213
Das Haus ist still, das Glas ist leer 215
Gott schütze dich 215

Neueres und Neueſtes

1840–1870

Ernſt und Scherz. Haus und Welt.
Heimat und Fremde.
Krieg und Frieden. Gelegentliches

Nach Johanna Kinkels Begräbnis.

20. November 1858.

Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben.
Der Rauhfrost hing am Heidekraut,
Doch sonnig lag die Stätte,
Und sanften Zugs hat ihr geblaut
Der Surreyhügel Kette.

Um Ginster und Wacholderstrauch
Schwang zirpend sich die Meise, —
Da wurde dunkel manches Aug',
Und mancher schluchzte leise;
Und leise zitterte die Hand
Des Freundes, die bewegte,
Die auf den Sarg das rote Band,
Den grünen Lorbeer legte.

Die mutig Leben sie gelehrt
Und mut'ge Liederweisen,
Am offnen Grabe stand verstört
Das Häuflein ihrer Waisen;
Und fest, ob auch wie quellend Blut
Der wunden Brust entrungen,
Ist über der verlaßnen Brut
Des Vaters Wort erklungen.

So ruh' denn aus in Luft und Licht!
Und laß uns das nicht klagen,
Daß Drachenfels und Ölberg nicht
Ob deinem Hügel ragen!
Daß er nicht glänzt im Morgentau,
Noch glüht im Abendscheine,
Wo durch Geländ' und Wiesenau
Die Sieg entrollt zum Rheine!

Wir senken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenossen;
Du liegst auf diesem fremden Rain,
Wie jäh vorm Feind erschossen;
Ein Schlachtfeld auch ist das Exil —
Auf dem bist du gefallen,
Im festen Aug' das eine Ziel,
Das eine mit uns allen!

Drum hier ist deine Ehrenstatt,
In Englands wilden Blüten;
Kein Grund, der besser Anrecht hat
Im Sarge dich zu hüten!
Ruh' aus, wo dich der Tod gefällt!
Ruh' aus, wo du gestritten!
Für dich kein stolzer Leichenfeld,
Als hier im Land der Briten!

Die Luft, so dieses Kraut durchwühlt
Und diese Graseswellen,
Sie hat mit Miltons Haar gespielt,
Des Dichters und Rebellen;
Sie hat geweht mit frischem Hauch
In Cromwells Schlachtstandarten;
Und dieses ist ein Boden auch,
Drauf seine Rosse scharrten!

Und auf von hier zum selben Bronn
Des goldnen Lichtes droben
Hat Sidney, jener Algernon,
Sein brechend Aug' erhoben;
Und oft wohl an den Hügeln dort
Ihr Aug' ließ Rahel hangen, —
Sie, Russels Weib, wie du der Hort
Des Gatten, der gefangen!

Die sind's vor allen, diese vier!
Dies Land, es ist das ihre!
Und sie beim Scheiden stellen wir
Als Wacht an deine Türe!
Die deinem Leben stets den Halt
Gegeben und die Richtung, —
Hier stehn sie, wo dein Hügel wallt:
Freiheit und Lieb' und Dichtung!

Fahr wohl! und daß an mut'gem Klang
Es deinem Grab nicht fehle,
So überschütt' es mit Gesang
Die frühste Lerchenkehle!
Und Meerhauch, der dem Freien frommt,
Soll flüsternd es umspielen,
Und jedem, der hier pilgern kommt,
Das heiße Auge kühlen!

Zur Schillerfeier.

10. November 1859.

1.

Festlied der Deutschen in London[1]).

1759

Schiller — Burns — Händel.

Dem Genius,
Der heil'gen Flamme wunderbarem Lohen,
Die leuchten, wärmen, Blitze schleudern muß
Einsam herab vom Vorhaupt der Heroen, —

Ihm huld'gen wir!
Ihm heben opfernd wir die Schale!
Ihm flechten wir die vollste Schläfenzier
Und sonnen uns und ruhn in seinem Strahle!

Von Stirn zu Stirn,
Ein hehr Geheimnis, sehn wir ihn sich wenden!
Wir blicken auf zu seiner lichten Firn,
Die scheue Braun' bedachend mit den Händen!

Auf eines Greises Haupt war er versprüht,
Auf eines Meisters im Gebiet der Töne, —
Da hat sein Glanz zwei Knaben angeglüht,
Zwei Dichterknaben, armer Männer Söhne!

---

[1]) Komponiert von Ernst Pauer. Vorgetragen im Kristallpalast zu Sydenham von den Männergesang-Vereinen: Islington Gesangverein, Harmonie, Bund deutscher Männer, Konkordia, Arbeiter-Bildungsverein.

Des einen Wiege stand im Schottenland,
Umrauscht von Heidekraut und Ginster;
Des andern Knaben Wiege stand,
Von Wein umrankt, am Neckarstrand, —
Des Alten Sarg stand in Westminster!

In Englands Ruhmeshaus! Vor hundert Jahren! —
O, sei gegrüßt in deiner wunderbaren,
In deiner hochhin ziehnden Sterne Schein!
Jahr, drin die Genien flammend sich begegnen,
Laß achtzehnhundertfünfzigneun dich segnen,
Jahr siebzehnhundertfünfzigneun!

Zu zweien Malen festlich schon empfangen
Hat dieser Raum dich! Hier auch ward begangen
Der Tag des Dichters, der die Scholle brach!
Und hier vor allem ist gefeiert worden,
Mit seinen eignen mächtigen Akkorden,
Des großen Tönedichters Tag!

Und zu den zwein heut bringen wir den dritten! —[1])
Steht auf, er naht, er neigt sich unsern Bitten!
Stolz vom Olymp kommt er geschritten, —
Die Stirne glüht, die Locke fließt!
Sei, Friedrich Schiller, uns gegrüßt,
Gegrüßt, gegrüßt, gegrüßt,
Dreimal und tausendmal gegrüßt,
Uns, deinen Deutschen, bei den Briten!

Längst bei den Göttern
Wandelt er droben
Lorbeerbekränzt;
Aber den Tag, der dem Volk ihn gegeben,
Will mit dem Volk er auf Erden verleben;
Seht, wie er winkt, wie das Auge ihm glänzt!
Die Männer, die Frauen,
Sie stehn an den Wegen;
Wir halten ihm jauchzend
Die Kinder entgegen!

Sehet, das ist er!
Das ist der Große,
Der uns erzog!

---

[1]) Bei dieser Strophe fand die Enthüllung der Büste statt

Der als ein Herold die Schönheit verkündet,
Der uns das Herz für die Freiheit entzündet,
Höhen der Menschheit für uns auch erflog!
Er blickt als der Unsre
Durch Gang und durch Halle,
Umjauchzt von der Menge,
Umwölbt vom Kristalle!

Seht, das die Schulter,
Drauf sich die Muse
Flüsternd gelehnt!
Seht, das die Stirn, die so trotzig gegoren,
Seht, das die Brust, die so Kühnes geboren,
Das ist das Auge, das stets sich gesehnt!
Da, seht ihr die Schläfe,
Die hohen, nicht pochen --?
So ist er im Kampf einst
Zusammengebrochen!

Aber jetzt lebt er!
Nicht hält den Hundert=
Jähr'gen der Tod!
Fest von Geschlecht zu Geschlecht in den Herzen
Wurzelt er, unser in Lust und in Schmerzen,
Unser im Elend, in Glück und in Not!
Er dauert, — im Antlitz
Des Siegers Gebärde,
Ein Gast des Olympus,
Ein Bürger der Erde!

Wo schritt er hin? Der Lorbeer regt die Blätter,
Die Palme rauscht, die Myrte flüstert zag,
Und seines Griechenlandes heitre Götter
Sehn froh dem Mann des Ideales nach!

Der heute noch die ganze Welt umfliegen
Mit Geisterfluge, leis und still,
Und deutsche Hände ineinanderfügen
Und deutsche Herzen einig schmieden will!

In ihm heut sind wir's! Mag das andre werden!
Sei mit der Menschheit, Schillers Genius,
Daß ewig nicht ins Träumereich auf Erden
Die Freiheit sich, das Schöne flüchten muß! —

Dem Genius,
Der heil'gen Flamme wunderbarem Lohen,
Die leuchten, wärmen, Blitze schleudern muß
Einsam herab vom Vorhaupt der Heroen, —

Ihm huld'gen wir!
Ihm heben opfernd wir die Schale!
Ihm flechten wir die vollste Schläfenzier
Und jauchzen auf zu seinem Strahle!

2.

Festlied der Deutschen in Amerika.

Der fernen Heimat wandellos zu eigen,
Die freiste Vorhut, die ihr Banner schwingt,
So stehn wir in dem großen deutschen Reigen,
Der jubelnd heut sich um die Erde schlingt!

Der, eine einz'ge stolze Geisterkette,
Hinaus sich zieht vom grünen Neckarstrand,
Von eines niedern Herdes trauter Stätte,
Und Herz mit Herz, und Land verknüpft mit Land!

O niedrer Herd, o stiller,
Wie herrlich stehst du da!
Herd, der den Knaben Schiller
Geboren werden sah!

Heut sind es hundert Jahre,
Da tat, von dir erhellt,
Sein Aug', das große, klare,
Zuerst sich auf der Welt!

Sein Aug', das, schönheittrunken,
Das Höchste suchen ging;
In hehren Traum versunken,
Am Blick der Gottheit hing;

Im Buch las der Geschichte,
Wie in des Herzens Buch,
Und ewige Gedichte
Verklärt von dannen trug;

Dann, wie aus vollen Schalen,
Aus in die Seelen goß
Sein Flammen, seine Strahlen,
Und — ach, so früh sich schloß!

Wie ein Gewitter mit gewalt'gen Schlägen
Am deutschen Himmel zog er jach empor;
Das Volk, die Jugend jauchzten ihm entgegen,
Ein Halbgott schritt er durch des Ruhmes Tor!

Schritt, rastlos ringend, rastlos wirkend, schaffend,
Der Freiheit Priester und der Menschlichkeit,
Zu immer Höherm sich zusammenraffend,
Im siechen Leib die Seele groß und weit!

Schritt, neben sich den herrlichen Genossen,
Schritt hin mit Goethe zur Gedankenschlacht,
Das Weib, die Kinder fest ans Herz geschlossen —
Da kam der Tod — und er versank in Nacht!

In Nacht? O nein! „Die Toten sollen leben!"
Hoch, der es sprach! Vergebens um ihn wirbt
Der Tod! Er lebt in seines Geistes Weben!
Hoch, Schiller hoch! der Tote, der nicht stirbt!

Noch tönt aus seiner Wolke
Das stolze Seherwort;
Er spricht wie sonst zum Volke,
Wie sonst des Volkes Hort!

Schon hat er drei Geschlechtern
Das durst'ge Herz getränkt,
Hat zweimal deutschen Fechtern
Mut in die Brust gesenkt;

Seit immer noch dem Wahren,
Dem Edlen Wort und Stahl — —

Und ist mit uns auch übers Meer gefahren
Und lebt mit uns im Lande unsrer Wahl!

Und wird uns heute neu in ihm geboren
Und tritt uns festlich, der Erhabne, nah
Und wandelt hoch in deinen freien Toren, —
Dein Bürger auch, Amerika!

Hall' aus, o Lied! Wir neigen uns, wir schweigen!
Seht hin, er schreitet mit Eroberschritt!
Er macht dies Land, dies Zukunftsland, sein eigen
Und schafft und baut an seiner Zukunft mit!

— Und aber heut nach hundert Jahren glänzen
Wird seine Stirn hier, frisch umlaubt; —
Die Enkel unsrer Kinder kränzen
Die heil'gen Schläfe, das geliebte Haupt!

Aus der englischen Apfelblüte.

Zu Ludwig Uhlands fünfundsiebzigstem Geburtstage.

26. April 1862.

O leuchtender Aprilentag, —
Maitag, der sich verfrühte!
Und wo das Auge schweifen mag,
Da sieht es Apfelblüte!

Baum neben Baum und Reis an Reis,
Soviel sie können tragen,
All weiß und rot, und rot und weiß,
Die Pracht ist nicht zu sagen!

Und war doch gestern all die Pracht
Versteckt noch und verborgen: —
Wie kam sie nur in einer Nacht?
Und grad' für diesen Morgen?

Das macht, daß allerorten still,
Wo Apfelbäume wehen,
Den sechsundzwanzigsten April
Als Festtag sie begehen.

Sie wissen es, geboren ward
Ihr liebster Gastfreund heute,
Dem einst auf froher Jugendfahrt
Ihr Stammherr Schatten streute;

Ob dessen Haupte, kühl und grün,
Der Alte schwang den Wipfel,
Und der dafür gesegnet ihn
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

O Lied vom Wirte wundermild,
Wie bist du frisch erklungen,
Als blank im Dichterwald sein Schild
Der Apfelbaum geschwungen!

O Sängergreis, wohl bliebst du wert
Seitdem den Apfelbäumen!
Alljährlich, wenn dein Festtag kehrt,
Will keiner, keiner säumen!

Sie werfen um ihr Feierkleid,
Sie blühn an allen Wegen,
Und möchten alle weit und breit
Aufs Haupt dir Kränze legen:

Zum Dichterlorbeer voll und ganz,
Zum Kranz des Patrioten
Den leichten, losen Blütenkranz,
Den weißen und den roten!

O, sink' er auf dein weißes Haar
Noch viele, viele Lenze!
O, daß er dir noch manches Jahr
Die heil'gen Schläfe kränze!

Für Julius Mosen[1]).

Eine Stimme aus dem Exil.

Februar 1863.

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er heischt ein Schwert, und todestiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gesunden; —
Nur kühn voran!

Die Freiheit schenkt nicht goldne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus, —
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unters Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, starr und stolz.

Julius Mosen. (183—.)

Wer sprach das Wort, das tapfre, scharfe?
Wer ließ es wettern uns voran
Im Saitenrauschen einer zorn'gen Harfe?
Das tat ein Dichter und ein Mann!

---

[1]) Julius Mosen, den schon fünfzehn lange Jahre an das Krankenbett fesseln, und dessen Werke, teilweise vollständig vergriffen, nicht wieder aufgelegt worden sind, weil das unsägliche Leiden die Hand des Dichters von ihnen abgezogen hat, bereitet jetzt, durch Freundeshand, eine Gesamtausgabe derselben vor, die jedoch erst dann erscheinen kann, wenn durch eine hinreichende Unterzeichnung das Unternehmen gedeckt sein wird. Aus deutschen Blättern. Januar 1863.

Vor dreißig Jahren hat er es gesprochen,
Und heute noch die Herzen macht es pochen —
Uns, fern im Bann!

Uns, die wir uns in schönen stolzen Tagen
Um Deutschlands Ehre froh geschart!
Uns, die wir singend unterlagen
Fürs Vaterland, das Bettler ward!
Das Traum auf Traum im Winde sah zerstieben,
Das Bettler ward und Bettler ist geblieben, —
Bis diesen Tag!

Uns, die gewagt wir und gewettet,
Die brechen wir gewollt des Bettlers Joch!
Uns, die wir auf die Erde uns gebettet, —
Nicht auf die Heimaterde doch!
Wir stehn seitab, verlorne Außenposten!
Die harte Not ließ unsre Saiten rosten, —
Was liegt daran?

Was liegt an uns? Doch o, des Tapfern, Treuen,
Des Trotzigen, der auch die Bahn uns wies!
Der Kampf und Wunden uns nicht scheuen,
Der in den Sturm hauslos uns wandern hieß!
Was, ob im Elend mählich wir verschallen:
Ihm ist daheim ein härter Los gefallen, —
Das klagen wir!

Dem Heinrich gleich, den er gesungen,
Ging er und trug des Vaterlandes Schmach, —
O, wär' ihm doch das treue Herz zersprungen,
Als er vor Leid, vor Leid zusammenbrach!
Da ward das Schwert ihm aus der Hand gewunden,
Da fand er sie, die todestiefen Wunden,
Doch nicht den Tod!

In jenem Lenze, den wir nie vergessen,
Im Weihelenz, im Völkerjahr,
Als, kühn mit seinen Drängern sich zu messen,
Den roten Kranz im blonden Haar,
Zum Kampf, zum Kampf Deutschland sich endlich schmückte:
Da war's, daß ihn sein Los dem Kampf entrückte, —
Lang ist die Zeit!

Lang ist die Zeit! Im Waldesgrund die Ammer
Lockt' unterdes dreimal fünf Sommer lang!
Dreimal fünf Sommer schlug vor seiner Kammer
Die Nachtigall, mit der er wettesang!
Wißt ihr es noch? Hell klang es in den Landen: —
Die Leipziger Schlacht! Zu Mantua in Banden!
Die letzten Zehn!

Lang ist die Zeit! Rasch doch von Sohlen,
Hinstürmte sie! Die Welt ward alt und neu!
Was sahn wir nicht! Amerika und Polen —
Das ist der Freiheit jüngstes Feldgeschrei!
Zwei Welten zittern! Hoch die Unterjochten!
Noch immer wird der alte Strauß gefochten, —
„Tambour, schlag an!"

O, lang die Zeit! Ihm füllte nur ein Denken
All diese lange, lange Zeit!
In einen Traum nur mocht' er sich versenken:
Den Traum von Deutschlands künft'ger Herrlichkeit!
Sein Volk der Anfang und das Ende!
Gern legt' er noch in seines Volkes Hände
All, all sein Tun!

Wohl bist du Bettler wieder worden,
Deutschland, — und dein getreuster Sohn,
Der Schlichteste von deinem Sängerorden,
Denkt nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Doch eine Schuld hier gilt es, eine schwere!
Mach' wett sie, Deutschland! Löse deine Ehre! —
Was säumst du noch?

Tritt an sein Lager, nimm die heil'gen Rollen!
Dank' ihm, und danke deinem Sänger ganz!
Und drücke leis auf seine Stirn den vollen,
Den immergrünen deutschen Kranz! —
Matt blickt er auf, — er hebt sich dir entgegen, —
Sein letzter Odem ist für dich ein Segen, —
„Treu bis zum Tod!"

Westfälisches Sommerlied.

1866.

Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen,
Wie tust du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westfalen!
Du Hellwegsroggen schlank und schwank,
Korn, sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst du!

„Ich reif' und wachse mit Gewalt,
Es trieft das Jahr von Segen;
Vollauf, zu sättigen jung und alt,
Reif' ich an allen Wegen.
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ernten kann,
Wer frohen Muts mich säte?

Hinaus durch meiner Ähren Rauch,
Hinaus in Reihn und Rotten,
Die Faust geballt, die Trän' im Aug',
Zog er von Kamp und Kotten;
Die Trommel rief ihn und das Horn;
Er soll des deutschen Bruders Korn
Im Bruderkrieg zerstampfen.

Wer holt denn nun zum Erntetanz
Die schmucken Dirnen heuer?
O weh! wer schwingt den Erntekranz,
Wer pflanzt ihn auf die Scheuer?
Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der mäht dies Jahr mit Kraut und Lot —
Ich weiß, wer ihn gedungen.

Es singt ein Vöglein auf der Haar:
‚Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust.' —
Ich rausche leis im Winde."

Nadel und Draht.

Eine Stimme vom „Great Eastern".

Sommer 1866.

Stand der Ost in roten Kriegesflammen,
Brach in Glut ein Staatenbau zusammen: —
Wir indes sind auf des Westmeers Wogen
Friedlich auf ein Friedenswerk gezogen.

Bruder dort erschlug im Kampf den Bruder, —
Wir nach Abend richteten das Ruder:
Schaffend auch, daß alles Volk der Erde
Mehr und mehr ein Volk von Brüdern werde.

Wälzten sich im Blute dort die Scharen,
(Stets aus Blut hervorgehn die Cäsaren!
Blut des Volks muß Kaiserkronen löten!), —
Während wir, umdampft von unsern Schlöten,

Löseten die schier ein Erdhalb lange,
Die vom Blitz durchzuckte Weltmeerschlange,
Rastlos, rastlos fördernd die Vollendung
Unsrer großen menschheitlichen Sendung.

Und, sieh da! schon ist das Werk gelungen!
Und die Schlange spricht mit Feuerzungen!
Um die Welt im Nu, bar jeder Schranke,
Blitzt und zuckt und zündet der Gedanke!

Und das erste Wort, das, schlachtenmüde,
Abendwärts der Morgen blitzt, ist: Friede!
Blut'gen Rades rasch ans Ziel getragen
Den Erobrer hat sein Siegeswagen.

Und die Menge jauchzt, erfolgestrunken!
Sieh, da flammt zurück ein zorn'ger Funken!
Friede! blitzte hin zur Republik es, —
Freiheit! Freiheit! Freiheit! blitzt zurück es!

Allerlei Funken[1]).

Silveſter 1866.

Zum Ehrengruß am Tore
Heraus nun, alle Mann!
Das Jahr der Meteore
Schickt ſich zum Abzug an!
Auf Erden und am Himmel,
Hui, wie's in brand'ger Spur,
Hui, wie's mit Schlachtgetümmel,
Hui, wie's mit Sterngewimmel
Blitzgleich an uns vorüberfuhr!

In Franken und in Böhmen,
Da praſſelte die Glut!
Da ſprang, da ſchoß in Strömen
Das tapfre deutſche Blut!
Da raſten die Trompeten,
Die Trommeln rollten: Sieg!
Tod und Verderben ſäten
Die Bomben, die Raketen, —
Es war der große Bruderkrieg!

Danach, als längſt verflogen
Die Brunſt der Erdenſchlacht,
Iſt hoch am Himmelsbogen
Ein andrer Kampf erwacht.
Da ſchwirrt' es licht, gleich Pfeilen,
Entlang der Wolken Saum;
Da ſchoß es wie mit Keilen, —
Als nahten Heeresſäulen
Abtrünniger Engel durch den Raum.

Auch die Schlacht iſt geſchlagen;
Ernſt glüht, wie ſonſt, die Nacht;
Wie ſonſt, bezieht der Wagen
Die alte ſtille Wacht.
Auf kalten, dunkeln Wegen,
Der Flammenzeichen bar,
Umſprüht von Reif und Regen,
Zur Ruhe will ſich legen
Das große Brand- und Feuerjahr.

[1]) Zur Einleitung des humoriſtiſchen Blattes „Kölner Funken".

Da plötzlich — sieh, ein Leuchten,
Ein Glühn wie Wetterschein,
Ein Flackern in den feuchten
Spätnebeln überm Rhein!
Und aus dem dunst'gen Flore
Herschallt es frisch und frei,
Herschallt's in lautem Chore:
„Es bleiben die Meteore
Dem Jahre sechsundsechzig treu!

Sein Kommen und sein Schreiten
Umweht' ihr glühnder Hauch;
Nun wollen sie's geleiten
Bei seinem Scheiden auch.
Und ist es still gesunken
Zu seiner Väter Schar,
Dann wollen ihre Funken, —
Wir, wir, die Kölner Funken! —
Hell grüßen auch das neue Jahr!

Das neue, das die Hülle
Und Fülle bringen mag,
Was mit der Schlacht Gebrülle
Das alte grimm versprach:
Ein rechtes Jahr der Freiheit,
Anstrebend klar und licht
Die Einheit, nicht die Dreiheit,
Die Einheit durch die Freiheit,
Die Einheit durch die Willkür nicht!

Das ist es, was wir meinen,
Und kämpfen auch dafür!
Wir sind zwar von den Kleinen, —
Meteörchen nur sind wir!
Doch wir auch können blitzen,
Auch unser Zünglein flammt
Kühn nach den höchsten Spitzen!
Einschlagen, bald mit Witzen,
Mit Ernst bald, ist auch unser Amt!

Drum mutig aus dem Vorjahr
Ins Neujahr! Drauf und dran!
So schließt sich Meteorjahr
An Meteorjahr an!

Frisch auf! Umschwirrt die Köpfe!
Zischt! zündet! brennt ein Loch
In alt' und neue Zöpfe,
Daß zagend sich die Tröpfe
Zuschrein: Die Funken leben noch!"

— Ihr Funken und ihr Flammen
In Ost, West, Nord und Süd,
O, flammtet ihr zusammen,
Die einzeln jetzt ihr sprüht!
Ihr ernsten und ihr frohen,
O, wann im deutschen Land,
Ein brüderliches Lohen,
Wehn wir in einem hohen,
In einem heil'gen Freiheitsbrand?

Zur Feier von Gutenbergs 400jährigem Todestage.

24. Februar 1868.

(Dem Fortbildungsverein für Buchdrucker und Schriftgießer in Leipzig.)

Noch brütete dumpf auf Erden die alte Finsternis;
Kein Strahl, der sie erhellte, kein Blitz, der sie zerriß;
Es ließen die farbigen Fenster das volle Licht nicht ein,
Tiare nur und Krone versandten bleichen Schein!
Nur leuchteten die Schwerter in der Gewalt'gen Hand;
Nur lohte durch das Dunkel der Scheiterhaufen Brand!
Mit einemmal ein Aufblitz! Ein Sprühn aus Rauch und Ruß!
Das war der Mönch von Freiburg! Das war der erste Schuß!

Der war's! Der hat gereinigt zuerst die schwüle Luft!
Die Welt roch endlich Pulver nach allem Weihrauchduft!
Der war's! Der hat gelichtet zuerst die alte Nacht!
Hat angesagt die heiße halbtausendjähr'ge Schlacht!
Der ließ zuerst erbeben die Herren- und Pfaffenzeit, —
Doch hat nicht er die Menschheit, nicht er den Geist befreit!
Wohl kämpfte auch das Pulver für Freiheit, Licht und Recht, —
Doch dient' es meist als Scherge, als schnöder Herrenknecht!
Zu oft nur schlug es nieder, was aufstand kühn und frei,
Und sandte in treue Herzen seinen Mitprofoß, das Blei!

Nein, andrer Waffen braucht' es im Kampf der neuen Zeit, —
Und die hast du geschmiedet, Mann, den wir feiern heut!
Den Geist, den unterdrückten, hast wehrhaft du gemacht;
Du gabst ihm Schwert und Harnisch, du führtest ihn zur Schlacht!
Du gabst ihm die goldnen Pfeile, das leuchtende Geschoß, —
Und sieh, zur Hölle wichen die Schatten und ihr Troß!
Tiar' und Kron' erblaßten, die Dunkelheit zerrann,
Aufflammte breit die Sonne, — der Tag, der Tag brach an!

Der Tag brach an! So, Meister, beschlossest du dein Tun!
Vierhundert Jahr heut sind es, da gingest du dich ruhn!
Doch die du der Welt gegeben, die Waffen ruhten nicht, —
Noch immer währt die Fehde des Dunkels mit dem Licht!
Die Schatten, die geschlagnen bis hinter der Hölle Tor,
Sie wagten sich, sie wagen sich immer noch hervor!
Noch wogen im Kampf die Massen, die feindlichen, hin und her, —
Noch immer muß uns helfen, o Meister, deine Wehr!
Schreckbilder allerorten! Und ist es nicht von Rom,
So droht von andrer Stelle Phantom noch auf Phantom!
In diesen letzten Tagen ist es des Mönches Geist,
Des alten Pulvermönches, den es zu bannen heißt!

Er eilt von Volk zu Volke, geschäftiger als je;
Er möchte die Welt beherrschen, das Land und auch die See!
Nur auf Zerstörung sinnt er: auf riesig Stahlgeschoß,
Auf rascheste Kugelsendung, auf eisernen Schiffskoloß!
Ein Pulverturm die Erde! Und alles für „Macht" und „Ruhm"!
Und alles wider die Freiheit, das freie Menschentum!
Auf, Gutenberg, zu Hilfe! Den Willen des Mönches brachst
Du einmal schon! Daß wieder du kühn ihn brechen magst!

Wir, deine Jünger, treten, o Meister, an dein Grab;
Wir rufen einen Segen und einen Dank hinab!
Wir wissen es: wie lange auch daure dieser Krieg,
Dir, und durch dich dem Lichte, bleibt endlich doch der Sieg!

Fürs Schwarze Land.

Weihnachten 1866.

Wir sitzen gedrängt
Um den trauten Kamin;
Es knattern die Brände,
Die Kohlen glühn.

Mit der Festzeit Laub
Ist das Haus bekränzt;
Die Tanne duftet,
Die Stechpalm' glänzt.

Und vom Balkenknauf,
Weißbeerig sie,
Lauscht die Mistel nieder,
Die Schelmin, die!

Und das Bier, es schäumt
Im zinnernen Krug;
Wir leeren ihn fröhlich
Auf einen Zug!

Und verschränken die Hand,
Und vergessen das Leid,
Sind glücklich, sind Brüder, —
's ist Weihnachtszeit!

Nun die Schaufel her!
Häuft die Glut im Kamin!
Laßt knattern die Brände,
Die Kohlen sprühn!

Die Kohlen — O Graun!
Mit jähem Schritt
In die leuchtende Weihnacht
Ein Schatten tritt!

Ein Schatten schwarz
Und riesengroß:
Die Kunde vom Brand
In der Mine Schoß!

Das die Kohle bricht,
Die zum Fest uns glüht,
Die auf Lust und Jubel
Ihr Licht versprüht:

Das sie mühevoll bricht
In Stollen und Schacht —
Das Heer der Arbeit
Verlor eine Schlacht!

Tagein, tagaus
Der alte Kampf
Mit der alten Urkraft,
Mit Glut und Dampf!

Sie fuhren hinab
Gesund und rot —
Sie wurden geschlagen,
Sie liegen tot!

Hundert und Hunderte,
Tot, tot, tot!
Durch das Schwarze Land
Gellt der Schrei der Not!

Und die Witwe weint,
Und die Waise klagt,
Und über dem Sohne
Die Mutter zagt!

Und die Braut starrt stumm:
Ein Erschlagner ist,
Der unter der Mistel
Sie einst geküßt!

Heuer kein Jul
Für das Schwarze Land!
Sein Weihnachtsfeuer
Ist Minenbrand!

O du tapfre Schar,
Die das Fest uns erhellt,
Wie hat uns dein Sterben
Das Fest vergällt!

Es trauert die Stadt,
Es trauert das Land - -
Wir trauern, die Deutschen
Auf Britenstrand!

Wir schüren die Kohlen,
Wir öffnen die Hand
Für die Witwen, die Waisen
Im Schwarzen Land!

Für die Töchter.

1.

An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard.

17. Dezember 1867.

Verblüht schon war die Rose,
Die Nachtigall geflohn;
Die ernste Herbstzeitlose
Stand auf den Wiesen schon;
Am Stock noch hing die Traube,
Hing, bis sie ganz gereift;
Schon war mit rotem Laube
Das grüne Laub gestreift.

In solcher Zeit des Jahres
Kamst du einst zu uns, Kind!
Ein Tag im Herbste war es,
Wildschön wie wenige sind.
Ein Spätgewitter jagte
Von Zürch her übern See;
Ob seinen Blitzen ragte
Lichtauf der Gletscher Schnee.

Schwarzgrün die Wellen brauten
Um Huttens Inselgrab;
Glärnisch und Dödi schauten
Aus Wolken still herab.
Im Tale Sturm, — die Spitzen
Krönt' heller Sonnenschein:
So zogst du unter Blitzen
Und Schneeglühn bei uns ein!

Wir hatten gehofft, es wäre
Beschieden uns ein Sohn;
Wir hatten zu Huttens Ehre
Genannt dich Ulrich schon:
Sieh da, nun warst du ein bloßes
Mägdlein mit klarem Blick,
Doch drum kein minder großes,
Kein minder süßes Glück!

Ja, wohl ein Glück! du gutes,
Du erstes Töchterlein!
Du, immer heitern Mutes!
Licht uns und Sonnenschein!
Du lachendes Gemüte,
Hold jedem lust'gen Streich, —
Und doch so reich an Güte,
So treu, so warm, so weich!

Seit zweiundzwanzig Jahren
Umtrieb uns mancher Wind;
Du bist mit uns gefahren
Schon in der Wiege, Kind!
Nach England, — heim zum Rheine, —
Und wieder nach Engelland!
Fest hielt deine Hand, die kleine,
Der Eltern treue Hand.

An der bist du erwachsen,
Du liebes braunes Aug',
Hier bei den Angelsachsen,
In Nebel und Nordseehauch!
Erwachsen mit frohem Schalle
In der Geschwister Reihn —
Gottlob! da steht ihr alle,
Wie Blumen stehn im Main!

Jetzt aber, da aufs neue
Es Ziehn und Wandern heißt;
Da an ihr Herz, das treue,
Die Heimat stark uns reißt;
Da Deutschland ruft: Kommt wieder!
Bleibt bei mir für und für! —
Jetzt schlägst du die Augen nieder, —
Wir ziehn, und du bleibst hier!

Das macht, du hast gefunden
Den vielgeliebten Mann,
Der, freudig dir verbunden,
Dich führt und trägt fortan;
Der, selbst von deutschem Strande
In England eingekehrt,
Mit dir im fremden Lande
Will gründen deutschen Herd!

Zieh hin denn! Zieh und — bleibe!
Eil', ihm den Herd zu weihn!
Die Jungfrau wird zum Weibe, —
Zieh hin, — es muß ja ſein!
Schmück' ihm ſein Haus mit Blüten!
Wir geben dich ihm gern —
Nur ſoll er dich hegen und hüten,
Wie ſeines Auges Stern!

Und du, von dem wir ſcheiden,
Gaſtfreies Engelland,
Wir laſſen dir die beiden
Als ein lebendig Band,
Das feſt uns an dich binde,
Wo immer unſre Flur!
Sei Heimat unſerm Kinde:
Uns warſt du Zuflucht nur!

So lebt denn wohl, ihr Teuern!
Schon wartet das Geſpann!
Es will nicht länger leiern
Der alte Leiermann!
Glück zu auf euren Wegen, —
Geht, — macht uns nicht zu hart
Den Abſchied! — Gottes Segen
Euch, Käth' und Eduard!

2.

An Luiſe zu ihrer Vermählung mit Heinrich.

29. Mai 1869.

Es ſteht ein Haus im Grünen,
Ein kleines blankes Haus,
Das ſieht mit heitern Mienen
Weit, weit ins Land hinaus.
Ein Gärtchen traut umſchmiegt es,
Und, daß ihr's finden könnt:
Im lieben England liegt es,
Zu Foreſthill in Kent.

Es liegt, von Ulm' und Linde
Und wildem Wein umnickt;
Die ſchütteln ſich im Winde,
Den friſch die Küſte ſchickt.
Im Winde, den vom Strande,
Von Deal und Dover her,
Dem nahen Binnenlande
Zubrauſt das freud'ge Meer.

Ja, Luft und Licht und Sonne,
So weit das Auge ſieht,
Und Laub und Maienwonne
Und jubelnd Lerchenlied!
Und rechts dort von den Hügeln
Mit ſeiner Scheiben Glaſt,
Mit ſeinen tauſend Spiegeln
Grüßt der Kriſtallpalaſt.

Hier, mein' ich, iſt gut wohnen, --
Wozu lang draußen ſtehn?
Es wird ſich ſchon verlohnen,
Das Häuschen anzuſehn.
Am Torweg glänzt ein Hammer,
Poch, poch! wir treten ein, —
Wie traulich Saal und Kammer,
Wie ſchmuck Gelaß und Schrein!

Wie haben liebe Hände
Freundlich gewaltet hier!
Wie mancher heitern Spende
Rundum begegnen wir!
Wie ſchwellend rings die Seſſel,
Wie blitzend der Kamin,
Wie blink und blank die Keſſel,
Wie traut des Herdes Glühn!

So recht, ſo mag ich's leiden,
So hat es gern mein Reim:
Vollauf und doch beſcheiden
Ein engliſch-deutſches Heim!
So ſteht es ob der Wieſe,
So lacht es ob der Au, —
Dein Häuschen jetzt, Luiſe!
Dein Heim, o junge Frau!

Die Lieb' auf frohen Wegen
Führt dich an seine Tür,
Und Vater- und Muttersegen
Folgt durch die Pforte dir.
Nun walte du am Herde,
Fach' an dein Feuerlein,
Und alles Glück der Erde,
Lieb Kind, zieh' mit dir ein!

Ernstfroh sehn wir dich scheiden, —
Dich und den Räuber Heinz!
Glück auf, Glück zu, ihr beiden,
Seid recht von Herzen eins!
Ein Herz, ein Geist, ein Wille:
So seid, zu Wohl und Weh,
Verbunden in der Stille
Des Häuschens auf der Höh'!

Wenn übers Jahr die Lerche
Von neuem singt ihr Lied,
Von neuem das Volk der Störche
(Ja, Störche!) nordwärts zieht;
Wenn Heinz (von den Korsaren!)
Ein Jährchen schon beweibt:
Dann kommen wir angefahren,
Und sehen, wie ihr's treibt!

Dann feiern wir aufs neue,
(Ein Jahr, wie bald verrann's!)
Recht in der alten Treue
Ein Stelldichein des Clans!
Ihr lieben Forestbiller,
Dann gibt's bei euch ein Fest, — —
Einstweilen immer stiller
Wird es im alten Nest.

Bei Moritz Hartmanns Abschied von Schwaben.

13. Oktober 1868.

Du bist so gut, du willst nicht geizen,
In deinem festlichsten Gewand,
In allen, allen deinen Reizen
Prangst du noch einmal, schönes Land.

Noch einmal, eh', gedrängt ins Enge,
Sich die Natur zur Ruhe legt,
Und über deine Rebenhänge
Mit eis'gem Hauch der Winter fegt.

O, du bist schön! Um deine Lauben
Die Blätter schimmern rot und falb:
Dein Neckar blitzt um deine Trauben,
Und kühn und hoch ragt deine Alb:
Rings deine Fülle, rings dein Segen,
Ringsum die Keltern, die du färbst:
Gesang und Lust auf allen Wegen
Verkünden weithin deinen Herbst.

Und über dir, in kräft'ger Milde,
Fährt auf die Sonne wie zum Tanz,
Und überschüttet das Gefilde
Mit einem Meer von Licht und Glanz.
Sie strahlt und lacht und ruht am Raine
Und küßt den Hügel, o wie lind!
Des Sängers, der, auch er der Deine,
Von Tagen sang, wie diese sind.

Ja, dieses sind die sanften Tage,
Dies ist dein herbstlich Feierkleid,
Und richtet wer an dich die Frage,
Warum du's anzogst grade heut:
Ich weiß, du wirst es nicht verschweigen,
Du sagst: Dem Mann, der heute zieht,
Will ich noch einmal ganz mich zeigen,
Und ihm erfüllen das Gemüt.

Du hast ihn kurze Zeit besessen,
Du sahst ihn wirken ernst und still:
Nun soll er dich auch nicht vergessen,
Da ihn ein andrer Acker will!
Du gabst ihm Lust, du gabst ihm Schmerzen,
Du hast dich heimisch ihm bewährt:
Nun trag' er dich in treuem Herzen
Auch an den fernen neuen Herd!

Und wie der Hügel und der Reben,
Gedenk' er auch der Männerschar,
Die, eins mit ihm in Sinn und Streben,
Am Neckar ihm verbunden war.

Er ging mit ihr die gleichen Bahnen,
Er focht mit ihr den gleichen Streit,
Er trug mit ihr die gleichen Fahnen, —
Und dieses ist ihr Festgeleit!

So nimm denn einmal noch von allen,
O Freund, den treuen Druck der Hand;
Laß dir in seiner Pracht gefallen
Noch einmal dieses Schwabenland!
Dann, über dir die ew'gen Lichter,
Ergreife fröhlich du den Stab!
Zieh hin, Freiheitssoldat und Dichter,
Von Uhlands Grab zu Lenaus Grab!

Da sieht die Donau bald dich schaffen,
Wie dich der Neckar schaffen sah;
Glück auf den Weg, Freund, deinen Waffen!
Kein Lebewohl, — du bleibst uns nah!
Du bleibst uns nah! Was hier, was dorten!
In unsern Herzen, unsern Reihn
Wirst du der Unsre allerorten,
Auch an der deutschen Donau sein!

Zu Karl Mayers dreiundachtzigstem Geburtstage.

22. März 1869.

Schon grünt der Hag im Grunde,
Die Höhn doch schimmern weiß.
Das nenn' ich gute Kunde,
Du lieber Dichtergreis:
Im ersten Frühlingsahnen
Kränzt dir das Silberhaar,
Grüßt dich mit sanftem Mahnen
Ein neues Lebensjahr.

Den deine Lieder sangen,
Wie oft, auf Berg und Au:
Der Lenz kommt leis gegangen,
Geatmet kommt er lau.
Er tritt an deine Schwelle
Mit sachtem Blumenschuh,
Und haucht aus Wolk' und Welle
Dir frisches Leben zu.

Und denkt, wie auf den Zehen
Er heuer dich beschlich,
Will er noch manchmal sehen
Und überraschen dich;
Noch oft als Kränzewinder
An diesem Tag, o Greis,
Dir nahn in deiner Kinder
Und deiner Enkel Kreis.

Nun schwärmen auch die Immen
Und ruft der Kuckuck bald;
Mit seinen tausend Stimmen
Wacht auf dein lieber Wald;
Es winken dir die Kräuter,
Die Ähren dir der Flur:
Sie winken ihrem Deuter, —
Dem Sänger der Natur.

Durchs welke Laub des Hages
Hinwallt' ich jüngst mit dir;
Des herbstlich schönen Tages
Gedenk' ich für und für.
O Freund, mit weißen Haaren
Wie lachtest du der Ruh'!
Mit zweiundachtzig Jahren
Wie rüstig schrittest du!

Wie fest den steinigen, steilen
Bergpfad hinan, wie leicht!
Du dachtest an kein Weilen,
Bis den Gipfel wir erreicht!
Da ließest du mich grüßen
Die fernen, blauen Höhn,
Da ließest du zu Füßen
Die graue Stadt mich sehn!

Die Musenstadt, die alte,
Wo sich dein Lied erschwang;
Wo hell zu deinem Psalte
Der Jugendfreunde Sang;
Wo jubelnd ihr geschlossen
Den frohen Liederbund,
Wo euch ein Gott erschlossen
Zuerst den Liedermund.

Wo jetzo, in den Frieden
Des Alters eingekehrt,
Der Brüder, die geschieden,
Du denkst am stillen Herd;
Wo sich zum Ring dir schließen
Das Jetzt. das Ehemals, —
Da lag sie uns ernst zu Füßen,
Die Krone dieses Tals!

Und nun hinab, — zur Brücke!
Allzeit an deiner Hand!
Daß mich dein Fluß entzücke
Und sein umbüschter Strand;
Daß ich ihn brausen höre,
Wie Uhland er gebraust,
Und auch das Haus verehre,
Drin Hölderlin gehaust.

Und all die werten Stätten
Der schönen alten Zeit,
Die Kerner und Schwab betreten,
Die Uhlands Lied geweiht.
Aus deinem teuern Munde
Von ihnen und von dir
Aus fernen Tagen Kunde, —
Wie hob die Brust es mir!

Oft denk' ich noch des Tages:
Im Geiste für und für
Seh' ich durchs Laub des Hages
Dich wandeln neben mir.
O bleibe dir noch lange,
Du Teurer, unerschlafft
Zu solchem Hügelgange
Die Lust und auch die Kraft!

Mein Lied vergaß das Eilen,
Drum sag' ich noch: Verzeih!
Ich zaudre wohl zuweilen,
Doch mein' ich's gut und treu.
Und flicht dir wieder Kränze
Der Enkelkinder Chor,
So poch' ich mit dem Lenze
Auch zeitig an dein Tor.

Rotkehlchen.

Fragment.

(Aus einem Winterliede fürs Haus.)

1852.

Zur Weihnachtszeit ein Vöglein rot,
Ein Vöglein rot von Brüstchen,
Es bettelt um ein Krümchen Brot,
Ein Krümchen oder Krüstchen.
Rot ist sein Brüstchen, o!
Rot ist sein Brüstchen, o!
Es bettelt um ein Krümchen Brot,
Ein Krümchen oder Krüstchen, o!

In Julius Rodenbergs Album.

London, November 1856.

Den jungen, frischen Liedermund
Will ich an Wald und Wiesen,
An Buchenhang und Eichengrund
Zum Boten mir erkiesen.

Die Heimat grüß' er tausendmal,
Die seine und die meine,
Den Lipperwald, das Wesertal,
Schaumburg und Externsteine.

Und Dorf und Stadt und Baum und Strauch,
Und allwärts auf den Auen
Das blonde Volk mit blauem Aug',
Die Männer und die Frauen.

Heil ihm, daß in der Heimat er
Darf für die Heimat singen,
Und mög' ihm jeden Sommer mehr
Sein freudig Lied gelingen!

Im Teutoburger Walde.

Bielefeld und Detmold, 18./20. Juli 1869.

Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün;
Das ist, von Fels und Halde nieder,
Das alte luft'ge Quellensprühn.
Das sind sie rauschend alle beide,
Der alte Wald, die alte Heide;
Ich seh' auf Wies', ich seh' auf Weide
Die alten treuen Blumen blühn. —

So blühten sie, als ich ins Leben
Hinauszog von den Hügeln hier;
So sah ich sie die Köpfchen heben
Und leise bitten: Bleibe hier!
Ich aber schwang mich von der Klippe
Hinab die Bergwand durchs Gestrüppe;
Zum Meere wiesen Ems und Lippe
Mich durch der Senne braun Revier.

So zog ich fort! Ein halb Jahrhundert
Verrann seit jenem Tage fast!
Hier war's! Ich seh' mich um verwundert:
Zu Haus, und dennoch schier ein Gast!
Der braun als Knabe ausgefahren,
Kehrt heim mit eisengrauen Haaren,
Und hält mit seiner Last von Jahren
In seinen Heimatwäldern Rast!

Wie Rip van Winkle, jener alte
Waldläufer und Gesell der Jagd,
Am Hudson in der Bergesspalte
Mit Geistern zechte eine Nacht, —
Zwar eine Nacht, die Jahre währte, —
Wie träumend dann, das grambeschwerte
Haupt auf der Brust, zum Dorfe kehrte,
Graubärtig, in zerrißner Tracht:

Ein junger Mann, war er geschieden,
Ein alter Mann, kam er zurück;
Fremd, nicht gekannt mehr, schier gemieden,
Maß er die Welt mit scheuem Blick;

Ein neu Geschlecht wogt in den Gassen,
Und, kaum vermocht' er es zu fassen:
Wo er ein Königsland verlassen,
Da fand er eine Republik: —

So kehr' auch ich, — gepreßt, beklommen:
Kennt mich denn jemand noch im Land? —
Da braust ein hundertfach Willkommen
Um Berg und Schlucht und Felsenwand!
Die Blumen wiegen sich im Weste,
Die Bäume schütteln ihre Äste, —
Und o, das ist das allerbeste, —
Die Freunde schütteln mir die Hand!

Dank euch, ihr Lieben, Guten, Treuen!
Ihr ohne Falsch und ohne Wank!
Ihr alten Freunde und ihr neuen!
Dank euch, aus vollem Herzen Dank!
Und ihr, wie Rosen anzuschauen
Beim Männervolk, dem bärt'gen, rauhen,
Westfalens Mädchen ihr und Frauen, —
Euch allen Dank und aber Dank!

Nein, nicht wie jener Träumer kehr' ich
Nach langer Fahrt aus Bann und Acht:
Unwert so vieler Liebe wär' ich,
Hätt' ich's im Ernste je gedacht!
Zudem: die kehrend er gefunden,
(Sie, mein' ich, ließ ihn bald gesunden!)
Die Republik, trotz Kampf und Wunden,
Habt ihr bis heute nicht gemacht!

Nun aber lagr' ich stillen Mutes
Im Wald mich auf ein Felsenstück,
Und träum' und sinne, was mir Gutes,
Seit ich hier schied, zufiel vom Glück.
Die Summe zieh' ich meines Lebens
Am Ausgangsorte meines Strebens,
Und sag': Ich strebte nicht vergebens,
Und segne dankbar mein Geschick.

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O, herrlichstes Poetenziel!
Los, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!

Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten,
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Wohlan, ich greife froh zum Becher,
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand;
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke dir, mein Vaterland!

Barfüßele[1]).

Dezember 1869.

Nun heißt's: Was kommt dort von der Höh'?
Die Räder knirschen durch den Schnee,
Die scharfen Hufe wirft das Pferd —
Sieh da, Freund Bertholds alt Gefährt!

Im Wälderwams auf hohem Sitz,
Im Dreispitz, in der Zipfelmütz',
So fährt er stolz durch Land und Leut',
Der Vautier ist sein Fuhrmann heut.

Barfüßele, sein liebstes Kind,
Fährt mit ihm durch den Schnee und Wind;
Die Wänglein glühn, es wehn die Zöpf',
Ei, welch ein hold und lieb Geschöpf!

Einst hatte sie nicht Schuh noch Strumpf,
Heut fährt sie Vautier im Triumph;
Als Gänsemagd saß sie am Rain —
Jetzt, mein' ich, schaut sie anders drein.

Und nebenan der wackre Knab'
Johann auf seinem Silbertrab,
Wie lacht er froh sein Mädel an:
Sie und auch den Gevattersmann.

[1]) „Barfüßele" von Berthold Auerbach. Mit Illustrationen von B. Vautier in Düsseldorf.

Der hat sie glücklich doch geeint,
Der macht, daß ihre Sonne scheint:
Der hat sie lebig hingestellt
Ins Volk und in die schöne Welt.

So fahrt denn wohlgemut durchs Land,
Herr Vautier hat 'ne feste Hand:
Er fährt euch recht, er fährt euch gut,
Ihr seid bei ihm in sichrer Hut.

Er kennt die Lust, er kennt das Leid,
Er weiß, was rührt, er weiß, was freut,
Er weiß, was lieb, er weiß, was schön,
Und läßt's euch unterm Fahren sehn: —

Den Wald, die Ernte, Spiel und Tanz,
Den Friedhof auch mit Kreuz und Kranz,
Dazu den Kranz, der Bräute ziert,
Den Meiler, den der Dami schürt.

Was alles nicht! Im engen Rahm,
O wundersam, o wonnesam!
Arm und gering, und dennoch groß,
Ein Frauenlos, ein Menschenlos!

So fahr denn zu, mein Barfüßlein!
Fahr zu auf deinem Wägelein!
Pflanz' deine Schwarzwaldtannen frisch
Auf manchen hellen Weihnachtstisch!

Februar 1870.

Für den Basar zum Besten des Berliner Asylvereins für Obdachlose.

Der Winter kommt gefahren,
Er treibt die Welt zu Paaren.
Der Ostwind ist sein Speer,
Der Schneesturm sein Gewehr

Mit eisbehangner Schleppe,
Ein Beutefürst der Steppe,
Fällt er bei Nordlichtschein
In unsre Hürden ein.

Und richtet seine Zelte,
Und schlägt das Land mit Kälte,
Und legt ihm, der Tyrann,
Wildstarre Fesseln an.

Derweil bei Tag die Sonne
Strahlt herrlich und in Wonne,
Und nächtens ruhig brennt
Und blitzt das Firmament.

Venus mit prächt'gem Scheine,
Beinah' wie eine kleine
Mondsichel anzusehn,
Flammt nieder, ernst und schön.

Und o, des duftumwallten,
Des knisternden, des kalten
Frührots! Die Wolke stiebt! —
Weh, daß es Arme gibt!

Weh, daß es gibt, die darben,
Weh, daß aus Nordlichtgarben
Zu frohem Erntefest
Kein Korn sich schwingen läßt!

Weh, daß, der Not zu steuern,
An jenen ew'gen Feuern
Kein obdachloser Mann
Die Hand sich wärmen kann.

Weh, daß dies glühnde, blanke
Gewölb' für tausend Kranke
Und Hungernde zur Frist
Das einz'ge Obdach ist!

Daß Kinder, Weiber, Greise,
Ärmer als Rab' und Meise,
Nicht wissen, wo zu Nacht
Das Bett für sie gemacht.

Und alles das inmitten
Der Wagen und der Schlitten,
Bei Börse, Bank und Ball
Und stolzem Waffenschall!

Weh, all der alten Wunden
Der Menschheit, oft verbunden,
Und immer noch nicht heil! —
Auf, wirk' auch du dein Teil!

Auf, rühr' auch du die Schwinge,
Flieg aus, mein Lied und singe!
Flieg aus! in Reif und Schnee
Nach warmen Herzen späh'!

Flieg aus! O sieh, schon feuchten
Sich Augen! Augen leuchten!
Sieh, Hände weit und breit
In Liebe hilfbereit.

Das ist das Wort! Ja: Liebe!
Sing immer: Liebe! Liebe!
Die Liebe hegt und hält;
Die Liebe heilt die Welt.

Zu Hölderlins hundertjährigem Geburtstage.

Vorgetragen bei der Feier in des Dichters Geburtshause zu Lauffen am Neckar.

20. März 1870.

Der Hohe, dem wir heut uns neigen,
Wie hielt er kindlich deine Hand,
Wie gab er ganz sich dir zu eigen,
Recht als dein Sohn, du wonnig Land!

Du aber hast ihn fromm erzogen,
Hast ihm in deiner Wälder Nacht,
An deines Flusses blauen Wogen,
Das Auge wach und weit gemacht.

Hast ihm aus deiner Schönheit Fülle
Die junge Seele reich getränkt,
Hast ihm den Ernst, die heil'ge Stille
In die bewegte Brust gesenkt.

Drum liebt' er dich! Drum wie ein Leuchten
Von deinen Rebenhügeln zieht,
Drum wie ein Duft von deinen feuchten
Stromufern weht es durch sein Lied.

Drum galt auch dir sein freudig Sehnen
Nach Hellas' blumigem Ruin:
Freiheit und Schönheit der Hellenen
Dir zu erobern trieb es ihn!

Drum, als am Ufer der Garonne
Er niedersank in jähem Schmerz,
Zog es ihn heim nach Sueviens Sonne,
Warf er sich weinend dir ans Herz.

Da lag er, mild von dir umschlungen;
Da lag er — o, wie lang! wie lang! —
Bis, der sein Wiegenlied gesungen,
Der Neckar ihm das Grablied sang.

Nun aber lebt er neu ein Leben,
Und wo ein lallend Kind er war,
Muß sich ein Tempel ihm erheben,
Und steht bekränzt ihm ein Altar.

Und Stammgenossen singen Lieder,
Und heiterernst winkt ein Gelag,
Und du, o Suevien, lächelst nieder
Auf deines Lieblings Ehrentag.

Sei stolz auf ihn! Er ist der deine!
Doch unser, unser sei er auch!
Vom Meere wir und wir vom Rheine
Erheben auch zu ihm das Aug'!

Und wie wir uns zusammenfinden
Aus Nord und Süd im Dichternest:
So, eins im Wollen und Empfinden,
Begehn wir heut dies deutsche Fest!

Telegramm an die Burschenschaft Olympia in Wien.

Zu ihrer Stiftungsfeier am 2. Mai 1870.

Der Mai streut seinen Blütenregen,
Die Amsel singt aus voller Brust:
Blüh' du dem Sommer auch entgegen,
Du frische Wiener Werdelust!

Glückauf! Zum Festgeklirr der Schläger,
Du jung Geschlecht am Donaustrand,
Du auch der deutschen Zukunft Träger,
Nimm Dank und Gruß und Druck der Hand!

Zur Eröffnung des Fremdenbuchs auf dem Hohenstaufen.

Als Konradin, der letzte des Geschlechts,
Das seinen Horst, dies mächtige Bergeshaupt,
Für alle Zeit durch Lied und Tat und Schicksal
Mit ernsten Ruhmes immergrünen Kränzen
Herrlich geschmückt, ans Land stieg bei Neapel,
Rückzuerobern sein italisch Erbe:

Da trat der Freund, der ihn bislang geleitet,
Den Jüngling an, warnt' ihn vor Welschlands Trug,
Und rief ihm so die Heimat ins Gedächtnis:

„O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Täler,
Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg', und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut:
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer:
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walter sang, den Engeln gleich."
So Truchseß Waldburg — durch des Dichters Mund,
Der uns vom Knaben Konradin gesungen:
Durch Ludwig Uhlands Mund!
Mit Uhlands Worten
(Wie fänd' ich beßre?) sei dies Buch geweiht!
Dem Staufenpilger, der auf Staufens Gipfel
Ins Gras gelagert, durch die Lande schaut,
Soll durch die Brust ihr sanfter Wohllaut zittern.
Und wenn er niedersteigt und ferne heimzieht,

Sollen das geschaute Bild, das liebliche,
Sie fest ihm halten, — lange, lange noch!
Und dem Gedenkenden in eins verweben
Den Namen Staufen und den Namen Uhland!

Trinkspruch.

Ausgebracht beim Festmahle zur Feier des vierundneunzigsten Jahrestags der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten.

Stuttgart, 4. Juli 1870.

Mit nerv'ger Faust, mit wehnden Haaren,
Mit Hacke, Spaten und Gewehr,
So ist sie kühn hinausgefahren,
Die deutsche Arbeit, übers Meer.
Sie hat ihr Werkzeug wohl geschwungen,
Kein Hemmnis schreckte sie zurück;
Froh schaffend hat sie sich errungen
Das Bürgerrecht der Republik.

So schritt sie ernst von Sieg zu Siege,
So mit der Kraft wuchs ihr der Mut,
So weiht' im großen Freiheitskriege
Auch sie der Freiheit Gut und Blut.
Und heut, in wohlverdienten Kränzen
Ausruhnd nach Jahren, reich an Müh',
Heut, in der alten Heimat Grenzen,
Begeht das Fest der neuen sie.

Wer aber, als sie zog ins Weite,
Zog mit ihr übers Meer hinaus?
Wer gab ihr fröhlich das Geleite,
Wer half ihr baun das neue Haus?
Wer stand ihr bei in Lieb' und Treue,
Daß, was sie schaffte, wohl geriet?
Wer gab der deutschen Kraft die Weihe
Jenseits des Meers? — Das deutsche Lied!

Was Friedrich Schiller uns gesungen,
Was Ludwig Uhlands Mund entquoll,
Auch drüben ist es bald erklungen,
Auch drüben tönt' es hell und voll.

Dem Festsaal und der Liederhalle
Sang es die Werkstatt munter nach:
Es tönte mit beherztem Schalle
Zu Dampfgezisch und Hammerschlag.

Und sang man nicht, so ward gelesen
Spät abends noch am stillen Herd: —
So hast du treu das deutsche Wesen,
O deutsches Lied, auch dort genährt!
So zogst du bis zum fernsten Westen
Voraus der Pioniere Schar,
Und weckest unter Urwaldästen
Nicht Sänger bloß, — nein, Dichter gar!

Ja doch! die Muse sinnt auch drüben;
Manch wackre Stirne glüht und sprüht,
Siedend aus Zürnen und aus Lieben
Quillt drüben auch manch herrlich Lied.
So recht! Nur vorwärts! Töne, töne,
Du junge Schar! aus Herzensgrund!
Dem Starken paare mild das Schöne, —
Arbeit und Lied! Das sei der Bund!

So wird es dir an Ruhm nicht mangeln;
So, ebenbürtig, stellst du froh
Dich einst zum Bruderchor der Angeln:
Zu Bryant und zu Longfellow!
Dem Pfade Heil, den du betreten!
Wir grüßen dich, wir sind dir nah! —
Das Glas gefüllt! Hoch die Poeten,
Die deutschen, in Amerika!

Hurra, Germania!

25. Juli 1870.

Hurra, du stolzes schönes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried' und Freud' und Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Da warfst die Sichel du ins Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh dir, Gallia!
Weh, daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremden Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art, —
Für jeden heil'gen deutschen Hort,
Hurra! zur Kriegesfahrt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld! der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania!

So wird es geschehn!

3. August 1870.

Wie der Wolf, der Assyrer, in klirrender Pracht
Einbrach in die Hürden Judäas bei Nacht:
Wie der Perser, der Ketten anlegte dem Meer,
Über Hellas ergoß sein barbarisches Heer;

Wie der Hunne, ein Pfeil, den die Steppe verschoß,
Auf die Abendwelt niederfuhr, zahllos zu Roß;
Wie die Flotte, die unüberwindlich er hieß,
Wider England der Spanier brüsten sich ließ;

Wie der Korse, der Ohm, in unendlichen Reihn
Seine Tausende führte nach Rußland hinein;
Wie auf Leichen er aufschlug sein blutig Gezelt,
Und vermessen sich wähnte den Herrscher der Welt: —

So bekriegt jetzt der Korse, der Neffe des Ohms,
So bekriegt er die Ufer des deutschesten Stroms;
Es schüttern die Kolben, es rasselt der Stahl —
Seinem Troß gern kredenzt' er des Rheinlands Pokal!

Dem Turko! dem Spahi! Der stützt ihm das Reich:
Wie er selber, Hyäne und Schakal zugleich!
Der bellt auf Geheiß, o verworfenes Spiel!
Deinen heiligen Hymnus, o Rouget de Lisle!

Von der Saar und der Mosel zum Odenwald schallt's;
Da erbleicht, da erzittert die Jungfrau der Pfalz;
Am Busen der Mutter verbirgt sein Gesicht
Der Säugling — ihr Lieben, o fürchtet euch nicht!

Euch zu schützen rückt Deutschland, das ganze, heran;
Seine tausendmal Tausend stehn da wie ein Mann;
Stürmen an, drängen vorwärts, ein wuchtiger Keil,
Zum Verderben dem Zwingherrn, den Völkern zum Heil!

So nun wird es geschehn! Den Assyrer zerbrach,
Den Perser, den Hunnen ein einziger Tag;
Ihre Macht, ihre Pracht, sie verging wie ein Rauch —
Die Armada zerblies des Allmächtigen Hauch!

Und ihn, der sich wähnte den Herrscher der Welt,
Hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt!
Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
Flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz!

An Wolfgang im Felde.

12. August 1870.

Daß bald dies Blatt dich finde,
Wohl wünsch' ich's, lieber Sohn,
Drum werf' ich's in die Winde,
Die bringen es dir schon.

Die werden es zu dir tragen,
Wo immer auch du weilst;
Wo, wenn die Schlacht sie schlagen,
Du treu zur Walstatt eilst.

Du wolltest im heil'gen Kampfe
Mittämpfen, Deutschlands wert;
Nun stehst du im Pulverdampfe,
Doch ziehst du nicht das Schwert,
Nun übst du im Gefilde,
Statt mitzuhaun im Streit,
Ein Amt der Lieb' und Milde,
Ein Amt der Menschlichkeit.

Dich trieb dein Herz, das warme,
Aus England trieb's dich her;
Das rote Kreuz am Arme,
Bist du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
Am blut'gen Boden ruhn,
Die Sterbenden, die Wunden
Erquickst du freundlich nun;

Träufst Labung auf die Lippe,
Die dürr und brennend lechzt;
Legst weicher ins Gestrüppe
Die Brust, die fliegend ächzt;
Hörst manches letzte Flehen
Im Nachtwind leis verwehn;
Der Mond lugt über die Höhen —
Und du wirst sterben sehn.

Sei stark, mein Wolf! nicht beben!
Schwererust ist deine Pflicht;
So grimm sahn Tod und Leben
Dir nie noch ins Gesicht;
Im Frieden still befriedet,
Blieb weich dein gutes Herz —
Des Krieges Erzzeit schmiedet
Und hämmert es zu Erz!

Das sei dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien' dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!

Rundum der Kampf aufs Messer: —
Lern' du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!

Durch Sterbende und Tote
Geh deines Weges treu;
Halt hoch das Kreuz, das rote,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem einen,
Der uns zum Schlachten zwang!

Fahr wohl, fahr wohl, mein Knabe!
Gott mit dir für und für!
Verbinde, tröste, labe —
Mein Segen ruht auf dir!
Und kehrst du mit im Schwarme
Der Sieger — Knabe, dann
Fliegst du in unsre Arme,
Kein Knabe mehr: ein Mann!

Die Trompete von Gravelotte[1]).

Sie haben Tod und Verderben gespien:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

[1]) Tatsächlich. Nach einem jüngst durch die Blätter laufenden Schreiben des Majors im Magdeburgischen Kürassier-Regiment Grafen Schmettow.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme.

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde:
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten:
Die Rosse schnoben, der Regen rann, —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

Freiwillige vor!

Für den Kölner Weihnachtsbasar zum Besten der Familien der im Felde stehenden Landwehrmänner und Reservisten.

Dezember 1870.

In Feindesland,
Am Waldessaum,
Der Wehrmann liegt
Unterm Tannenbaum.

Sein Herzblut rinnt
Aus der Wunde vorn. —
Als ins Feld er zog,
Wallte gelb das Korn.

Nun ist vom Frost
Der Boden hart;
Von Zapfen Eises
Die Tanne starrt.

Und ſein Blut, es färbt
Die Schneeflur rot;
In Nebel und Reif
Küßt ihn der Tod.

Schon hüllt ſein Aug'
Der dunkle Flor;
Noch einmal hebt er
Den Blick empor:

„O Tann', o Tanne
Am Waldesſaum,
So biſt du heuer
Mein Weihnachtsbaum?

Vorm Jahr, da facht' ich,
Ein froher Mann,
Für Weib und Kinder
Den Chriſtbaum an.

O, ihr Lieben all —
Am fernen Rhein, —
Hier lieg' ich — und ihr —
Seid auch allein!

O, ihr Lieben, Lieben!
Wer ſchützt — wer hält — —?"
Noch ein Stöhnen! Tot
Liegt der ſchlichte Held.

Ein Mann aus dem Volk,
Den ſein Heim verlor;
Von tauſenden einer —
Wo wallt nicht Flor?

Ein Mann aus dem Volk,
Den ſein Heim verlor;
Wer hilft, wer lindert? —
Freiwillige vor!

Ein Reiterstückchen für die dritte Armee[1]).

August 1870.

Trara! Nun schwingt euch in den Sitz!
Trara! Nun schwenkt die Mützen!
Es gilt heut nicht dem alten Fritz,
Es gilt dem jungen Fritzen!

Trara! Bei Weißenburg und Wörth,
Wie ließ er da es blitzen!
Da machten die Franzosen Kehrt
Mit ihren Kugelspritzen!

Trara! Nun wird bald in Paris
Sein junger Säbel blitzen!
Marsch, vorwärts! die Trompete blies!
Vorwärts mit unserm Fritzen!

Hoch Fritz! Und wird ihm einst die Mütz'
Auf grauem Haar noch sitzen,
Dann avanciert der junge Fritz,
Trara! zum alten Fritzen!

An der Weltstadt nördlichem Saum.

(Fragment.)

An der Weltstadt nördlichem Saum,
Fern von ihrem Gebrause,
Bei der Pappel, dem Ulmenbaum,
Ländlich steht meine Klause;

Liegt eine Wiese, genannt die Downs,
Grün und wallend dahinter,
Grünt im Schatten des Weißdornzauns
Lustig Sommer und Winter.

Dort im Grase, das wellig weht,
Weiden Füllen und Rinder:
Dorten wandelt der stille Poet,
Dort auch spielen die Kinder;

[1]) Von W. Buchner mitgeteilt im Ergänzungsheft zu „Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte", herausgegeben von A. Sauer. Bamberg 1895. Bd. 2, S. 136 ff.

Reiten auf Ponys mit lautem Schall,
Fahren mit ehrsamen Ziegen,
Schlagen den Reif und fangen den Ball,
Lassen den Drachen fliegen:

Freun sich des endlos entwickelten Knauls,
Dran er emporschwirrt zum Äther: —
Fern die Riesenkuppel St. Pauls
Anschaut den fröhlichen Zeter.

Scharf umrissen am Horizont,
Schwarz in dunstiger Gelbe,
Bald beschattet und bald besonnt,
Ragt sie, wanklos dieselbe. —

Hinauf, hinab den luft'gen Doon.

(Fragment.)

1854.

Hinauf, hinab den luft'gen Doon,
Hinauf, hinab den Hag,
Den Staub des Ackers auf den Schuhn,
Den deine Pflugschar brach;
Ein Gast, o Burns, auf deinen Aun,
Hinzog ich still den Pfad,
Den du einst zogest, wetterbraun,
Hinaus zu Saat und Mahd!

O, wonnig war die Julifrüh', —
Der Hänfling sang im Dorn,
Die Drossel schlug, der Häher schrie,
Und trotzig stand das Korn;
Ja, trotzig dein Hans Gerstenkorn,
Die Speere vorgekehrt, —
Und trotziger noch, rot wie vor Zorn,
Die Schottendistel wert!

Und, o! wie lieb der Winde Reis
Die Heckenrose' umschlang!
Und von Marienblümchen weiß
War Hügel rings und Hang!

Und Glockenblum' und Fingerhut
Entblühten weit und breit,
Und jede Blume süß und gut,
Die einst dein Herz erfreut!

Und lustig fuhr der Morgenwind
Durch Ähren und Gehege';
Und blauen Augs ein barfuß Kind
Sprang lachend übern Weg;
Und Flußgeräusch und Rieseln dann,
Und Ruf und Roßgewiehr, —
Die Gegend klang und sah mich an,
Ganz wie ein Lied von dir!

Kein Rain hier, der von dir nicht spricht!
Kein Hügel und kein Hang,
Draus nicht ein freudig Echo bricht
Von deinem Wildgesang!
— — — — — —
Und preßte Stirn und Angesicht
An eine Birke weiß,
Und ließ mich gehn und hielt mich nicht
Und weinte still und heiß!

Die Freiligraths-Kinder.

Zum 20. Dezember 1857.

„Im Wintermond, und das ist wahr,
Da sind die Blumen gar zu rar,
Man sieht sie nirgends glänzen.
Wo nehmen wir die Blumen her
Und winden Kränze voll und schwer,
Die Mutter heut zu kränzen?

Wer hilft uns nur, wer gibt uns Rat?"
— „Ich!" sagt der alte Freiligrath,
„Und einen ganz famosen!
Habt ihr nicht Augen hell und klar?
Habt ihr nicht braun und blondes Haar,
Und Wangen wie die Rosen?

Der Himmel gab euch Licht und Tau,
Ihr seid auf dieser fremden Au
Wie Blumen frisch erwachsen!
So schlingt die Hände denn zum Tanz,
Und tanzt, der allerschönste Kranz,
Um die Mama aus Sachsen!

Heut werden es — One, two, three, four,
Zählt Percy flugs und jauchzt der Chor,
Five, six — seid still, ihr Rangen!
Ich meine nur: als Blume heut
Hat selber sie — vor ein'ger Zeit! —
Zuerst am Baum gehangen.

Das ist das Fest, das ihr begeht!
Das ist's, warum ihr sie umsteht,
Ein Kranz lebend'ger Blüten!
O, schließt sie fest und fester ein!
Schlingt Jahr auf Jahr denselben Reihn —
Ja, mag sie Gott behüten!"

An Gabriele Dingelstedt.

Durch Meer und Schlucht, an Strom und Bucht
Im Schottenland, im Schottenland, —
Da streift sich's gut, da schweift sich's gut
An Vaters Hand, an Vaters Hand!
Der Gießbach stürzt, der stille See
Im Grunde blaut, im Grunde blaut;
Und purpurn glüht um Fels und Höh'
Das Heidekraut, das Heidekraut.

Das ist das Land; so grüßt es dich
In rauher Pracht, in rauher Pracht;
So grüßt es dich mit Heldenmacht
Und Feld der Schlacht, und Feld der Schlacht;
So grüßt es dich mit Burg und Schloß
Und Trümmerwall, und Trümmerwall,
Und klingt dir Lied und Sage zu
Allüberall — allüberall!

Doch öde bist du, öd und still,
Land Ossians, Land Ossians!
Die Herde grast, das Rudel ast,
Doch wo die Clans, doch wo die Clans?
Doch wo der Mensch? — Ein banges Wehn
Umrauscht den Pfad, umrauscht den Pfad,
Wo der Geschichte ehrner Gang
Ein Volk zertrat, ein Volk zertrat.

In goldner Früh des Lebenstags
Wohl fährt sich's gut, wohl fliegt sich's gut!
Heil deinem ersten Flug vom Nest,
Du junges Blut, du junges Blut!
O halt ihn fest in treuer Brust,
Daß spät am Tag, daß spät am Tag
Erinnrung dieser Morgenluft
Noch freun dich mag, noch freun dich mag!

Prolog

zur Eröffnung des Sommertheaters in Bad Rippoldsau.

Hier unterm Tannenwalde
Im schönen Rippoldsau,
Was soll an blumiger Halde
Der lose leichte Bau?
Die luftigste der Bühnen,
Rings offen, kaum bedacht,
Wie ist sie nur im Grünen
Erstanden über Nacht?

Umspielt von frischen Winden,
So recht in Licht und Luft;
Durchströmt vom Hauch der Linden,
Durchströmt von Fichtenduft;
Umrauscht von Bächen und Bronnen,
Soweit ihr schaut die Flur;
Von Waldgerank umsponnen, —
Was soll, was will sie nur?

Hört zu, ich will's euch künden;
Ich bin ein Schwarzwaldkind,
Zu Haus in diesen Gründen,
Zu Haus in Luft und Wind!

So iſt's: den alten Quellen
Im alten Knittbistal
Will ſprudelnd ſich geſellen
Ein neuer Quellenſtrahl!

Ein neuer, der die alten
Heilkräftig recht erſt macht,
Durch deſſen fröhlich Walten
Beim Ernſt der Kur ihr lacht!
Der fortan andre Grillen
Zu fangen euch verwehrt,
Als die durchs Feld ihr ſchrillen,
Im Zaun ihr zirpen hört!

Und dieſes iſt die Stelle!
Hier an des Berges Hang
Entrauſcht die neue Quelle:
Thalias luſt'ger Trank!
Wir ſind's, die ihn kredenzen!
Für ihn auf grüner Au
Erſtand, geſchmückt mit Kränzen,
Der leichte Bretterbau!

So führen wir mit Vertrauen
Ins Freie unſre Kunſt, —
Ihr Herrn, ihr ſchönen Frauen,
Nehmt uns in eure Gunſt!
Der Wenzelborn iſt König!
Hoch Joſeph, Leopold![1])
Doch, bitte, ſeid auch ein wenig
Dem Born der Muſe hold!

An Georg Scherer.

Zu ſeiner Vermählung mit Marie v. Seht.

Stuttgart, 19. Oktober 1871.

Es hat der Dichter und Antholog
Gepflückt gar manche Blume;
Gar manche, die er ſelber zog
Zur Luſt ſich und zum Ruhme;

---

[1]) Wenzel — Joſeph — Leopold: die Rippoldsauer Quellen.

Manch andre auch, aus fremdem Beet
Sinnig erlesen, — er versteht
Sich auf das Blumenlesen.

Das sind die Blumen mannigfalt,
Die fromme Dichter hüten!
Das sind im deutschen Dichterwald
Die Knospen und die Blüten;
Die las er aus zu Kranz und Strauß,
Die trug er still ins deutsche Haus,
Zu aller Deutschen Freude.

Er selber doch blieb freudeleer,
Keine Ruh' war ihm beschieden;
Er irrte hin, er irrte her
Und hatte keinen Frieden:
„O ihr Blumen rings der Dichterflur,
Hätt' ich sonst eine ein'ge Blume nur —
Die Blume treuer Liebe!"

Er ging ihr nach auf Alp und Au,
Suchte Blätter durch und Gräser,
(Er nimmt's ein wenig sehr genau, —
Er ist ein Blumenleser!)
Manch wackre Blume lacht' ihn an,
Er aber seufzte: „Armer Mann!
Noch immer nicht die rechte!"

Bis er endlich doch die rechte sah,
Nach langen, bangen Stunden:
Nun bist du mein! Viktoria!
Nun hab' ich dich gefunden!
Nun halt' ich dich, Marienblum'!"
Sie sprach: „Nimm mich zum Eigentum!"
Nun kann sein Herz gesunden.

Nun steht er da voll Stolz und Lust,
Ist alles Kummers ledig;
Nun trägt er sie an seiner Brust
Noch heute nach Venedig, —
Kehrt aber bald mit ihr zurück
Und will, zu seinem und ihrem Glück,
Für immer sie behüten!

An mein liebes Patchen Adeline Rittershaus.

Mit einem Paketchen.

März 1872.

Du zählst noch zu dem kleinen Volke,
Bist noch ein Püppchen jung und zart;
Noch schwebt, wie eine Donnerwolke,
Hoch über dir des Vaters Bart.
Noch beugt zum Klange frommer Lieder
Sich jeden Abend lieb und licht
Ein segnend Antlitz zu dir nieder, —
Der treuen Mutter hold Gesicht!

Noch mit den Brüdern, mit den Schwestern
Zu Schul' und Reigen eilst du froh;
So geht es heut, so ging es gestern, —
Will's Gott, geht es auch morgen so.
Doch heut und morgen ist nicht immer, —
Die Jahre fliehn, o Töchterlein!
Wie bald ein großes Frauenzimmer,
Ein schönes Fräulein wirst du sein!

Dann wird sich mancherlei begeben,
Doch will ich's nicht verraten hier;
Dann siehst manch Bartgewölk du schweben,
Nicht über, — nein, auch neben dir!
Und dein Papa (die Jahre haben
Seins unterdes besprengt mit Weiß!)
Grüßt wieder einen Schwiegerknaben
Als ein gerührter Schwiegergreis!

Dann, — doch ich darf nicht prophezeien;
Nur dieses eine plaudr' ich aus;
Dann werden fromme Gaben schneien
Der jungen Frau ins junge Haus.
Gedicht', Gebild', Gerät', Geschmeide —
Von allen Seiten fliegt es ein!
Wohin du blickst, will *eine* Freude
Dir Herd und Saal und Kammer weihn!

So, hoffen wir, wird es geschehen!
Ich aber, — weil ich Alter dann
Wohl nicht mehr dir ins Auge sehen
Und deines Glücks mich freuen kann:

Ich grüß' und segne dich schon heute —
Da, nimm dein Päckchen, schließ es ein,
Bis einst, als glücklichste der Bräute,
Du es hervorlangst aus dem Schrein.

Dann sagst du wohl: „Das ist vom Paten!
Auch dieses Lied hat er gemacht!
Wie hat er alles doch erraten,
Wie alles im voraus bedacht!
O, daß er heut bei Mahl und Tanze
Nicht auf mein Wohl den Becher hebt,
Mir nicht die Stirn küßt unterm Kranze, — —
Ich wollte doch, er hätt's erlebt!"

In Graubünden.

Juli 1872.

Ich sitz' im rasselnden Zuge:
Vorbei! Die Funken sprühn!
Seid mir gegrüßt im Fluge,
Ihr Weiler still und grün!

Mit Schlössern und mit Hütten,
Mit Busch und Baum und Bronn,
Wie liegt ihr traut inmitten
Der Flur am Rhätikon!

Schneehäupter leuchten und brennen
Hoch über euch landein;
An euch vorüberrennen
Seht ihr den jungen Rhein.

Das Leben seht ihr schäumen
Den Strom hinauf, hinab, —
Seht unter Blumen und Bäumen
Am Strom auch manches Grab.

„Das Grab ist tief und stille", —
Hier auf der sonnigen Flur,
In des Lebens Drang und Fülle,
Wie kommt das Lied mir nur?

Ich hör' es in den Gründen, —
Ich hör' es in der Luft:
Ein Sänger sang es aus Bünden, —
Und dort ist seine Gruft[1])!

Dort unter „des Kirchhofs Flieder"
Legt' er sich hin, zu ruhn;
Weich waren seine Lieder,
Doch tapfer war sein Tun.

Station Malans! Kein Halten!
Vorbei! Ich hebe den Hut;
Ich neige mein Haupt dem Alten,
Dem Sänger lieb und gut. —

Den Lebenden froh geboten
Allzeit die rechte Hand!
Doch auch den braven Toten
Reicht sie „ins stille Land!"

Wilhelm Müller.

Eine Geisterstimme[2]).

Stuttgart, 1. Dezember 1872.

Was schreckt von meinen Pfühlen
Mich Schlafenden empor?
Was braust wie tausend Mühlen
Und Bäche mir zum Ohr?
O weh, das sind nicht Bäche,
O weh, das ist kein Wehr, —
Das ist die Küstenfläche,
Und über ihr das Meer!

Das ist, wo Möwen fliegen,
Die Sturmflut aus Nordost;
Das ist der Strand von Rügen,
Von Wellen übertost;

---

1) Der Dichter Salis liegt in Malans (Graubünden) begraben.

2) Wird es nötig sein, daran zu erinnern, daß Wilhelm Müller, der „reisende Waldhornist", der Dichter der „Griechenlieder" und des durch Schuberts Kompositionen im weitesten Kreise populär gewordenen Liederzyklus: „Die schöne Müllerin", auch eine Reihe von Gedichten auf die Insel Rügen („Muscheln von der Insel Rügen" geschrieben hat? Eines derselben ist jenes ergreifende „Vineta":

„Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt" usw.

Das ist, ertränkt, ertrunken,
Des Pommern Uferstrich —
Aufs neue jäh versunken,
Ruft mein Vineta mich.

O ferne, ferne Tage!
Einst sucht' ich Muscheln hier,
Sang froh zum Ruderschlage
Meerfrische Lieder mir!
Pries Mönkguts ros'ge Bräute —
Dazu dann, dumpf und matt,
Scholl nachts mir das Geläute
Der alten Wunderstadt.

Da ließ sich's herrlich träumen,
Da dacht' ich an kein Weh —
Nun brandet über Bäumen
Und Häusern hier die See.
Die Dünen wild zersplissen,
Zerklüftet das Gestad',
Vom Wasser fortgerissen
Die Ernte samt der Saat!

Vineta allerorten,
Vineta weit und breit!
Nicht Zinnen stolz und Pforten
Und Glocken alter Zeit —
Nein, frisches, warmes Leben
Und Lieb' und Treu' von heut
Jach in den Tod gegeben —
O bittres, bittres Leid!

Kein Land mehr! Boot und Nachen
Umschlagend im Gebraus!
Mit Knirschen und mit Krachen
Zertrümmert Haus bei Haus!
Und bleiche Wöchnerinnen,
Die Haare wehnd im Wind!
Und Väter, schier von Sinnen
Um ihr ertrinkend Kind!

Und Knaben, hinausgetrieben
Auf Balken mit der Flut —
Habt dennoch Mut, ihr Lieben!
Die Hilfe naht — habt Mut!

Wohl heilt nicht jede Wunde:
Doch was es hat und kann,
Das bietet zu dieser Stunde
Ein trauernd Volk euch an!

Blick' auf denn! Nicht verzagen!
Harr' aus, mein Ostseestrand!
Hereilt, mit dir zu klagen,
Das treue Binnenland.
Es ist vom Süd zum Norden
Der Liebe nicht zu weit —
Es bindet Süden und Norden
Ein Band der Menschlichkeit.

Das läßt mich ruhig schlafen
In meiner Gruft fortan,
Das macht, daß Holm und Hafen
Ich froh verlassen kann.
Fahrt wohl denn, Haus und Hütte:
Man wird euch wiederbaun!
Doch erst noch eine Bitte,
Ihr Männer und ihr Fraun!

Ich weiß, in diesen Tagen
Fehlt's nicht an Liederschall;
Ihr helft mit Singen und Sagen
Wohl auch in solchem Fall.
Da singt denn von den meinen
Manch Lied auch, ernst bewegt,
Wie Schubert euch die kleinen
Herrlich ans Herz gelegt!

So sei's! Auf daß sein Sänger
Sich Rügen treu erweist!
Auf daß am Deichesprenger,
Am Belt, es immer heißt:
Auch er war rasch zur Stelle,
Auch er zu dieser Frist —
Der wackre Müllergeselle,
Der reisende Waldhornist!

Kleine Zeitung.

Dem großen Rat der Leipziger Karnevalgesellschaft dankbare und erfreute Erwiderung.

15. Januar 1873.

Ein Brief aus Leipzig! Ei, wie groß
Und bauschig! Was nur birgt sein Schoß?
Was bringt er mir, bös oder gut?
Vielleicht gar ist's ein Doktorhut.

Ein Philosophenhut als Pfand,
Daß ich zu Weisheit und Verstand
Nach sechzigjähr'ger Narretei
Vor Torschluß noch gekommen sei.

Laßt sehn! Das Siegel auf! Klingkling!
Ja so, das ist ein ander Ding!
Am Pleißestrand der Musensitz
Spendiert mir eine Schellenmütz'.

Schon trag' ich ehrbar die von Köln;
Dazu nun auch die Leipz'ger Schelln!
Harmonisch läuten Ost und West
Auf meinem Haupt zum Narrenfest.

Und schüttl' ich ernst des Hauptes Moos,
Da geht erst recht das Läuten los.
Sei's drum! Bin ich doch herzlich gern
Eur Ehrennarr, verehrte Herrn!

Und send' euch Gruß, und send' euch Dank,
Und wünsch' euch Lust und guten Schwank,
Und freud'ge Fehde allermeist
Mit allem, was da Rückschritt heißt!

Rückschritt und Krebsgang pereant!
Darauf, ihr Männer, Wort und Hand!
Die Zeit wird bös, der Krebs kriecht an —
Nun denn, ihr Pritschen, drauf und dran!

Goethes Gruß zum Kölner Mummenschanz.

Fastnacht 1873.

Blaulich wallt das Äthermeer,
Goldne Wölkchen gleiten;
Lächelnd blick' ich vom Olymp
Nieder in die Weiten;

Seh' die alte Erde tief
Unter mir sich breiten:
Berg und Strom und „Busch und Tal",
Alles wie vorzeiten! —

Lasse wieder denn einmal,
Erdenflur, dich grüßen!
Du vor allem, herrlich Land,
Grade mir zu Füßen!
Land des Rheins und Land des Mains!
Land, wo durch die süßen
Talgelände wonnesam
Lahn und Mosel fließen!

Schöner Rhein, da blinkst du ja:
Ziehst den Silberfaden,
Hell und leuchtend wie vordem,
Zwischen den Gestaden;
Und die Berge rechts und links,
Deine Kameraden,
Halten Wache ganz wie sonst
Über deinen Pfaden.

Andres zwar zeigt anders sich
Den erfreuten Blicken,
Neben Segelschiff und Floß
Dämpfer trägt dein Rücken;
Blanke Schienen seh' ich dich
Prächtig überbrücken,
Und der Bahnzug kommt gebraust,
Und die Drähte zücken.

Und, den einst ich nur gekannt
Mit dem Kran hoch oben,
Ei, wie hat der Kölner Dom
Stattlich sich erhoben!
Und zu Straßburg auf dem Turm,
Ach, nach harten Proben!
Wehn die deutschen Farben gar —
Nun, wir wollen's loben!

Ja, das wächst, das dehnt sich aus,
Ja, das lebt sich breiter!
Nicht bloß mit dem Schwert, gottlob!
Seh' ich wackre Streiter!
Kämpfer rings und Klimmende

Auf des Wissens Leiter!
Ja, das denkt und sinnt und forscht —
Ja, sie kommen weiter!

Und dabei, wie muß es freun,
Daß „zum Erdeleben
Heiterkeit" sie sich bewahrt
Neben ernstem Streben;
Daß, die freie Stirn bekränzt
Mit dem Kranz aus Reben,
Wider neues Dunkeltum
Froh den Speer sie heben!

Gruß des Kölner Karnevals
Sinnigen Erneuern!
Gruß und Heil dem Jubelfest,
Das sie heute feiern!
Fünfzig Jahre flohn dahin,
Seit an ihren Feuern
Ich das alte Herz gewärmt —
Nennt mich noch den euern!

Die ich weiland euch geweiht,
Huttens Schwert und Lanze,
Schwingt sie fürder; nehmt mit Sturm
Der Obskuren Schanze!
Meines Lichtes einen Strahl
Her aus meinem Glanze
Send' ich euch, — dem Lichte Bahn!
Breite, volle, ganze!

So der Weisheit dienet nun,
In der Torheit Hülle!
Wirkt auch ihr an eurem Teil,
Laut und in der Stille:
Daß mein letztes Wort: „Mehr Licht!"
Sich in Kraft und Fülle
An der lichtbegier'gen Welt
Täglich neu erfülle!

Rotkäppchen.

Zu einem Blatte von Paul Konewka.

März 1873.

Rotkäppchen ist das Leben rot;
Der böse Wolf, das ist der Tod.

Der Tod, der umgeht in der Welt,
Und zusieht, wen er überfällt.

Zum Alter spricht er grimm: „Bist mein!"
Doch auch die Jugend nennt er sein.

Großmutter erst, die alte Frau,
Dann auch die Kleine raubt er schlau.

Aus Sonnenschein und Blütenduft
Wirft er sie tückisch in die Gruft.

O Jammer, aus der Welt, so schön,
Ein junges Leben scheiden sehn!

O Jammer, wenn ein Auge, licht
Und jugendfroh, im Tode bricht!

Wenn junger Leib, vom Tod besiegt,
Heilig und still in Blumen liegt!

Nun sagt, ist wo ein Jägersmann,
Der uns den Wolf erlegen kann?

Weh, nirgendwo! Den fällt kein Speer!
Den trifft und tötet kein Gewehr!

Der giert und heult von Tür zu Tür,
Der fletscht die Zähne für und für!

Wir aber müssen daneben stehn
Und, wie er wütet, still ansehn;

Müssen senken in Weh das graue Haupt
Zum braunen, das er uns geraubt;

Können, ach! nur mit den Rotbrüstlein
Blätter auf unser Liebstes streun.

Otto zu Wolfgangs Hochzeit.

5. Juni 1873.

Es fällt ein ernster Schatten,
O Bruder, auf dein Fest,
Wie ernst auf sonnige Matten
Gewölk ihn fallen läßt;

Er dunkelt ob deinem Weine,
Er senkt sich auf dein Brot:
Der Schatten, den ich meine,
Der Schatten ist mein Tod.

Du kehrtest auf fernen Wegen,
Zu holen dir die Braut;
O Wolf, wie hab' ich entgegen
Dir Kehrendem geschaut!
O Wolf, wie wollt' ich heute
Mich deines Glückes freun:
Nun tönt mein Grabgeläute
In deinen Hochzeitreihn!

Vergib, vergib, du Lieber,
Daß ich dir das getan!
Es war das böse Fieber,
Das fiel so jäh mich an.
Ich habe mit ihm gerungen,
Ich wies ihm meine Kraft, —
Es hat mich doch bezwungen,
Es hat mich doch entrafft!

Bei Stuttgart zwischen den Reben,
Da liegt ein stiller Grund,
Da ranken an schwarzen Stäben
Empor sich Blumen bunt;
Da breiten flüsternde Bäume
Sich über mir als Zelt;
Da lieg' ich nun und träume,
Ich junger Springinsfeld.

Da lieg' ich nun und halte
Feldwache für und für,
Die neue und die alte
Weinsteige über mir;
Da hör' ich herab von den Seiten
Des Berges hellen Klang:
Der Kameraden Schreiten
Und mutigen Marschgesang.

O, könnt' ich mit euch singen
Wie sonst im Sonnenschein!
O, könnt' ich mich heben und schwingen
In den blühenden Lenz hinein!

In den Lenz und über die Auen,
Meerwärts und England zu, —
Und könnt' ins Aug' dir schauen,
Du lieber Bruder, du!

Und könnte die Hand euch geben,
Dir, Wolf, und dir, Marie!
Nicht, Wolf, das wär' ein Leben
In dieser Junifrüh'?
Doch o, doch o! nicht heb' ich
Zum Wandern mehr den Fuß;
Um euer Fest nur schweb' ich
Mit stillem Geistergruß.

„Meine herzliche Liebe allen, —
Allen den andern auch!"
Das war mein letztes Lallen,
Das war mein letzter Hauch.
Die Mutter küßt' ihn mit Tränen
Von der brennenden Lippe mir, —
Der Gruß, das letzte Sehnen,
O Bruder, galt auch dir!

„Meine Liebe", — ja, die Liebe!
Die ist's! die schwingt sich weit!
Den Tod überholt die Liebe,
Lieb' ist Unsterblichkeit!
Wohl kannst du sie nicht sehen, —
Doch lebt sie und ist da!
Mit der Liebe leisem Wehen
Bin ich dir heute nah!

Und bin es zu allen Stunden
Und bin es immerdar;
Im Tode dir noch verbunden,
Wie ich's im Leben war!
Dir und „den andern allen", —
Und werde, trotz Grab und Tod,
Meerüber mit dir wallen,
Und folgen deinem Boot!

Und werde dich treu begleiten
Entlang die großen Seen;
Durch die Steppe mit dir reiten
Und mit dir jagen gehn;

Will stehn, eine liebende Wache,
Auf deinem Schwellenstein;
Will deinem jungen Dache
Hausgeist und Schutzgeist sein!

So rast' ich unter dem Hügel
Im lieben Heimattal
Und hebe doch auch die Flügel
Um die Heimat deiner Wahl;
Ruf' auch in ihr mit Flüstern
Dir zurück die alte Zeit;
Bei den Eltern und Geschwistern
Unsre fröhliche Knabenzeit.

O Wolf, in Jugendtagen
Hat mich der Tod geküßt:
Doch will ich's nicht beklagen,
Wenn du nur glücklich bist;
Wenn nur in deinem Westen
Der Himmel und die Au
Hold sind euch lieben Gästen, —
Dir, Wolf, und deiner Frau!

Nun soll auch junges Leben
Bald um euch blühn, — o Gott,
Wie will ich erst das umschweben,
Ich, euer treuer Ott!
Hoch über euern Kleinen,
Ein ernster milder Stern,
Soll meine Liebe scheinen, —
O, ich hatte die Kinder so gern!

An Eduard Paulus[1]).

4. Februar 1874.

So ist es recht! Noch einen wackern Schwaben
Zur lust'gen Fehde wider Niederland!
Willkommen, Paule! Gruß und Druck der Hand
Laß dir gefallen von mir altem Knaben!

---

[1]) Antwort auf ein Sonett des Herrn Dr. E. Paulus, den der Dichter aufgefordert hatte, sich seinem Protest gegen den holländischen Nachdruck anzuschließen.

Noch ist es Zeit! Auf denn, ins Feld zu traben!
Nachdrücklich sei der Nachdruck heut berannt!
Was gilt es, Freund? Bald zappelt er im Sand, —
Dann magst du forschen wiederum und graben.

Magst deinen Akten ins Gebirg' entfliehn,
Durch alter Städte graue Tore ziehn,
Auf Burgen stehn, ein sinniger Viator!

So mehrst du Schwabens, mehrst du deinen Ruhm!
Nur tief hinein in „Kunst und Altertum", —
Baumeister, Dichter, Landeskonservator!

An Ludwig Walesrode zum Geburtstage.

(Mit einem Rohrsessel.)

Ich bin ein armer Gratulant,
Vierfüßig komm' ich hergerannt,
Kein Prachtfauteuil, kein Lotterpfühl
Doch luftig allezeit und kühl,
Der beste Sessel, daß ihr's wißt,
Vor eines Autors Schreibgerüst.
So bitt' ich denn bescheidentlich:
Geburtstagsgreis, besitze mich!
Besitze mich und schreib auf mir;
Und mög' ich, Alter, unter dir,
Und unter deinem Büchermachen,
Und unter deinem fröhlichen Lachen
Noch fünfundzwanzig Jahre krachen.

Dies Buch ist wie 'ne Laube[1]).

Januar 1875.

Dies Buch ist wie 'ne Laube,
Ist wie 'ne Laub' am Rhein;
Mit heiterm Gruß der Alte
Winkt uns zu sich herein.

---

[1]) Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Achte Auflage. Mit dem Bildnisse des Dichters. Zum Besten des hinterbliebenen Sohnes des Dichters. Berlin, Franz Lipperheide.

Am Eingang lässig lehnt er
Mit weißem Bart und Haar,
Und blinzt uns an und lächelt —
Der Alte ganz und gar.

Doch wie? Der Mund geschlossen,
Der lust'ge Liedermund?
Nichts da! Gesungen, Spielmann!
Ein Lied, und voll und rund!

Da füllt er sich den Becher,
Da schlägt er auf den Tisch!
Da hebt er an zu singen,
Das klingt so hell, so frisch.

Von Liebe, Frühling, Freiheit,
Von Wein und Jugendlust,
Von Frauen und von Blumen
Singt er aus voller Brust.

Singt: Deutschland über alles!
Das jubelt und das klagt;
Bald Kriegs-, bald Kinderlieder,
Kein Ton ist ihm versagt.

Da lauscht im Kahn der Ferge,
Der Wandrer hemmt den Schritt;
Die Mädchen, die Studenten,
Die Kinder singen mit.

Und drängen sich zur Laube,
Und treten froh hinein,
Und segnen ihren Sänger
Bei Wein und Rebenschein.

Und lassen es nicht gelten,
Daß schon zum zweitenmal
Der Schnee deckt seinen Hügel
Im lieben Wesertal.

Hier in der schmucken Laube,
Da wird er nicht verschneit:
Im Volk, in seinen Liedern
Fortlebt er allezeit!

Zur Feier der abermaligen Aufweichung des berühmten Afrikareisenden Gerhard Rohlfs

in der Neckarsulmer Aufweichungsanstalt
für eingetrocknete Wüstenpilger.

Februar 1875.

Bei Tunis und weiter südlich,
Querhin durch Afrika,
Da ist es ungemütlich,
Heiß brennt die Sonne da.
Das Land ist sandig und dürre,
Man nennt das Wüstenei;
Der Vogel Strauß, ganz kirre,
Legt häufig dort ein Ei.

Nun weh den tapfern Männern
Voll Geist und Mut und Kraft,
Die dort auf staubigen Rennern
Nachjagen der Wissenschaft!
Wohl dürstet sie's nach Wissen,
Doch andern Durstes auch
Sind duldend sie beflissen
Im brennenden Wüstenhauch.

Da fällt kein Tau, kein Regen,
Da wird der Mensch nicht naß;
Da spendet seinen Segen
Kein Brunnquell und kein Faß.
Da klingt nicht Römer noch Seidel,
Da fließt nicht Wein noch Bier,
Da füllt kein sorglich Maidel
Das leere Liter dir!

Da wächst nicht Käs' noch Rettich, —
O traurige Natur!
Da tönt es dumpf: „O hätt' ich
Einen Schluck, einen einz'gen nur!"
Rings Dürsten, Dürsten, Dürsten!
Und ewig ungestillt!
Darob den Mohrenfürsten
Der Kamm vor Freuden schwillt.

Sie grinsen mit Teufelswonne; —
Die Reisenden derweil
Ziehn weiter in der Sonne,
Der Durst ihr einzig Teil.

Auf Dromedar und Pony,
Wie kann es anders sein?
Ereilt sie das Los Tithoni, —
Sie schnorren schimpflich ein.

Und ob man auch Straußenfedern
Auf ihren Hüten schaut, —
Sie verdorren, sie verledern,
Sie kehren nur heim als Haut.
Ja, Mumien schier geworden,
Landen sie bei Triest;
Da schallt eine Stimm' aus Norden:
„Ihr Männer, trinket fest!

Was gilt's, mit Spritz' und Trichter
Aufweicht euch, unweit Ulm,
Der Oberamtsscharfrichter
Ganzhorn zu Neckarsulm!
Herbei denn, ihr Verkrümbten!
Herbei, und habt es gut
In seinem weltberümbten
Aufweichungsinstitut!

Schon half es zum Erstaunen,
(Hei, Zapien, Spund und Schlauch!)
Dem biedern und sehr braunen
Diamantenfinder Mauch:
Und auch dem Reichsgesandten
Beim Ammon, unserm Rohlfs,
Dem gänzlich gelb Gebrannten,
Zu frischem Rot verholf's!

Auf denn, ihr Ehrenfesten!
Prüft, was ich leisten kann!
Schon stach ich, euch zum besten,
Zwei neue Fässer an!
Schon kränzen eure Becher
Und prügeln sich dabei
Die jugendlichen Zecher:
Meine Söhne, meine zwei!

In ihren ersten Höslein,
Trinkbar und prügelbar,
Aufblühn sie wie zwei Röslein,
Ein stattlich Brüderpaar!

Der Hermann und der Hämus,
Schenkbuben brav und lieb,
An Romulus mahnend und Remus —
(Heißt das, dem Reim zulieb'!)

Somit euch nicht gezieret!
Bereit schon steht das Bad!
Auch hab' ich für euch mundieret
Von der Reblaus meinen Traktat!
Den wollen wir besprechen
In den Pausen eurer Kur!
O, dieser wüsten, frechen,
Verderblichen Kreatur!

Weh, daß sie je entkrochen
Dem Ei!" — Wie er noch spricht
Hört man bereits ein Pochen
Am Oberamtsscharfgericht.
Herein! Nun Händereichung
Und Schütteln: — „Ja, mir holf's!
Zur zweiten Auferweichung
Stell' ich mich ein, dein Rohlfs!"

„Was, Rohlfs? Hei, Muskateller!
Nicht wahr, die Wüste brennt?
Sofort ein Bad! Zum Keller,
Doktor und Patient!"
In den geheimnisreichen
Mit Jodeln ziehn sie ein,
Zu seinen mystischen Bräuchen — —
Da lassen wir sie allein!

An Richard Wehn.

Fröhlicher Dank einem fröhlichen Geber.

12. April 1875.

Sonst glaubt' ich, Hameln produziere
Nur zwei „Artikel": Nagetiere
Und Kinder! So bedünkt es mich!
Denn an die Ratten und die Rangen
Dacht' ich, die dazumal gefangen
Bundting, der Strolch und Hexerich.

Heut aber kommt mir beßres Wissen!
Auch edeln Fisch wird nennen müssen,

Wer Hameln preist: Lachs oder Salm!
Denn siehe da, in Holz und Halmen
Schickt heut mir Hameln einen Salmen, —
'nen Riesensalm, — 'nen Salm-Salm-Salm!

O stille heimatliche Weser,
Heut lern' ich erst, daß deine Gräser
Auf Salmensänge niedersehn;
Daß Kerls wie dieser hier, vom Meere
Aufsteigend bis vor Hamelns Wehre,
In Hamelns biedre Netze gehn.

Wer aber schickt mir von der Reise
Aus Hameln solche Herrenspeise
Auf meinen bürgerlichen Tisch?
Ein Freund, ein wackrer, wie ich meine:
Den toten Dichtern weiht er Steine,
Doch den lebend'gen Brot und Fisch!

Westfälisch Roggenbrot, — auch einen
Rauchschinken wohl aus Hertas Hainen
Und sonst noch guter Dinge viel!
Handschriften, Bücher, — o, der Schlaue!
Er hat 'ne Tasche, wie der Graue,
Der Schattenkäufer im Schlemihl!

Sein Edelmut kennt keine Schranken,
Man kommt bei ihm nicht aus dem Danken, —
Ihr fragt erstaunt: Wen meinst du? Wen?
Wen? Nenn', o nenn' uns diese Perle
Von einem Freund und treuen Kerle!
Wen? — Hört ihr nicht das Echo? — Wehn!

„Lang, lang ist's her!"

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1824.

Ich flehe den Genius des deutschen Altertums an, daß er seine Flügel ausbreite über Hermanns wahrer Burg und jede Entweihung von ihren kostbaren Trümmern schützend abwende!
Clostermeier, Wo Hermann den Varus schlug. 1822.

1.

„Nicht, hier ist es kühl und frisch?
Quellen stürzen durchs Gebüsch;
Über ihre Kiesel keck
Springt die lust'ge Berlebeck.

Vorwärts nun und aufwärts nun!
Vorwärts! oben magst du ruhn!
Vorwärts über Knick und Schling'!
Sieh doch, schon der Hünenring!

Riesige Mauern alter Zeit;
Busch und Kraut ihr struppig Kleid!
Barhaupt, Knabe, schreit hindurch:
Dich umfängt die Teutoburg!

Hermanns Burg und Hermanns Haus!
Hier bedacht' und führt' er's aus;
Hier am Berghang hielt er Wacht,
Schlug im Grund dort seine Schlacht.

Doch nun auf zur Bergesbrau'!
Wir sind oben, — welche Schau!
Sieh dich um, hier sieht sich's weit,
Weithin späht der alte Teut!

Um und um, das rauscht und wallt!
Wald und Berg, und Berg und Wald!
Tapfre Berge, wackres Holz!
Eichen und Buchen schlank und stolz!

Sieh, und drüben, warm besonnt,
Zwischen Gebirg' und Horizont,
Leuchtend wie sie Hermann sah,
Liegt Norddeutschlands Ebne da!

Leuchtend, golden überhaucht!
Leuchtend, halb in Duft getaucht!
Fläche der Senne, wüst und wild,
Land, wo Ems und Lippe quillt!

Dorthin geht's dem Rheine zu;
Dorthinaus, das merke du,
Elsen heißt man jetzt die Stell',
Lag Aliso, Roms Kastell.

Nimm das Fernrohr! Laß den Blick
Rundum schweifen auf gut Glück!
Wo er immer schweife hier:
Herrliches nur zeigt er dir!

Kennst du dort die Waldesbucht?
Nein? Das ist die Dörenschlucht;
Aus dem Wald ins offne Moor
Jenes altberühmte Tor.

Tor, das Hermann klug besetzt,
Als den Varus er gehetzt;
Tor, das borstig Schwert und Spieß
Des Cäcina Kriegern wies.

Doch — die Sonne neigt sich schon;
Kaum noch hörst du einen Ton:
Vogel stumm und Biene stumm!
Laß uns niedersteigen drum!

Heim schon! Sieh, vor eurem Haus
Schaut dein Vater nach dir aus!
Lauf und biet ihm Hand und Kuß! —
Morgen lesen wir Tacitus!"

2.

Lang, o lange, lang ist's her!
Fünfzig Jahre sind's und mehr:
An der Stelle war's, wo heut
Ragt das Denkmal auf dem Teut.

Lang ist's her! O, manches Mal
Auf und ab im Werretal,
Teut und Königsberg hinan
Führte mich so der teure Mann!

Gab mir Lehre so im Gehn;
Wies mir so die Gründ' und Höhn,
Denen die Schlacht und ihre Statt
Tapfer er gerettet hat.

O, des Streits: Hier oder dort!
Da sprach er: „Dies ist der Ort!
Hier die Schlacht, hier Teutoburg!"
Sprach's und schrieb's, — und das schlug durch!

Und nun flammt des Helden Bild,
Hünenleib mit Schwert und Schild,
Blitzt und flammt von Hermanns Horst
Nieder über Hermanns Forst.

Und dem Meister, der es schuf,
Jubelt tausendstimmiger Ruf:
Ruf des Volkes, das zur Fahrt
Auf den Hermann froh sich schart.

Ich, ob fern auch, juble mit —
Doch dann wend' ich still den Schritt,
Schlage mich durch den Wald seitab,
Such' im Tal ein liebes Grab.

Jenes, drin der Gute ruht,
Dem ich einst als junges Blut
Folgte über Heck' und Schling',
Wenn er teutoburgen ging.

Teutoburger Wald, sag' an,
Wertest du auch noch den Mann?
Gipfel und Gründe, wallend Grün,
Denkt ihr eurer Schuld an ihn?

Sicherlich! Ein ernster Kranz,
Dank und Lohn des Vaterlands,
Eichenlaub von seinem Teut,
Liegt auf seinem Hügel heut.

Und zu dem Kranz meinen Kranz,
Dankbartreuen Schülers Kranz,
Rauschend im Wehn der Werreluft,
Leg' ich fromm auf seine Gruft.

Dank dir, Dank noch unterm Sand,
Die mich zog, du teure Hand!
Forscherhand, die schrieb das Buch:
Wo Hermann den Varus schlug!

Hebel und Scheffel.

Zu J. V. v. Scheffels fünfzigstem Geburtstage, 16. Februar 1876.

Die poetischen Dioskuren
Für immer werden sie sein
Der Wälder, der Berge, der Fluren
Des Landes oben am Rhein.

„Ablösung!" hat es geklungen,
Als Hebel stieg ins Grab;
Da kam sofort gesprungen
In die Welt ein lachender Knab'!

„Allzeit ein Dichter sei meine!"
Sprach Frau Badenia!
„Ein rechter!" Darauf der Kleine:
„Ganz recht! Und da bin ich ja!"

Das war vor fünfzig Jahren,
Und traun, da ist er ja!
Den vollen Kranz in den Haaren,
Dein Stolz, Badenia!

Und, ganzes Deutschland, deiner!
Nicht seines „Engern" bloß!
Stadt Karlsruh', ja, dein Kleiner,
Er wuchs, er wurde groß!

Er ward, von Apollos Gnaden,
Ein Fürst von Hohentwiel,
Und heut bekränzt ihm Baden
Sein herrlich Saitenspiel.

Und wo Studenten wandern,
Sei's Rhein, sei's Donaustrand,
Da schüttert von Salamandern
Zu Ehren ihm das Land.

Salamander, sollst uns bleiben
Allzeit ein lieblich Getüm,
Doch billig sollten wir reiben
Einen Ichthyosaurus ihm!

Dem Sänger des Ichthyosaurus
Einen Ichthyosaurus! (Das Tier
Reimt obendrein sich auf laurus!)
Wohlan denn, reiben wir!

Glück zu! Noch viele Lenze
Im zweiten Halbsäkulum!
Und immer frische Kränze,
Und Liebe des Volkes und Ruhm!

Und immer neue Gestalten
Entquellend der Ekkehardstirn!
Und Scheffel mit Hebel, dem Alten,
Fort und fort Alemannias Gestirn!

Zwei Sterne verschiedenen Scheines,
Doch beide brüderlich
In des Bodensees Flut und des Rheines
Und der Wiese spiegelnd sich.

Doch beide mit Nachbarstrahlen
Mildleuchtend niederwärts,
Und unten in den Talen
Erquickend das Menschenherz.

Erst eifrig nacheinander:
Der Jüngling folgend dem Greis;
Jetzt stetig nebeneinander
Wandelnd in festem Geleis.

Ein Sternbild über dem Süden,
Hochherrlich, stattlich, groß! —
O Freund, dir ist beschieden
Ein stolz Poetenlos!

Gern wär' ich heut selbst deines Reigens
Ein Zeuge flott und frank,
Doch meine Reime zeigen's:
Der sie schickt, ist leider krank.

Hab' Nachsicht drum mit dem Zittrer!
Sein Glas tönt voll und rein,
Ist auch sein Wein ein bittrer,
Ist's auch nur Chinawein!

An Karl Buchner.

(Antwort auf seinen Blumengruß.)

Darmstadt, den 26. Mai 1841.

Ich kam erhitzt nach Hause,
Der Tag war heiß und schwül;
Daheim in meiner Klause,
Wie fand ich's frisch und kühl!
Verhangen und vergittert
Die Fenster fand ich dicht,
Fand alles rings umzittert
Von süßem Dämmerlicht.

Mein Weib trat mir entgegen:
„Nun schmückt sich schon das Haus!
O sieh den Blumensegen,
O sieh den prächt'gen Strauß!
In Waschkrug und in Schale,
Wie prangt er, glutenflohn —
Du lieber Orientale,
Da ist ein Salem schon!

O sieh doch, Ros' an Rose!
Sieh, Lorbeerzweige gar!
Dazwischen wiegt sich lose
Ein edel Myrtenpaar!
Gewiß, nur gute Zeitung
Verkündet solche Zier!
Dies Blatt wohl birgt die Deutung —
O lies und deute mir!"

Ich drauf: „Den Orientalen,
Mein Kind, verbitt' ich sehr!
Wem deine Augen strahlen,
Den lockt kein Osten mehr!
Doch wes die Hand gewesen,
Die uns den Strauß gepflückt,
Ich will es gern dir lesen!" —
Ich las und stand beglückt.

Ich hab' ihn hoch geschwungen,
Den Strauß, den Willkommstrauß!
Mein Weib hab' ich umschlungen:
„Sei froh, wir sind zu Haus!
Zu Haus durch diese Spende,
Die Guten uns vereint!" —
Wir reichen euch die Hände,
Dir und der Gattin, Freund!

An Karl Buchner.

(Zu seinem sechsmal siebenten Geburtstage.)

12. Februar 1842.

Geburtstag? — Was? — Schon wieder heut?
Was — zweiunddierzig Jahr?
So nehm' sie sich doch Zeit, Frau Zeit!
Sie rennt zu rasch, fürwahr!

Man bliebe gern doch manchmal stehn,
Blieb' immer Jüngling gern!
Ja, schönen Dank! Da hilft kein Flehn:
„Marsch, zu den alten Herrn!"

Altherrlichkeit? — O trister Schluß!
Altherrlichkeit? — Zu viel!
O bittres Muß, o harte Nuß!
O ehrbarernstes Ziel!
Die Stirn gefurcht, das Haupt bemoost —
Wie lag das einst so fern!
Nun ist es da, nun sagt man: „Prost,
Ihr andern alten Herrn!"

Und kann es, mein' ich, freudig tun
Und mit gehobner Brust!
Wohl ist man aus den Kinderschuhn,
Doch auch — kein Graukopf just!
Noch wirkt man rüstig, strebt und schafft,
Von Mark erfüllt und Kern:
O, gäb' es nur von gleicher Kraft
Recht viele alte Herrn!

Und dann: — Zu Haus ein froh Gemisch
Von Kindern, groß und klein;
Sechs offne Mäuler um den Tisch,
Die lustig „Vater!" schrein;
Und über all der wilden Brut
Ein liebes Weib als Stern: —
So, dächt' ich, sitzt es sich schon gut
Im Rat der alten Herrn!

Auch treue Freunde stehn bereit
Mit Herz und Mund und Hand:
Drum mutig der Altherrlichkeit
Das Auge zugewandt!
Umfängt das Haupt einst Silberglanz, —
Und wären sie auch fern,
Sie weihen dennoch Lied und Kranz
Dem ururalten Herrn!

1862.

Bruchstück aus dem Gedichte von Ed. Duller und Ferd. Freiligrath. Zum Besten des Kölner Dombaus.

Darmstadt 1842.

Amen, so sei's! — Und stehn wir so gereift,
Weh dann der Hand, die uns ans Leben greift!
Nach innen fest und frei und ohne Zittern,
Wächst auch nach außen unsre junge Kraft:
Wer wagt's? — Wir stehn ihm! — dieser Säulen Schaft
Soll manch Tedeum sieghaft noch erschüttern!

Und manches Banner, das in Feindesland
Wir uns errungen mit bewehrter Hand,
Soll hier noch senken seine staub'gen Wappen!
Wer weiß, wie bald? — Der Anfang ist gemacht!
Siehst am Altar aus mancher alten Schlacht
Du die Trophäe: morsche Fahnenlappen?

Die Mess' ist aus! — Der Orgel Tönestreit
Gibt der Versammlung jubelnd das Geleit;
Gleichwie ein Meer von dannen braust die Menge!
Zehntausend Wogen — alle doch vereint
Ein einzig Branden! — — Fortgespült der Freund!
Hinweggerissen hat ihn das Gedränge!

Leer ward der Dom! — Kein Fußtritt! — Meiner nur
Schallt auf des Chores harter Sandsteinflur!
Nur hier und dort noch ein verlorner Beter!
Zum linken Turme steht das Pförtchen auf!
Will es mir winken? — Wohl! Im raschen Lauf
Der Stiege Windung folg' ich in den Äther!

Hinan, hinan! — Tief unten schon erschallt
Der Lärm des Marktes! Schon im Blätterwald
Der Spitze klimm' ich, reich und kühn durchbrochen!
Frei späht mein Blick! Auf stolzen Flügeln wiegt
Sich meine Seele — — doch die Schläfe fliegt,
Und meine Pulse fühl' ich siedend pochen!

Sei's! — Immer höher! — Ha, schon halt' ich Rast
Hoch unterm Kreuze! — Diesen schlanken Ast
Will ich umschlingen! Unter Laub und Ranken

Und Blumen sitz' ich, zierlich ausgehaun!
Das ist ein Wartturm, durch das Land zu schaun,
Ein stolzer Horst versteinerter Gedanken!

Nicht er allein! — Umblättert und umzweigt,
Ganz wie er selber, gegenüber steigt
Sein Zwillingsbruder auf in schlanker Hehre!
Tief unter ihnen lang gestreckt das Schiff,
Umzackt von Türmchen; — ein Korallenriff,
Starrt es empor aus seichtem Häusermeere!

Welch eine Schau! — Die Stadt zu Füßen mir!
Die sieben Berge dort, der Rheinstrom hier!
All seine Wimpel hat er aufgezogen
Dem Tag zu Ehren! Um der Dämpfer Schlot
Und weiße Segel wehn sie purpurrot,
Und in ihr Flattern murren dumpf die Wogen!

Köln — Kolonie einst — jetzt der Mittelpunkt
Des deutschen Westens! — Dir in Händen prunkt
Zu Nord und Süd, zu West und Ost der Schlüssel!
Sieh, dort ein Schiff, das gradeswegs den Bug
Nach London richtet! — Dort ein Wagenzug,
Der zischend herdampft von Paris und Brüssel!

Und dort bei Deutz mit Pfeifen und mit Sprühn
Enteilt ein andrer sausend nach Berlin —
Das ist ein Leben hier am alten Strome!
Ein dritter schon! — Nach Niederland! — Und wo
Seh' ich das alles? — Hier am Kreuz? — Ja so,
Wir legten Schienen und wir bauten Dome!

Aus allem Staub von Handel und Gewerk
Stieg in die Luft das hehre Gotteswerk,
Ward es vollführt, das lange Zeit verwaiste,
Schoß leicht empor der Türme Doppelpfeil
Und nicht: obgleich — bei Gott, hier heißt es: weil!
Der Stoff, bewältigt, huldigt froh dem Geiste!

So laßt denn beide fürder Hand in Hand
Im Sturmschritt eilen durch das Vaterland!
Laßt ihre Sendung freudig sie erfüllen!
Was in des einen stillen Tiefen quoll,
Gewaltig, herrlich, wunderbar — das soll
Der andre schaffen, gern, um Gottes willen!

Ja, Hand in Hand! Bei Gott, ein stolzer Bund!
Was er vermag — die Pracht hier gibt es kund!
Welch ein Symbol sie! — — Und von meinem Throne
Zur Erde steigend, summ' ich vor mich hin:
Germania, des Westens Königin!
Der Kölner Dom auf ihrem Haupt die Krone.

Huhn und Nachtigall.

Sonettische Eierschnur auf und für Gallina.

Dargebracht zum neuen Jahre 1843 von zweien ihrer Verehrer
St. Goar, mit Lurleischen Typen.

1.

Die Heimat.

Aus ihren tiefdunkeln Augen strahlet
Glut und Lebensfülle.
Nothnagel.

Kennt ihr an Afrikas gluthauchenden Gestaden
Gallinas Nest[1]), die Heimat prächt'ger Frauen?
Gallinas, auf des Rheines Rebenauen
Noch jüngst der Neid der reizendsten Najaden?

O Brand der Augen, dunkelnd die Plejaden[2]),
Glutrosen in der Waldesnacht der Brauen!
So lebensvoll! gefährlicher zu schauen
Als einer Ceres lebenvollste Waden.

Sollst, neidisch Frauenvolk, sie nicht verdammen,
Weil arglos sie den Heimattrieben folgt,
Nicht leichte Wunden ritzt, gleich schwachen Schrammen.

Nein, mit dem Flammenblitz die Herzen dolcht!
Wie Löwen, mähnenschüttelnd, in den hellen
Mondnächten grausam morden die Gazellen.

Rheinfels.

---

[1]) Gallinas. Name einer Ansiedelung an der Afrikanischen Küste.
[2]) Das Siebengestirn wird auch die Gluckhenne genannt.

2.

Verkehrte Welt.

Ein prächt'ger Kerl, der ritterliche Hahn!
Auf seinem Hof, umringt von seinen Hennen,
Die seinen Tritt, gleichwie sein Treten, kennen,
Wie kräht er mutig: „Wer was will, komm' an!"

Ein respektabler, kratziger Kumpan!
Wie seine Weiber hastig ihn umrennen!
Wie sie von Eifer, ihm zu dienen, brennen!
Er aber tut, als läg' ihm gar nichts dran.

Wer ist gewillt, das Widerspiel zu schauen?
Dort auf dem Hofe fünfundzwanzig Frauen,
In ihrer Mitte ein Gebieter nur!

Und hier Gallina! Freudiglich und wacker
Auf ihrem Nestlein sitzt sie mit Gegacker,
Und zwanzig Hähne machen ihr die Cour.

Philalethes.

3.

Die verzweiflungsvolle Baßgeige.

Ein Künstler sang auf seinem Instrumente,
Gallina! dir von Liebesweh und Lust.
Es war so eng, so voll ihm in der Brust,
Wie, von dem Füllsel, der gebratnen Ente.

Er bot sich selbst dir an als Lebensrente,
War halb schon seines Sieges sich bewußt;
Doch ehe noch sein Liebessturm verpußt,
Verfiel er eines Dämpfers Regimente.

Verzweiflung packt den Ärmsten bei dem Kragen;
Er will hinab in Goars Flutgewirre,
Ihn schnell nach Ihlium zu tragen.

Ob Freundschaft warnt, daß Lurlei ihn nicht irre, —
Er stürzt — in die Kajüt' — und legt — welch Wagen! —
Ein Butterbrot als Pflaster auf den Magen.

Rheinfels.

4.

Der verliebte Steuermann.

Der Palinur der Kölner Feuerschiffe —
Sebastian Kimpel nennt ihn Sankt Goar,
Und rühmlich steuernd fährt er Jahr auf Jahr
Durch Oberwesels und der Lurlei Riffe! —

Er kennt den Rhein und seine Kniff' und Pfiffe!
Doch jüngst, o Wunder, schwebt' er in Gefahr;
Fast trieb sein Boot auf spitzer Felsen Schar,
So traumhaft lenkt' er's mit zerstreutem Griffe.

Die Passagiere schalten: „Mit Verlaub!
Sebastian, ist das der Weg nach Caub?
Eh'r als zur Pfalz führt dieser Kurs nach China!"

„Ja, Donnerwetter!" rief der Palinur,
„Die sieben Jungfern! — Einer dacht' ich nur!
Das kommt davon! Ich dacht' an die Gallina!"

Philalethes.

5.

Künstlerlohn.

Als Lurlei jüngst erwacht zu neuem Leben
Und alles ringsumher in Zauber wiegt, —
So mancher kam und sah und — ward besiegt,
Haucht seine Seele aus vor ihr mit Beben.

Ein Maler auch ins schöne Reich der Reben,
Aus Sachsenland auf Hoffnungsschwingen fliegt,
Doch bald auch er zu ihren Füßen liegt;
Nur sie war seiner Kunst noch würd'ges Streben.

Ihr Bild, ins wunde Herz ganz eingesogen,
Gab wundertreu er wieder in dem Rahmen.
O, Guter, wie dein Herz dich doch belogen!

Sie nahm so Bild als Herz und dankt' gewogen;
Dann dreht' sie lachend um des Künstlers Namen
Und sprach: Flieg hin, woher du kamst geflogen!

Rheinfels.

6.

Bruder Jonathan.

Du, mehr als Stein! kaltherziger Barbar!
Humaniorum nennst du dich, Professer?
O Lug und Trug! Wir wissen's jetzo besser —
Ein Wilder bist du, des Gefühles bar!

Geh! eine Rothaut pack' am schwarzen Haar!
Skalpiere sie mit wohlgeschliffnem Messer!
Nimm dann ein Sitzbad, grauser Menschenfresser,
In deiner Heimat grausem Niagar!

Blut-, Sitz- und Vollbad — das nur kann dir dienen!
Beweis: du sahst und liebtest nicht Gallinen!
Welch ein Verbrechen, Transatlantikus!

Wer das begehn kann — wo er immer wohne:
Er ist entmenscht, ist wild und ein Hurone,
Und nimmer rührt mich sein „Excelsius".

Philalethes.

7.

Der neue Jakob.

An blauen Seen durch klösterliche Hallen
Im fernen Östreich wandelt ein Poet;
Auf seiner Stirn mit ernsten Lettern steht
Ein ernstes Wort: „Ich bin der Lieb' verfallen!"

Auch ist es klar, er leidet an der Gallen!
Tief liegt sein Aug' und funkelt nimmer stet;
Der Lippe Bartschmuck hat er grimm zerdreht,
Und Riesenseufzer läßt er dumpf erschallen.

Da kommt ein Brief. Rasch wird er aufgerissen,
Die kalten Blätter glühn von seinen Küssen,
Mit Zittern liest er, was wir ahnend wissen.

Dann ruft er aus: „Sie ist die zweite Staël!
Sei sie nun sonsten Lea oder Rahel —
In sieben Jahren ist sie mein Gemahel!"

Philalethes.

8.

Henne und Hähnin

Du hättest dir zum Vorbild auserlesen
Die Hähnin, die sich spreizt als Doppelhahn?
Nothnagel sagt's. Wie? — trat er in den Tran,
Daß er so sehr verkannte beider Wesen —?

Nein! Du bist echte Henne stets gewesen,
Doch sie, mit Kamm und Sporn, ein Mann im Wahn,
Wühlt keck mit ihres Schnabels spitzem Zahn
In Haferspreu von Weltschmerz und von Thesen.

Bleib du, mein Hühnchen, treu auf deinem Neste,
Und lege viel der blanken, schmucken Eier!
Poularden-Hahnenschrei klingt nicht aufs beste;

Ich setz' auf ihn im Wettkampf keinen Dreier.
Die Hühner, die ins Freie sich vermessen,
Gib acht! sie werden leicht vom Fuchs gefressen.

Rheinfels

9.

Nach dem Bade.

Des Rheines Wellen eben erst entstiegen,
Am offnen Fenster stand die Nachtigall:
An Venus mahnend, die aus Flutkristall,
Gleich ihr, sich hob zu ew'gen Liebessiegen.

Ihr feuchtes Haar ließ sie im Winde fliegen;
Lang floß es nieder, wie ein Wasserfall —
Da sah sie plötzlich zu Trompetenschall
Ums Eckhaus dort ein Fähnlein Reiter biegen.

Von ihren Rossen wirbelnd stieg der Dampf,
So scharfen Trabes ging's nach Grimlinghausen,
Als lockte sie ein ernstlich heißer Kampf.

Da rief ein Pferd — nein, nicht doch, ein Husar!
Hinauf zum Fenster im Vorüberbrausen
Rief er: „Wie scheen! mit ufgeleestem Haar!

Philalethes.

10.

Moderne Metamorphose.

Es meldet uns die heilige Geschichte,
Wie Abraham den Sohn nahm bei den Ohren,
Den er dem Herrn zum Opfer wähnt erkoren;
Doch bracht' der Herr es gnädig in die Richte.

Wo aber melden Klio, wo Gedichte,
Daß eine Mutter grausam sich verschworen,
Den Herzenssohn, den schmerzvoll sie geboren,
Mit eigner Hand zu schleppen vor Gerichte?

Der Neuzeit war die Bluttat aufbehalten;
Das Messer zuckt, — o grausenhaftes Walten!
Kannst, Mutter, du im eignen Blute schalten?

Doch Götter! — welch ein Wunder ist geschehen!
Den Sohn — im Unterrock alsbald wir sehen
Als Primadonna nun auf Reisen gehen.

11.

Der weibliche Saturn.

Die Sonne stach mit sommerlichem Feuer,
Da saßen wir, vom Bergesklettern matt,
Hoch auf des Felsen moos'ger Trümmerstatt,
Ein Mahl zu halten unter dem Gemäuer.

Zu anderm Guten hatten wir auch Eier.
Gallina rief: „Wohl dem, der Eier hat!
Ein Eichen noch! Ich bin der Nimmersatt!
Gehn macht App'tit!" — und schluckte wie ein Reiher.

Da trat, im Antlitz unverstellten Gram,
Gefertigter, der gern die Wahrheit stotter: —
Vor das Gedeck Gallinae trat er hin.

Und als er sah mit Zürnen und mit Scham
Die Schalen alle, die sie schon entdottert,
Da sprach er dräuend: „Kindesmörderin!"

Philalethes.

12.

Die Nachtigallenflügel.

Wo Lauras Fels emporstarrt aus den Wogen
Und neckisch wiedergibt des Rufers Schall,
Entzückt' im Lenz uns eine Nachtigall,
Wenn Luna lauscht' am blauen Himmelsbogen

Wie tief ins Herz die Schmeicheltöne zogen!
Bald flüsternd wie der trauten Quelle Fall,
Bald jubelnd, schmetternd, gleich der Lerche Hall,
Bald klagend wie um Hoffnung, die betrogen.

Der Sommer hat dich, Süße, mitgenommen;
Ach, andern tönet nun dein Zauberlingen!
Uns blieb allein der Nachtigallenflügel.

Doch er ist still und stumm, und kein Geklügel
Des Philisteriums vermag ihn, zu erklingen:
Die Seele fehlt, — ja, du mußt wiederkommen!

Sonett.

1843.

Wo sind die Adler, die mit kühnem Feuer
Aus unsern Wäldern auf zur Sonne flogen?
Und die gesangreich prächt'ge Kreise zogen,
Wohin entflohn die Schwäne doch vom Weiher?

Wo sind die süßen Nachtigallen heuer?
Und wo die Lerchen? Haben zorn'ge Wogen
Um ihre Rückkehr neidisch uns betrogen?
Zerbrach ein Sturmwind ihrem Flug das Steuer?

Sie sind verstummt, ach! oder sind gestorben!
Kein Adler mehr in deutschen Dichterhainen!
Schwan, Lerche, Sprosser — hin sind ihre Tage!

Ein neu Geschlecht doch haben wir erworben:
Es brüstet sich mit gallischen Refrainen
Ein Gimpel Bérangers auf jedem Hage!

Drei Sonette an Karl Buchner.

1.

Am Mittelrheine, zu der Lurlei Füßen,
Wo bei den Heiden weiland Sankt Goar
Der erste Christ und Salmenfänger war,
Da schwingt sich auf ein heiterernstes Grüßen.

Es fliegt nach Süd, wo Hessens Buchen sprießen;
Dort steht bekränzt ein stiller Hausaltar,
Und jubelnd drängt sich froher Kinder Schar,
Die, selbst ein Festkranz, blühend ihn umschließen.

Dort senkt es sich, dort macht es freudig Halt!
Es flog ihm zu auf wohlbekannten Wegen
Und fand im Suchen seine Stätte bald.

Und recht von Herzen ruft es ihm entgegen
(So laut, daß rings die Grafenstraße schallt):
Zum schönsten Feste Glück und Gottes Segen!

2.

Die Grafenstraße! — Nennt sie sich von Grafen?
Und welch ein Graf denn hat sie wohl gehoben?
Oft fragt' ich so; doch kann ich just nicht loben,
Daß meine Fragen kund'ge Deutung trafen.

Jetzt ward mir's klar! Ich hört' in ihrem Hafen
Fernab die Welt und ihre Wellen toben;
Sie gab mir freundlich echter Freundschaft Proben;
Sie sah mich lachen, weinen, trinken, schlafen!

Drum muß ich's wissen nach der Dinge Laufe,
Und weiß es auch, und gegen Wild- und Raugraf
Will ich's verfechten, ernstlich und im Spaße:

Es hob die Gute weiland aus der Taufe
Nicht Telegraf, nicht Geograf, nicht Gaugraf —
Sie ist, gottlob, die Auto-Grafenstraße.

3.

Noch ein Sonett? Daß uns Apoll behüte! —
Ich bitte sehr! Nur dies noch ist im Sack!
Es geht mir just im Gratulantenfrack,
Wie jenem Heros der Studentenmythe!

Der trug einmal aus lauter Hast drei Hüte:
Kopf unterm Strohhut, preßt' er links den Claque,
Indes die Rechte, nach der Zeit Geschmack,
Mit rundem Filze grüßend sich bemühte.

So keucht' er an auf feierlicher Stätte,
Verspätet freilich und verlegen zwar,
Doch fromm bedacht, daß seine Seel' er rette!

Ich fürchte sehr, ich gleich' ihm auf ein Haar:
Drei Hüte nicht, doch leg' ich drei Sonette
In später Eil' auf deinen Festaltar.

Jugenddichtungen

1826—1834

Maiennacht.

1826.

Wie sie ruht! — Hoch auf den Türmen
Blinzelt schläfrig jeder Knauf;
Träumend, ungeweckt von Stürmen,
Nicken selbst die Hähne drauf.

Und die Häuser stehn mit dunkeln
Fensteraugen schlummernd drunter;
Aber dorten seh' ich funkeln
Einen Leuchter, wach und munter.

Prangend steht der grüne Leuchter
Drüben vor des Nachbars Haus;
Hundert schlanke Kerzen reicht er
In die helle Nacht hinaus;

Trägt sie auf dem grünen Haupte
Und auf seines Kleides Saum,
Ist der alte, dichtbelaubte,
Blühende Kastanienbaum.

Opfernd reicht er, nimmermüde,
Seine Blüten himmelwärts;
Jede Blütenpyramide
Eine weiße Räucherkerz'.

Und sein Odem wallt wie fremde
Würzen durch die Luft, die laue,
Haucht mich an, der ich im Hemde
Aus dem offnen Fenster schaue.

Hinter mir das dumpfe Zimmer
Und der Lampe trüber Schein!
Vor mir leichter Mondenschimmer
Und entschlafne Häuserreihn.

Gärten, Nachtigallenlieder,
Käfersummen, Blütenpracht —
Ach, wie gibt mein Reim dich wieder,
Wundervolle Maiennacht!

Todes Wiegenlied.

1829.

Ich hab' eine Wiege so schmuck und nett
Und drinnen so weich und so warm ein Bett;
Ich wiege groß, ich wiege klein,
Und was ich wiege, schlummert ein.

Ich hab' eine Weise mir ausgedacht;
Es horchet wohl gerne, was weint und lacht;
Sie trällert Kind und Greis zur Ruh',
Das Auge fällt von selber zu.

Ich hab' ein gar liebliches Glockenspiel,
Das wohl auch dem Könige selbst gefiel';
Es klingelt, klingelt leise kaum,
Und was da weh tut, — ist ein Traum.

So kommt denn, ihr Kindlein, Hand in Hand,
Was Kronen getragen und Besen band,
In meine Wiege, gleich bequem
Für Bettelstab und Diadem.

Was steht da die blühende Braut so fern?
Ich habe die blühenden Bräute gern;
Der Rosen achte nicht, mein Kind,
Die Lilien viel schöner sind.

Was hat er die Krücke so lieb, der Greis!
Was will er auf Erden? Sein Haar ist weiß.
Komm her, vergiß es, daß du bist;
Es ist nur glücklich, wer vergißt.

Wohl steht er dir stattlich, der Doktorhut,
Doch irdische Weisheit macht schweres Blut!
Das Kopfweh und den kranken Wahn
Verschaukelt dir mein leichter Kahn.

Laß, arme Verlorne, dir nimmer graun,
Hier ist noch ein Plätzchen, du darfst vertraun:
Die Tugend und das Glas zerbricht,
Ich wiege nur und richte nicht.

Ehrwürdiger Bürger, gestreng und fromm,
Verschmähe die Nachbarin nicht und komm;
Ob man die Münze lobt und schilt,
Mich kümmert's wenig, was sie gilt.

Was, schöne Prinzessin, ist Hermelin?
Ich habe Zypressen und Rosmarin:
Die stehn bei weißer Tracht wohl fein. —
Nun stille, Kindlein, schlaft mir ein!

Am Morgen des dritten August.

1829.

Die Schatten fliehn! Die Nebel fallen;
Und aus des Ostens goldnem Tor
Tritt aus der Morgenröte Hallen
Die Sonne im Triumph hervor!
Und freudig lenkt sie ihren Wagen
Und ihrer Rosse schnaubend Paar,
Als wollte stolz sie jedem sagen:
„Dies ist der Tag, der ihn gebar!"

Und Millionen Herzen glühen
Bei dieser Worte Zauberklang;
Und Millionen Wesen knien
Und flehen liebevoll und bang
Empor zu ihm, des starke Rechte
Den Seraph wie das Würmchen hält,
Aus dessen Hand dem Staubgeschlechte
Des Schicksals ehrner Würfel fällt.

Wer ist's, den ihre Lippen nennen
In brünstigen Gebetes Ton?
Er ist's, der Vater seiner Brennen,
Der starke Held auf Preußens Thron!
Für ihn steigt zu des Himmels Höhen,
Steigt zu der Gottheit mildem Ohr
Des ganzen Landes bittend Flehen,
Sein heißes Dankgebet empor.

Für ihn, der gut, gerecht und weise
Sein ihm ergebnes Volk regiert,
Und stets im sichern, ebnen Gleise
Des Staates mächtig Ruder führt;
Der reich an Huld, mit Vatermilde
Auf seiner Ahnen Throne sitzt,
Und mit des Rechtes festem Schilde
Den Starken wie den Schwachen schützt

Für ihn, des ritterliches Streben,
Als Frankentücke uns umwob,
Zu neuer Kraft, zu neuem Leben
Der Brennen tapfren Stamm erhob;
Der mit der Seinen kühnen Scharen
Des Rheines blaue Flut durchschritt,
Und, hoch umkreist von Preußens Aaren,
Den Usurpator niederstritt.

Für ihn, der seine Kinder alle
Mit gleicher Vaterhuld erquickt:
Des Dörfners Hütte wie die Halle
Des Großen segnend hoch beglückt;
Und unter dessen Schutzägide
Das Schöne bei dem Guten wohnt,
Und lange schon der goldne Friede
Des fleiß'gen Bürgers Schweiß belohnt.

Für ihn, der — doch des Liedes Klänge
Verstummen, wie des Dichters Mund;
Denn kaum ein Meister der Gesänge
Gibt seine Taten würdig kund;
Wie mag's dem Jüngling denn gelingen,
Der bangend nur, mit schwacher Hand,
Des besten Königs Lob zu singen,
Betrat der Töne fremdes Land?

Und was bedarf es auch, zu sagen,
Was er gerecht und gütig tat,
Dem alle Herzen liebend schlagen,
Der sich ein Reich gegründet hat
Vom Belt bis zu des Rheines Fluten
In seiner Untertanen Brust,
Und dem in frommer Liebe Gluten
Sie treu gehorchen voller Lust?

Drum stimm' ich lieber meine Leier
Zu aller Preußen Dankgebet,
Das also zu des Tages Feier
Empor zum Herrn der Welten fleht:
O Vater, wolleſt du es geben,
Daß oft noch kehret dieſer Tag,
Daß Friedrich Wilhelm lang noch leben,
Noch lang ſein Volk beglücken mag!

Breit' über ihn auf ſeinen Wegen
Die Vaterarme ſchützend aus,
Und gieße deinen reichſten Segen
Auf ihn und ſein erhabnes Haus!
Was nützlich ihm und gut iſt, ſende
Ihm deiner Allmacht ſtarker Stab!
Doch, was ihm ſchadet, o, das wende
Von ſeinem Haupte gnädig ab!

Und wie der Morgen ſeines Lebens
Einſt glich dem ſtolzen Sonnenaar,
Der, hohen Sinnes, kühnen Strebens,
Erhebt der Schwingen ſtarkes Paar,
Und wie ſein Mittag glich der Eiche,
Die, rings umdonnert, rings umſtürmt,
Des grauſen Sturmes wildem Streiche
Der Wipfel Schild entgegentürmt:

So ſei ſein Abend gleich dem Schiffe,
Das ſeinen meerumſpülten Bord
Aus Sturmesnacht, aus ſcharfem Riffe
Gerettet in den ſichern Port.
Es iſt verhallt des Sturmes Toſen;
Die Woge murmelt ſtill und leis,
Und linder Lüfte fächelnd Koſen
Durchweht der Segel flatternd Weiß.

Auf heißen Tages dumpfe Schwüle
Lohnt ihm des Abends goldne Ruh';
Der friſche Landwind weht ihm Kühle
Nach ausgeharrter Arbeit zu;
Und wann der Abfahrt Donner klingen,
(O! ſtieß es nimmer doch vom Land!)
Dann eilt es auf der Hoffnung Schwingen
Zum unbekannten, beſſern Strand!

Die Zerstörung von Persepolis.

1829.

Was ist es, Helios, daß du die Zügel
Der Sonnenrosse zögernd abwärts lenkst?
Daß in der Meeresflut kristallnem Spiegel
Noch nicht der raschen scheu Gespann du tränkst?
Was ist es, daß du noch von jenem Hügel
Den Blick still trauernd hin zur Ebne senkst,
Als ob er sie das letztemal begrüßte,
Persepolis, die Königin der Wüste?

Noch steht sie ja, des Cyrus alte Feste,
In ihrer ganzen königlichen Pracht;
Noch schimmern ihre Türme und Paläste;
Was so gebaut ist, schwindet nicht in Nacht!
Noch füllen ihre Mauern frohe Gäste,
Und ihrer Tempel goldne Menge lacht;
Noch spiegeln sich der Tore stolze Bogen
In des Araxes dunkelblauen Wogen!

Zwar ist ein neuer Stern ihr aufgegangen;
Hystaspis Sohnes stolz Geschlecht: — es war!
Dahergezogen in der Jugend Prangen
Kommt Alexander; mit ihm seine Schar.
Doch Helios, woher dein seltsam Bangen?
Stets heilig war dem Jüngling dein Altar!
Noch flammt es ja, dem Perser ewig teuer,
Das Sinnbild deiner Macht: das heil'ge Feuer!

Drum magst du ruhig, Helios! dich neigen,
Zum Meere lenken deiner Rosse Tanz!
Die Nacht beginne ihren stillen Reigen
In ihrem goldnen, sterngeflochtnen Kranz;
Daß jene Mauern ihr die Feste zeigen,
Die jubelnd dort, mit königlichem Glanz,
Des langen Krieges scheinbar endlich müde,
Begeht der starke, tapfre Philippide.

Die Sonne sinkt; doch dort auf hohem Schlosse,
Beim Vorsitz der verschwiegnen, dunkeln Nacht,
Mit seiner Diener freudetrunknem Trosse
Schwelgt Alexanders königliche Macht.

Nicht klirren Schwerter hier, nicht wiehern Rosse,
Nein, alles jubelt, alles scherzt und lacht:
Und nach dem donnernden Gewühl des Krieges
Freut jeder sich des schwererrungnen Sieges.

Des goldnen Daches königlich Gepränge
Trägt schlanker Säulen ungezählte Zahl;
Von tausend Fackeln strömt die lichte Menge
Des Tages Glanz durch den erhellten Saal;
Und feiernd schallen jubelnde Gesänge
Der Helden dort beim frohen Siegesmahl:
Denn Alexanders kühne Mannen alle
Erfüllen sie, die hochgewölbte Halle.

Sie, die des Hauses friedlich stille Laren
Verließen, von des Herzens Drang bestürmt;
Die in des Krieges dräuenden Gefahren
Den jungen Führer kräftig stets beschirmt;
Sie, die zum Siege führten seine Scharen,
Wie grimmig auch der Perser Macht sich türmt:
Sie strahlen hell in Kraft und Mannesschöne,
Des schönen Hellas ruhmbekränzte Söhne.

Doch wie auf Libans sturmumtobter Spitze
Die Zeder stolz ihr schlankes Haupt erhebt,
Und kühn empor zum Schleuderer der Blitze
Vor allen andern Waldesbäumen strebt:
So ragte er auf seines Thrones Sitze,
Von Schöne wie von Maienglanz umwebt,
Hervor vor seiner Krieger ganzer Menge,
Die ihn umringt im stürmischen Gedränge.

Des blonden Haupthaars dicht Gelock umfließet
Des Diademes königliches Rund;
Ein mildes Lächeln voller Huld ergießet
Sich um des Herrschers purpurroten Mund;
Und jene Flammen, die sein Auge schießet,
Sie geben seiner Seele Hoheit kund;
Und auf der Stirn, begrenzt von dichten Brauen,
Ist seine Kraft, sein Machtberuf zu schauen.

Und jener Arm, der oft in Kampfeshitze
Mit wilder Lust des Schwertes Schärfe schwang,
Und an des ehrnen Phalanx fester Spitze
Mit Persermacht auf Perserboden rang,

Der von des Perserthrones hohem Sitze
Der Pasargaden letzten niederzwang:
Der starke Arm, der Asien bezwungen,
Hält jetzt der Thais Huldgestalt umschlungen;

Die neben ihm, auf golddurchwirktem Pfühle
Mit Eros' Zauberbanden ihn umschließt,
Und mit der Liebe leichtem Tändelspiele
Der rauhen Kriegsbahn Dornen ihm versüßt;
Die, wenn er heimkehrt aus der Schlacht Gewühle,
An seines Zeltes Eingang ihn begrüßt;
An deren Seite, nach des Kampfes Tosen,
Die Zeit ihm schnell verfliegt bei Scherz und Kosen.

Es lehnt ihr Haupt, des dunkle Lockenfülle
Den vollen Busen neidisch rings umhüllt,
An seiner Brust und blickt in trunkner Stille
Ihn lächelnd an, der ihre Seele füllt;
Und plötzlich sinkt vor ihrem Aug' die Hülle,
Und sie erschaut der Vorzeit dunkles Bild,
Und also aus des Mundes Purpurpforte
Spricht sie zu ihm die leichtbeschwingten Worte:

„Siehst, Ammons Sohn, du fern im Abendlande,
An des Cephissus schilfumrauschtem Bord,
An des Ilissus blumenreichem Strande
Den festgebauten, volksbelebten Ort?
Stolz liegt er da, nicht fern vom Ufersande,
An des Piräus schiffdurchfurchtem Port;
Und linde von Hymettus' Bergeshöhen
Umsäuselt ihn der Lüfte kosend Wehen.

Das ist die Stadt, so melden alte Sagen,
Die von dem Herrn der salz'gen Meeresflut
Athene einst in grauer Vorzeit Tagen
Gewonnen, und mit sorgsam treuer Hut
Auf mütterlichen Armen stets getragen,
Und fest beschirmt vor frecher Feinde Wut,
Daß sie in ihren Tempeln schützend wohne:
Es ist Athen, der Griechenstädte Krone!

Und wie auf Attikas beglückt Gestade
Athene mild die holden Blicke senkt,
So werden rings des Griechenlandes Pfade
Von eines Gottes mildem Wink gelenkt;

Hier herrscht Apoll; dort eilt zum kühlen Bade
Der Nymphen Schar, vom Frevler ungekränkt;
Hier thronet hoch auf dunkler Wolken Sitze
Kronion Zeus, der Schleuderer der Blitze.

Der Pfeile froh, folgt Artemis im Schatten
Der dunkeln Wälder flücht'gen Wildes Spur;
Im Ährenkranz, auf kornumrauschten Matten
Wallt Demeter, die Königin der Flur;
In jenem Tempel tönt das Lob des Gatten
Der Aphrodite; ringsum die Natur,
Von eines Gottes gnädig mildem Walten
Wird sie belebt, bewegt, beschützt, erhalten.

Sieh dort Lyäus, wie am Bergeshange,
Umschlungen von des Efeus grünem Kranz,
Bei der Mänaden wildem Festgesange
Er jubelnd führt der Trunknen frohen Tanz;
Es tanzt der Faun beim hellen Flötenklange;
Und zu erschaun den festlich reichen Glanz,
Verläßt den Wald, die kühle Felsengrotte
Der muntern Satyrn krummgehörnte Rotte.

Auf jenes Eilands grünem Ufersaume,
In jener Haine dunkler Laubesnacht
Thront sie, die einst dem weißen Wogenschaume
Entstieg, geschmückt mit Reiz, mit hoher Pracht.
Auf goldnem Wagen, hoch im Ätherraume
Zieht sie ein Taubenpaar; zur Seite lacht,
Des Bogens Wucht in zarten Knabenhänden,
Der holde Eros, Pfeile zu versenden.

Wo ich auch bin: hier aus der Rieselquelle,
Dort aus des Meeres schaumbespritztem Schoß,
Dort aus des Stromes spiegelklarer Welle,
Aus dieser Eiche dunkelgrünem Moos;
Auf jeder Hütte gastlich heitrer Schwelle,
Im Mondgewölk — ein Gott tritt hehr und groß
Mit offnen Händen spendend mir entgegen,
Und Hellas blüht, beglückt vom Göttersegen.

Doch plötzlich, sieh! welch wuterfüllte Heere
Nahn wild und kühn aus fernem Morgenland?
Im Strahl des Frührots funkeln ihre Speere,
Das krumme Schwert erglänzt in ihrer Hand;

Durch wildempörte, sturmgepeitschte Meere
Führt sie auf Brücken an Europas Strand
Ihr grauser Feldherr, und mit Blut und Morden
Betreten Griechenland die fremden Horden.

Und überall, wo ihre Banner wehen,
Begleiten Furcht und Schrecken ihre Spur;
Die Götter fliehen zu den lichten Höhen,
Verwüstet, öde trauert Hellas' Flur;
Wo sie, das Schwert in Mörderhänden, gehen,
Da stöhnt der Schmerz, da klagt die Trauer nur.
Sie dringen vor; nichts hemmt der Sieger Schritte,
Schon stehn sie in Athenes heil'ger Mitte.

Und Fackeln schwingen sie, von Wut durchdrungen,
Die Wütriche, in wilderhobner Hand;
Die Pracht Athens, vom Perserschwert bezwungen,
Hoch flammt sie auf im schrecklich grausen Brand;
So ist es endlich, Xerxes! dir gelungen;
Horch, jammernd tönt's an des Piräus Strand:
Weh dir, Athen! in Glut, in Feuerflammen
Sinkt all dein Stolz zu Schutt und Graus zusammen!

Der reichen Tempel kühngewölbte Bogen,
Der goldnen Götterbilder hehre Pracht,
Die stolze Mauer, die die Stadt umzogen,
Sie sinken prasselnd — horch! ihr Einsturz kracht!
Hell strahlt das Glutmeer in des Hafens Wogen;
Es leuchtet schrecklich durch die dunkle Nacht!
Sieh, wie am Horizont die Flammen lecken
Und gierig sich bis zu den Wolken strecken.

Ha! Rache drum, Hellenen, blut'ge Rache!
Auf, Alexander! räche Griechenland!
Schon trieb dich ja der Sühnung heil'ge Sache
Vom Hellespont zu des Araxes Strand!
Auf! wie einst Xerxes sah mit Hohngelache
Athenes Sturz und seinen grausen Brand,
So heische du, daß zu Athenes Ehre
Die Flamme jetzt Persepolis verzehre!

Denn mußte auch, von Griechenmut bezwungen,
Der stolze Perser weichend heimwärts fliehn,
Und ist es dir, du Starker! auch gelungen,
Daß Persias Fluren bangend vor dir knien;

Bringt Asia dir auch laute Huldigungen,
Da siegend deine Heere es durchziehn:
Doch wird Athenes Flamme Rache fodern,
Bis Flammen auch Persepolis umlodern!"

Es schwieg ihr Mund; doch wie aus Jovis Händen
Der Blitz verderblich zündend niederfällt,
So traf ihr Wort, Verderben rings zu spenden,
Sein Herz, das Herz des Herrschers einer Welt.
Was sie gesprochen, muß er rasch vollenden;
Die Fackel nimmt er, die der Diener hält.
Er eilt hinaus; ihm folgen seine Gäste,
Wie Rachegeister stehn sie vor der Feste.

Und er zuerst, der ruhmgekrönte Sieger,
Wirft kühn den Brand ins königliche Haus;
Ihm folgen jauchzend seine trunknen Krieger;
Die Flamme steigt, sie wächst mit wildem Graus:
Und gleich der Schlange, die den starken Tiger
Umstrickt, umklammert, leckt sie hoch hinaus,
Und windet sich und strickt mit wildem Heulen
Sich um des Schlosses schlankerhobne Säulen.

Es flammt das Dach, die Zederbalken glühen,
Die Nacht wird hell, des Mondes Silberglanz
Erbleicht · wie Sterne sieht man Funken sprühen:
Die Zinne prangt im falben Feuerkranz.
Und dichter Dampf und Raucheswolken ziehen
Wie Nebelschleier um der Flamme Tanz,
Und aus der Pasargaden Königsgrüften
Steigt Klagelaut empor zu blauen Lüften.

Und gleich des Meeres wildempörten Wellen,
Wenn sie ein Sturm aus hohem Nord erregt,
Und wie die Brandung, die die höchsten Stellen
Des Felsenriffs mit weißem Schaume schlägt,
So heben sich, so steigen und so schwellen
Die Flammen, von des Windes Hauch bewegt;
So wirbeln sie, so kreisen sie und wallen
Um des Palastes qualmumzogne Hallen.

Und gleich dem Helden, der in Kampfeswogen
Getrennt, allein in Feindesmitte hält,
Ihm kühnlich trotzt und oft vom straffen Bogen
Manch scharfen Pfeil in Feindesbusen schnellt;

Und doch zuletzt, von Übermacht umzogen,
Den Drängern weichend, überwunden fällt;
So ragt das Schloß hervor im Glutenmeere
Und trotzt ihm stark und kühn, in ernster Hehre.

Und endlich sinkt der hehre Bau in Trümmer;
Horch! dröhnend stürzt er, sinkt mit Donnerschall;
Am Boden leckt der Flammen falber Schimmer,
Die Erde bebt vom ungeheuern Fall.
Als ob es niemals enden, als ob's nimmer
Verlöschen wollte, wogt des Glutmeers Schwall;
Und Windesheulen, Siegsgejauchze mischen
Sich mit der Flammen wildem Schlangenzischen.

Und Philipps Sohn? Schmerz in den hohen Mienen,
Sieht er die Gluten mit umflortem Blick.
„O, wärest du mir nimmer doch erschienen,
Du Schreckensnacht!" Ins Zelt geht er zurück,
Und trauern sieht man ihn, den Starken, Kühnen,
Und weinen ihn, den liebend stets das Glück
Begünstigt; der durch eines Weibes Flehen
Vergaß, daß Enkel richtend auf ihn sehen.

Der Morgen naht! die dunkeln Schatten fliehen!
Es flieht die Nacht, die Flammenglut erhellt.
Im fernen Osten strahlt im goldnen Glühen
Der Berge Gipfel; auf am Himmelszelt
Sieht Phöbus man mit seinen Rossen ziehen,
Und freudig grüßt ihn die erwachte Welt,
Doch trauernd blickt sein ernstes Aug' hernieder,
Denn nimmer sieht die Königsstadt er wieder.

Ha, darum, Phöbus! eiltest du mit Bangen
Dem Meere zu, als jüngst der Horen Tanz
Den Abend brachte; darum mit Verlangen
Sahst du zurück auf all den reichen Glanz!
Und darum ließest du voll Liebe hangen
Die letzten Strahlen auf der Mauern Kranz!
Ha, darum scheidend noch der Tore Zinnen
Vergoldend, eiltest ahnend du von hinnen!

Die Stolze war! Wo einst die feste Mauer
Sich türmend hob im kühlen Palmental,
Steht einsam jetzt, zerstreut, in ernster Trauer,
Wie hohe Riesen, grauer Säulen Zahl.

Den fremden Wandrer überfällt ein Schauer,
Sieht er den Raum, wo einst im Königssaal
Der Erde Götter ihrer Macht sich freuten,
Mit einem Worte eine Welt bedräuten.

Dann blickt er sinnend auf die alten Steine
Und lehnt sich still an Cyrus' hohes Grab;
Kalt rieselt es ihm dann durch die Gebeine,
Und mahnend tönt's vom Himmelsdom herab:
„Steh, Wandersmann! und lerne hier das eine:
Nichts hat Bestand, was dir die Gottheit gab!
Horch! klagend tönt des Schakals dumpfes Heulen
In der entschwundnen Pracht der vierzig Säulen[1])!"

Ibrahim vor Missolunghi.

Skizze nach einem Kupferstich.

1829.

An der Spitze seines Heeres
Hält der Pascha Ibrahim;
Dumpf wie das Gebraus des Meeres,
Sammelt sich die Schar um ihn.

Hoch vor seiner Krieger Menge
Ragt der Führer stolz hervor;
Wild, im stürmischen Gedränge,
Stehn sie vor der Feste Tor.

Horch! Die dumpfe Trommel rühret
Dort der Janitscharen Schwarm:
„Ibrahim, zum Siege führet
Uns dein starker Heldenarm!"

Auf Arabias leichtem Rosse
Schwenkt sich keck der Mameluck
Mit der Spahis wildem Trosse,
Reich in blanker Waffen Schmuck.

Und an ihrer aller Spitze
Hält der Pascha Ibrahim;
Seine Augen flammen Blitze,
Wolken seine Stirn umziehn.

---

[1]) Tschel Minar, vierzig, d. h. sehr viele Säulen, so nennen die Bewohner der Wüste die Ruinen von Persepolis.

Weiß sein Kaftan wie die Flocken
Frischen Schnees — ein schönes Rund
Schlingt sich um die dunkeln Locken
Rot und weiß — des Turbans Bund.

Seine Damaszenerklinge,
Scharf und fest, von hartem Stahl,
Und des Panzers Schuppenringe
Funkeln in des Frührots Strahl.

Seine Rechte, hochgeschwungen,
Zeigt auf Missolunghis Schloß;
Und die Linke, markdurchdrungen,
Zügelt leicht das mut'ge Roß.

Dort, beim Zelte des Nomaden,
Auf Arabias wüstem Strand,
Auf des Schilfmeers Uferpfaden
War des Rosses Vaterland.

Seht, es horcht mit offnen Nüstern
Auf der Schlachtdrommeten Ruf;
Durch des Windes säuselnd Flüstern
Tönt so fest sein leichter Huf.

Seht, wie voll und dicht die Mähne
Um den schlanken Hals sich legt;
Wie es um die scharfen Zähne
Kaum der Stange Zwang noch trägt.

Wie es, nur mit Müh' gezügelt,
Keck und trotzig um sich blickt;
Und, als wäre es geflügelt,
Kaum des Grases Spitze knickt.

Den Manen Christian Gottlieb Clostermeiers.

1829.

Clostermeier ist tot! So wie der Wetterstrahl,
Der aus heiterer Luft plötzlich herniederfährt
Und mit bangem Entsetzen
Die Bewohner der Flur erfüllt,

Trifft mich Fernen das Wort. Zweifelnd vernehm' ich es:
Kann nicht glauben, daß ihm, den ich als Knabe einst
Froh umspielte, die Fackel
Schon sein Genius senkete;

Kann nicht glauben, daß ihn nimmer mein Aug' mehr schaut,
Nie sein silbernes Haar, nie mehr sein Lächeln sieht,
Nie vom Munde des Greises
Lob und tadelndes Wort vernimmt;

Daß im traulichen Kreis seiner Geliebten er
Nicht mehr weilet, geliebt, liebend mit Vaterhuld;
Daß des letzten, des langen
Schlummers Fessel ihn bindend hält.

Und doch ist es kein Traum! O, so beweinet ihn,
Tränen! fließet um ihn, netzet die Wange mir,
Und beträufelt die Urne,
Die des Edeln Gebein umfängt;

Die vom Mondstrahl umglänzt, von der Zypress' umrauscht,
Dort im Tal sich erhebt! Klio, die Hohe, stützt
Ernst ihr Haupt auf die Urne,
Birgt im Schleier ihr Angesicht.

Denn sie trauert um ihn, der sie so treu verehrt,
Der ihr Schüler und Freund, opfernder Priester war,
Der ihr Jugend und Alter,
Ihr, der Wahrheit, dem Recht geweiht.

Ihn betrauert voll Gram Teutoburgs Waldgebirg',
Dem er bleibenden Ruhm, ewige Kränze gab:
Dem den Sieg des Cheruskers,
Romas Fall, er gerettet hat.

Sieh! vom Herbststurm entlaubt, trauert sein Eichenhain;
Klagend säuselt der Wind durch den entblätterten;
Trauernd stehen die Berge,
Steht der mächtige Hünenring;

Und wie Harfengetön klingt es, wie Bardensang
Durch das Rauschen des Sturms, Barden, Druiden ziehn
Auf den Nebeln des Herbstes
Und beweinen des Mannes Tod,

Der mit prüfendem Blick allen die Stätte wies
Und des Felsengeklipps schäumenden Sprudelquell,
Wo die Harfe der Barden
Und ihr Schlachtlied den Helden scholl.

Aus den Hügeln hervor und aus den moosigen
Gründen schwebet ihr Zug: Krieger und Barden sind's.
Unter Waffengeklirre
Ziehn sie, unter der Schwerter Klang,

Zu den Eichen des Tals: unter den rauschenden,
Die hochschwebend der Aar Wodans im Flug umkreist,
Hohe Nebelgestalten,
Tanzt der nächtige Trauerzug.

Ihn betrauert das Land, dem er die Manneskraft,
Treu des Herrschers Geschlecht, bieder und gut geweiht.
Sieh, wie Lippias Rose
Ernst den Purpur der Blätter senkt!

Ihn betrauert, beweint würdiger Männer Schar.
Deutschland trauert um ihn; weinend des Ruhmes Kranz
Für die Schläfe des Greises
Flicht die trauernde Wissenschaft.

Und die fester an ihn knüpfendes Schicksal schloß,
Gattin, Tochter, sie stehn über sein Grab gebeugt,
Träufeln Tränen der Liebe
Auf des Gatten, des Vaters Grab.

Auch ich weine dir nach, der ich dir ferne war,
Als zu lichteren Höhn jüngst deine Seele flog,
Der so gern dich noch einmal,
Du Geliebter! so gern gesehn.

Als das Knabengewand mir um die Schulter flog,
Als noch helles Gelock sich mir um Schläf' und Stirn
Krümmte, als ich noch jauchzend
Durch den Hain, durch die Wiese sprang:

Da war ich stets dir nah! eilte zur Seite dir
Nach des Gartens Bezirk; pflückte dir Blumen ab;
Hüpfte fröhlich zurücke,
Trug dir fröhlich den duft'gen Strauß.

Und dann zeigtest du mir, wie man der Tugend lebt;
Hobst den Schleier mir auf, welcher die Vorzeit deckt,
Und die Helden der Vorwelt:
Lehrtest Sprüche der Weisheit mich!

Ach! verstummt ist der Mund, welcher mich einst belehrt,
Kalt die Hand, die mich wies, wie man durchs Leben wallt.
Unter grünendem Hügel
Ruht der teure, der edle Mann.

O, vermöcht' ich es jetzt mit des Venusischen
Schwanes Flug dir ein Lied über den tönenden
Steg der Leier zu rauschen,
Voll von Klage, voll Schmerzgefühl.

Doch zu schwach ist mein Mund, daß er dich würdig singt!
Tränen sind es allein, die ich dir weihen kann,
Tränen innigen Dankes,
Den im Tode mein Herz dir bringt.

O, so ruhe denn sanft! Ewiger Frühlingsduft
Soll die Gruft dir umwehn, füllen die Urne dir!
Bis die Rechte des Richters
Dir den Kranz der Vergeltung reicht!

Beim Jahreswechsel.

1830.

Schon wieder aus der Urne des Zeitengotts
Entfloh ins große, wogende Meer der Zeit
Ein Jahr, wie von des Bogens Senne
Rasch durch die Lüfte der Pfeil entschwirret;

Wie von des Berges zackichter Felsenhöh'
Ein Waldstrom brausend, schäumend ins Klippental
Herabstürzt; wie durch blaue Meere
Rasch, wie ein Adler, die Barke segelt.

Gleichwie des Meeres flutender Wellenschoß,
Den grünend bald ein blumichter Uferrand
Mit stolzen, wolkennahen Eichen,
Rauschend im heiligen Hain umgürtet;

Den Felsen bald in schaurigem Kreis umdräun,
Des Seegeflügels türmendes, jähes Haus,
Das auf der Brandung weiße Strudel
Riesig die schwärzlichen Schatten streckt;

Der bald am Bord des schaukelnden, schwanken Kahns
Verlobte leicht zum Ufer der Heimat trägt;
Kaum von des Westes Schmeichelkusse
Auf der kristallenen Flut gekräuselt;

Doch bald auch wild, vom tosenden Nord durchstürmt,
Laut heult und tobt und spritzende Wellen wirft,
Erbarmungslos und unerbittlich
Sie, die sich liebten, zur Tiefe reißet;

Oft graugelockten Eltern den teuren Sohn,
Dem Sohne oft den liebenden Vater raubt;
In unerforschte dunkle Tiefen,
Was uns das Teuerste war, versenket:

So warst du, Jahr! Im gaukelnden Horentanz
Hast Stunden du, hast Tage du uns gebracht,
Wie froh der Schiffer auf dem Meere
Sie in der Kühle der Buchten feiert;

Wo Ruhe, die ein Gott uns bereitete,
Und stiller Friede, himmlische Freude uns
Umschwebten, wo die finstern Sorgen
Nimmer uns schwarz in dem Busen hausten;

Wo in der Freunde trauter Umarmung wir,
Nicht sorgend, was die Zukunft, die dunkele,
Uns bringen möchte, froh den Becher,
Den uns der Augenblick reichte, leerten.

Da floh uns rasch die rosenbekränzte Zeit,
Rasch, wie an grünem eichenumlaubtem Strand
Das Ufer eilend schnell entschwindet
Ihm in dem tanzenden, leichten Kahne.

Doch oft auch brachte rauschend dein Adlerflug
Uns Stunden, die mit bleierner Schwere uns,
Wie Felsen in des heil'gen Meeres
Dunkelsten Buchten, den Busen drückten,

Die unerbittlich, wie der gespaltene
Durchstürmte Schoß der zürnenden wilden See,
Verschlangen, was voll Glut so innig
Einst wir geliebt und gehofft, erbeten.

Auch mir ertönte schaurig der ernste Schlag
Von solchen Stunden; noch war die Wimper mir,
Das Auge naß von heißen Tränen,
Die ich dem Lehrer, dem Freunde weinte.

Da glaubt' ich schon, das Bitterste, Herbste, was
Schnell kreisend mir das eilende Zeitenrad
Herrollen könnte, all gekostet,
Ganz schon den Becher geleert zu haben.

Doch noch hatt' ich den Becher nicht ganz geleert!
Mit Riesenkraft warf tückische Krankheit sich
(So wirft voll Blutesdurst der Tiger
Sich auf den zitternden, nackten Wandrer)

Auf ihn, dem ich das köstlichste, hohe Gut
Des Lebens, dem ich Höheres, Beßres noch,
Dem ich den Sinn für Recht und Tugend,
Sinn für das Schöne, das Gute danke.

Ich sah ihn leiden, sah ihn das müde Haupt
Im Kissen bergen, sah seine Lippen dürr,
Die heiß mir oft den Vatersegen
Redeten, küßten, nach Labung schmachten.

Ich wehte Kühlung ihm, als der Todesschweiß
Am Haupt ihm klebte; drückt' ihm die kalte Hand,
Die, ach! den warmen Druck der meinen
Nicht mehr erwiderte, nicht mehr fühlte.

Ich sah sein Aug', das jüngst noch so liebevoll
Auf mich herabsah, glanzlos und matt und starr;
Ich sah ihn sterben, sah ihn leblos,
Tot auf der Bahre — was weinst du, Auge?

Blick' auf zu ihm, der über dem Sternendom
Mit Vaterhuld der Kinder im Staube denkt;
Mit starkem Arm die Flucht der Zeiten,
Und was die flüchtigen bringen, lenket,

Hart scheinend oftmals, schickt er uns Prüfungen;
Dann wieder senkt er lindernden Trost ins Herz.
Wenn er, die hier sich liebten, trennet:
Siehe, die Freuden des Wiedersehens,

Die dort, umwallt vom himmlischen Frühlingsglanz,
Wir kosten sollen — sieh, er bereitet sie
Schon dann, wann dumpf die Trennungsstunde
Hier uns umdröhnt, voraus den Kindern.

Er weiß, was gut uns, weiß, was uns nützlich ist;
Aus seiner Hand kommt, was uns das eilende,
Das rasche Rad der flücht'gen Zeiten,
Kreisend im ewigen Wechsel, sendet.

So traut denn ihm! Er sei der Ankergrund,
Auf dem wir fußen, wenn uns das Leben wild
Umstürmt: Wohlan denn, Freunde! steuert
Kühn in die Fluten des neuen Jahres!

Die Blüte.

1830.

Frühlingsleben, Blütenleben!
An dem zarten dünnen Reis
Glanzumgossen, duftumflossen
Prangt die Blüte, rot und weiß.

Schlummernd ruht sie, wie im Traume,
Ähnlich einem Wiegenkinde;
Sieh, es wiegen samt dem Baume
Sie des Frühlings laue Winde.

Ihre Tage glänzen gülden,
Silbern schimmern ihre Nächte;
Käferlein mit bunten Schilden
Schwirren summend, ihre Knechte;

Tragen auf den Flügeldecken
Ihre Farben und ihr Wappen,
Haben treu sich ihr ergeben,
Hornbepanzert, lust'ge Knappen.

Und es kommen Vöglein, Bienen,
Schmetterlinge, staubbestreut —
Alles, alles will ihr dienen!
O glückselige Blütenzeit!

Das kranke Kind.

1830.

Dort oben an dem offnen Fenster
Auf Decken ruht ein krankes Kind,
So sanft und lieb, so mild von Zügen,
Wie sonst wohl nur die Engel sind.

Im Kämmerlein auf dumpfen Kissen
Hat es schon lange Zeit gelegen.
Wie still! — es wird wohl sterben müssen:
Gern stürb' es mit des Frühlings Segen.

Drum trugen es die Eltern leise
An des besonnten Fensters Rand;
Sie sitzen stumm an seiner Seite
Und drücken weinend sich die Hand.

Es sieht den Lenz das Land bemalen,
Es sieht die grünen Bäume blühn;
Es sieht die liebe Sonne strahlen,
Es sieht die jungen Schwalben ziehn.

Es sieht die Nachbarkinder spielen —
Sonst spielt' es wohl mit ihnen auch! —
Und eine helle Träne zittert
In seinem großen blauen Aug'.

O, weine nicht! der Welt entnommen
Wirst du! Dir leuchten Himmelskronen!
Und zu den Frommen wirst du kommen,
So in den Häusern Gottes wohnen.

Ein zu des Paradieses Freuden
Wirst du an Engelhänden gehn.
Die traurigste der Trauerweiden
Wird bald auf deinem Grabe wehn.

Mutterliebe — Mutterschmerz.

Wes ist die höchste Liebe, und wes der tiefste Schmerz?
O sprich, kennt sie nicht beide das warme Mutterherz?

Die Mutterliebe lächelt bei des Gebärens Qual,
Senkt auf das Kindlein milde des feuchten Auges Strahl.

Sie reicht dem lieben Kleinen die nährende Mutterbrust,
Beschwichtigt gern sein Weinen und schafft ihm stets nur Lust.

Sie nimmt des muntern Säuglings mit banger Sorge wahr
Und wäscht ihm klar die Äuglein und kämmt ihm glatt das Haar.

Sie singt ihm süße Lieder; — da lächelt er im Traum.
Sie ziert für ihn mit Lichtern den fichtnen Weihnachtsbaum.

Sie ist es, so ihm Blumen und grüne Zweige pflückt
Und seine gelben Löckchen mit duft'gen Kränzen schmückt.

Sie gängelt ihn behende am seidnen Gängelband,
Und hält ihn, will er fallen, mit treuer Mutterhand.

Sie freut sich seines Wachsens, und daß er stark und schwank;
Und weint und grämt und härmt sich, liegt er danieder krank.

Sie wacht an seinem Lager und trocknet ihm den Schweiß,
Umflicht der Wiege Wölbung mit kühlungsäuselndem Reis.

Sie küßt die feuchten Händchen und den verbleichenden Mund,
Und spricht, im Auge Tränen: „Bald, Kind, bist du gesund!"

Doch, ach! nicht kann's gesunden; es flieht der Wange Rot,
Und in der Wiege schlummert der kleine Liebling — tot.

Da füllt nicht mehr die Liebe allein der Mutter Herz;
Mit rotgeweinten Augen kommt auch der blasse Schmerz.

Der beugt sich über die Wiege und über den Totenschrein,
Prägt sich die teuren Züge zum letzten Male ein;

Sieht, ach! mit tiefem Leide den bleichen, kalten Sohn;
Sieht ihn im Totenkleide und mit der Totenkron';

Und preßt in seine Rechte den letzten Blumenstrauß
Und weinet Tag und Nächte, und weint sich doch nicht aus;

Sieht seinen Sarg versinken, ringt sich die Hände wund,
Und bleicht der Mutter Wangen, und zuckt um ihren Mund;

Kann seiner nicht vergessen, denkt immer nur an ihn,
Pflanzt Weiden und Zypressen auf seines Grabes Grün;

Und wird erst dann zur Freude, wenn auch ihr Leben flieht,
Wenn sie den kleinen Engel, selbst Engel, wiedersieht.

Gefühle

bei der Leiche meines Brüderchens Otto, der am 23. Juli 1830, gerade 8 Monate nach dem Tode seines Vaters, an der Bräune verschied.

Juli 1830.

O, so hast du sie nun ausgelitten,
Kleiner Dulder, deine letzte Nacht?
Hast den Todeskampf nun ausgestritten?
Trägst den Kranz, den Engel dir gebracht?
Ja, Gott, ja! da liegst du in der Wiege,
Bleich und starr, und bist so kalt, bist tot,
Und um deine blassen, lieben Züge
Spielt mit Purpurschein das Morgenrot!

Lieber Otto, lieber, lieber Knabe!
Ach, du hörst mich, hörst den Bruder nicht!
Morgen ruhst du schon im dunkeln Grabe!
Nimmer hörst du, was dein Bruder spricht!
Wie ich dich mit Küssen auch bedecken,
Wie ich deinen Namen rufen mag! —
Nimmer, nimmer kann ich dich erwecken!
Nimmer, nimmer, nimmer wirst du wach!

Ach, da liegst du mit so bleichen Wangen,
Ihre Röte, ihre Farbe wich;
Deine rabenschwarzen Wimpern hangen
Tief herab, sie heben nimmer sich!
Deine Händchen, ach! so kalt, sie liegen
Auf der Brust — jetzt ist sie frei von Schmerz!
Deine blonden, glatten Härchen schmiegen
An die Stirne sich, — o brich, mein Herz!

Wie ein Engel schlummerst du; ein Lächeln
Spielt um deinen blassen, teuern Mund!
Schmerzvoll floh dein Leben unter Röcheln —
Doch kein Zug macht jene Schmerzen kund!
Otto, Bruder! Knabe, den voll Wonne,
Den voll Lust des Bruders Auge sah,
Nimmer lacht dir mehr die schöne Sonne,
Nimmer stammelst du dein kindisch: „Da!"

Nimmer streckst du mehr die kleinen Hände
Nach des Bruders offnen Armen aus!
Schwankst nicht mehr um dieses Stuhls Gelände,
Zausest mir nicht mehr die Haare kraus!

Nimmer sehen mich mit treuem Blicke
Deine großen, braunen Augen an!
Deine warme, kleine Hand, ich drücke
Nie sie mehr! — Die schöne Zeit verrann!

Sie verrann! — Des teuern Vaters Rufen
Hörtest du und folgtest bald ihm nach!
Spielest jetzt an Gottes Thronesstufen;
Trinkst aus lautrer, ew'ger Freude Bach! —
Doch wir jammern, Engel! — Gottes Wille,
Herbe, herbe trifft er unser Herz,
Und an deiner lieben, bleichen Hülle
Klaget Mutter-, Bruder-, Schwesterschmerz!

O leb' wohl! ins Händchen diese Blume
Drück' ich dir, von Vaters Grab gepflückt,
Schwinge sie in Gottes Heiligtume,
Wenn dein Aug' den Vater dort erblickt!
Grüß' den Vater, Otto! Beim Empfange
Bring' ihm Ferdinands, des Bruders, Gruß!
Küsse jubelnd ihm auf Mund und Wange
Diesen heißen, heißen, letzten Kuß!

Otto! Bruder! lebe wohl, wir glauben
An ein Dort — das macht die Trennung leicht!
Diese Locke laß mich dir noch rauben,
Diese Locke, ach! von Tränen feucht!
Lebe wohl! Und sterb' ich einst, dann gleite
An mein Sterbebett im Lichtgewand!
Und zu allen Lieben dort geleite,
Engelchen! mich deine Bruderhand!

Die Leiche.

Da liegst du, still und ernst und kalt,
Du bleiche, schlummernde Gestalt,
Auf schlechten Hobelspänen!
Ich seh' dich an und küsse dich
Und weine laut und bitterlich
Dir meine heißen Tränen!

Wie blaß, wie blaß dein Angesicht!
Wie deine Haare, dicht und schlicht,
Sich an die Stirne schmiegen!

Wie hängt die Wimper, schwarz und lang,
Hernieder auf die welke Wang'!
Welche Ruh' in deinen Zügen!

Wie weiß, wie weiß dein Grabgewand!
Wie fromm gefaltet Hand in Hand!
Wie fest der Mund geschlossen!
Und welcher Friede, still und mild,
Ist über dich, du bleiches Bild,
Vom Tode ausgegossen.

Dein Kampf war kurz, dein Friede währt!
Gar süße Ruh' wird dir beschert
Unter kühlen Trauerbäumen,
Im trauten Schrein, im Kämmerlein,
Gedeckt vom leichten Blumenrain,
Da magst du schlafen und träumen!

Der Leib zerstäubt! Sein Wohner bleibt!
Der Keim verwest, die Ähre treibt!
Aus enger, dunkler Hülle
Ringt strahlend sich der Falter los
Und trinkt aus duft'ger Kelche Schoß
Der Seligkeiten Fülle.

So sprengst auch du die Hülle bald,
Du bleiche, schlummernde Gestalt,
Und schwelgst in Himmelshainen.
Doch erst mußt du hinab, hinab!
Hinab ins kalte, dunkle Grab,
Und darum muß ich weinen!

Ich kann, ich kann nicht von dir gehn!
O, könnt' ich immer bei dir stehn
Hier neben deinem Schragen;
O, könnt' ich stets im Leichenschmuck
Dich schaun, mit Kuß und Händedruck
Dir meine Liebe sagen!

Doch, weh! die Totenglocke schallt!
Noch einen Kuß! Wie eisig kalt!
Seine Kält' kann mich nicht schrecken!
Zum letzten Male küss' ich dich,
Und weine laut und bitterlich,
Und möchte gern dich wecken!

Kindergräber.

1831.

Blüten, die ihr, kaum entsprossen,
Schon für immer euch geschlossen:
Die des Todes Hand gepflückt,
Die des Sturmes Hauch geknickt:
Heil euch, Fried' und ew'ge Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Bald erwacht von Erdenträumen,
Flogt ihr auf zu schönren Räumen!
Der Zypresse Trauergrün
Und ein Kranz von Rosmarin
Krönen euch zur ew'gen Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Ja, zum ew'gen Himmelsglücke!
Und doch sehn mit dunkelm Blicke
Weinend wir zu euch hinab —
Tief und schaurig ist das Grab!
Sehn euch nach mit tiefem Leide,
Engelchen im Sterbekleide!

Ach! ist doch so schön das Leben!
Freundschaft, Liebe, sie durchweben
Es mit Blumen, machen's süß,
Machen es zum Paradies;
Hin für euch ist seine Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Und doch Heil euch! schönre Auen
Werdet ihr dort oben schauen!
Ach, auch herber, tiefer Schmerz
Trifft hienieden unser Herz!
Wißt nun nichts von Schmerz und Leide,
Engelchen im Sterbekleide!

Frei von Harm, von Erdenmängeln,
Schwebt ihr nun mit andern Engeln
Zu des Ew'gen Thron hinan,
Licht mit Flügeln angetan!
Blickt auf uns herab voll Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Da durchströmt die kalten Glieder
Warmer Lebenshauch euch wieder;
Frische Röte schmücket euch
Dann die Wangen, jetzt so bleich!
Heil euch drum und ew'ge Freude,
Engelchen im Sterbekleide!

Und die euch vorangegangen,
Alle Lieben, sie empfangen
Euch mit namenloser Lust,
Drücken euch an ihre Brust:
Sprechen: Heil euch! Himmelsfreude!
Engelchen im Sterbekleide!

Und den Kranz, den wir euch bringen,
Um die kalte Stirn euch schlingen, —
Von dem tränennassen Haar
Nehmt ihr ihn und reicht ihn dar
Den Geliebten! Heil euch! Freude!
Engelchen im Sterbekleide!

Und wann wir den Kampf nun streiten,
Den ihr streitet — o, dann gleiten
Eure Seelen erdenwärts,
Lindern unsers Todes Schmerz,
Sprechen: Folgt durch Schmerz zur Freude
Uns im weißen Sterbekleide!

O, so schlummert, teure Hüllen,
Denn im tiefen, kühlen, stillen,
Moosbewachsnen Grabesport!
Dort sehn wir uns wieder! dort!
Schlummert ruhig! Heil euch! Freude!
Engel ihr im Sterbekleide!

Lust am Sterben.

Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Wo mir der Tod sein Wort erfüllt.
Der Blumen wird man auf mich streuen,
Wenn mich ein Totenhemd umhüllt.

Wie einen kampfesmüden Ringer
Wird man mit Kranz und Band mich schmücken,
Und bebend werden leise Finger
Die starre Wimper niederdrücken.

Vielleicht wird mancher um mich weinen;
Und der geweinten Tränen Zahl
Wird sich zu einer Wolke einen,
Leicht wie ein Morgensonnenstrahl.
Auf dieser Wolke duft'gen Wagen
Setzt fesselloS mein Geist sich dann,
Und Seufzer und Gebete tragen
Ihn himmelan, ein rasch Gespann.

Dann trink' ich aus des Lebens Bronnen,
Dann hör' ich Harfen, voll und süß —
O nein! es ist nicht bloß ersonnen,
Es gibt gewiß ein Paradies!
Dort werd' ich von den Frommen, Treuen,
Die längst schon droben sind, gegrüßt; —
Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Die mir des Himmels Tor erschließt!

Der Tod.

1830.

Der Tod ist gar ein guter Mann;
Er geht bergab, er geht bergan;
Seine Hand ist kalt, sein Antlitz bleich,
Sein schwarzer Mantel weit und weich.

Er tritt zu jeder Pforte ein,
Mag's Fürstenschloß, mag's Hütte sein,
Und hilft — er hat ein reich Gemüt —
Wenn er betrübte Leute sieht.

Dem Säugling, der im Fieber liegt,
Sich jammernd an die Mutter schmiegt,
Sie stummen Blicks um Hilfe fleht,
Und ihre Tränen nicht versteht:

Ihm bietet er die kalte Hand,
Und tritt an seines Bettchens Rand,
Und küßt ihn auf den brennenden Mund,
Und spricht: „Du Lieber, sei gesund!"

Und faltet seine Händchen dann —
Sie brennen nicht mehr! — der gute Mann,
Und drückt ihm sanft die Äuglein zu,
Spricht leise: „Schlummre, schlummre du!"

Dem Manne, der die ganze Welt
Mit brünst'ger Lieb' umfangen hält,
Des Liebe keiner, ach, versteht,
Und dem das tief zu Herzen geht:

Er klagt und will verzweifeln schier:
„Was soll dies warme Herze mir,
Das jeden gern als Bruder grüßt
Und jedem willig sich erschließt?

Des Glut, wie sie auch liebend brennt,
Doch keiner erwidert, jeder verkennt?
O Gott, schenk' ihm die ew'ge Ruh'!
Nimm es zu dir! du kennst es, du!"

Ihm bietet er die kalte Hand
Als einer schönern Zukunft Pfand;
Er küßt seinen Mund mit eis'gem Kuß:
„Wohl dem, der so verkannt sein muß!"

Dem Greise, der, gebeugt und schwach,
Vom Leben nichts mehr wissen mag,
Der, süßen Hoffens voll, gefaßt,
Entgegensieht der letzten Rast:

Auch ihm beut er die Rechte dar
Und glättet ihm das weiße Haar
Und zieht das Totenhemd ihm an
Und sagt: „Ruh' aus, du alter Mann!"

So macht er es mit allen drein,
Hüllt sie in seinen Mantel ein
Und trägt mit stillem, zufriednem Sinn
Zum Kirchhof sie, der Gute, hin;

Und schaufelt ihnen auch ein Grab
Und senkt sie sorgsamlich hinab
Und deckt das Grab mit Rasen zu:
„So liegt ihr weich und warm dazu!

Nun träumt vom schönen Himmelssaal
Und seinen Freuden allzumal,

Bis ihr aus eurer langen Nacht
Zum Tage, der nicht sinkt, erwacht!“

Der Tod ist ein gar guter Mann,
Er hilft, wo keiner helfen kann;
Seine Hand ist kalt, sein Antlitz bleich,
Sein schwarzer Mantel weit und weich.

Der große Teich in Soest.

1830.

Des Lemans[1]) blaue Wogen
Und seinen Zauberstrand,
Von Alpen rings umzogen,
Wie vom kristallnen Band;
Und jenes Sees[2]) Gestade,
Den wild der Rhein durchzieht,
Daß bangend die Najade
Zur blauen Tiefe flieht;

Den See[3]), aus dessen Welle
Im Widerschein das Bild
Von Wilhelm Tells Kapelle
Verklärt zurücke quillt;
Den See[4]), in dessen Mitte
Das Eiland sich erhebt,
Wo in umlaubter Hütte
Jean Jacques einst froh gelebt;

Und tausend andre Seen
Voll Schaum, mit Rohr umkränzt,
Von waldumrauschten Höhen
Und Felsen rings begrenzt;
Auf die manch alt Gemäuer
Die langen Schatten streckt,
Wenn es der Dämmrung Schleier
Verhüllend halb bedeckt;

---

[1]) Der Genfer See.
[2]) Der Bodensee.
[3]) Der Vierwaldstätter See.
[4]) Der Bieler See, in welchem die Petersinsel liegt, wo sich der Philosoph J. J. Rousseau eine Zeitlang aufhielt.

Die ich in einen Rahmen
Nicht alle fassen kann,
Auf deren fremde Namen
Ich schon vergebens sann:
Sie alle kennt ein jeder
Im heil'gen Deutschen Reich;
Nur ach! — bei meiner Feder! —
Nicht unsern großen Teich!

Sie sang mit Dichtergluten
Schon manches Barden Mund;
Des großen Teiches Fluten
Gab noch kein Sänger kund.
Drum will ich ihn besingen!
Komm! streck' dich, Pegasus!
Entfalte deine Schwingen!
Spring an mit raschem Fuß!

Und du, o keusche Nymphe,
Du blaue Nixenmaid
Des größten aller Sümpfe:
Im schilfig grünen Kleid,
Hervor aus dunkeln Tiefen
Komm! gib mir Sangeslust,
Und Töne, die noch schliefen,
Erweck' in meiner Brust!

Und euch, die ihr im Teiche,
Von seinem Schaum gekühlt,
Zur nahen Sommerbleiche
Die Wäsche netzt und spült:
Ihr jungen, alten Schönen
Mit aufgeschürztem Kleid,
Euch soll mein Lied ertönen,
Nur euch sei es geweiht!

Kein Hain, darin die Rose
Erglüht; kein alter Baum,
Geschmückt mit grünem Moose,
Prangt an des Teiches Saum;
Kein Felsen, stolz sich türmend,
Steht an des Bordes Rand
Und schaut, die Flut beschirmend,
Hinab zum nassen Strand.

Kein Schilf rauscht am Gestade;
Kein grüner Uferrain
Lädt uns zum feuchten Bade
In Sommers Schwüle ein;
Und keine Fischerdirne
Legt abends mit Gesang,
Gelock auf weißer Stirne,
Die Reusen in den Tang.

Hier trägt, vom Rot umgaukelt,
Des Abends uns kein Kahn,
Von blauer Flut geschaukelt,
Auf kühler Wellen Bahn;
Kein Schlag von Rudern schallet
In sichern Hafens Port;
Kein Lied der Fischer hallet
Mit tönendem Akkord.

Nicht blicken Burgruinen,
Umhüllt vom Efeukranz,
Mit düster ernsten Mienen
Herab zum Wellentanz;
Nichts, was voll Reiz und Größe
Uns schneller treibt das Blut —
In armer, nackter Blöße
Ruht unsers Teiches Flut.

Doch, wenn's auch seinem Strande
An äußerm Schmuck gebricht,
Weicht selbst dem Feenlande
Des Weihers Tiefe nicht,
Wo sich im Wellenschoße
Der Nixen Schloß erhebt,
Geziert mit grünem Moose,
Vom feuchten Schilf umbebt.

Von Gold sind seine Zinnen,
Die Mauern von Kristall;
Von Schmelz das Dach; und drinnen
Glänzt funkelnd mancher Saal.
Die stolzen Pforten strahlen
Von Lahn[1]) und Diamant,
Und bunte Muschelschalen
Bedecken rings die Wand.

[1]) Lahn: m. aus frz. lame, f. = dünne Metallplatte, Draht.

Hier ist es, wo im kühlen
Gemach die Nixe ruht;
Auf weichen Seetangpfühlen,
Umspielt von blauer Flut.
Hier thront, vom lauten Strande
Entfernt, das Wasserweib,
Und grüne Prachtgewande
Umschließen ihren Leib.

Des Haares dichte Flechten
Berühren weich den Pfühl;
In ihrer feuchten Rechten
Hält sie den Lilienstiel;
Und schmucke Wasserdirnen
Umstehn sie Paar bei Paar,
Umwallt die hohen Stirnen
Vom dunkelblauen Haar.

Die weingefüllte Schale
Erglänzt in ihrer Hand;
Es perlen die Pokale,
Gefüllt bis an den Rand.
Stets dampfen Goldfasanen
Am Bratspieß durch die Luft,
Und fette Ortolanen
Verbreiten Götterduft.

Stets sprudeln volle Kessel
Im warmen Küchenraum;
Drum naht des Eises Fessel
Auch nie des Ufers Saum.
Drum ist des Weihers Fläche
Auch stets mit Dampf bekränzt,
Wenn die der Ströme, Bäche
Von starrem Eise glänzt.

Und im kristallnen Hause,
In seiner Mitte, fest
Verwahrt, ist eine Klause;
Von Blättern wie ein Nest
Umwölbt; von schwanken Zweigen
Und Knospen leis umspielt;
Die heben sich und neigen,
Gleichwie vom West gekühlt.

Und tritt man an die Schwelle,
Die ernst ein Storch bewacht,
Und blickt hinein zur Zelle,
Der grünen, — welche Pracht!
Da sieht man, von dem Spiele
Der Zweige halb verdeckt,
Ganz kleiner Kinder viele
Auf Muscheln ausgestreckt.

Und oftmals spricht die Nymphe
Des dunkeln Wogenblaus:
„Flieg aus, du Herr der Sümpfe!
Getreuer Storch, flieg aus!
Nimm eins der kleinen Kräutchen,
Die warm mein Hauch beseelt,
Und bring's den jungen Leutchen,
Die neulich sich vermählt!"

Drum rat' ich jedem Paare,
Das jüngst sich erst verband:
Stracks, kommt ihr vom Altare,
Geht zu des Teiches Strand:
Und naht mit frommem Sinne
Der Nixe goldnem Thron,
Dann schenkt sie eurer Minne
Gewiß den schönsten Lohn!

Br! Pegasus! Erklinge,
Mein Lied, in Börd' und Stadt,
In Schloß und Dorf, und dringe,
So weit das Wochenblatt
Nur dringt; des Teiches Ehre
Mach' kund im ganzen Reich,
Und allen sag' die Märe
Von unserm großen Teich!

Ballade[1]).

1830.

Wie funkelt im Tale der eisige See!
Wie schimmert sein Spiegel von Reif und von Schnee!

[1]) Nach einer wahren Begebenheit, welche uns vor kurzem öffentliche Blätter meldeten.

Wie ruht er, umkräuselt vom dampfenden Kranz
Des Nebels! Wie lockt er zum fliegenden Tanz!

Wie eilen die Knaben hernieder ins Tal!
Wie schwingt ihre Rechte den blinkenden Stahl!
Sie senden dem Eise den jubelnden Gruß,
Betreten das Glatte mit schwebendem Fuß.

Sie reichen in flüchtigem Lauf sich die Hand:
Sie fliegen hinab am gebogenen Strand:
Sie fliegen, sie schweben wie Vögel der Luft
Wohl über der tückischen, wogenden Kluft.

Sie rufen: Wie bist du so lieblich, so gut,
Du harte, du glatte, gefrorene Flut!
O, trügst du uns stets auf kristallenem Gleis!
O, schwebten wir immer auf starrendem Eis!

Es hört sie der Seegreis im brausenden Grund.
Er schüttelt die Locken, es lächelt sein Mund.
Er schlägt an die trügrische Decke mit Macht;
Da spaltet das Eis, und es bricht, und es kracht.

Und alle versinken in bläuliche Flut;
Sie ruhn, wo der Seegreis, der tückische, ruht.
Hinab sehn die Eltern mit klagendem Blick —
Von dreimal zehn Knaben kehrt keiner zurück!

Das Wallrondell am Grandwegstore zu Soest.

1830.

Die du ernst, in düstrer Trauer
Auf mich niederblickst, o Mauer!
Du, die fest im Zeitensturm,
Wie dich Efeu auch umrankte,
Nimmer bebte, nimmer wankte,
Wie im Meer ein Felsenturm;

Hier, wo jetzt, in heil'ger Nähe,
Hoch herab von deiner Höhe
Deutsche Vorzeit zu mir spricht,
Hier, in deines Schoßes Hülle,
Saß in nächtlich dunkler Stille
Einst das heimliche Gericht.

Hier, in schauerlicher Runde,
Saß, der erste in dem Bunde,
Einst der Freigraf, ernst und hehr;
In des Mantels weiten Falten,
Hohe, schaurige Gestalten,
Rings die Schöffen um ihn her.

Hier stand zitternd der Verbrecher,
Wenn der Unschuld finstre Rächer
Er gebietrisch vor sich sah;
Und der strenge Freigraf winkte,
Und des Dolches Schärfe blinkte,
Blutend lag der Frevler da!

Hier, wo ich jetzt sinnend stehe,
Hörte man das dumpfe „Wehe!"
Das der Freigraf richtend sprach.
Schwerterklirren, Waffentöne,
Der Erschlagnen bang Gestöhne
Hallten hohl die Mauern nach.

Sie entflohn, die finstern Zeiten;
Nur die grauen Steine deuten
Uns, was Großes hier geschehn.
Sie, die einst in diesen Hallen
Richtend saßen, sind gefallen,
Waren, — doch die Steine stehn!

Ja, sie stehen! graue Zeugen
Grauer Vorzeit; stehn und schweigen,
Ernst und still, in düstrer Ruh';
Doch von ihrer moos'gen Krone
Wehen sie der Nachwelt Sohne
Schauer großer Vorzeit zu.

Der Turm der Thomaskirche zu Soest.

1830.

Den schönen Bewohnerinnen Soests und dem Domküster zu Pisa gewidmet.

Wo in Arnos Blumentale,
Von Orangenduft umschwebt,
Pisas alte Kathedrale
Ihren Glockenturm erhebt;

Ihn, der bis zur kühnsten Höhe
Stolz, ein grauer Riese, steigt
Und — vernehmt's in Fern' und Nähe! —
Schief sich auf die Seite neigt[1]);

Rechnen alle sich zur Ehre
Ihres Turmes Herrlichkeit;
Glauben, seinesgleichen wäre
Nirgend in der Christenheit.
Doch vor allen glaubt's der Küster,
Der des Turmes Tor bewacht;
Aber, warte nur, Philister,
Heute wirst du ausgelacht!

Meinst wohl wunder, was es wäre,
Wenn von deinem Dohlennest
Bis zum blauen Mittelmeere
Du die Blicke schweifen läßt;
Wenn dein Auge hoch vom Turme
Niederwärts zum Arno sieht,
Wie er schäumend, wild, im Sturme,
In des Meeres Arme flieht!

Meinst wohl wunder, was es wäre,
Siehst du Arnos Wimpelkranz,
Der Fregatte, der Galeere
Und der Gondel leichten Tanz!
Wenn am Abend, da der Sterne
Glanz in Dunkel nun verschwimmt,
Hell, in duft'ger Nebelferne,
Dir Livornos Leuchtturm glimmt!

Denkst wohl, nur im Arnotale
Werde solch ein Turm geschaut;
Nie sei auf so geniale
Art ein andrer Turm gebaut!
Armer Küster! wie im Meere
Schnell entflieht der Wellen Schaum,
Flieht, mit deines Turmes Ehre,
Heute, ach! dein schönster Traum!

---

[1]) An der Kathedralkirche in Pisa ist der berühmte schiefe Turm, auf dessen Plattform man die herrlichste Aussicht genießt.

Wisse, in Westfalens Auen,
Wo zwar nicht Orangen glühn,
Aber doch mit weißen, blauen
Blumen die Kartoffeln blühn;
In Susatums Mauerkranze,
Den der Soester Bach durchfließt,
Wo mit blauem Schieferglanze
Mancher Turm den Wandrer grüßt;

Auf des heil'gen Thomas Sitze,
Vis-à-vis der Kirche Chor,
Ragt mit halbgeneigter Spitze
Schief der Glockenturm empor.
Schief — sträubt nicht bei diesem Worte,
Bester Küster! sich dein Haar,
Da es deines Turmes Pforte
Einsturz dräuet und Gefahr?

Ja, es sträubt sich, denn die Ehre
Deines Turms, daß er allein
Schief sei, schwindet; die Altäre,
Die ihm rauchten, stürzen ein!
Töne laut durch Berg' und Tale,
Meines Liedes Donnersturm!
Wir auch, trotz der Kathedrale,
Haben unsern schiefen Turm!

Jener prangt mit schiefer Spitze,
Weil sein Grundstein sich gesenkt;
Doch durch schöner Augen Blitze
Wurde unsrer schief gelenkt.
Hör' es, Küster! und erstaune,
Wie ein Turm, aus Holz und Stein,
Von verliebter Knabenlaune
Heiß ergriffen konnte sein!

Nicht zu fern vom Turme lächelt
Unsres Walles Wandelbahn,
Der, wenn kühl der Zephir fächelt,
Unsre Soester Schönen nahn;
Wo mit hohen Lockentürmen,
Weiten Ärmeln, breitem Hut,
Und mit seidnen Sonnenschirmen,
Sie der Sommersonne Glut

Kühn mit Heldensinn verachten.
Um sie besser nun zu sehn,
Trieb den Turm sein zärtlich Schmachten,
Auf die Seite sich zu drehn.
Ja, er tat's; und tut's noch immer,
Denn der Greis hat Jünglingsblut;
Jedem hübschen Frauenzimmer
Guckt er schelmisch untern Hut.

Doch wenn trübe Wolken wallen
Und des Westes Säuseln schweigt,
Kalten Regens Tropfen fallen,
Keine Maid den Wall ersteigt:
Dann zerfließt in heißem Sehnen
Fast des Turmes volles Herz,
Und es rollen dicke Tränen
An dem Dache niederwärts.

Doch bleibt seine zarte Liebe
Unerwidert, ungefühlt.
Seines Herzens Flammentriebe
Lodern stets noch ungekühlt;
Denn die Wettermädchen haben,
Wie das ja ein jeder weiß,
Lieber einen schlanken Knaben,
Denn solch alten, schiefen Greis.

Dennoch wanket seine Treue
Nimmer, nie sein fester Sinn!
Immer blickt er noch aufs neue
Nach den harten Schönen hin.
Mädchen! lest in seinen Blicken
Unerhörter Sehnsucht Pein!
Will denn keine ihn beglücken?
Keine je die Seine sein?

Soesterinnen! seht des Armen
Liebesnot und Liebesqual!
Habe eine doch Erbarmen!
Auf! im kerzenhellen Saal
Tanzt mit ihm den Hochzeitsreigen!
Schmückt ihn mit dem Hochzeitskranz!
Als den flinksten Tänzer zeigen
Wird er sich im Wirbeltanz.

Doch, wohin? du meiner Leier
Stürmisch brausender Akkord?
Nützet doch ja keinen Dreier
Meines Liedes bittend Wort!
Drum zurück nach Welschlands Auen,
Nach des Arnos Uferpracht,
Daß wir doch zum Schlusse schauen,
Was der welsche Küster macht.

Seht, er gibt sich überwunden!
Zitternd steht er da und bebt.
„Meines Lebens schönste Stunden",
Spricht er, „hab' ich, ach! gelebt!
Euer Turm entriß dem meinen
Seines Ruhmes schönsten Kranz;
Klagen will ich nun und weinen
Um des meinen einst'gen Glanz!

Euren Turm wird Ehre krönen
Noch Jahrhunderte hindurch;
Ihn, der treu nach vielen Schönen
Blickt, wie Ritter Toggenburg
Nach der einen sah. Vom Throne
Steige, Pisas schiefer Turm!
Denn fortan gebührt die Krone
Nur dem Soester Thomasturm!"

Der Mauerturm (Katzenturm) auf dem Ulrichswalle zu Soest.

1830.

Sieh! Purpur schimmert im Osten!
Es dämmert! Der Morgen graut!
Schrill tönet im grün bemoosten
Gesteine des Käuzchens Laut.

Ich nahe dem Turm; ich schaue
Hinein — mein Wunsch ist erfüllt!
Ich seh' in dem alten Baue
Aus alten Zeiten ein Bild.

Hoch oben auf Turmes Zinne,
Da flattert der Stadt Panier
Und schaut mit trotzigem Sinne
Nach Feindes Zelterevier.

Gelehnt auf die Hellebarde,
Steht dort ein rüstiger Mann
Und blickt durch die Mauerscharte
Und sieht die Belagrer an.

Ein Jüngling mit blauen stolzen
Glutaugen, harnischumhüllt,
Mit Bogen und Spieß und Bolzen,
Sitzt dort auf buckligem Schild.

Dort schlummern, in düstrer Ecke,
Von nächtlicher Wache matt,
Auf wärmenden Mantels Decke,
Zwei alte Hüter der Stadt.

Da wiehern der Feinde Rosse,
Da tönet der Hörner Schall;
Befiedert schwirren Geschosse
Herüber zum festen Wall.

Da greifen sie all zum Bogen,
Betreten des Walles Saum; —
Hell strahlet die Sonn'! Entflogen,
Verschwunden ist, ach! mein Traum.

Das Nöttentor zu Soest.

1830.

(Kurz vor Abbruch desselben gedichtet.)

„Uns ist in alten Mären Wunders viel gesungen,
Von Helden mit Lob zu ehren, von großen Handelungen
Von Freuden und Festlichkeiten, — — — — — — —
— — — — — — — mögt ihr nun Wunder hören sagen."
Lied der Nibelungen, Vers 1—4.

„Die du schon oft mit zauberischem Walten
Des Jünglings Sehnen liebevoll gestillt,
Ihm alter Helden dämmernde Gestalten
Gezeigt und großer Vordern hohes Bild;
Die du ihm oft schon jenes Schleiers Falten
Emporgehoben, der das Einst verhüllt;
Die du schon oft nach grauer Vorzeit Tagen
Auf deinen mächt'gen Schwingen ihn getragen:

O Phantasie, du Göttermädchen! neige
Noch einmal dich des Sängers heißem Flehn!
Geleite ihn an deiner Hand! Besteige
Mit ihm des Walles grüne Rasenhöhn!
Und seinem Aug', dem frohentzückten, zeige,
Was dieses Tores Zinnen einst gesehn;
Die Mannen zeig' ihm, die durch diese Bogen
Einst in der Feste Mauern eingezogen!"

So rief ich aus, als in der Dämmrung Strahle
Ich auf der Stadt Umwallung mich erging;
Als Dunkel rings die taubesprengten Tale
Und der Gehöfte stillen Kreis umfing;
Als um die Mauern — düstrer Vorzeit Male —
Sich dichter nun des Zwielichts Mantel hing;
Und eh' der Rede Töne noch verhallten,
Sah ich schon nie Erblicktes sich gestalten.

Das Dunkel floh! Im hellen Waffenglanze
Erstrahlte rings der Ebne weit Gefild';
Hell strahlte Schwert, hell strahlten Helm und Lanze,
Hell strahlte bläulich manch geschmückter Schild.
Ein Zug von Reitern naht; als ging's zum Tanze,
So sprengten sie auf nassen Rossen wild
Heran; schon seh' ich ihre Fähnlein flattern
Nicht fern des Tores festversperrten Gattern.

Und plötzlich sprengt mit langverhängtem Zügel
Ein junger Herold aus dem Schwarm hervor.
Sein Renner eilt, als hätt' er Windesflügel;
Schon widerhallt sein Hufesschlag vom Tor.
Und hoch im straffen, reichverzierten Bügel
Hebt sich der Degen schlank und leicht empor;
Und zu dem Türmer dort auf hoher Pforte
Spricht er jetzt laut mit edlem Stolz die Worte:

„Von jenen Helden aus den Niederlanden,
Die euch ihr Ruhm gewißlich schon genannt,
Die manchen Kampf mit Kühnheit schon bestanden
Im blutgetränkten, ehernen Gewand;
Die manchem Recken schon den Kranz entwanden,
Von ihnen, Städter! bin ich hergesandt!
Gern wären sie als Gäste euch verbunden,
Die starken Nibelungen und Burgunden!"

Da öffnen sich des Tores finstre Bogen!
Sie nahen sich, die Krieger allzumal;
Mit dumpfem Tosen, wie des Meeres Wogen,
So nahen sie, umglänzt vom blauen Stahl
Und aus der Stadt kommt jetzt herbeigezogen
Der edlen Bürger dichtgedrängte Zahl,
Um sie zu schaun, die kriegerischen, kecken,
Die sieggewohnten, kräftig-starken Recken.

Voran, umringt von seinen treuen Knappen,
Sprengt Hagen stolz, in funkelnd blauer Wehr.
Leicht tummelt er den schaumbedeckten Rappen,
Hoch schwingt er ihn, den mörderischen Speer.
In seines Schildes Mitte strahlt als Wappen
Ein mächt'ger Adler, stark und wild und hehr;
Und von des Helmes blankem Eisenspiegel
Blickt stolz ein Aar mit ausgespanntem Flügel.

Hoch überragt er seine Kriegsvasallen;
Wie Rabenschwingen schwarz ist sein Gelock.
Von Gold sind seines Wehrgehenkes Schnallen;
Von festem Eisen ist sein Panzerrock;
Und seines Mantels Purpurfalten wallen,
Verbrämt mit Pelz, weiß wie des Schnees Geflock;
An seiner Lende klirrt in goldner Scheide
Schwert Balmung, einst des edlen Siegfried Freude.

Das Schwert, das einst der ritterliche, milde,
Der Santner Held, der kühne Siegfried, trug;
Er, der Gemahl der lieblichen Kriemhilde,
Den Hagen einst voll arger List erschlug;
Als wehrlos er, entblößt von Schwert und Schilde,
Entfernt von seiner Mannen treuem Zug,
Am Brunnen stand, da hatte ihn erschlagen
Der finstre Degen dort, der grimme Hagen.

Doch sagt mir an, wer ist der junge Ritter,
Der jetzt heransprengt, dessen Roß sich hebt,
Daß mit Geklirr des Tores Eisengitter
In seinen Angeln rasselt und erbebt?
In seiner Rechten hält er eine Zither;
Ein goldner Schwan, gekrümmten Halses, schwebt
Auf seinem Helm, und gelbe Locken hangen
Um seine Stirn, um seine braunen Wangen.

Das ist der Spielmann von Alzei, der kühne,
Vieledle Volker, Hagens Kampfgenoß.
Mit heiterm Blick, mit sorglos froher Miene
Sitzt er im Sattel, bändigt er sein Roß.
Schon mancher Recke, manch gewalt'ger Hüne
Erlag dem Helden; manches Fürstenschloß
Sah seines Liedes Klängen froh entgegen,
Denn Schwert wie Zither führt der tapfre Degen.

Jetzt naht auf wildem, reichgezäumtem Schecken
Der schnelle Dankwart, feurig, stolz und kühn,
Der Bruder Hagens. Purpurrote Decken
Sind's, die des Helden Sattelzeug umziehn.
Ihm folgen sie, die andern starken Recken;
Hei! wie so blau die lichten Helme glühn!
Wie glühen sie, umwallt vom Helmesbusche!
Wie dröhnt das Tor von der Drommeten Tusche!

Ha! wie so laut die krummen Hörner klingen!
Ha! wie so wild der Schwerter Klirren schallt!
Ha! wie die Recken ihre Speere schwingen!
Wie starrt, wie strahlt der Lanzen ehrner Wald!
Seht! immer mehr und immer mehr noch dringen
Ins Tor herein; die Mauerwölbung hallt!
Seht her! wie grüßt im stürmischen Gedränge
Der Bürger Schwarm der fremden Gäste Menge.

Seht! — doch im Nu verschwand, was ich gesehen;
Im Nu zerrann, was ich geschaut, in Duft!
Rings herrschte Dunkel, und mit kühlem Wehen
Umsäuselte mich feucht die Abendluft.
Still war es wieder auf des Walles Höhen;
Still, wie im Schoß der stillen, dunkeln Gruft;
Kein Hörnerschall, kein Jauchzen, kein Gewühle!
Nur rauschte klappernd dort das Rad der Mühle.

Doch was ich sah, was mir mit Zauberwalten
Die Phantasie, die göttliche, gezeigt;
Bewohner Soests! euch sang ich die Gestalten,
Die kräftig einst Germanien gezeugt!
Die alte Sage wollt' ich euch entfalten
Von dem, was uns der Chronik Mund verschweigt;
Euch zeigt' ich sie, die hehren Nibelungen;
Nehmt freundlich auf, was ich euch gern gesungen!

Das arabische Roß in der Fremde.

1830.

Fern auf dem gelblichen Sande der Wüste,
Unter des Arabers wanderndem Zelt,
War's, wo den freundlichen Tag ich begrüßte,
Ihn und die schöne, die lachende Welt.
Voll von der Ahnen, der feurigen, Mute,
Grüßte ich wiehernd des Hüttenbaus Rund,
Und meine Mutter, die bräunliche Stute,
Leckte mir kosend den rötlichen Mund.

Freundlich mich streichelnd, mit lächelnder Miene
Ringelnd des wallenden Mähnenhaars Schnee,
Sah mich der braune, der biedre Beduine,
Froh mich vergleichend mit Palmenhains Reh;
Und seine schwärzlichen Buben, den Bogen
Dort vor dem Zelte mit kräftigem Arm
Spannend, sie eilen, sie kommen geflogen;
Jubelnd, mich preisend, ein freudiger Schwarm.

Kräftig erwuchs ich; erging mich im Grase,
Das dort, durchrieselt von Murmelbachs Flut,
Wogend sich hob in der grünen Oase,
Dattelnbeschattet vor Sonnenstrahls Glut.
Und es bestieg mich mein Herr; der Gazelle
Ähnlich, durchschoß ich der Wüstenflur Sand:
Eilte voraus wohl dem schnellen Kamele:
Tummelte leicht mich des Arabers Hand.

Oftmals wohl hab' ich im fliegenden Tanze
Blitzschnell die sandige Ebne durchsaust,
Klirrte am Bügel die ragende Lanze,
Zischt' ihm das Schwert von Damask in der Faust.
Oft wohl vernahm ich das scharfe Geklirre,
Schreckte mein Reiter der Wandernden Schar;
Oft wohl vernahm ich der Speere Geschwirre;
Pulverumwölkt oft die Mähne mir war.

Oftmals wohl boten ihm Frankistans Söhne,
Mich zu besitzen, hell schimmerndes Gold;
Aber er streichelte Hals mir und Mähne;
Blieb er doch stets mir, der Bräunliche, hold.

Plötzlich dann wandt' er mich, gab mir die Sporen,
Lachte — dahin, wie ein Vogel der Luft,
Flog ich, war für die Erstaunten verloren,
Schwand in der Ferne blauneblichtem Duft.

Und doch besitzt er mich nimmer! Gefangen
Ward ich in tobenden Kampfes Gewühl!
Tödlich verwundet noch sah mit Verlangen
Er auf mich hin, als er blutend dort fiel.
Feindlichen Stamms sind die Söhne der Wüste,
Die mich erbeutet in donnernder Schlacht,
Und nach des Meeres, des schäumenden, Küste
Haben die Raubenden stracks mich gebracht.

Und es erkauft mich mit goldenem Lohne
Fränkischer Schiffer meerfurchende Schar;
Und dem Gebieter auf heimischem Throne
Bringen den Freien als Gabe sie dar.
Sklav' jetzt, besteigen den kräftigen Rücken
Fremde; bin fest an die Fremde gebannt! —
Könnt' ich die Heimat doch wieder erblicken!
Stampft' ich doch wieder Arabias Sand!

Sommerlied.

1830.

Ein schöner, braungelockter Knabe,
So naht der Sommer unsern Höhn;
Er naht mit goldnem Zauberstabe,
Umsäuselt von des Westes Wehn.

Die Stirn bekränzt mit bärt'gen Ähren,
Umschwirrt, umgirrt von Vögelein,
Im Binsenkörbchen saft'ge Beeren,
So zieht er froh durch Flur und Hain.

Er winkt, und warme Strahlen sendet
Die Sonne von des Äthers Blau;
Wohin er seine Schritte wendet,
Da grünt, da prangt, da lacht die Au.

Er winkt, und schwarze Wolken ziehen,
Gehorsam seinem Zauberstab;
Dumpf murmeln Donner, Blitze glühen,
Und milder Regen rauscht herab.

Er winkt, und Segen träuft aus Wettern;
Sie fliehn; verjüngt steht rings die Au,
Und auf den Halmen, auf den Blättern,
Perlt silberhell des Regens Tau.

Am kräuterreichen Bergeshange,
Mit Glöckleinschall und Brüllen, irrt
Die Herde weidend; mit Gesange
Folgt sorgsam ihr der treue Hirt.

Geschwätzig murmelnd eilt die Welle
Des Bächleins rauschend durch das Tal;
Den Kieselgrund flicht die Forelle
Und schnellt empor im Sonnenstrahl.

Rings steht das Korn in grünen Streifen,
So weit mein spähend Aug' nur sieht;
Es wogt und wallt, bald wird es reifen;
Und drüber singt die Lerch' ihr Lied.

Die Vögel zwitschern in den Büschen;
Sie singen all des Sommers Preis;
Sie baden sich im Tau, dem frischen,
Und wiegen sich auf schwankem Reis.

Dir Dank, du holder, brauner Knabe!
Ach bald, schon bald wirst du entfliehn!
Wich doch der Frühling deinem Stabe,
Dich wird uns bald der Herbst entziehn.

Noch prangt durch dich in Sonnenschöne
Die große, herrliche Natur;
Auf denn! mein Sommerlied, so töne,
Noch ist es Zeit, der Sommerflur!

Marcus Curtius.

Ballade.

1830.

Was klagt, was trauert das mächtige Rom?
Was drängt sich das Volk zu den Schwellen
Der Tempel? Was wälzen im Tiberstrom
So trüb sich die brausenden Wellen?

Was wallet der Opfer, der sühnenden, Duft
Empor in die wolkenverschleierte Luft
Von zürnender Götter Altären?
Was blicken die Männer so finster umher?
Was rostet ihr Schwert, und was rostet ihr Speer?
Was rinnen der Jungfrauen Zähren?

Schau' hin! Mit gähnendem, klaffendem Spalt
Zerbarst dort krachend die Erde!
Und gift'ger Qualm aus dem Boden wallt.
Mit verzweiflungsvoller Gebärde
Blickt zagend das Volk der Quiriten hinab;
Kein Aug' mag ergründen das schreckliche Grab;
Nicht erhellt's der Sonne Gefunkel!
Von den Schrecken des Orkus, des finstern, bewacht,
Klafft's bodenlos tief; nur die grausige Nacht
Bewohnt es, und ewiges Dunkel.

Und also lautet der grause Spruch
Der alles beherrschenden Wesen:
(In der Adler, der prächtig kreisenden, Flug
Hat es forschend der Augur gelesen!)
„Die Kluft, sie verkündet der Götter Groll;
Nie wird sie sich schließen, und nimmer soll
Der Zorn der Olympier enden;
Wird Rom nicht das Herrlichste, was es enthält,
Das Stärkste, womit es die Lande der Welt
Bedräun mag, dem Grabe dort spenden!"

Da tönt des Kummers, des Schmerzes Schrei!
Nicht können's die Römer ergründen,
Was das Stärkste, das Beste, das Herrlichste sei,
So im Kranze der Mauern zu finden.
Sie heben die Hände zum Himmel empor,
Sie sprechen Gebete, des Donnerers Ohr
Mit nichtigem Schall zu versöhnen;
Umsonst! Noch ist nimmer das Opfer gebracht!
Noch gähnet, umdunkelt von schauriger Nacht,
Die Spalte der Tiberstadt Söhnen!

Da tritt aus des Volkes, des jammernden, Schar
Ein Jüngling von adligem Stamme;
Mit mutigem Schritte, mit wallendem Haar,
Das Auge voll lodernder Flamme.

Hin blickt er zur Menge, der Jüngling, und spricht:
„Das Stärkste, das Herrlichste, kennet ihr nicht
Des, was ihr besitzet, Quiriten?
Ha! ist's nicht der Mut, der den Busen euch füllt?
Ha! ist es der Stahl nicht, den dräuend und wild
Ihr schwinget mit kriegrischem Wüten?

So opfert ein Herz denn, das brennend von Mut
Schon oft an die Rüstung geschlagen!
Ein Schwert, das schon oft sich in feindlichem Blut
Gebadet mit kühnlichem Wagen,
Den Speer, zum Verderben des Feindes gespitzt,
Den Panzer, mit feindlichem Blute bespritzt,
Sie opfert dem Zorne der Götter!
Wer wagt es? Will keiner der einzige sein?
Wohlan! so will ich denn dem Orkus mich weihn,
Der herrlichen Roma Erretter!"

Und sieh! er zäumet sein mutiges Roß,
Zu Kampf und zu Schlachten geboren;
Nimmt die ragende Lanze, das schnelle Geschoß,
An der Ferse klirren die Sporen.
Den Helm, den stattlichen, drückt er aufs Haupt,
Nimmt den Schild, im Kampfe dem Feinde geraubt,
Nimmt den Panzer, so funkelnd, so helle;
Umgürtet sich drauf mit dem blitzenden Schwert;
Jetzt steht er, von Kopf bis zu Fuße bewehrt,
Schwingt aufs Roß sich und eilet zur Stelle.

Und wie er der Spalte, der schrecklichen, naht,
Grüßt das Volk ihn mit jubelndem Rufe;
Und die Augurn weihn ihn zur heiligen Tat,
Doch wie jetzo mit flüchtigem Hufe
Das Roß hinab soll, da scheut es, da bäumt,
Da schnaubt es, da knirscht es und sperrt sich und schäumt,
Und Angstschweiß deckt ihm die Glieder;
Doch der herrliche Jüngling verzaget nicht,
Ergebung und Mut spricht sein Angesicht —
Furcht kennt er nicht, keck blickt er nieder.

Den wilden Rappen besänftigt er leicht,
Und lenkt ihn zurücke mit Schmeicheln;
Und drückt mit den Schenkeln das Roß, daß es keucht,
Und bändigt's mit Worten und Streicheln;

Blickt um sich — gibt ihm die Sporen dann —
Ein schreckliches Bäumen! — und Roß und Mann
In dem gähnenden Risse verschwinden! —
Rings Stille! — nur tönet mit grausigem Schall
Der Rüstung laut prasselnder, klirrender Hall
Herauf aus den nächtigen Gründen.

Und das Erdreich, das offne, gespaltene, schließt
Sich über dem herrlichen Reiter!
Die Nebel weichen, die Sonne begrüßt
Die Fluren, jetzt lachend und heiter.
Nicht dräut mehr der Weltstadt ein feindlich Geschick;
Und dennoch schauen mit trauerndem Blick
Die Römer zum Schreckensort nieder.
Horch! wie's durch die Hügel, die sieben, ertönt:
„Versöhnt sind die Götter des Orkus! versöhnt!
Doch nimmer kehrt Curtius wieder!"

Ossian.

1830.

Es steht auf fels'gem Meeresstrand
Ein hoher blinder Greis.
Die Harfe hält er in der Hand;
Sein Haar ist silberweiß.
Er steht auf grünem Uferhang,
Am Fuße grauer Klippen,
Und Schlachtenlied und Skaldensang
Entströmet seinen Lippen.

Er singt von Morvens Eichental
Und seiner Heiden Duft;
Von Selmas altem Heldensaal
Und Gormals jäher Kluft.
Er singt von Erins grüner Au
Und seiner Buchten Spiegel;
Er singt der Meereswellen Blau
Und Cromlas wald'gen Hügel.

Er singt den sturmdurchtobten Forst,
Der Heide welk Gestripp,
Des Adlers wolkennahen Horst,
Der Brandung Felsgeklipp.

Er singt der Sonne letzten Strahl
Auf laub'gem Waldeskegel,
Gefallner Helden graues Mal
Und weiße Schiffessegel.

Er singt den wilden Ozean,
Wenn er sich türmend bäumt;
Er singt den schwachen kühnen Kahn,
Den weiß die Flut umschäumt.
Er singt des Stromes Wellenschoß,
Des Waldbachs lautes Rauschen;
Singt grauer Eichen flüsternd Moos
Und scheuer Rehe Lauschen.

Er singt des Donners dumpfen Schall,
Wenn er das Tal durchdröhnt,
Wenn ihm der Felsen Widerhall
Durch Lenas Heide tönt;
Er singt der Nebel feuchten Kranz,
Wenn sie sich wirbelnd kräuseln;
Er singt der Frühlingswinde Tanz,
Wenn sie die Flur durchsäuseln.

Er singt voll Mut und Kampfeslust
Die Helden allzumal,
Auf hohem Haupt den Helm, die Brust
Umhüllt vom blauen Stahl.
Er singt die Helden auf der Jagd,
Mit Pfeil und krummem Bogen;
Er singt sie in der Männerschlacht
Und auf des Meeres Wogen.

Er singt des Vaters Kampfesglut,
Singt Fingals gutes Schwert;
Wie es vergießt des Starken Blut,
Doch mild den Schwachen ehrt.
Er singt, wie bang vor Fingals Kraft
Das Banner Lochlins zittert,
Wie Swarans fichtner Lanzenschaft
An Fingals Schild zersplittert.

Er singet Morins graues Haar,
Gauls wilde Schlachtenlust,
Cuthullins blaues Augenpaar
Und Cathbas weiße Brust.

Er singt Duchomars finstre Brau
Und Oskars schnelle Hüfte,
Wie er durchschießt der Heide Grau,
Rasch wie ein Hauch der Lüfte.

Er singt, wie sie mit Schwert und Schild
Ins Schlachtgetümmel ziehn,
Von Tatendurst und Kampflust wild
Auf brauner Wange glühn;
Wie ihrer Streiter lange Reihn,
Geschart in finstre Gassen,
Sich mit erhobnem Arm bedräun,
Gleich schwarzen Wolkenmassen.

Er singt die Helden nach der Schlacht
In Selmas grauem Saal.
Da sitzen sie bis in die Nacht
Beim frohen Muschelmahl.
Da lauschen sie in süßer Ruh' —
Gestillt ist ja ihr Sehnen
Nach Kampf — dem Lied der Barden zu
Und Ullins Harfentönen.

Und auch der Helden Liebesspiel
Singt er, so heiß, so warm.
Er singt der holden Mädchen viel
Mit weißem, weichem Arm,
Er singt ihr braunes Feueraug',
Singt, wie ihr Haar sich kräuselt,
Wenn es des Abendwindes Hauch
Mit leisem Kuß durchsäuselt.

Er singet ihren roten Mund
Und ihre weiche Hand,
Und ihre vollen Brüste rund,
Wie an des Meeres Strand
Zwei Hügel; weiß wie Schnees Flaum
Auf Gormals Bergeshöhen;
Weiß wie der Wellen Silberschaum
Auf rohrumrauschten Seen.

Doch was er singt, es ist entflohn,
Wie Spreu im Wind entfleucht,
Allein steht Fingals grauer Sohn,
Von tiefem Schmerz gebeugt.

Erloschen ist der Augen Licht:
Was glühend er gesungen,
Das schauen seine Augen nicht,
Weckt nur Erinnerungen.

Vier Steine stehn am Bergessee,
Vom nahen Wald umrauscht,
Auf Fingals Grab; das braune Reh
Huscht drüberhin und lauscht.
Die Helden, die ihn einst umringt,
Sie alle sind gefallen.
Er steht allein, der sie besingt,
Der letzte noch von allen.

Auch Oskar, jugendlich umwallt
Von blonden Locken, fiel;
Sein letzter Schmerzensruf verhallt'
Im wirren Schlachtgewühl.
Horch, wie des Greises Harfe gellt;
Verstummt sind seine Lieder,
Und von der grauen Wimper fällt
Heiß eine Träne nieder.

Der Handschuh des Fürsten Blücher von Wahlstatt.

Nach einer Sage.

1830.

Jüngst sprach ein alter Grenadier:
„Herr Wirt, ich danke sehr
Für Morgenbrot und Nachtquartier
Und all das Gute mehr.
Zur Heimat kehr' ich jetzt zurück
Mit freudetrunknem Mut,
Der Handschuh hier, er ist mein Glück,
Er ist mein größtes Gut!"

Der Handschuh? fiel der Wirt ihm ein,
Wie ist denn das gemeint?
Der Handschuh soll ein Kleinod sein,
Der so veraltet scheint?
Entrüstet sprach der Grenadier,
Mit Falten auf der Stirn:
„So hört denn Wunder jetzt von mir,
Zu hoch für manch Gehirn.

Bei Ligny trafen wir den Feind,
Zurück stand Dennewitz;
Drei Feinde gegen einen Freund
Und Mangel an Geschütz;
Doch Vater Blücher ‚Vorwärts!' rief,
Wir stürzten in die Schlacht;
Was unsern' Waffen nicht entlief,
Ward nieder gleich gemacht!

Zu weit trieb uns des Kampfes Wut,
Drum floh uns bald das Glück,
Ich selber sank und lag im Blut,
Das Heer zog sich zurück.
Bewußtlos ward ich hingestreckt
Im heißen Kampf der Schlacht;
Doch von der Vorsicht Hand bedeckt,
Entfloh des Todes Nacht.

Da sah, umringt ich von Gefahr,
Den Feldherrn noch vor mir,
Bedroht von wilder Feinde Schar,
Voll Wut und Raubbegier.
Vom Donner tausendfach umbrüllt,
Lag er, von Gott beschützt,
In starken Pulverdampf gehüllt,
Stets vom Geschütz umblitzt.

Ihm nahe war sein Adjutant,
Der Fürst lag unterm Pferd;
Zur Hilfe war ich bei der Hand,
Und er blieb unversehrt.
Da fand ich diesen Handschuh dort,
Den Vater Blücher trug.
Ihn nahm ich hocherzückt mit fort
Und folgte seinem Zug.

Ich trug ihn wie ein Heiligtum
Seitdem auf meiner Brust
In jedem Kampf mit mir herum,
Der Kraft mir unbewußt;
Doch da mir nahte die Gefahr,
Entriß er mich dem Grab,
Denn jede Kugel — wunderbar! —
Prallt an dem Handschuh ab.

Bei Waterloo beschützt' er mich,
In jener großen Schlacht;
Da war ich gegen Hieb und Stich
Und Kugeln fest gemacht.
So tief ich auch ins Feuer ging,
Gekrümmt war mir kein Haar;
Wo mancher seinen Tod empfing,
Da trotzt' ich der Gefahr.

Drei Rotten nebst dem Offizier
Befahl ich: ‚Streckt's Gewehr!'
Und brachte sie zum Hauptquartier
Getrieben vor mir her.
Glaubt nicht, daß Ruhmsucht aus mir spricht,
Dann wäret Ihr im Wahn;
Nein, Freund! mein Mut, der tat es nicht,
Der Handschuh hat's getan."

Weihnachtslieder.

Dezember 1830.

1. Vor der Feier.

Heil'ger Weihnachtstag!
Unterm Halmendach
Ruht der Herr in schlechter Krippe,
Und der Hirten fromme Lippe
Feiert preisend ihn,
Und die Weisen knien.

Ihm tönt heut Gesang,
Ihm schallt Orgelklang;
Und es flammen tausend Kerzen,
Und in tausend Kinderherzen
Weckt der Eltern Blick
Namenloses Glück.

Ach! im Grabe ruht
Unser höchstes Gut!
Tot ist unsers Lebens Freude,
Und die düstre Trauerweide
Auf des Kirchhofs Raum
Ist uns Weihnachtsbaum.

Hin ist unsre Lust. —
Ha! was hebt die Brust
Plötzlich sich mit schnellern Schlägen?
Bringt auch uns der Christtag Segen?
Tönt's auch uns denn heut
Allen Menschen Freud'!?

Ja! auch uns ist Freud'
Widerfahren heut!
Trennt uns auch des Grabes Schwelle
Von den Eltern: — ihre Stelle
Wird von Fremden jetzt
Liebend uns ersetzt.

Ihre Liebe schmückt
Uns das Fest! Erblickt
Froh, was sie uns mild bescheren!
Rinnt, des Dankes Freudenzähren!
Töne, heißer Dank,
Laut im Festgesang!

---

2. Nach der Feier.

Die ihr der Welt entrückt,
Von Gottes Throne nieder
Auf eure Kinder blickt,
O, lauscht auf unsre Lieder!
Hört, Eltern, unser Flehn
Und unser heiß Gebet,
Und tragt's zu dem hinan,
Der, was wir flehn, versteht.

Daß er sie segnen mag,
Die Trockner unsrer Tränen;
Daß jeder neue Tag
Sie reich mit Glück mag krönen;
Und daß er liebend den
Vor allen hoch beglückt,
In dem der Waisen Schar
Den Vater froh erblickt.

Daß er ihn lange noch,
Den Teuren, uns erhalte
Und gnädig und voll Huld
Ob seinem Haupte walte:
Und daß er uns die Kraft,
Den frommen Sinn verleiht,
Der uns zum besten Dank,
Zu guten Taten weiht!

Der Zauberspiegel.

1830.

Uralte Sagen geben Kunde
Von eines Zauberspiegels Macht;
Es glänzt auf seinem goldnen Grunde
Des Reinen Bild in reinster Pracht.

Doch wer des kleinsten Fehlers schuldig,
Dem beut er keine freud'ge Schau;
Dem blinkt er nimmer blank und huldig,
Dem weint er warnend dunkeln Tau.

Wo mag der heil'ge Spiegel blitzen?
Wer kennt das köstliche Gerät?
Wer mag den Herrlichen besitzen,
Der eines jeden Sinn versteht?

Wer sagt mir an, wo ich ihn finden
Und wie ich ihn erringen kann?
Mein eignes Herze zu ergründen,
Begehr' ich keinen stärkern Bann.

Vergebens frag' ich, wo er schimmert;
Vergebens, wo sein Meister haust;
Vielleicht ist er schon längst zertrümmert
Durch eines argen Zaubrers Faust.

Vielleicht ist er versenkt, vergraben?
Doch, was verlockt mich auch sein Licht?
Glänzt mir, begabt mit gleichen Gaben,
Ein schönrer Zauberspiegel nicht?

Der glüht in schwarzer Wimpern Kranze,
Der lächelt mir so ruhig mild!
Der schimmert mir im blauen Glanze,
Und in ihm schwimmt mein zitternd Bild.

Und schau' ich frei und dreist ins Leben,
Hab' ich das Rechte nur gewollt,
Dann seh' ich seinen Schein sich heben,
Dann blitzt er mir wie lauter Gold.

Doch folg' ich falscher Mächte Stimmen,
Dann dunkelt sich das Zauberglas;
Dann seh' ich trüb mein Bildnis schwimmen
Auf einer heil'gen Träne Naß.

Ihr wollt dem Liede nicht vertrauen?
Wähnt, ein Gedicht sei mein Gedicht?
Solch Kleinod sei nicht mehr zu schauen?
Kennt ihr das Aug' der Liebsten nicht?

Wintermärchen.

1831.

Da draußen wirbeln Flocken, da starren Fluß und Bach,
Die Spindel und der Rocken durchschnurren das Gemach.
Die Mädchen und Weiber spinnen und hüten fröstelnd das Haus;
Am warmen Ofen sinnen und hecken sie Geschichten aus.

Da tönen alte Mären von alter Weiber Munde;
Da kann man erzählen hören vom schwarzen Knüppelhunde,
Von Vorgeschichten und Zwergen und von der weißen Frau,
Und von bezauberten Bergen und von der Bräutigamsschau;

Von Riesen und von Rittern, von Elfen und von Fein;
Und wie die Bauern zittern, wenn nachts im Mondenschein
Mit schaudererregendem Gellen des wilden Jägers Horn erschallt,
Wenn seine Rüden bellen und seine Peitsche knallt;

Und wie einmal vor Jahren eine dürre Totenhand —
Der Küster sah's — gefahren sei aus des Zimmers Wand,
Und ihn, wie er gebetet, und wie er sich bekreuzt,
Ihr meint vielleicht getötet? — nein! ihm das Licht nur ausgeschneuzt;

Wie jüngst das Leichhuhn krächzte, wie der Kobold die Mägde zwickte;
Wie der dicke Krüger ächzte, als ihn die Nachtmahr drückte:
Die surrt und schlurrt auf der Treppe durchs Schlüsselloch herein:
Das macht die seidne Schleppe! Wie wollt' es anders sein?

Solch Sprechen und Geplauder sind ihre Zeitvertreiber.
Zwar packt sie oft wohl Schauder — bedenkt! es sind ja Weiber! —
Dann schwillt der Busen den Mädchen; den Alten kann er's nicht;
Und still steht jedes Rädchen, und Furcht spricht jeglich Angesicht.

Dann rücken sie näher zusammen — Gesellschaft macht ja Mut! —
Und schauen nach den Flammen und schüren des Ofens Glut.
Sie ziehen ihre Räder wohl dichter hin zum Stuhle!
Mit ölgetränkter Feder benetzen sie die Spule.

Und sehn, ob auch die Laden recht fest verschlossen sind.
Bald feuchtet wieder den Faden jedwedes hübsche Kind;
Die Alten dazu; bald kreisen die Räder wieder wie toll;
Und schnurren ihre Weisen so gespenstig und geheimnisvoll.

Und um sich kühn zu zeigen, bricht endlich eine die Stille —
Wie können Weiber schweigen? — und rückt an ihrer Brille
Und spinnt, bis Wächterhorns Klänge sie all zur Ruhe laden,
Vor der staunenden Schwestern Menge des Flachses und der Rede Faden. —

Jetzt ist die Zeit der Mären! gern kürzt man mit Geschichten
Den Abend. Wollt ihr mich hören, so will ich euch eine berichten!
Da sollt ihr Wunder schauen — Geduld! ich schneide die Feder! —
Doch wollt ihr euch recht dran erbauen, so hört sie beim Schnurren der Räder.

Merkt auf und spitzt die Ohren! Zwar Ritter nicht und Knappen;
Zwar nicht perlengeschmückte Mohren, doch Samojeden und Lappen,
Und Eisberge will ich euch zeigen, und die Wolken, meine Zofen,
Und am Pol das ewige Schweigen und meinen jüngst gesetzten Ofen.

Ja, gestern abend glühte mein Ofen von außen und innen;
Ein lustig Feuer sprühte und knisterte, prasselte drinnen;
Und vor dem Ofen saß ich und schürte mitunter das Feuer;
Am warmen Ofen vergaß ich, daß grimmige Kälte heuer;

Und daß ich den Teich überflogen auf geschnäbeltem Schuh von Stahl,
Und daß ich jubelnd durchzogen das weißbereifte Tal;
Und daß ich den Eichbaum, den festen, in wilder Luft gerüttelt,
Und daß ich von Tannenästen den lastenden Schnee geschüttelt.

Eine milde Wärme durchwallte das kleine, trauliche Zimmer;
Meine gelbe Lampe, die alte, verbreitete dämmernden Schimmer;
Die Bilder an den Wänden, halb beschattet, halb erhellt,
Sie schienen mir Grüße zu senden aus einer andern Welt.

Der Byron dort, der sinnend hinblickt auf Meer und Boot,
Der alte Hebel, der minnend der kleinen Schwäbin droht,
Der Goethe und der Schiller, und Avons süßer Schwan,
Und der Waldhornifte Müller, sie sahn mich alle an;

Und lächelten so behäglich herab aus der obern Luft:
Es freute sie unsäglich der bratenden Äpfel Duft;
Die ich ihnen allein zu Ehren auf meinem Ofen briet,
Um stracks sie zu verzehren, wenn sie genug durchglüht.

Wie mich dort mit ernsten Mienen die Felsengruppe anschaut,
Sie murmelt was von Hünen, die sie vordem erbaut,
Es beben meine Lippen; das Aug', die Wange glüht,
Und so den grauen Klippen sing' ich mein grüßend Lied:

„Ihr stolzen Eggestersteine! euch send' ich meinen Gruß!
Euch, die so oft bestiegen, so gern des Sängers Fuß!
Euch wallt mein Herz entgegen, voll Sehnsucht grüß' ich euch,
Ihr moosbewachsnen Riesen in Hermanns Wälderreich!

Euch ruf' ich aus der Ferne mit vollem Busen zu:
Wie gern säh' ich euch wieder in eurer hehren Ruh'!
Wie klömm' ich, ach! so gerne hinan den steilen Pfad,
Auf dem der Wandrer schwindelnd sich eurem Gipfel naht!

Wie säh' ich euch so gerne, den Fuß auf Hügels Grün,
Das Haupt in Nebelschleiern, die kreisend es umziehn,
An gestrüppbewachsne Berge, die Winde kühl umwehn,
Gelehnt den mächt'gen Rücken in ernster Schöne stehn!

Wie lauscht' ich, ach! so gerne des Baches Murmelfall,
Der, über Kiesel hüpfend, im dunkeln Waldestal
Um euren Fuß sich windet, und den, in steiler Jäh',
Die Zinne überraget von eurer Felsenhöh'!

O, ständ' ich jetzt, wie ehe, auf eurer Kuppe dort,
Die Hand am Felsenblocke, hart an des Abgrunds Bord,
Und schaute auf die Fluren, und schaute auf den Wald,
Wo Hirtenlieder schallen, wo Axt und Hifthorn schallt!

Dann zeigte meinem Blicke sich die entschwundne Zeit!
Dort von dem Bergesvater, vom waldbekränzten Teut,
Säh' ich Thusneldens Gatten, wie Thor, in Waffenpracht,
Zum Kampf herniedersprengen, zur blut'gen Hermannsschlacht.

Ich hörte Schwerter rasseln, ich hörte Rosseshuf!
Ich hörte Bardenlieder, ich hörte Kriegerruf!
Ich säh' die Schilde leuchten, ich säh' die Speere blinken,
Säh' Wodans Adler steigen und Romas Adler sinken!

Und stieg ich ernst und sinnend von eurem Fels dann nieder,
So tönten mir entgegen der frommen Menge Lieder,
So horcht' ich auf die Töne vom heil'gen Meßgesang,
Der viele Jahre später an eurem Fuße klang!

Ich säh', wie vor dem Bilde, das einst der Andacht Hand
Gehaun mit scharfem Meißel in eure harte Wand,
Das Volk sich betend neigte, wie es in Scharen käme,
Und wie's versöhnt, geheiligt, des Priesters Segen nähme!

Ich wallte mit den Betern mit gläubig frommem Sinn
Zur kühlen Gruft des Heilands, zum Felsengrabe hin;
Und kniete, gleich als wär' es das wahre, auf dem Rain,
Und Teutburgs Eichenwald deuchte mir Salems Palmenhain."

So sang ich. Dort zur Linken das schwarzumrahmte Blatt
Schien freundlich mir zu winken; drauf steht eine kleine Stadt.
Sie lehnt die Türme, die Häuser an dicht bewaldete Höhn;
Die Bäume, die grünen Reiser, sie schienen mich anzuwehn.

„Seid mir gegrüßt, ihr Bäume!" Mir war's, als tönten die Glocken
Von den Türmen; rosige Träume umschwebten meine Locken;
Ich bin im Städtchen, im Walde, auf den Bergen allzumal,
Ich bin auf der grünen Halde, ich bin im Werretal!

Und freundliche Bilder schweben und trübe um mich her:
Auftaucht mein vorig Leben aus der Erinnrung Nebelmeer;
Da lebt' ich in sel'ger Blindheit! o, Erinnrung so schmerzlich, so süß!
Ich schwelge in der Kindheit verlornem Paradies!

Vorüber, vorüber, vorüber! ihr schmerzlichen, süßen Bilder!
Schon brennt die Lampe trüber, schon prasselt's im Ofen wilder!
„Gemach, ihr Flammen! was taten die armen Äpfel euch?
Sie sind ja schon gar gebraten und duften und sind schon weich!"

So saß ich denn und wärmte am warmen Ofen mich baß;
Das Feuer heulte und lärmte; ich dachte dies und das.
Ich dachte alter Zeiten und mußte mich härmen und freuen,
Und dachte: Was bereiten dir fürder wohl die neuen?

Und daß ich bei Grabbe, dem Gärenden, verwichne Ostern war;
Bei dem Sprudler, dem Dramengebärenden, mit dem wirren, weißlichen Haar.
Er ließ sich just rasieren vom blassen Tonsor Schmerz,
Und wies mir seine Orgel und sein sogenanntes zerrißnes Herz.

Ich dachte: Wie sind die Kränze beim Spiegel dort schon so trocken!
Und dachte der Blumen im Lenze und meiner nassen Socken;
Und daß ich so gerne die Welt, die prangend geschmückte,
Und den Glanz, den Schimmer der Ferne, und das Meer und die Alpen erblickte.

Schon machte auf den Straßen der Wächter seine Runde
Und verkündigte mit Blasen die zehnte Abendstunde.
Ich dehne mich auf dem Stuhle, halb schläfrig wie ich bin;
Wohl bis zur äußersten Thule trägt mich der Flug der Gedanken hin.

Da klopft es laut ans Fenster; ich wohn' im zweiten Stock.
„Das sind gewiß Gespenster!" und fahre in den Rock;
Zwei funkelnde Terzerole ergreif' ich unverzagt
Und rufe: „Der Teufel hole den, der mich jetzt zu stören wagt!"

Und trete an die Scheiben und will hindurch erst schaun.
Das muß ich wohl lassen bleiben! Die sind nicht aufzutaun!
Denn gefrorne Blumen in Fülle sind dick und hart davor —
Ringsum die tiefste Stille! — ich leg' an die Scheiben das Ohr.

Da war es mir, als gellte Gewieher, wie vom Hengst.
„Du stehst da in der Kälte; daß du dich nicht verfängst!"
Da donnert's mir in die Ohren: „Du fauler Gesell, mach' auf!" —
„Ihr Schurken seid verloren! Ich lade schon den Lauf!"

Schnell sind die Flügel offen; die Waffe drück' ich los!
Doch zurück fahr' ich betroffen, denn hoch und riesengroß —
Aus seinen Nüstern sprüht Feuer, das hell die Finsternis macht —
Schwebt vor mir ein Ungeheuer, ein Roß, schwarz wie die Nacht.

Mit perlenbesetztem Leder ist es gar reich gezäumt;
Von Mut strotzt sein Geäder um Nas' und Stirn; es schäumt.
Um die silberne Stange sickert hervor des Schaumes genug,
Und den schneeweißen schlickert es auf den rabenschwarzen Bug.

Es wiehert und weist die Zähne, als röch' es Stut' und Heu;
Tief wallt herab die Mähne bis auf die Wolkenstreu,
Auf der es steht. — In Wolken, die tragen das stampfende Roß;
Blauweiße, wie frisch gemolken die Milch, die dem Euter entfloß.

Und ein Mann mit Feuerblicken, im Koller von rotem Leder,
Sitzt auf des Hengstes Rücken; eine rote Hahnenfeder
Schmückt den Hut; sein Fuß — O wehe! o weh dir, frommer Christ,
Und noch einmal dir: Wehe! nun weißt du, wer es ist!

Wie's dumpf, dumpf, dumpf, dumpf dröhnend durch das Orchester rauscht,
Wenn Samiel verhöhnend den Gimpel Max belauscht,
So pochte dumpf an die Wände der Brust mein Herz, von Furcht gepackt,
Und schlug die Rippen behende, als wären es Saiten, im Sechzehnteltakt.

Doch — mit Wölfen muß man heulen! spricht ein gutes altes Wort,
Drum bitt ihn, zu verweilen, und weis ihn ja nicht fort!
Hübsch sonder Scheu und Zweifel! es lächelt dir ja sein Blick!
Sonst dreht dir, beim Teufel! der Teufel den Hals noch um im Augenblick!

Ich wollt' ihn höflich grüßen; doch eh' ich's noch getan,
Sprang schon mit flinken Füßen der feurige Kumpan
Herab und sagte: „Bange nicht, Bursch! ich komm' herein!"
Und band an die Rinnenstange das Roß bei der Nüstern Fackelschein.

Und drauf behende hüpfte durchs Fenster er ins Zimmer,
Ward immer kleiner, schlüpfte in den Ofen, von dem Schimmer
Der Flammen umglüht, umfächelt, sperrt auf des Ofens Tür
Und spricht: „Mich friert!" und lächelt und grinset aus dem Ofen herfür.

Ich setze mich mit Bangen auf meinen alten Platz.
„Was das gibt, soll mich verlangen!" — Er spricht: „Merk' auf, mein Schatz!"
Und legt dann, ohne zu kratzen — ein gleiches sah ich nie! —
Seine lang bekrallten Tatzen auf meine zitternden Knie.

„Ich möchte gern dir dienen! du reisteſt gar zu gerne!
Drum bin ich dir erschienen; es friert! hell blitzen die Sterne!
Besteige mein Roß zur Stunde, wofern es dir gefällt;
Das trägt dich in einer Sekunde rund um die ganze Welt."

„Das wäre gar nicht übel!" sprach lächelnd ich dagegen.
„Doch steht nicht in der Bibel, du brächteſt keinem Segen?
Und warnte mich meine Mutter nicht vor dem Satanas?
Und warf nicht Doktor Luther nach dir das Tintenfaß?

Vielleicht für den Gefallen, dein Rößlein zu bestreiten,
Müßt' ich in deinen Krallen einst zappeln ewige Zeiten!
Du drückteſt mir die Kehle, zerbrächſt mir das Genick!
Zur Hölle führ' die Seele — ade dann, Himmelsglück!

Nein, nein!" — „Nun, welch Gewinsel!" rief er und lachte laut.
„Traun! solchen zagen Pinsel hab' ich noch nie geschaut!
Nein! wenn du auch die Erden auf meinem Gaul umritten,
Magst du doch selig werden in der lieben Englein Mitten!

Magst Abrahams Bart berupfen, magst fromme Hymnen singen!
Magst den Engel Gabriel zupfen an seinen güldnen Schwingen;
Und reicht dir auch jetzt Mephisto in Gnaden die krallige Hand,
So bleibst du doch in Christo ein Himmelsaspirant!

Drum magst du sonder Bangen auf meinem Gaule schwärmen.
Nichts will ich dafür verlangen, als daß ich hier mich wärmen
Und braten kann; denn wisse, daß ich die Höllenglut
Hier oben sehr vermisse — ich habe kaltes Blut!"

„Wohlan! so will ich's wagen!" — „Ha! nun bist du mein Mann!" —
Ich lange meinen Kragen und schnalle die Sporen an.

„Wie? sagst du, in einer Sekunde um die ganze Welt? Nein, lieber
Wär's mir, eine ganze Stunde zu Roß, und wär's auch drüber!

Auch wünscht' ich nicht, zu eilen um die ganze Kugel im Flug!
Nein, ein paar hundert Meilen sind schon für mich genug!
So schnell, es wäre schade! Nein, im gemäßigten, sachten
Galopp will mit Pomade die Welt ich mir betrachten!" —

„Auch das! nur mußt du sagen, in welcherlei Revier,
Poet! soll dich denn tragen mein schnaubend Höllentier?
Nach des Südens prangenden Auen? wo die Sonne prallend sengt,
Wo liebend mit dunkelblauem Gewölb' der Himmel die Erde umfängt;

Wo rings im Heiligtume der üppigen, reichen Natur,
Wo im Feuerkelch der Blume, in des Himmels tiefem Azur,
Wo in allem die Wollust lächelt, wo Wollust dir entgegenbebt,
Wo Wollust dich umfächelt im Lüftchen, das dich lau umschwebt;

Wo dürr und heiß die Wüste sich ausdehnt, hügelumsäumt,
Von des Meeres feuchter Küste, von kühlen Wellen träumt;
Wo im gift'gen Samum ich fahre, den Reisenden zum Fluch:
Sand ist der Erstickten Bahre, und Sand auch ihr Leichentuch.

Wo Straußenfederfächer dir wedeln, wo Vulkane knistern und knastern;
Wo die Fürsten mit Menschenschädeln der Schlösser Vorhof bepflastern;
Wo der Feldherr auf blutiger Schüssel dem König das Haupt des Feindes bringt,
Wo der Elefant den Rüssel um Palmenbäume schlingt;

Wo zum Geklirr der Becken man Neger tanzen sieht;
Wo Araber dich wecken, eh' noch der Morgen glüht;
Wo Mahoms grüne Fahne keck in den Lüften wallt,
Wo laut der Karawane der Pilger Loblied schallt;

Wo schüchtern die Gazelle bei dir vorüberschießt,
Wo säugende Kamele dein staunend Auge grüßt;
Wo kühn sein wandernd Lager der Beduine hütet,
Wo sonnenbraun und hager ein Scheik die Hand dir bietet;

Wo im Auge des Malaien verräterisch Feuer glüht;
Wo mit spitzigen Hassagaien der Kaffern Schar zum Kampfe zieht,

Wo der braune Indianer mit Gift die Pfeile tränkt;
Wo, ein säuselnder Schöpfungsmahner, der Urwald mit ewiger Nacht dich umfängt;

Wo im ellenhohen Grase der Leu zum Sprunge kauert:
Wo die Schlange, meine Base, auf Lebensbäumen lauert;
Wo Tiger mit blutigen Zähnen, wo Panther den Forst durcheilen,
Wo gierige Hyänen bei Nacht auf Gräbern heulen;

Wo auf Indias reichem Strande stets Wohlgeruch die Lüfte würzt;
Wo die fliegenden Gewande die Tänzerin zum Tanze schürzt;
Es tönen Zauberlieder; ihr Spruch vermag dich zu lenken;
Schon seh' ich dich hernieder den Flug des Rosses senken;

Seh', wie am rauschenden Wehre du Gangesfluten trinkst,
Der winkenden Bajadere an den schwellenden Busen sinkst!
Im Schatten von Mimosen hält sie dich brünstig umschlungen;
Von ihrer Lippen Rosen trinkst du Beseligungen!

Die Erd' ist euer Bette! Das Brautlied plätschert der Fluß!
Es feiern um die Wette der Vögel Lieder euren Kuß!
Der Feuerwurm, die Sterne sind die Ampeln! wie hell sie glühn!
Auf! nach des Südens Ferne! gen Süden mußt du ziehn!" --

„Nein!" rief ich aus, „gen Norden! Das hast du fein erdacht!
Mich hier ohne Grund zu morden, dazu fehlt dir die Macht!
Gen Süden willst du mich kirren, daß meine lodernde Brust,
Betört von Liebesgirren, erläge böser Lust.

Drum willst du mit üppigen Bildern des Südens Pracht und Glanz
Und seine Lust mir schildern; doch ich durchschau' dich ganz.
Ich kann die Schlange spüren; gern hättest du den Ritt
Bezahlt, willst mich verführen! Nein! so sind wir nicht quitt!

Nein! nach des Nordens Wäldern zieht mich ein innrer Drang.
Nach seinen bereiften Feldern, nach seiner Hügel schnee'gem Hang;
Wo von tobenden, kalten Stürmen der Erde Angeln zittern,
Wo Berge von Eis sich türmen und Schiffe wie Schachteln zerknittern;

Wo versunkne Runensteine des Efeus Blatt umschlingt;
Wo dem kahlen, entblätterten Haine sein Schlachtlied Odin singt:

Er sitzt auf eisigem Throne, läßt die Asen vor sich knien,
Das Nordlicht ist seine Krone und Schnee sein Hermelin;

Wo an schwachen, zerbrechlichen Seilen der Insulaner hangt,
An Klippenwänden, steilen, nach Vogelnestern langt.
Nicht schreckt ihn die Tiefe, die grausende! ihn lohnt der Eidergans Brut!
Tief unter ihm die brausende, die brandende, heulende Flut!

Dort, wo auf mächtigen Schollen der grimme Eisbär brüllt.
Wo Schneegestöber tollen; wo der Himmel die Erde schilt;
Dort auf den fernsten Marken der Erde will ich gehn,
Will die Mannschaft scheiternder Barken mit dem Tode ringen sehn!

Dort, wo der Hekla zischend, von Dampf umwirbelt, dräut;
Und, Schnee mit Feuer mischend, bis zu den grauen Wolken speit;
Wo Glut sich und Kälte vermählen, dort will ich jauchzen vor Lust,
Dort will ich den Willen stählen, dort soll erstarken meine Brust!" — —

„So zieh denn hin! verachte des Südens reizend Los!"
Er sprang aus dem Fenster, lachte, und band den Rappen los.
Er hielt mir selbst die Bügel und sagte: „Halt dich fest!"
Und reichte mir auch den Zügel, wie sich das denken läßt.

„So mögest denn du besteigen dies mut'ge, edle Tier!
Heut nacht sei es dein eigen mit Sattel und Zaumeszier!
In seinen Adern wallt heiße, infernalisch-dämonische Glut;
Die teilt sich deinem Steiße mit sowie deinem ganzen Blut,

Und wärmt dich am Pol!" — Ich staunte und blickte schwindelnd empor;
Er aber pfiff und raunte dem Rosse was ins Ohr.
Und schnell, wie Blitzes Schimmer, fuhr aufwärts es im Nu,
Er aber fuhr ins Zimmer und schlug das Fenster zu.

Was weiter sich begeben und mit mir zugetragen,
Will ich, bei Lust und Leben, im zweiten Liede sagen! —
Dies erste? — nur beklommen hab' ich es euch beschert!
Darf ich auch wiederkommen? Habt ihr mich gern gehört?

Das Schiff.

1831.

Die Segel flattern, blähn sich auf,
Der Wind rauscht in den Seilen;
Fort fliegt das Schiff im schnellen Lauf —
O könnt' ich mit dir eilen!

Du eilest hin, du eilest her,
Von Strande wohl zu Strande;
Ein Bote auf dem grünen Meer,
Eilst du von Land zu Lande!

Du fliegst, du schwimmst von Port zu Port,
Umstürmt bald, bald geborgen,
Von Nord gen Süd, von Süd gen Nord,
Gen Abend und gen Morgen!

O könnt' ich, Schifflein, mit dir gehn
Nach nie geschauten Fernen,
Nach andern Talen, andern Höhn,
Bestrahlt von andern Sternen.

Wie kühlig würde mir die Flut
Den Busen dann umwallen!
Tief unten säh' ich, rot wie Blut,
Die zackigen Korallen.

Und Fische, seltsam, mancherlei,
Die nahten Schiffes Kiele;
Sie kämen allzumal herbei
Im wimmelnden Gewühle.

Tief, tief wohl in der Wellen Blau
Säh' ich mit den Tritonen
Im kühlen Muschelgrottenbau
Den Erdumgürter wohnen;

Wie er, versenkt in süße Lust,
Des Stürmens müd und träge
An Amphitritens keuscher Brust,
Der Alte, schlummernd läge.

Am fernen, fernen Mohrenland
Schwämm' ich wohl auf und nieder!
Mir wehte zu vom sand'gen Strand
Der Wind der Neger Lieder.

Nachts brüllten mir ein Schlummerlied
Am Ufer zott'ge Löwen;
Mich weckte, eh' der Morgen glüht,
Der Flügelschlag der Möwen.

Bald hie, bald dort, bald dort, bald hie
Würd' ich herum dann irren;
Janeiros bunten Kolibri
Säh' ich um Blüten schwirren.

Tahitis blauer Golf, o Lust!
Wär' mir aus Stürmen Retter;
Der Landhauch trieb mir um die Brust
Der Kokospalme Blätter.

Durch Nordens Trübe, Südens Glanz
Fort, weiter auf dem Meere!
Der Ganges zeigt' im üpp'gen Tanz
Mir seine Bajadere.

Mir lachte an der Hoffnung Kap,
Versteckt im dunkeln Laube,
Von ihren Hügeln schön herab
Konstantias volle Traube.

Mich wiegte immerdar die Flut —
Ach, seh' schon fern dich treiben!
Ade, ade! Du Schifflein gut!
Muß wohl zu Hause bleiben!

Sonst und jetzt oder Adler und Schlüssel.

Nach der Melodie des Liedes vom Rhein von Max von Schenkendorf.

Juni 1831.

Dir tönt des Sängers Lob,
Du Zeit des alten Ruhms,
Als schlank und stolz sich hob
Der Baum des Bürgertums!
O, laß ihn durch der Jahre Grauen
Zurück in deine Hallen schauen,
Daß er von dir ein schwaches Bild
Dem Auge seiner Zeit enthüllt!

Sei herzlich mir gegrüßt,
Du Zeit des alten Ruhms!
Wie herrlich schießt und sprießt
Der Baum des Bürgertums;
Gebräunt ist seine narb'ge Rinde,
Sein grünes Laub durchwehn die Winde,
Und tausend Städte lind und kühl
Beschattet seiner Blätter Spiel.

Und in den Städten sitzt
Der guten Bürger Zahl,
Daß sie den Baum beschützt
Vor fremder Beile Stahl,
Sie pflegen sein mit treuem Fleiße,
Begießen ihn mit ihrem Schweiße
Und, sind die Wipfel in Gefahr,
Mit ihrem eignen Blute gar.

Da muß ja wohl gedeihn
Der Baum, so hoch, so stark.
Er ist allein ein Hain,
Und kräftig rinnt sein Mark;
Und fest zu einer ehrnen Kette
Verbinden sich des Baumes Städte.
Das ist ein mächt'ger, großer Bund:
Die Hansa nennt ihn unser Mund.

O Soest, du alte Stadt,
Wie reich, wie groß warst du!
Dich deckte auch ein Blatt
Von jenem Baume zu.
Wie schafften deine Waffenschmiede,
Wie klang der Laute Ton zum Liede,
Wie sah man Mauern, hoch und kühn,
Und Krieger drauf dich rings umziehn!

Du sandtest Wagen aus,
Beschwert mit reicher Fracht;
Du kämpftest manchen Strauß
Und manche blut'ge Schlacht.
Du bautest stattliche Gebäude,
Am Webstuhl glänzten Woll' und Seide.
Und staunend wurdest du genannt
Bis an des Meeres kies'gen Strand!

Dich ehrte fern und nah
Der Ritter wild Geschlecht,
Und deine weise Schrae[1])
Sprach weit und breit das Recht;
Und trat ein Mächt'ger dir entgegen,
So zogst du sieghaft deinen Degen
Und warst im Frieden selbst bedacht,
Dich abzuhärten für die Schlacht.

Das seidne Banner schwoll,
Gebläht vom lauen West;
Der Klang der Hörner scholl —
Es war das Bürgerfest!
Das erste Fest der Soester Schützen!
Wie funkelten der Pfeile Spitzen,
Wie dröhnten Pauk' und Hackebrett,
Wie flog die Feder ums Barett!

Wie flog mit luft'gem Wehn
Das weiße Stadtpanier!
Wie blitzte drin so schön
Des Purpurschlüssels Zier!
Wie folgte jubelnd seinem Banner
Der Zug der kecken Bogenspanner,
Die krummen Bogen in der Hand;
Ein Panzerrock war ihr Gewand.

Sie warfen kühn und wild
Den freien Blick umher
Und hoben ihren Schild
Und klirrten mit der Wehr;
Und höher schlug ihr Herz und stärker,
Sahn sie am grünumrankten Erker
Des Zuges Schauerinnen stehn,
Die Frau und Jungfraun, licht und schön.

Geöffnet war das Tor,
Es ließ sie willig ziehn.
Aus Lust und Spiel hervor
Sah es ja Ernst erblühn.
Beim Wettkampf, wo die Hörner gellten,
Beim Ringeltanze in den Zelten,
Da ward der Mut, der Trotz erzeugt,
Der Fürstenhochmut selbst gebeugt.

[1]) Die Schrae, das uralte Soester Gesetzbuch.

Da strömte hohe Kraft
Selbst in der Frauen Brust;
Da ward die Bürgerschaft
Sich ihres Werts bewußt. —
Der alte Ruhm, die alten Hallen,
Die Mauertürme sind gefallen,
Und mit der großen alten Zeit
Entfloh auch ihre Herrlichkeit.

Die feste Kette sprang,
Die rings, ein ehrner Saum,
Den Städtebund umschlang;
Welk ward der Bürgerbaum.
Doch, zagt nicht! Eine neue Kette
Vereinigt jetzt die alten Städte
Und ihrer güldnen Glieder Glanz
Bestrahlt auch unsrer Mauern Kranz.

Und frischen Laubes Grün
Umfängt des Baumes Haupt;
Des Schlüssels Purpurglühn
Ward nimmer ihm geraubt.
Ein Adler hält ihn in den Krallen,
Da kann der Schlüssel ja nicht fallen!
Horcht, wie so hell sein Erz noch klingt!
Das Tor, das er berührt, zerspringt.

Der schwarze Adler sitzt
Auf unsers Königs Hand;
Sein Flammenauge blitzt
Und wacht für Stadt und Land.
Sein weiter Flügel weht uns Kühle,
Ihm gelten unsre Waffenspiele!
Ihm stählen wir die Männerbrust
Und wassnen uns zum Ernst durch Lust.

Ihm riefen wir zurück
Des alten Ruhmes Zeit!
O, seht mit frohem Blick,
Wie schön sie sich erneut!
Ihm wehn die Fahnen all im Winde,
Ihm trägt aufs neu' der Führer Binde
Die alten Farben: weiß und rot,
Die oft dem Feinde Tod gedroht.

Ihm ziehn die Hosen[1]) aus
Mit Waffen und mit Wehr;
Ihm sendet jedes Haus
Die rüst'gen Söhne her.
Ihm schmücken Rosen, voll und blühend –
Auch sie in Soester Farben glühend –
Den Schlund der Büchsen rot und weiß,
Und draußen winkt der Zelte Kreis.

Ha! graut vielleicht der Tag,
Und fliegt der Adler aus,
Dann folgen wir ihm nach
Zum wilden, lust'gen Strauß!
Für ihn dann siegen wir und schlagen,
Daß noch in später Zukunft Tagen
Auch unsre Nachwelt im Gedicht
Von ihren Ahnen preisend spricht.

Drei Lieder zur Feier des Soester Schützenfestes.

Juni 1831.

1. Flaschenkrieg.

Mel.: Nehmt die Humpen in die Hand

„Sturmgeläut' und Pulverdampf,
Krieg auf allen Seiten!
Renner schnauben in den Kampf,
Blut'ge Heere streiten!
Schlachtgesang,
Schwerterklang
Tönen bang die Welt entlang.

Manches Staatenroß wird scheu
Und zertritt die Deichsel.
‚Freiheit!' ist der Welt Geschrei,
Zürnend grollt's die Weichsel.
Ihr Gebraus,
Dumpf und graus,
Donnert laut zum Freiheitsstrauß.

---

[1]) Hosen, Einzahl die Hose, Stadtbezirk nach der alten Einteilung von Soest.

Um den Baum der Freiheit tanzt,
Brabant auf dem Kopfe;
Frankreichs Lilie ward verpflanzt
Aus dem alten Topfe.
Gluterhellt
Sah's die Welt —
Ob der neue Topf auch hält?

Bebend zuckt der Oft, der Weft!
Trübe, ſchwere Zeiten!
Nichts iſt heilig, nichts iſt feſt!
Selbſt an des geweihten
Papſtes Thron
Spielte ſchon
Rom ein wenig Rebellion!"

So ſpricht mancher weiſe Mann
Klagend jetzt zur Stunde. —
Was gehn uns die Türken an?
Laut ſingt in die Runde:
Glanzerhellt
Iſt das Zelt!
Sagt, was kümmert uns die Welt?

Geh' es draußen noch ſo toll,
Laßt den Teufel brummen!
Soeſter Schützenjubel ſoll
Darum nicht verſtummen!
Frohem Sinn
Gebt euch hin!
Kränzt das Haupt mit Immergrün!

Sagt, was kümmert fremder Krieg
Luſt'ge Soeſter Schützen?
Müſſen wir um eignen Sieg
Doch genug ſchon ſchwitzen!
Ringsum glühn
Batterien;
Schützen, auf! beſtürmt ſie kühn!

Seht nur, wie ſie blitzend drohn
Auf den langen Tiſchen!
Bombardiere fliegen ſchon,
Kraut und Lot zu miſchen,

Glutentbrannt,
Flink, gewandt,
Korkenzieher in der Hand.

Alles setzen sie daran,
Schmählich uns zu stürzen.
Leicht erkennt sie jedermann
An den grünen Schürzen;
Doch das Heer,
Schlank und hehr,
Geht in Weiß und Rot einher.

Aus Champagne und vom Rhein
Kamen die Rebellen.
Alles will in dichten Reihn
Kriegrisch uns umstellen,
Rebelliert
Und moussiert;
Hurra! lustig scharmuziert!

Hurra! vorwärts! ohne Graun!
Krieg den Mörserkränzen,
Die, wie Bowlen anzuschaun,
In der Mitte glänzen.
Schützen vor!
Hoch empor
Hebt der Nachruhm unser Korps.

Folgt dem König unsrer Schar
Treu zum lust'gen Siege!
Vorwärts, vorwärts! nur Gefahr
Ist des Ruhmes Wiege!
Trifft ein Pfropf
Auch den Kopf —
Nur ein Feiger fällt, ein Tropf.

Und selbst dem, ist er dahin,
Wird noch Ruhm gegeben.
Sterben ist für ihn Gewinn
Und der Weg zum Leben;
Weinbenetzt
Wird er jetzt
Militärisch beigesetzt.

Auf den Büchsen, die den Aar
Und den Gecken trafen,
Soll die tote Brüderschar
Sanften Schlummer schlafen,
Ausgestreckt,
Schwertbedeckt,
Bis der Tambour sie erweckt.

Wenn uns solcher Sinn belebt,
Glühn uns günst'ge Zeichen!
Wer nach Hohem ernstlich strebt,
Wird es auch erreichen!
Fahnen wehn,
Trommeln gehn,
Wenn wir uns als Sieger sehn.

Jetzt die blut'gen Schwerter fort,
Mit und ohne Scharte!
Doch, zum Schlusse noch ein Wort!
Aber — Spaß aparte!
Töne fort,
Ernstes Wort!
Töne fort von Ort zu Ort!

Euch zunächst sei es geweiht,
Die ihr finster grübelt!
Und in einer ernsten Zeit
Uns die Lust verübelt!
Ernst und still
Hört die Bill,
Höret, was sie sagen will!

„Nur der Sonne Strahl verscheucht
Nebel von der Heide!
Und der Zeiten Trübe weicht
Nur der reinen Freude!
Glaubt es! nie
Zwingt ihr sie
Durch die Homöopathie!"

2. Johanniskuchenlied.

Mel.: Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust.

Die ihr des Weines Naß verschmäht,
Solide Männer ihr!
Ein Loblied der Solidität
Sing' ich euch heute für!
Soliden Pfefferkuchens voll,
Will ich ihm Ruhm verleihn!
Solide wie sein Backwerk soll
Auch dieses Loblied sein.

Die ihr an Krampf und Magenweh
Und Darmgicht laboriert,
Hier findet ihr die Panazee,
Die euch alsbald kuriert!
Frisch auf, macht den Versuch sogleich!
Setzt eure Groschen ein!
Gewiß, Fortuna lächelt euch;
Es soll euch nicht gereun!

Ein schöner Backwerk sahn ihr nie!
Wie knuppert es, wie brennt's!
Es duftet süß und hat auch die
Gehör'ge Konsistenz.
Johannes prangt im Taufornat
Darauf, im Haargewand;
Mit Kreuz und Becken, akkurat
Wie er am Jordan stand.

Sein Abbild, wie es schön und hell
Den braunen Kuchen ziert,
Ward nach dem großen Raffael
Mit vielem Fleiß kopiert.
Das ist der ehrenfeste Mann,
Der in der Wüste saß.
Man sieht es seiner Farbe an,
Daß er viel Honig aß.

Schon dieses Heil'gen Bildnis muß
Dem Kuchen Kraft verleihn;
Selbst, lockten auch nicht zum Genuß
Die edlen Spezerein,

Die durch und durch, ein duft'ger Kern,
In seinem Innern braun!
Drum auf, und schenkt dem heil'gen Herrn
Ein ehrendes Vertraun!

Der Würfel klirrt', der Würfel fiel!
Bald seht ihr nur den Rest!
Drum auf, und ehrt durch flottes Spiel
Das St. Johannisfest!
Frisch auf, noch sind die Kuchen weich,
Setzt eure Groschen ein!
Gewiß, Fortuna lächelt euch!
Es wird euch nicht gereun!

---

3. Am Abend.

Mel.: Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka.

Denkt ihr daran, wie krachend von der Stange
Das letzte Stück des festen Adlers fiel,
Von uns gegrüßt mit lautem Hörnerklange,
Mit Hurraruf und kriegerischem Spiel?
Denkt ihr daran, wie mit verklärtem Blicke
Der König drauf in unsrer Mitte stand,
Berauscht, betäubt vom kaum gehofften Glücke,
Die warme Büchse in der Herrscherhand?

Denkt ihr daran, wie er sie jubelnd nannte,
Die freudig er auf seinen Thron erhob?
Denkt ihr daran, wie fliegend der Gesandte
Auf leichtem Renner heim zur Pforte stob?
Saht ihr den Boten mit der Herrin kehren?
Saht ihr der Holden brausendes Gespann?
Flogt ihr herbei, den Huld'gungseid zu schwören —
Und, tatet ihr's, gedenkt ihr noch daran?

Saht ihr den offnen, kranzumwundnen Wagen,
Der reichgeschirrten Rosse Prunk und Glanz?
Saht ihr, vom weichen Polsterritz getragen,
Die Ehrendamen rings im schönen Kranz?
Saht ihr sie selbst, ihr Lächeln, ihr Erröten?
Und ihrer Ritter starken, treuen Troß?
Saht ihr sie schüchtern in den Kreis jetzt treten,
Der stürmisch sie, die Königin, umschloß?

Saht ihr die Fahne tief vor ihr sich neigen?
Saht ihr den König sich ihr freudig nahn?
Saht ihr den Kranz von Blumen und von Zweigen
Des Königs Haupt und ihre Stirn umfahn?
Vernahmt ihr es, das Huld'gungslied der Schützen?
Saht ihr des Herrschers sternbesetztes Band?
Saht ihr den blanken Ehrenbecher blitzen,
Mit goldnem Wein gefüllt bis an den Rand?

Saht prangend ihr die beiden Majestäten
Mit Spiel und Sang zum luft'gen Zelte ziehn?
Sie still und sinnig, schüchtern, mit Erröten,
Er männlich stolz und siegesfroh und kühn?
Ha! saht ihr dann, wie unter munterm Spielen
Das schöne Paar den Wirbeltanz begann?
Der Reigen scholl, es zitterten die Dielen —
O, wackre Schützen, denkt ihr noch daran?

Denkt ihr daran, wie jeder mit Entzücken
Auf ihnen nur das Auge weilen ließ?
Wie alles rings mit freudetrunknen Blicken
Die holde Fürstin und den Herrscher pries?
Denkt ihr an manches schönen Busens Wogen,
Als pochte leise der Gedanke drin:
„O, wäre doch auch dieses Haupt umzogen
Vom grünen Kranz! wärst du doch Königin!"

Ihr denkt daran! — so hebt die Birkenmeier,
So hebt die Gläser jubelnd hoch empor,
Und trinkt aufs Wohl des Königs unsrer Feier,
Und auf ihr Wohlsein, die er sich erkor!
Ihm, den noch keine Herrschersorgen beugten,
Und ihr zumeist, der Sonne dieser Nacht,
Den Sternen auch, die prangend sie umleuchten,
Den Holden allen, sei dies Glas gebracht!

Ihr Lob erschalle laut aus jedem Munde,
Der sich auf Trinken und auf Lob versteht,
Bis um des Morgens erste Dämmerstunde
Die Trommel wirbelnd durch das Lager geht.
Verlaßt ihr dann des trauten Zeltes Wände,
So reiht euch alle freudig Mann an Mann,
Und drückt beim Abschied jauchzend euch die Hände,
Und scheidend sprecht: „Gedenket stets daran!"

Das Nordlicht.

1831.

Hell glänzt, besät mit Sternen,
Des Winterhimmels Blau,
Doch der nördlichen Feste Fernen
Umdüstert dämmernd Grau.

Und wölbende Bogen umfließen
Das Grau, so weiß wie Schnee,
Und leuchtende Strahlen schießen
Aus den Bogen in die Höh'.

Rotglühender Streifen Blitzen
Zuckt wie Schwerter hindurch,
Als wollt' es flammend beschützen
Die güldne Sternenburg.

Und Säulen, feuerfarben,
Reihen zu Hallen sich schlank;
Und ährenstarrende Garben
Wogen den Duft entlang.

Von Licht gezimmerte Kähne
Durchfahren die Feuerflut;
Und spitzige Drachenzähne
Umtröpfelt rauchendes Blut.

Als blitzten tausend Gewitter,
So flammt das Nachtgesicht;
Und durch das lohende Gitter
Lächelt der Sterne Licht.

Jetzt regt sich auf seinem Throne
Am Pol der Winter und schnaubt,
Und flicht die Strahlen als Krone
Um sein bereiftes Haupt.

Des nordischen Reiters Rappe
Wiehert hinauf im Lauf;
Das Renntier und der Lappe
Schlagen die Augen auf.

Da draußen auf den Gassen,
Wie das murrt und summt und raunt!
Das Volk, in dichten Massen,
Sieht zagend empor und staunt.

Die garnumwundene Spule
Verläßt das Mütterlein,
Erhebt sich von dem Stuhle
Und starrt in den glühen Schein;

Mag gern im blutigen Meere
Eine blutige Zukunft sehn;
Sieht streitende Kriegesheere
Und trutziger Banner Wehn.

Der Sänger in stiller Freude
Verläßt das dunkle Haus,
Sieht den Himmel im Strahlenkleide,
Breitet sehnend die Arme aus:

O, könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich schwänge mich auf, empor!
Ich träte durch die Säulen
Hinein zu der Halle Tor!

Beschiffen des Äthers Weiten
Wollt' ich auf leichtem Kahn!
Auf den Bogen wollt' ich reiten
Den Himmel hinab, hinan!

Die Schwerter wollt' ich schwingen,
Die Ähren wollt' ich mähn,
Die Drachen wollt' ich bezwingen,
In Flammen mich ergehn!

Der Leute Murmeln und Summen
Tönte herauf zu mir,
Der ich auf leuchtenden, stummen,
Frostschwangern Wolken führ'!

O, könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich schwänge mich auf, empor!
Erklömme die schlanken Säulen,
Sprengte das feurige Tor!

Weihnachtslieder[1]).

1. Zum Anfange.

Wenn treulich mit schimmernden Flocken
Der Winter die Erde bestreut,
Und rings die metallenen Glocken
Sich regen zum Weihnachtsgeläut;

Dann senkt sich auf goldigem Wagen
Das Christkind zur Erde herab,
Von rosigen Wolken getragen,
Im Händchen den silbernen Stab.

Von purpurnem Samt ist sein Röckchen,
Das Krönlein von edlem Gestein,
Und über den wallenden Löckchen
Glänzt blendend ein Heiligenschein.

Und Engel mit farbigen Schwingen
Umringen das liebliche Kind,
Und zitternde Glöckchen erklingen,
Und huldigend flüstert der Wind.

So naht es der Erde Revieren
Mit strahlendem buntem Gespann;
Es öffnen von selbst sich die Türen,
Pocht leise sein Fingerchen an.

Und springen die Pforten, die Riegel,
Bewältigt vom himmlischen Schein,
Dann schwebt es mit leuchtendem Flügel
In Häuser und Hütten hinein.

Es sieht nach den schlafenden Kindern
Und küßt sie voll Inbrunst und spricht:
„Schlaft ruhig, ihr möchtet mich hindern!
Schlaft ruhig und störet mich nicht."

Drauf trägt es in jegliches Zimmer
Den prangenden, duftenden Baum.
Wie schmücken mit leuchtendem Schimmer
Die Kerzen der Zweigelein Saum!

---

[1]) Zur Bescherung der Waisenkinder in Soest, und von ihnen gesungen.

Wie funkeln die herrlichen Gaben!
Wer hat sich wohl Schönres gedacht!
Es weiß, was die Kinder gern haben,
Das hat es denn alles gebracht!

O freut euch! Zu uns auch die Räder
Des Wägleins hat es gelenkt!
O juble und freue sich jeder!
Wie reich sind auch wir heut beschenkt!

Ertöne melodisch, in leisen
Akkorden, o Weihnachtsgesang!
Christkindchen, empfange der Waisen,
Der glücklichen, innigen Dank!

---

2. Zum Schlusse.

Singt ein heiliges Lied dem Herrn,
Ihm, den alle Seligen loben!
Der Weltenkreis, und was da Odem hat
Im weiten Reiche, alles lobet den Ew'gen.
Aber im Munde der Kindlein tönet vor allem
Heiliges Lob dem Herrn der Welt.

Darum stammelt auch diesen Tag
Ihm die Unschuld fröhlichen Herzens Anbetung,
Dank. Er hat uns angesehn mit Huld und Güte.
Ihm sei Preis und Ehre!
Unsers Lebens beglückend selige Tage
Seien dem Herrn allein geweiht!

Schneeball und Frostblumen.

1832.

Wenn der Frost, der kluge Gärtner,
Kommt, die Scheiben zu bekränzen,
Und am Fenster, kraus und seltsam,
Die gefrornen Blumen glänzen,

Strömt dann nicht ein wonnig Wehen,
Und ein lindes, laues Locken,

Und ein warmer Frühlingsodem
Aus den kalten Blumenglocken?

Werden die phantast'schen Formen
Nicht zu Rosen, Hyazinthen?
Übergießt die weißen Kelche
Nicht der Zauber bunter Tinten?

Scheucht ein mildes, duft'ges Hauchen
Nicht des Winters bittre Kälte?
Wird des Zimmers weiße Decke
Nicht zum blauen Himmelszelte?

Wird die kleine, traute Stube
Nicht ein weiter Frühlingsgarten,
Reich an Blumen, reich an Mädchen,
Die der Blumen sorgsam warten?

Tönt es nicht, als rauschten Blätter,
Tönt es nicht, als surrten Immen?
Tönt es nicht wie das Geschmetter
Von zehntausend Vogelstimmen?

Also, wie dem frommen Dichter
Mitten in des Winters Schweigen
Aus den starren Frostgebilden
Blumen, schön und bunt, ersteigen;

Wie die Vöglein ihn umsingen,
Wie die Falter ihn umgaukeln,
Wie die kleinen Elfenkinder
Sich in seinen Locken schaukeln:

Also mag im luft'gen Lenze
Auch der Winter ihn umfrieren,
Und der grüne Glanz der Fluren
Sich in Flockensturm verlieren.

Träumend lieg' ich auf dem Rücken
Unterm grünen Schneeballstrauche,
Und die weißen Blumenbälle
Schwanken in der Lüfte Hauche.

Frostgeborne Fensterblumen
Senden leises Frühlingsahnen,
Und ein duft'ger Blütenschneeball
Mag an Sturm und Winter mahnen.

Wahrlich! schon erblick' ich Flocken!
Traun! es starren schon die Bäche!
Glitzernd in dem Strahl des Mondes
Ruht die weite weiße Fläche.

Und beschneit sind alle Dächer;
Alles ist so licht, so helle!
Auf dem Eise tönt der Schlittschuh,
Sausend fliegen Flockenbälle.

Pelzverhüllte, rüst'ge Männer
Wandeln rasch, mit weiten Schritten,
Und ich spanne meinen Renner
Vor den leichten, flücht'gen Schlitten.

Seinen Hals, den schön gekrümmten,
Hebt er, daß der Mähne Ringeln
Flattern; daß die rein gestimmten
Glöcklein hell wie Silber klingeln.

Willig läßt er mir die Zügel,
Und, gehorsam meinem Rufe,
Auf dem glatten Schollenspiegel
Tanzt das Doppelpaar der Hufe.

Schneidend wehn des Winters Winde
Um uns her im Vorwärtseilen;
Aus des Rosses weiten Nüstern
Steigen blaue Dampfessäulen.

Meinen jungen Schnurrbart zieren
Reif und winterliche Zacken;
Doch ein ew'ger Frühling lächelt
Vor mir auf dem schönsten Nacken.

Denn im Schlitten, weich auf Polstern,
Sitzt die Schönste aller Schönen,
Der die Glocken meines Herzens
Und des Schlittens Glocken tönen.

Wonne, Wonne! meine Hände,
Die des Renners Wildheit zähmen,
Ruhn auf ihren weißen Schultern,
Die den weißen Schnee beschämen.

Wonne, Wonne! oft berühr' ich
Wie durch Zufall ihre Wangen.

Zwischen meinen Zügeln sitzt sie,
Wie in einem Netz gefangen;

Wendet jetzt das Haupt zurücke
Mit der Freude lichten Blicken,
Nickt und lächelt, daß die Federn
Ihres Hutes schwankend nicken;

Horcht errötend meinen Bitten —
Niemand lauscht zu dieser Stunde! —
Und das süße Recht der Schlitten
Üb' ich aus auf ihrem Munde.

Und der Schlitten wird zum Tempel,
Wird zum stillen Heiligtume —
Wär's doch Wahrheit, weißer Schneeball,
Winterliche Sommerblume!

In einer englischen Kirche.

(Palmsonntag 1832.)

Dies ist der Tag des Herrn!
Da schweigt des Markts Gewühle;
Süß klingen nah und fern
Die hellen Glockenspiele;
Fromm drängt die Menge sich
Zu Gottes Heiligtumen,
Es tragen freudiglich
Die Kinder Zweig' und Blumen.

O Herr, der Freudentag,
Der heil'ge Tag ist heute,
An dem man Palmen brach
Und auf den Weg dir streute.
O sieh, die Erde hat
Gewußt, daß er erschien;
Sie sendet Knosp' und Blatt,
Sie prangt im ersten Grün.

Der Bäume Trieb und Schoß
Glänzt duftend allerwegen;
Sie will, was ihr entsproß,
Zu deinen Füßen legen.

Wie zieht es mich empor!
Wie lockt es mich hinaus!
Ich schreite durch dein Tor,
Du stilles Gotteshaus!

Durch einen Garten tret'
Ich ein in deine Räume;
Die warme Luft durchweht
Das zarte Laub der Bäume.
Von Frühlingswonne voll
Geh' ich zum Tempel ein,
Wo mich erquicken soll
Der ew'gen Gnade Schein.

Seid mir viel tausendmal
Gegrüßt, ihr werten Hallen!
Willkommen, kleiner Saal,
Wo fromme Hymnen schallen!
Willkommen, Sonnenlicht,
Das mild und wunderbar
Durch matte Scheiben bricht,
Vergoldend den Altar!

Die Orgel, voll und laut,
Braust zu des Höchsten Ehre;
In fremder Zunge Laut
Tönt hier des Heilands Lehre.
Doch klingt die Rede süß
In meiner Seele nach: —
Ist nicht die Sprache dies,
Die Wakefields Pfarrer sprach?

O stilles Wakefield!
O Paradiesesträume!
Um meine Schläfe spielt
Das Wehn der Himmelsbäume!
Gleichwie ein milder Stern
Mit wunderbarem Schein
Strahlt mir die Huld des Herrn —
Auf, laßt uns Palmen streun!

Am Strande.

1832.

So hat es am Gestade
Gedonnert wohl vorlängst,
Als keck der Omijade
Ins Meer ritt seinen Hengst;

Der Held, der allen Winden
Die blut'gen Fahnen gab,
Wie Zungen, zu verkünden
Medinas schwebend Grab;

Der Wilde, den der Berber
Sein Land verheeren ließ;
Der seine Wüstenfärber
Blutrot es färben hieß;

Dem, als er nun gezogen
Vom Schilf- zum Atlasmeer,
Zudonnerten die Wogen:
„Halt! du, mit deinem Heer!"

Da ließ er Zäume Zäume
Und Bügel Bügel sein,
Und ritt in das Geschäume
Der Brandung dreist hinein;

Da, hoch in Lüften, blitzte
Des Bärt'gen krummes Schwert;
Die salz'ge Flut bespritzte
Das rabenschwarze Pferd.

Auf seine Stirne wehte
Der Schaum als schnee'ge Bläss';
Der Reiter aber flehte:
„Prophet, du siehest es!

Gern, dich zu pred'gen, ritt' ich
Durch neuer Völker Blut;
Für dich die Welt bestritt' ich, —
Doch sieh, mich hemmt die Flut!"

— O, stände jetzt am Strande
Auch mir ein wiehernd Roß
Und rings im Ufersande
Ein bunter Kriegertroß:

Vor seinen Augen jagt' ich
In dieses Schaumes Schnee;
Doch nicht wie Akbeh sagt' ich:
„O sieh, mich hemmt die See!"

Nicht schreckte mich wie jenen,
O Meer, dein dumpfer Ruf!
Ob flatterten die Mähnen,
Fest grundete der Huf!

Dich eben wollt' ich bänd'gen!
Dich und dein wild Gesprüh'
Erräng' ich zur beständ'gen
Provinz der Poesie!

Denn aller Länder Schwelle
Ist dieser Saum der Flut;
Es brächte jede Welle
Mir eines Volks Tribut.

Auf Sand- und Kiesgestaden
Übt' ich des Strandes Recht;
Mit Beute reich beladen,
Verließ' ich das Gefecht!

Den Hals dem Rosse klopfend,
Von Tropfen übersprüht:
So ritt' ich, Lieder tropfend, —
Denn jeder würd' ein Lied!

Hafengang.

1832.

Dies nun heiß' ich mein Vergnügen:
An dem Hafen nachts zu wandeln,
Wo die großen Schiffe liegen,
Die nach fremden Küsten handeln;

Wenn der Wind, die Wolken jagend,
Heulend singt ein wildes Solo,
Und die Meerflut, Wellen schlagend,
Abprallt von dem festen Molo;

Wenn der Mond, den Sturm verachtend,
Rötlich niederstrahlt, der volle;
Mit trübsinn'gem Blick betrachtend
Den Dreimaster und die Jolle;

Deren Bäume aufwärts ragen,
Auf zu ihm, dem Herrn der Nächte,
Als ob sie ihn wollten fragen,
Ob er bald die Flut auch brächte;

Wenn aus qualmiger Taverne
Dann ein Schwarm von Ruderknechten
Singt und jubelt, die noch gerne
In der Matte schlafen möchten.

Nackt von Hals, mit weiten Hosen,
Wein und Jugend in den Adern,
Stehn die bräunlichen Matrosen
Auf des Kais gewalt'gen Quadern,

Ihres Schiffes Namen rufend
In die Nacht, trotz Flut und Winden,
Bis die Schläge ferner Ruder
Der Schaluppe Nahn verkünden. —

Traun, kein trefflicher Vergnügen,
Als am Hafen nachts zu streifen,
Wo die großen Schiffe liegen,
Wo die farb'gen Flaggen fliegen,
Wappenreiche Leinwandstreifen!

An Afrika.

1832.

Ihr wunderbaren Zonen,
Du fernes Zauberland,
Wo dunkle Menschen wohnen,
Geschwärzt vom Sonnenbrand;
Wo alles blitzt und funkelt,
Wo der Sonne Strahlengold
Das rechte Gold verdunkelt,
Das glitzernd in den Flüssen rollt:

Mit Wald und Wüste voll Grauen
Seh' ich euch vor mir stehn;
Die grünen Palmen beschauen
Sich in den blauen Seen;
Wilder Tiere Stimmen erschallen
Aus Felsgeklüft und Höhl',
Und mit gewichtigen Ballen
Beschwert der Berber das Kamel.

Es wäscht der lockige Neger
Aus Flußsand goldne Körner;
Ernst hebt der Himmelsträger,
Der Atlas, seine Hörner
Und seine Felsenkanten,
Von Sonnenglut erhellt,
Und graue Elefanten
Zermalmen schweren Schritts das Feld.

Der Löwe netzt die Mähne
Und badet sich im Flusse;
Jach schießen braune Kähne
Vorbei mit schnellem Schusse;
Sie rudern ob den Tiefen,
Und tragen Datteln und Harz,
Und Mohrenhäupter triefen,
Und tauchen aus den Wellen schwarz.

Du glutenreiche Zone,
Der Erde Königsland!
Die Sonn' ist deine Krone,
Sand ist dein gelb Gewand;
Und golden sind die Spangen,
Du königliches Weib,
Die es mit feurigem Prangen
Dir heften um den heißen Leib.

Der Strand, der glühende, nackte,
Mit Klippen und mit Dünen,
Der wunderlich gezackte,
Muß dir als Schemel dienen;
Das Meer, den Schemel säumend,
Der hoch es überragt,
Wäscht deine Sohlen schäumend
Als eine dienstbeflißne Magd.

Sinnend auf Scharlachdecken
Ruhst du! — wie licht sie blinken!
Gefleckte Panther lecken
Die Finger deiner Linken,
Weil künstlich deine Rechte
Mit Ringen reich geschmückt,
Zu einer falben Flechte
Das Mähnenhaar des Leun verstrickt.

Und dann, es lösend wieder,
Ein fünfgezahnter Kamm,
Vom starken Rücken nieder
Des Haares dichten Stamm
Bis abwärts auf die Pranken,
Die scharfen, kämmt und streicht,
Und herrisch die geschlanken
Giraffen durch die Wüsten scheucht.

Auf deiner Achsel sitzend,
Mit Plaudern und Geschrei,
In bunten Federn blitzend,
Wiegt sich der Papagei,
Legt seines Schnabels Krümme
Dicht an dein horchend Ohr,
Und schwatzt mit heller Stimme
Dir seltsamliche Märchen vor.

Dein Haupthaar ziert von Seide
Ein Turban, bunt geblümt;
Ein köstliches Geschmeide,
Wie es Sultanen ziemt,
Aus tausend kleinen Ringen
Zur Kette fest vereint,
Legt sich mit goldnen Schlingen
Um deinen Hals, den Glut gebräunt.

Wer hat dich je gesehen
In deiner ganzen Pracht?
Waldhüllen, dichte, wehen
Mit dunkelgrüner Nacht
Vor deinem Türkenbunde,
Vor deiner Wange Samt,
Vor deinem Purpurmunde,
Vor deinem Aug', das düster flammt.

Keiner, der ohne Schleier,
O Königin, dich sah!
Wohl trat dir mancher Freier
Mit keckem Schritte nah;
Die Schleier wollt' er heben,
So dein Gesicht umziehn,
Doch büßen mit dem Leben
Mußt' er sein Wagstück, allzu kühn.

Von deinem Thron mit Dräuen
Erhubst du zürnend dich:
„Schüttelt die Mähne, Leuen!
Zerreißt ihn, kämpft für mich!
Sonne, dein Strahlenfeuer
Entschleudre deinem Zelt,
Auf daß es dem Entweiher
Versengend auf den Scheitel fällt!

Giftwinde, eurem Qualme
Erliege seine Kraft!
Bei jeder Dattelpalme
Schreck' ihn ein Lanzenschaft!
Ihr Neger mit dem krausen
Haarwuchs, bringt mir sein Blut!
Laßt eure Pfeile sausen,
Und treffst das Herz des Frevlers gut!"

Da springt mit wildem Satze
Der Leu und brüllt vor Lust
Und schlägt die breite Tatze
In des Erschöpften Brust!
Da grinst aus jedem Strauche
Ein Mohrenkrieger schlank,
Da fegt mit gift'gem Hauche
Der Smum die dürre Wüste blank.

In seines Renners Flanke
Drückt der Dschaloff den Sporn —
Wie mag der müde Blanke
Entrinnen solchem Zorn?
Blutend aus tausend Wunden
Stürzt auf den Sand er hin;
Den Tod hat er gefunden
Durch dich, furchtbare Sultanin!

Die er enthüllen wollte
Den Augen aller Welt,
Und die darob ihm grollte
In ihrem Palmenzelt!
Er wollte dich verklären
In deinem Heiligtum —
Wie mochtest du ihm wehren,
Was er begann zu deinem Ruhm?

Die nach dem Blute dürsten
Des weißen Manns dich sahn,
Demüt'ge Negerfürsten,
Sie bieten es dir an.
Du schwingst das goldne Becken,
So licht das Blut umblitzt,
Daß mancher Purpurflecken
Auf deinen grünen Schleier spritzt.

Die schwellenden Lippen drückst du
An des Gefäßes Rand;
Mit wildem Lächeln blickst du
Auf den goldgelben Sand.
Im Sande ruht die Leiche,
Die Sonne brennt gar heiß; —
Durch Zeiten und durch Reiche
Klingt deiner toten Buhlen Preis!

Stimme vom Senegal.

Die Nacht brach an, das Zelt war aufgeschlagen,
Ich stampfte Mais, da plötzlich sah durchs Rohr
Ich einen Reiter nach der Wüste jagen;
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Ich sah ihn lächelnd auf mich niederblicken;
Sein lauter Gruß tönt mir noch jetzt im Ohr.
Wie groß war er! — auf eines Straußes Rücken —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

An seiner Seite hing die Kürbisflasche;
Den Schirm von Blättern hielt er hoch empor;
Voll runden Korns war seine Reisetasche —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Er trieb den Vogel nach des Aufgangs Hügeln,
Mit einem Stab schrieb er den Weg ihm vor.
Auf seinem Nacken, zwischen seinen Flügeln —
Hoch auf dem Strauße saß der junge Mohr.

Der Vogel trabte rudernd mit den Schwingen,
Daß ich ihn bald aus dem Gesicht verlor.
Von ferne noch hört' ich den Reiter singen —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Wir lassen morgen uns am Strome nieder,
Und er vielleicht hält vor Tombuktus Tor.
Wann seh' den Strauß und seinen Herrn ich wieder? —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Nachtfahrt.

Es braust die Flut, der Schiffe Masten krachen;
Es ist die finstre schwarze Mitternacht;
In fremder Zunge kündet sie die Wacht.
Fluch dem Gewelsch! Es wird mich toll noch machen!

O meine Heimat! Streckt euch, meine Drachen!
Reißt aus! Dahinten lasset Moor und Gracht!
Mein Vaterland, die Tore aufgemacht!
Nach deinen Bergen zieht mich's aus dem Flachen!

Lang miss' ich dich, oft unter stillen Tränen!
Doch jetzt — ja, das ist deiner Sprache Tönen!
Das ist dein Volk! Vorwärts, mein nächt'ger Ritt!

Ich seh' dich wieder! Auf des Geistes Schwingen
Durchschweif' ich dich, dem meine Lieder klingen —
O hörtest du statt ihrer meinen Tritt!

Der weiße Elefant.

Wohl duften deine Narden,
O Strom der Inder, süß,
Und deine Leoparden
Schmückt ein buntscheckig Vlies.

Der Sieg folgt euren Fahnen,
Berittene Afghanen!
Reich ist an Salanganen
Amboinas Paradies.

O Gangesbraut Bengalen,
Und du, Mahrattenstaat!
Hoch über euren Talen
Türmt sich die Kette Ghat!
O rohrbewachsner Boden!
O heilige Pagoden!
O blutbesprengte Soden
Vor der zu Jagernat!

Des Ganges Welle reinigt
Des Menschen Sinn und Art;
Zum heil'gen Strom beschleunigt
Das Volk die fromme Fahrt.
Die Baumwollkleider sinken;
Sie tauchen und sie trinken;
Die hellen Tropfen blinken
In finstrer Priester Bart.

Auf Laub mit spitzem Griffel
Schreibt sinnend der Brahmin;
Es tragen starke Büffel
Den luft'gen Palankin;
Der Rajah sitzt auf Seide
Im falt'gen Scharlachkleide,
Den Dolch in goldner Scheide;
Der Hukkas Dämpfe ziehn.

Die königliche Boa
Umschlingt den Pisangast;
Ein Diamant ist Goa,
Mit Wellen eingefaßt;
In Kalikuts Verhacke
Liegst du in roter Jacke
Auf deines Hengsts Schabracke,
Sieghafter weißer Gast!

Auf Seide wirkt zu Dakka
Ein Blumenparadies
Der Weber; auf Malakka
Schwirrt der langschaft'ge Spieß.

Der Jäger auf dem scheuen
Roß folgt der Spur des Leuen;
Die Rechte des Malaien
Schwingt den zweischneid'gen Kris.

Mysors gewalt'ger Sultan,
Der fiel in blut'ger Schlacht!
Im Abendlicht, o Multan,
Glänzt deiner Schlösser Pracht!
Wie duftest du nach Bisam,
O Bart von Dekans Risam!
Der nackte Sklave mühsam
Befährt Golkondas Schacht.

Madras, bunt von Feluken
Ist deines Hafens Raum!
Grün steht auf den Molukken
Der würz'ge Nelkenbaum.
Fruchtbar ist deine Lava,
Malaieninsel Java! —
Doch vor dem Herrn von Ava
Ist alles eitler Schaum.

Ihm brüllt im goldnen Stalle
Der weiße Elefant.
Es glüht von Stein und Schnalle
Sein purpurn Stallgewand.
Er steht auf Marmorplatten,
Mit fein geflochtnen Matten
Belegt, und Bambusschatten
Fällt auf des Stalles Wand.

Er zehrt aus Silberwannen
Des Irawaddis Gras;
Ihm duften Weihrauchpfannen;
Ihm klirrt am vollen Faß
Des Zapfens blanker Schlüssel;
Aus tiefer, goldner Schüssel
Schlürft sein gebogner Rüssel
Des Arraks brennend Naß.

Der goldnen Kette Schlingen
Fühlt er am Fuße kaum;
Die Glocken läßt er klingen
An seines Kleides Saum.

Sein Sklave und sein Lenker,
Sein Wärter und sein Tränker,
Der Karnak, führt den Denker
Aus des Palastes Raum.

Wir haben ihn erbeutet
Im Kampfe mit Nepal;
Wie er so stattlich schreitet!
Ein prächtig Futteral
Schmückt seine weißen Hauer:
Und oben sitzt in blauer
Hoftracht der Betelkauer,
Der Fürst von Birmas Tal.

Der edeln und unedeln
Metalle Fürst ist der!
Mit bunten Federwedeln
Kühlt ihn der Diener Heer.
Der Karnak hebt den Stecken,
Triangel schallt und Becken:
Die Menge küßt mit Schrecken
Den Staub — wer ist wie er?!

Tiger und Wärter.

1834.

Ali, du liebst mich noch: bei Tigern nur wohnt Liebe!
Laß ich dich los, so springst du schmeichelnd auf mich zu;
Und wenn ich meinen Kopf in deinen Rachen schiebe,
So brüllst vor Freude du.

Denn du gedenkst der Zeit, da freundlich aus dem Schilfe
Des Dschumnastromes dich emporhob diese Hand;
Drei Tage warst du alt; du winseltest um Hilfe.
Mein zorn'ger Elefant

Warf deine Mutter hoch empor; er schrie und schnaubte.
Tot fiel zu Boden sie, blutig — o, welch ein Tier!
Fünf Ellen war sie lang vom Schweife bis zum Haupte.
Ali, wie gleichst du ihr!

Ich band ihr zottig Fell ans Dach des Baldachines,
Den auf dem Rücken stolz ihr Überwinder trug.
Der Rajah, der uns sah vom Sitz des Palankines,
Der Landmann, der den Pflug

An uns vorübertrieb, vor Agras Tor die Wache —
Wie zornig machte sie mein Glück; ihr Neid war groß
„Das Fell der Tigerin weht an des Zeltes Dache,
Auf ihres Mörders Schoß

Lebendig liegt ihr Sohn!" — Von eines Käfigs Gittern
Umschlossen, wuchsest du heran wie Bambusrohr.
Dein Ruhm und dein Gebrüll, bei dem die Cocknehs[1]) zittern,
Drang zu des Rajahs Ohr.

Er kaufte dich von mir; er gab mir seinen falt'gen
Turban, sein Schwert, sein Kleid — er gab mir königlich,
Zu Schiff an seines Reichs Schutzherrn, an den gewalt'gen
Herrn Englands, sandt' er dich.

Den Königstiger gab der fürstliche Vasalle
Dem großen Könige, des Thron vom Flusse Thames
Bespült wird. Ich betrat mit dir die Marmorhalle
Des Schlosses von St. James

In dieser prächt'gen Stadt, die auf den grünen Auen
Altenglands märchenhaft mit ihren Wundern blitzt,
Bunt wie ein Schmetterling Ostindiens anzuschauen,
Der auf dem Grase sitzt.

Der reiche Farbenschmelz der schöngezackten Schwingen
Wird von dem frischen Grün der Wiese scharf begrenzt —
In dieser Zauberstadt, die nachts von Feuerringen
Und Feuerfurchen glänzt:

Die Straßen Furchen, die Marktplätze Feuerkreise —
Saht ihr bei Nacht das Glühn des kielburchzischten Meers? —
So funkelt London nachts von Gaslicht: Feuergleise
Die Straßen und die Squares: —

In dieser Stadt verlieh der König diesen Garten,
Verlieh er dieses Haus und diese Bäume mir.
Hier muß der Indier des Königstigers warten.
Ali mit dir und ihr

[1]) Spottname der Londoner.

Bewohn' ich — ha, mit ihr — treulose Bajadere!
Ali, du liebst mich noch! wild grüßt mich dein Gebrüll.
Einst liebte sie mich auch! — sie hat mit mir die Meere
Durchkreuzt — jetzt! — Ali, still!

Ali, betritt mit mir den Hof! Siehst du die Mauer,
Die unser enges Reich, die diesen Park umzäunt?
Siehst du gesenkten Haupts, voll Heimwehs und voll Trauer
Die Treibhauspalme stehn? Fühlst du den Frühlingsschauer?
Er tropft von ihrem Laub herab; die Palme weint.

Mit der Geliebten saß ich oft an ihrem Stamme;
Wir lauschten auf ihr Wehn, die Heimat war uns nah.
Gleich wie ein Zauberer bespricht die wilde Flamme,
So zähmte dich ihr Blick, ihr Wort; gleich einem Lamme
Lagst du, Blutgieriger, zu ihren Füßen da.

Dein lechzend, rollend Aug' hing an des Mädchens Blicken.
Im indischen Gewand, das schwarze Haar durchblitzt
Von Perlen, ruhte sie auf deinem bunten Rücken.
Sie ritt auf dir, sie glich — so sagte mit Entzücken
Das Volk — dem Liebesgott, der auf dem Löwen sitzt.

Ali, dein Nacken ist nicht mehr ihr Ruhebette;
Sie sprengt nicht mehr auf dir durch diese Stauden hin.
Am Abend legt sie dich nicht mehr an deine Kette;
Seit Monden schwand der Tag, da mir gelächelt hätte
Ihr Aug'! — Ein andrer füllt das Herz der Indierin.

Du schnaubst nach Blut und ich nach Rache.
Im dichten Buschwerk hier laß Wache
Uns halten! In die Gräser laure
Dich nieder! Lechzend, gähnend laure,
Bis — wie dein borstig Haar dem Winde
Entgegenstarrt! Wie peitscht die Rinde
Von diesem Baum dein prächt'ger Schweif!
Wie scharrst du mit den Klaun! — der Greif
Hat schärfre nicht! — Ja, wälze dich,
Du Sohn des Dschumna! Königlich
Bewirtet heut dein Wärter dich!
Kein Wildbret, das im Forste dir
Ein Jäger schoß, mein schlankes Tier,
Soll heute deine Lippen röten;
Heut sollst du selbst ein Wild dir töten! —

Schon dunkelt es! Bald muß er kommen!
Ha! siehst du sein Gewand! — Erklommen
Hat er die Mauer; dunkel weht
Sein Reitermantel; — wie er späht!
Er lauscht — ein rascher Sprung! — der Garten
Empfängt ihn. Des Tollkühnen warten
Die Arme, die einst mich umfingen.
Sie singt — so klang einst mir dein Singen
Zu Agra, Schlange! — Sieh, die Hand
Legt er ans Schwert; leis knirscht der Sand
Des Weges unter seinen Sohlen.
Er blickt ins Holz; zwei rote Kohlen,
Glühn deine Augen ihm entgegen.
Brich los, gehungert und gelegen
Hast du genug! — Dein Wild das! — ha,
Starr wie ein Steinbild steht er da!
Bleich, zitternd, seine Knie schlottern;
Er stöhnt, wie einer, der von Ottern
Gebissen ward; sein nutzlos Eisen
Klirrt auf dem Grund; in weiten Kreisen
Wird er — ja, Ali! — von dem Wilden
Umsprengt; des Tigers Haar fliegt gülden.
Er nähert sich; sein durstig Aug'
Durchbohrt ihn; brüllend auf den Bauch
Legt er sich nieder; — bleich und trübe
Flammt dort ihr Licht; — weh, meiner Liebe
Duftreiche Blum' hat er gebrochen! —
Da! — welch ein Satz! — Ich bin gerochen!
Stolz wie der Geier auf der Taube,
Sitzt brüllend er auf seiner Laube.
Ja, brülle! — wie der Leoparde,
Der Leu, der einen von der Garde
Des mächt'gen Inselherrn zerriß?
Sein Blut umtröpfelt dein Gebiß;
Es rinnt und raucht von ihm der Plan —
Sie? — weh mir, was hab' ich getan!

Schahingirai.

(Januar 1834.)

Hammer, Geschichte des Osmanischen Reichs.)

Ein dunkler Reiterzug trabt durch die Steppe hin:
Das ist mit seinem Troß der Khan der Krim, Schahin:
Er läßt von seinem Hengst sich durch die Ebne tragen
Die Nacht ist kalt und rauh; sein Haupthaar flattert wirr
Im Sturm; sein Auge blitzt; — er hält, wo Kantemir,
Sein Feind, ein Lager aufgeschlagen.

Der Führer selbst ist fern auf einem Beutezug,
Und arglos schläft das Volk vom Dnieper und vom Bug
In den bereiften Filzgezelten.
Sie schlummern, Mann und Roß; Zaumwerk und Melkgeröt
Am Boden aufgehäuft; — kein Laut — es war sehr spät,
Als sie die Lagerstatt umstellten.

Weh dir, o Kantemir, daß du des Blut'gen Grimm
Geweckt! Sein Schwert entblößt der wilde Khan der Krim
Und sprengt ins Dorf mit seinen Reitern;
Er wirft den ersten Brand; da loht's gleich Naphthafeen;
Die Zelte flackern auf; in hellen Flammen stehn
Die Wagen mit den hohen Leitern.

Wohl rinnt der Schläfer Blut; doch löscht es nicht den Brand. —
Und aus dem reichsten Zelt, gefesselt Fuß und Hand,
In langen, aufgelösten Haaren,
Zerrissen das Gewand, von gier'gen Augen frech
Begafft, führt vor den Khan ein siegberauschter Beg
Das Weib des Fürsten der Tataren.

Gelassen sah Schahin die Zitternde und sprach:
„Kalt weht von Asow her der Ost! Fern noch der Tag!
Du bebst vor Kälte! Wohl, dich soll nicht länger frieren!
Wärmt diese Brunst dich nicht, ... der Fürstin dien' ich gern!
Was ist ein Feuer auch dem reichen Steppenherrn?
Sieh, dort lass' ich dir eines schüren!

Kein trübe glimmendes, wie auf dem Wanderherd
Der Hirt der Tatarei es mit Kamelmist nährt
Nein, eines, das bis zu den Sternen
Emporflammt! Sieh, schon zuckt und züngelt es im Wind!
Nicht dich allein, es gilt zu wärmen auch das Kind,
Das du im Schoße trägst dem Fernen!

Da, Teppiche! — noch jüngst hast du darauf geruht! —
Leinwand von deinem Zelt! — dies harz'ge Holz! — Die Glut
Ergreift's und zischt empor mit schwefelgelbem Kamme!
Wohlan, so wärme dich!" Er sagt's und stößt den Spieß
Dem Weibe durch die Brust; ein Wink, und der Kirgis,
Sein Diener, hält sie in die Flamme.

Sie krümmt . . . ich sah es nicht! Schahin hat zugesehn.
Doch in der Glut bekam das schwangre Weib die Wehn,
Und einen Sohn hat sie geboren.
Das Feuer hascht nach ihm . . . bedeckt die Augen nur!
Der Khan spricht: „Es wird warm!" — Er wirft die Tigerschur
Von sich und kraut dem Hengst die Ohren.

Der Rauch umwirbelt sie; nichts seh' ich mehr! — Gepoch'
Von Hufen nur und Ruf von Stimmen hör' ich noch:
„Schahin, der Mächt'ge sei gepriesen!
Sein Zorn straft Könige! Von seinen Taten spricht
Die Welt! Bis Stambul nennt ihn zitternd das Gerücht!
Bis zu des Wolgastromes Wiesen!"

Gedichte und Fragmente aus dem Nachlaß

1833–1849

Indisches Lied.

Taucht in dies Gefäß mit Gifte
Tief hinein der Pfeile Spitzen,
Daß der Tod den Feind ereil',
Wenn sie auch sein Fell nur ritzen.

Daß er zuckend auf des flücht'gen
Rosses Hals vornüberfalle:
Daß sich seine Rechte krampfhaft
In das Haar der Mähne kralle.

Daß sein Auge dunkel werde,
Und das Weiße drin sich röte,
Daß der Tod mit blauen Flecken
Auf sein bräunlich Antlitz trete.

Daß sein Pferd den Halbgetorbnen
Bis vor seine Hütte trage:
Daß sein Weib ihn stöhnen höre
Und verzweifelnd um ihn klage:

Daß drei Tage lang des Todes
Qual in seinen Gliedern brenne,
Und daß seine Seele lästernd
Sich vom Körper endlich trenne!

Das Notzeichen[1])

1.

Daß sie ihnen sei ein Schlüssel
Zu der Heimat, haben Schiffer
Dieser glattgeschlagnen Schlüssel
Eingegraben Wort und Ziffer.

[1]) Veranlaßt durch eine von Schiffbrüchigen Dorbandern auf die angegebene Weise benutzte Zinnschüssel, welche von späteren Seefahrern nach Europa zurück-

Nach der Straße, die den Namen
Führt des kühnen Portugiesen,
Nach dem Feuerlande kamen
Die verschlagenen Westfriesen.

Feuerland! — Wer hat zum Hohne
Diesen Namen dir gegeben,
Unwirtbare, kalte Zone,
Wo am Fels nur Moose kleben?

Namen täuschen; — Lügen strafen
Muß ich alle; sieh, in Stücke
Ging die Eintracht; — wo ein Hafen,
Wo ein Kahn, wo eine Brücke?

Sieh, die Bucht ist voll von Splittern
Eichner Planken, eichner Rippen.
Die ans Land Geschwommnen zittern
Auf des Ufers nackten Klippen.

Aus geborgnem Segeltuche
Bauen Hütten sie und Zelte;
Halb erstarrt, mit wildem Fluche
Schmähen Schiffbruch sie und Kälte.

Höhnend speit das Meer die leere
Schüssel aus; — wem ist sie nütze?
Breitgehämmert mit der Schwere
Eines Steines, mit der Spitze

Eines Nagels engbeschrieben,
Ragt sie hoch auf langem Pfahle,
Daß sie schaue durch die trüben
Nebel weithin zum Signale.

Schwarz, ein Auge, durch die Flocken
Der Gestöber soll sie spähen,
Einen Retter soll sie locken,
Doch sie lockt nur Uferkrähen,

Die an ihrem eis'gen Rande
Krächzend ihre Schnäbel wetzen. —
Rettend naht dem öden Lande
Kein Fregattenkiel; kein Fetzen

---

gebracht, gegenwärtig in der Raritätenkammer des Königlichen Museums im Haag aufbewahrt wird. Schiff de Eendragt, Jahreszahl 1610.

Eines Wimpels. — Starre Leichen
Ruhn im Schnee, Gesicht und Jacke
Reifbedeckt — am Pfahl ein Zeichen
Spricht von ihnen und dem Wracke.

2.

Zweie lebten noch, die letzten
Von der Mannschaft; betend saßen
Sie gehüllt in die zerfetzten
Kleider, an der Wasserstraßen

Fährlichster. Auf einem Steine
Saßen sie auf meerdurchnäßten,
Harten Tüchern. Sieh, der eine
Matten Aug's blickt nach Nordwesten.

„Goldne Küsten, Inselgruppen,
Wo die Töchter der Malaien
Seltner Fische bunte Schuppen
Schiffern vor die Füße streuen,

Auf die Stirne des Piloten
Federndiademe drücken,
Und in langen, schmalen Booten
Dastehn mit gesenkten Blicken.

Gleichwie Lampen, die in dunkeln
Gängen glühn mit süßem Lichte,
So an dem Gestade funkeln
Edle, sonnengelbe Früchte,

In dem dunklen Laubgewölbe;
Tiefes Glühn deckt ihre Wangen:
Ist nicht ihre eigne gelbe
Farbe glänzend aufgegangen

Auf dem Meer? Die bunten Arras
Grüßen die orangenfarbe
Flagge; stattliche Hirarrahs
Bringen Ölzweig ihr und Garbe.

Meere, deren stille Häfen
Sich mit Inselgürteln schürzen,
Nie umziehet meine Schläfen
Mehr der Duft von reinen Würzen." —

Gen Nordost schaut sein Gefährte:
„Halbmondgleiches Amsterdam,
Hafen, wo die unversehrte
Eintracht jüngst vor Anker schwamm

Schiffbelebte, sturmdurchschnaubte
Bucht des Südermeeres Y!
Die es trägt auf seinem Haupte
Zackig wie ein Hirschgeweih;

Mastenwald, geschäft'ge Werften,
Ankerschmieden, Seilerbahnen,
Zeughauskammern mit geschärften
Schwertern und erkämpften Fahnen!

Speicher ihr, und ihr Paläste!
Wirres Treiben, reges Tun!
Kirchen, wo die heil'gen Reste
Aller Indienfahrer ruhn!

Und du Turm mit weißem Steine
In der roten Ziegelmauer:
Fünfzehnhundertsechzigneune
Steht darauf, ein Weib in Trauer,

Und ein Schiff[1]); zuletzt hab' dorten
Weib und Kinder ich gesehen —
Deiche, Schleusen, Türme, Pforten,
Hell seh' ich euch vor mir stehen.

Doch! Kein Wort mehr! ihre Leichen
Zieren Reif und Schnee und Zacke;
Hoch am Pfahl das schwarze Zeichen
Spricht von ihnen und vom Wracke.

Lasset ab!

1838.

„Lasset ab! — Ich weiß es selber!
Habt nicht nötig mir's zu sagen! —
Ach, kein Lied noch, das, ein Blitzstrahl,
Glühnd in jedes Herz geschlagen!

[1]) Der am Hafen von Amsterdam stehende Schreierturm (Schreyerstoren) soll früher, wo die nach beiden Indien bestimmten Fahrzeuge dicht unter seinen Mauern die Anker lichteten, Zeuge manches tränenreichen Abschieds gewesen sein und diesem Umstande sowohl seinen Namen als auch jenes kunstlose, noch jetzt über seinem Eingang zu sehende Basrelief zu verdanken haben.

O dies Tappen, o dies Suchen,
Dieſe ew'gen Diſſonanzen,
Dieſe eck'gen Brocken eines
Durch und durch verhunzten Ganzen.

Lied und Leben! — O, wie ſtrebt' ich,
Was ſich fremd iſt, zu verſöhnen!
Doch das Lied ſtirbt mit dem Leben,
Und das Leben mit den Tönen;
Keins von beiden will geraten!
Ew'ge Halbheit, ew'ges Pfuſchen!
Nichts als Schwächen, nichts als Flecken,
Nur der Tod kann ſie vertuſchen!"

Aus dem Schleſiſchen Gebirge.

Fragment.

„Nun ſtehn entlaubt die Brombeerhecken, —
's iſt auch ſchon Allerſeelenfeſt!
Kein Vogel mehr ſucht Moos und Stecken,
Öd und verlaſſen jedes Neſt.
Hilf Gott, die erſten Flocken fliegen;
Kalt meine Hand, kalt mein Geſicht!
Hier iſt dürr Laub, hier will ich liegen —
Ein ander Lager hab' ich nicht!
Was wird aus mir?

Hier iſt die Stätt'. Hier nickt die Weide,
Hier noch die Birke, dran ich ſtand.
Hier rief ich aus in meinem Leide:
„Ha, Rübezahl! Kauf' Leinewand!"
Ich ward ſeitdem ein halb Jahr älter —
Weh, meine Bruſt — der raſche Lauf!
Der Nordwind heult, 's wird immer kälter,
Ich glaub', ich ſteh' nicht wieder auf.

Ja, Rübezahl! Das war ein Wähnen!
Jetzt weiß ich ſchon, wie's damit iſt.
Doch hat mich Vater unter Tränen
Nach jenem Waldgang heiß geküßt.

Nun ist er tot! — tot und erschossen!
Zu Langenbielau stürzt' er hin! —
Hui, wie das pfeift! und auch noch Schloßen,
Weh, daß ich eine Waise bin!
Was wird aus mir?

So war's: die Mutter lag im Sterben.
O trüber Tag — wir weinten sehr.
Wir stellten ihre Blumenscherben
Zu ihren Häupten um sie her.
Der Vater murmelte: „Kein Retter!"
Da hallen Schritte durch das Tal.
Da stürmt ein Trupp — Herr, welch ein Wetter!
Ach und des Hungers bittre Qual!
Was wird aus mir?

Ein wild Gesicht sah durch die Scheibe:
„'s ist an der Zeit! Nachbar heraus!" —
„Großmutter bleibt bei meinem Weibe!"
So trat der Vater jach vors Haus.
Die Mutter stöhnt — es war das Ende;
Sie sah uns an — ihr Auge brach.
Ich küßt' ihr jammernd Mund und Hände,
Und dann hinaus, — dem Vater nach.
Was wird aus mir?

Hinaus, hinaus, — hin bis zur Stelle,
Wo sich des Kaufherrn Schloß erhob.
Hui, wie da Meister und Geselle
Brecheisen, Beil und Hammer hob!
Die knirschten wütend mit den Zähnen,
Die hieben alles kurz und klein.
„Das unser Schweiß! Das unsre Tränen!
Das unser Blut!" hört' ich sie schrein.
Was wird aus mir?

Und dann — sie sprachen zum Erbarmen.
Bei allem Ding steht eine Wacht,
Doch, wie der Reiche drückt den Armen,
Drauf hat kein Polizeimann acht." . . .

Friedrichs II. Kreuzfahrt.

Fragment.

1837.

Schwer gewappnet zieht das Kreuzheer durch das lodernde Gefilde.
In der Sonne der Kalifen glühn der Ghibellinen Schilde.
Helm an Helme, Fahn' an Fahne, Roß an Roß und Mann an Mann,
Zieht die Schar des Bannbeladnen durch das Glutland Soristan.

Wo sie rasselnd jüngst gelandet, Akkas Feste liegt im Rücken:
Anders dröhnt die braune Wildnis als des Falltors Schwebebrücken.
Statt der Türme, die den Hafen, der sie aufnahm, stattlich gürten,
Niederschaut auf sie der Berghang, drum Elias' Raben schwirrten.

Scharlachfarbner Ginster wuchert um des Karmel Brust und Nacken: —
Sickert noch das Blut der Priester um die schroffen Felsenzacken?
Schwüler Hauch entweht den Schlüften: — kehrte der Prophete wieder?
Zürnt' er auf die durst'gen Fluren eine neue Dürre nieder?

Eine Rast bei Düsseldorf.

Fragment.

1837.

So schreit' ich ostwärts denn vom Rheine!
Die Sonne steigt, die Berge glühn!
Es trifft mein Wanderstab die Steine
Des Heerwegs, daß sie Funken sprühn!
Lastwagen ziehn, Karossen blenden,
Vom Sporn des Reiters tröpfelt Blut!
Hoch auf des Pfades Uferränden
Gehölz, und Farn und Fingerhut!

Wie stolz und prächtig dein Gefieder,
Du Palmentypus, Farrenkraut!
Wie stolz, wer auf die Lande nieder,
Umrauscht von deinen Blättern, schaut!

Hinan, hinan! Mein Haupt umfliegen
Soll deiner Schäfte wirr Gerank!
Am Saum des Weges will ich liegen
Auf krautumfloßner Wurzelbank!

Hinan! Den Strohhut in die Kräuter!
Die heiße Stirn ins frische Laub!
Vorbei im Trabe, Roß und Reiter!
Vorbei in Wirbeln, Juliſtaub!
Nimm auf und balle dich! — Von hinnen!
Dem Rheine zu mit Sturmeshaſt!
In deiner Wolke will ich ſinnen
Die Dauer dieſer Stundenraſt!

Vorbei! — Was drunten wallt zur Stunde,
Von deinem Tuche ſei's verhüllt!
Ein Viſionär, auf ſeinem Grunde
Raſch laſſ' ich ſprühn ein ander Bild!
Zu Berg drei Männer ſeh' ich reiten!
Die Tracht veraltet, feierlich!
Das iſt ein Ritt aus alten Zeiten,
Ein Ritt der Jahre Siebenzig!

Ein ſeltner Zug! — Beim Himmel: — Zöpfe!
Von Puder weiß das blonde Haar!
Doch keck und edel ihre Köpfe,
Die Stirnen hoch, das Auge klar!
Ihr Bügel ſtraff, ihr Sitz geſchloſſen —
So ſitzt ein König auf dem Thron!
Und ſtolz herunter von den Roſſen
Brauſt ihres Wortes mächt'ger Ton!

Halt! — ihr? — Ich weiß von eurem Ritte:
Weiß, wen ihr im Gebirg' verließt! —
Zuerſt, du Prächt'ger in der Mitte,
Du Junger, Schlanker, ſei gegrüßt!
Du Zeushaupt, das den Götz geboren,
Und Lamoral, den Grafenſproß: —
Gib Raſt, o Goethe, deinen Sporen!
Götz, Egmont, Werther, wirf dein Roß!

Das Haus ist still, das Glas ist leer.

April 1840.

Das Haus ist still, das Glas ist leer,
Und tief herabgebrannt das Licht;
Ich schreite düster hin und her,
In beiden Händen das Gesicht.

In meinen Adern kocht es wild;
Ich glaube gar, mein Aug' ist feucht.
Vor meiner Seele schwebt ein Bild,
Das meine Ruhe jäh verscheucht.

Ich sah es leuchten hoch zu Schiff;
Die Woge treibt; — vorbei, vorbei!
Mir ist, als säh' ich auf dem Schiff
Im goldnen Haar die Lorelei!

Die Locke weht, der Schleier fliegt,
Keck übern Schiffsbord schaut der Fuß,
Und, leise von der Hand gewiegt,
Winkt die Lorgnette stillen Gruß.

Ich aber schwinge stumm den Hut.
Ein Winken noch: — fort schießt das Boot,
Stromunter sauft es durch die Flut,
Stromauf erglüht das Abendrot.

Leb' wohl, leb' wohl! — Das Glas ist leer,
Und tief herabgebrannt das Licht.
Ich schreite düster hin und her,
In beiden Händen das Gesicht.

Gott schütze dich.

Sommer 1846.

Gott schütze dich!
Die Nacht bricht an; ich bin dir fern, mein Leben!
Doch deine Seele fühl' ich mich umschweben;
Mild, händefaltend tritt dein Bild vor mich!
Gott schütze dich!

Gott schütze dich!
Mich trägt die Flut; du ruhst auf deinen Pfühlen!
Ich seh' ein Lächeln deinen Mund umspielen;
Im Traum bewegen deine Lippen sich;
Gott schütze dich!

Gott schütze dich!
Er sei dein Schild; — ich bin dir ferne!
Ich schau' empor, da glühn die ew'gen Sterne;
Mit Tränen füllen meine Augen sich; —
Gott schütze dich!

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1867
A1
1909
v.1-3

Freiligrath, Ferdinand
Werke